Gallerie von Abenteuern

aus der

wirklichen Welt;

oder:

Gemählde wunderbarer Schicksale, gefahrvoller Reisen, außerordentlicher Begebenheiten, merkwürdiger Kriminalgeschichten ꝛc. und anderer seltsamer Scenen aus dem Menschenleben

der

ältern und neuern Zeiten.

Von Rittgräff.

Ein

Magazin für Freunde ergreifender Geschichten.

Erster Theil.

Grätz,
gedruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.
1817.

G.H. BIBL. WEIMAR

Vorrede.

n, wie der geniale Jean Paul ſagt, eine
e eigentlich nur eine Verlängerung oder
irung des Titels iſt, ſo wäre ſie wohl
rs bey dieſem Buche ziemlich über-
Das, was es enthält, iſt auf dem Aus-
ilde deutlich genug angegeben; es mag
nur um das Wie? des Inhalts han-
nd in dieſer Hinſicht ſchmeichelt ſich der
geber, ſich keine Vorwürfe machen zu
Er hat aus vielerley ältern und neuern
mit Wahl geſammelt und zuſammen ge-
nd ſich befliſſen, nur ſolche Gegenſtän-
uheben, die auf eine allgemeine Theil-
nſpruch machen können. Zwar hat ſeine
ung vorherrſchend nur die Unterhaltung

zur Absicht; gleichwohl aber hat er bloß Darstellungen aus der wirklichen Welt in diese Gallerie aufgenommen, denn er kann sich unmöglich überreden, daß der jetzige Zeitgeschmack sich mit romanhaften Schildereyen vertragen kann. Die Geschichte allein ist in seinen Augen die reiche Fundgrube der Unterhaltung so wohl als der Belehrung. Mit ihr Hand in Hand wolle also der geneigte Leser freundlich diese Gallerie durchwandeln. Gefallen die aufgestellten Tableaus, so wird der Herausgeber nicht ermangeln, eine Fortsetzung zu liefern.

Wien im October 1816.

ärbar erfüllte Prophezeyung, und piellos überſtandene Gefahren.

ehreren Jahren hielt ſich ein Baron W... auf, der unter dem Czeckler Huſaren- te dem letzten Kriege der Oeſterreicher ge- Pforte beygewohnt hatte. Unter andern erkwürdigen einzelnen Begebenheiten er- auch folgende, welche ihm erſt wider- ar. Er mag auch hier ſelbſt erzählen.

war im Frühlinge 1788, als ich mit Re- n Miklos-Var im Sepſer-Stuhl in Sie- n, zu meinem Regimente nachmarſchirte, damahls gerade in der Gegend von Or- d. In einem Dorfe, nahe bey der Armee, eine Zigeunerinn auf, welche Marketen- eb. Meine Rekruten, abergläubiſche Men- eßen ſich ihr Kriegsgeſchick weisſagen, über die Poſſe, hielt aber zum Scherze meine Hand hin. Der zwanzigſte , ſprach die Prophetinn bedeuten', ſonſt ch wollte mehr wiſſen, ſie wiederhohlte aber Worte, und da ich weiter zog, rief ſie mir Mahl in einem bedenklichen Tone nach:

der zwanzigste August. Natürlich, daß ich wenigstens den Tag im Gedächtnisse behielt.

Wir kamen zum Heere und theilten dessen Beschwerden und Gefahren. Ich schweige davon, und erwähne bloß, daß damahls die Ottomannen keinen Gefangenen Pardon gaben, vielmehr für jeden Kopf einen Preis von einem Ducaten festgesetzt war Janitscharen und Spahi's säumten auch nicht die Prämie zu verdienen, wo es nur Gelegenheit dazu gab. Besonders waren die Oesterreichischen Vorposten schlimm daran, denn fast jede Nacht erschien eine überlegene Anzahl gegen die Einzelnen, um sich Köpfe zu hohlen, wobey man feindlicher Seits so geheim und schnell verfuhr, daß es selten mißlang, und das Lager bey Tagesanbruch zum Theile nur von Rümpfen bewacht war. Dieses bewog den Prinzen von Koburg, jede Nacht starke Cavalleriepickets ausser der Vedetten-Kette, auszustellen, welche diese schützen sollten. Die Pickets bestanden aus 100 bis 200 Mann. Die Türkischen Befehlshaber erzürnt, den Detail-Handel ihrer Leute so gestört zu sehen, griffen nun selbst diese Pickets mit Uebermacht an, indem hier schon ein ansehnlicher Gewinn zu machen war. Daher ward denn das Picket eine Obliegenheit, vor welcher man immer seine kleinen Rechnungen zu berichtigen pflegte.

So standen die Sachen im Monathe August. Einige Hauptgefechte hatten auf die Stellung der Armeen keinen Einfluß gehabt. Acht Tage vor dem zwanzigsten erschien die Zigeunerinn, die ich seit dem oft mit Victualien gesehen, in meinem

lte, und verlangte: ich ſollte auf den Fall, daß
am erwähnten Tage bliebe, ihr ein Vermächt-
l ausſetzen; käm ich aber gegen ihre Warnung
t dem Leben durch, ſo erboth ſie ſich zur Lie-
ung eines Korbes Tokayer. Dieſer war ſchwer
haben, das Weib mir lächerlich, und ſo glaub-
unter ſolchen Umſtänden auch ein baldiger
d ſeyn konnte, ſo erwartete ich ihn doch gera-
nicht auf den Tag, und ließ mich in den
rtrag ein. Die Alte ſollte zwey Pferde und 50
caten erhalten, wenn ich fiele, ſonſt den To-
er bringen. Der Auditeur ſchrieb den Vertrag
end nieder.

Der zwanzigſte Auguſt kam heran. Es gab
e Ausſicht zur Action. Die Reihe, das Nacht-
el des rechten Flügels zu ſtellen, war an un-
n Regimente; ich für mein Theil war aber
ſicher, da noch zwey Officiere vor mir auf
Commando-Liſte ſtanden. Es war Abend, ich
die Huſaren ſich nach und nach anſchicken, da
hien der Chyrurgus beym Regiments-Comman-
ten, und meldete, der beſtimmte Officiere ſey
zlich gefährlich krank geworden; alſo ward der
ende, mein Vordermann, ernannt. Er kleidet
ſchnell an, und will zu ſeinen Leuten, aber
ſonſt frommes Pferd bäumt ſich einmahl über
andere, der Reiter vermags nicht zu beruhi-
wird abgeworfen, und bricht das Bein. Nun
es an mir. Ich geſtehe, daß mir doch nicht
anz, wie gewöhnlich zu Muthe ward.

Ich rückte mit 80 Mann aus, ein Rittmei-
mit 120 ſtieß von einem andern Regimente

dazu, so daß das Picket aus 200 Mann bestand. Wir hatten unsern Posten tausend Schritte vor der Linie des rechten Flügels und lehnten uns an einem mit hohen Schilfrohr bewachsenen Sumpfe. Schildwachen wurden nicht vorwärts gestellt, dagegen verließ die Mannschaft den Sattel nicht. „Der Säbel am Gefäßriemen, der Karabiner im Anschlage bis zum Tagesanbruche," so hieß die Ordre. Bis eine Viertelstunde vor Mitternacht war alles ruhig, dann vernahmen wir ein schleichendes Getöse, bald darauf ein lautes Allah, und eine Minute später lagen alle Pferde des ersten Gliedes von Schüssen oder dem Anrennen von 6 bis 800 Türken über den Haufen. Von unserer Karabinersalve und durch den tollkühnen Anfall waren eben so viele von ihnen gestürzt. Der Feind kannte das Lokal; wir wurden umringt, übermannt, man stach, schlug, schoß wild auf einander. Ich bekam acht Säbelhiebe von Freund und Feind, mein Pferd einen tödtlichen Schuß, es sank auf mein rechtes Bein, und drückte mich in den warmen blutigen Sand. Die Pistolen leuchteten gleich schnellen Blitzen zum Gräuel der Massakre. Ich sah von der Erde hinauf. Die Verzweiflung wehrte sich unserer Seits, aber die mit Opium berauschten Türken waren übermächtig, und mordeten fürchterlich. Bald stand keiner der Kaiserlichen mehr, die Ueberwinder bemächtigten sich der noch brauchbaren Pferde, plünderten erst Todte und Verwundete und nahmen sich dann die Köpfe, zu deren Transport sie eigene Säcke mitgebracht hatten. Man wird meine Lage nicht be-

en. Wir Ezeckler verſtehen meiſtens Türkiſch,
hörte daher die Aufmunterung, zu eilen, ehe
curs erſcheine, und keinen Ducaten zurück
n, es müßten zwey hundert ſeyn. Davon
en ſie alſo genau unterrichtet! Indem man
über mich wegſchreitet und Kugeln, Spieße
Glieder über mich wegfliehen, bekommt mein
d noch einen Schuß, der, weil noch nicht al-
Leben weg war, eine convulſiſche Bewegung
dem Thiere veranlaßte. Sie gab mir Luft,
Bein wegzuziehen, und ich ergriff den Ge-
en, mich wo möglich in den Rohrſumpf zu
en. Ich hatte bemerkt, daß es einige der Un-
en verſuchten, aber von den Feinden erhaſcht
en wären. Das Schießen nahm indeſſen ab,
ich gab mir die Dunkelheit Hoffnung. Zwan-
Schritte hatte ich nur, aber freylich auch die
rſcheinlichkeit zu verſinken. Doch ſprang ich
Pferde und Menſchen, und rannte mehrere
en nieder, man griff, man hieb nach mir,
Schnelligkeit und ein gutes Geſtirn ließen
den Moraſt erreichen. Ich ſank anfänglich
bis an die Kniee, arbeitete mich wohl hundert
itte im hohen Schilfe fort, dann blieb ich
Ermattung ſtecken. Ich hörte eine Türkiſche
me: „Es ſey ein Giaur entſprungen, man
nach!“ Andere erwiederten: „es ginge nicht
den Sumpf!“ — Das iſt das letzte, deſ-
ch mich noch erinnere, gleich darauf muß
er Blutverluſt eine ſtarke Ohnmacht von meh-
Stunden zugezogen haben, denn als meine
nung wiederkehrte, ſtand die Sonne hoch.

Der zwanzigste Auguſt, war einer meiner erſten Gedanken, als ich mich bis an die Hüften verſunken fand, und mir unter fühlbarem Haarſträuben die Bilder der Nacht vorſchwebten. Jetzt zählte ich meine Wunden, es waren acht, doch keine von Bedeutung. Lauter Kerben von Seitengewehren über Arme, Bruſt und Rücken. Ich trug einen dicken Pelz, da die Sommernächte dieſer Gegenden kalt ſind, und dieſer Umſtand hatte mich wunderbar geſchützt. Nur war ich vom Blutverluſte ſehr ermattet. Ich lauſchte. Die Türken waren längſt entfernt. Vom Wahlplatze tönte nur hin und wieder das Stöhnen ſchwer bleſſirter Pferde, die Menſchen aber ſchwiegen wohl.

Ich verſuchte nun mich heraus zu arbeiten. Nach ſtundenlanger Anſtrengung gelang es. Die Spur, wo ich hergekommen, war ſichtbar, ich folgte ihr. So fühllos die Natur eines Türkenkrieges macht, ſo bangte doch den Einſamen vor dem Anblicke außerhalb des Rohrs. Ich trat hinaus, meine Blicke fielen auf die Gräuelſcene, aber wer mahlt mein Entſetzen, als ich mich plötzlich von der Seite am Arme gepackt fühlte. Ich erblickte einen Arnauten, der herbey geſchlichen ſeyn mochte, um noch irgend etwas zu hohlen, einen ſechs Schuh hohen gräßlichen Kerl. O! getäuſchte Hoffnung des Lebens! Ich redete ihn Türkiſch an; „nimm meine Uhr, mein Geld, meine Uniform! Tödte mich nicht!“ Er erwiederte: „das iſt doch mein, dein Kopf auch!“ und hiermit löſte er mir das Band auf, was die Huſarenmütze unter dem

e hält, dann die Halsbinde. Ich hatte gar
Waffen, an Gegenwehr war nicht zu den-
er hätte gleich sein breites Messer gezückt,
es mir sicher bey der ersten widerspenstigen
egung in die Brust gestochen. Ich faßte ihn
id um den Leib, indem er mit Entblößung
es Halses beschäftigt war: „Habe Barmhe:-
it, ich bin von reicher Familie, nimm mich
gen! Du sollst eine hohe Ranzion erhalten!“
s ist zu weitläuftig!“ erwiederte er, „halte
till, daß ich schneiden kann,“ und schon zog
e Nadel aus meinem Hemdkragen. Ich hatte
ittend umschlungen, er, im Vortheile der
sstärke, der Bewaffnung und sogar mit einl-
Mitleide — welches nur den Ducaten nicht
og — hinderte es nicht. Indem er jene
l auszog, fühlte ich etwas Hartes an seinem
el, es war ein eiserner Hammer. Er sagte
s noch ein Mahl: „Nun halt still!“
dieß wären meine letzt gehörten Worte in die-
Zelt gewesen, wenn mir nicht die Todesangst
geben hätte, den Hammer aus den Gürtel
issen. Er versah sich dessen nicht, hatte mit
Hand meinen Kopf, mit der andern das
er gefaßt, und ich kam durch eine heftige Be-
ng auf einen Moment los; diesen nützte ich,
en Hammer aus Leibeskräften ins Gesicht zu
gen. Der Hammer war schwer, ich traf nicht
der Arnaut taumelte; die kostbare Zeit rief
zweyten Schlage; der Mensch sank, das
r entfiel ihm. Daß ich's ergriff und es ihm

mehrere Mahle in den Leib stieß, bedarf keiner Erwähnung.

Ich floh gegen unsere Vorposten, deren Waffen im Sonnenglanze blitzte, und gelangte ins Lager. Man wich mir wie einem Gespenste aus. Noch denselben Tag ward ich von einem hitzigen Fieber befallen, und in das Feldhospital gebracht.

Nach sechs Wochen hatten mich die Aerzte von Krankheit und Wunden befreyt, und der Beruf führte mich wieder zur Armee. Bey meiner Ankunft brachte die Zigeunerinn den bedungenen Ungarwein, und ich erfuhr von den andern, daß während der Zeit merkwürdig bestimmte Weissagungen von ihr eingetroffen, und sie dadurch zu einem vielbezahlten Rufe und mehreren Erbschaften gelangt sey. Das war höchst sonderbar.

Indessen kamen hernach zwey Ueberläufer zu unserer Armee, Servische Christen, die beym Troße der Ottomannen angestellt, und aus Furcht vor einer verwirkten Strafe entfloben waren. Diese sagten, als sie die Aegyptische Seherinn sahen: sie käme oft zur Nachtzeit ins Türkische Lager, um von uns Kundschaft zu bringen. Diese Aussage befremdete nicht wenig, da das Weib dieß oft für uns gethan und man die Gewandtheit bewundert hatte, womit sie häufig die gefährlichste Sache ausgeführt. Jene bezeugten aber, dabey gewesen zu seyn, wenn sie unsere Positionen beschrieben, unser Vorhaben entdeckt, und die Türken zu mehrern, wirklich nachher erfolgten, Angriffen angefeuert habe. Sie hätte, hieß es, eine

che Chiffre, welche ihr als Paß diente. Man
ieſe bey ihr, und verurtheilte ſogleich die
inn zum Strange. Vor der Vollſtreckung
theils befragte ich ſie noch über die mich
ende Prophezeyung. Sie geſtand: bey der
ten Kundſchafterey, die ſie des doppelten
nes halber getrieben, habe ſie vieles, was
en würde, erfahren, und dieß um ſo leich-
diejenigen, die ſich ihrer Nativitätſtellerey
eim bedient, ſehr vertraulich gegen ſie ge-
wären; auch habe ſie der Zufall ſehr be-
t. Bey mir hätte ſie eine recht glänzende
ät erlangen wollen, nachdem ſie lange vor-
en bedenklichen Termin aufs Gerathewohl
t. Beym Herannahen des zwanzigſten Au-
ären die Feinde von ihr angereizt worden,
Nacht dieſes Tages auf den Poſten unſers
nts einen Angriff zu machen. Bey ihrem
e mit Officieren habe ſie erfahren, daß
der Reihe vor mir ſtänden, und daher dem
verfälſchten Wein verkauft, der ihn krank
, den zweyten aber, als er wegreiten wol-
t Zudringlichkeit etwas zum Kaufe angebo-
nd dabey unvermerkt dem Pferde ein Stück
den Schwamm hoch ins Naſenloch hinauf

Heinrich Masers de la Tude,
fünf und dreyßig Jahre in Gefangenschaft.

La Tude war das unglückliche Opfer einer despotischen Regierung. Menschen den Tigern in Lybiens Wüsten ähnlich, sahen mit Wohlgefallen eines ihres Mitgeschöpfe unschuldig leiden, und trugen nichts zur Linderung seiner Qual bey. Bedaure mit mir, freundlicher Leser, den armen la Tude, der eine jugendliche Unbesonnenheit mit vieljährigen Qualen abbüßen mußte.

Heinrich Masers de la Tude ward am 13. März 1725 auf dem Schlosse Craiseni, unweit Montagnac in Languedoc, das zu dem Gute seines Vaters gehörte, geboren. Sein Vater war der Marquis de la Tude, Ritter des Ludwigsordens, Oberstlieutenant des Dragonerregiments Orleans, der als Lieutenant du Roi zu Sedan starb. Dieser bestimmte seinen Sohn zum Ingenieur, und schickte ihn nach Paris, um sich daselbst in der Mathematik zu vervollkommnen. Um sich auszuzeichnen und empor zu schwingen, ergriff der junge Mensch ein seltsames Mittel. Er wollte sich die Pompadour verbinden. Zu dem Ende gab er einen Brief an sie auf die Post, in

em er ein unſchädliches Pulver that, und ſodann zu ihr, um ihr zu ſagen, daß er Perſonen in den Thuillerien von einem Anſe wider ihr Leben ſprechen gehört, und geſe habe, daß ſie ein Packet auf die Poſt gegeſätten, welches vielleicht für ſie beſtimmt ſey, ein feines Gift enthalten könnte. Aber die Marquiſe ließ ihn ſogleich ſeine Adreſſe ſchreium ſolche zurück zu behalten, und dieſe entſe ihr, daß la Tude ſelbſt der Schreiber jenes jes geweſen ſey.

Dieſen unbeſonnenen Streich mußte der junNann mit dem Glücke ſeines ganzen Lebens n; denn all ſein Unglück war die Folge dieſeinzigen jugendlichen Thorheit. Im höchſten de erbittert und aufgebracht, ließ die königliche oritinn den — Verbrecher in die Baſtille ſetEr fand bald einen Fürſprecher an dem daligen Polizeylieutenant Beryer; aber die npadour war unerbittlich.

In der Baſtille erhielt la Tude einen Juden Geſellſchaft, der einen geheimen Briefwechſel dem Engliſchen Hofe unterhalten hatte. Sie den bald Freunde, und verſprachen einander hſelſeitig zu helfen; wenn einer von ihnen ſeie Freyheit wieder erhalten würde. Die Gefanwärter verriethen dieſe Verabredung, und nun digte man dem la Tude ſeine Befreyung an. um aber war er über die Thürſchwelle ſeines fängniſſes, ſo erfuhr er, daß er nach Vincen gebracht werden ſollte. In der Folge machte die Entdeckung, daß jener Jude ſeine Freyheit

wirklich erhalten, ſich aber nicht um ihn bekümmert hatte, weil er ihn frey glaubte, und nicht hörte, daß la Tude für ihn etwas gethan hätte. In Vincennes fing dieſer letztere an, darauf zu denken, wie er ſich ſelbſt in Freyheit ſetzen könnte. Er entſprang auch, nachdem er neun Monathe daſelbſt geweſen war, glücklich, und ging nach Paris. Hier ſetzte er eine Bittſchrift an den König auf, und zeigte am Schluſſe derſelben ſeinen Aufenthalt ſo offenherzig an, daß freylich bey andern Richtern die Offenherzigkeit ihm allerdings zu ſtatten kommen würde. Aber hier ſtürzte ſie ihn aufs neue ins Verderben. Er ward wieder nach der Baſtille gebracht, und in einen Kerker geworfen, wo er Leiden ausſtehen mußte, die er bisher nicht gekannt hatte.

Erbittert über ſein hartes Schickſal ſchrieb der Unglückliche ein Paar Verſe auf den Rand eines Buches, das man ihm gegeben hatte. Man zeigte ſolche der Pompadour, und ſie wurde dadurch nur noch mehr gegen den Urheber derſelben aufgebracht. Achtzehn Monathe lang mußte er im Kerker bleiben, ehe Beryer es wagen durfte, ihm wieder ein Zimmer zu geben. Dann erhielt er auch einen Aufwärter, den ſein Vater bezahlte. Aber dieſer Mann ward ſein Schickſal, das ihn an ſeinen Herrn kettete, (denn ein ſolcher Aufwärter kommt nur mit ſeinem Herrn wieder frey,) bald überdrüßig, erkrankte aus Mißmuth, und ſtarb, alles Bittens des la Tude für ihn ungeachtet, an ſeiner Seite. Beryer gab ihm nun einen jungen Menſchen zur Geſellſchaft, der etwas

hnliches, wie la Tude begangen hatte, indem
r einen Brief mit guten Rathſchlägen an die
Pompadour geſchrieben hatte. Dieſer junge
Menſch hieß Allegre, war aus Carpentras ge-
ürtig, und war ſchon drey Jahre in der Ba-
ille geweſen. Mit dieſem entwarf la Tude
un wirklich einen ungeheuern Plan zu entrin-
en. Man würde Mühe haben, es zu glauben,
aß la Tude mit ſeinem Unglücksgefährten ei-
en Plan entworfen und realiſirt habe, bey dem
s ungleich mehr Schwierigkeiten zu beſiegen
ab, als weiland Trenk im Magdeburger Ker-
er zu beſiegen hatte, wenn nicht die Thatſachen
n Paris allgemein als wahr bekannt, und die
Werkzeuge, deren ſich die beyden Gefangenen
edienten, bey der Eroberung der geſchleiften
Baſtille gefunden, öffentlich zur Schau ausge-
ellt, und von der Nationalverſammlung dem
a Tude als ſein Eigenthum zuerkannt worden
ären. Um die vielen Werkzeuge, welche ſie zu
rer Flucht nöthig hatten, aufzubewahren, dien-
e ihnen der Zwiſchenraum zwiſchen dem Fußbo-
en ihres und der Decke des unter dem ihrigen
efindlichen Zimmers. Nun verfertigen ſie aus
inem ſehr großen Vorrathe von Wäſche, den la
Tude hatte, eine Strickleiter, um alle die Git-
er und eiſernen Spitzen, die in ihrem Scher-
eine waren, loszureiſſen — eine Arbeit, wo-
mit ſie ſechs Monathe zubrachten. Von dem
Holze, welches ihnen zum Heitzen gegeben wur-
e, verfertigten ſie eine hölzerne Leiter. Um mit
einander von ihrem Plane zu ſprechen, ohne den

Gefangenwärtern verſtändlich zu ſeyn, mußten ſie allen Dingen, deren ſie ſich bedienten, eigene Nahmen geben. Die Seile, welche ſie verfertigten, waren 1400 Fuß lang. Die hölzernen Sproſſen überzogen ſie mit dem Futter ihrer Kleidungsſtücke, damit ſie kein Geräuſch machen möchten.

Nach einer achtzehnmonathlichen raſtloſen Arbeit, waren ſie glücklich mit allem zu Stande gekommen, und entflohen nun am 25. Febr. 1756 glücklich. Nachdem ſie ſich einen Monath lang in Paris im Verborgenen aufgehalten hatten, reiſte Allegre zuerſt nach Brüſſel, und la Tude folgte ihm, nachdem er die Ankunft desſelben erfahren hatte.

Als la Tude in Brüſſel angekommen war, hörte er, daß man ſeinen Unglücksgefährten daſelbſt ſchon ausgekundſchaftet und ausgeliefert hätte. Er eilte alſo nach Amſterdam. Entblößt vom Gelde kam er hier an; aber auf der Reiſe hatte er einen Mann kennen gelernt, der in Amſterdam in einem Keller eine Schenke hielt, und der ihn menſchenfreundlich unterſtützte. Bald nachher fand er auch den Beyſtand eines reicheren Landmannes. Dieſer war mit allen ſeinen Freunden, welche er deßhalb zu Rathe zog, der Meinung, daß la Tude ſicher in Amſterdam bleiben, und daſelbſt von Franzöſiſchen Nachſtellungen nichts zu fürchten haben könne; aber ſie betrogen ſich. Denn man ging wirklich ſo weit, daß man durch den Franzöſiſchen Geſandten die Staaten von Holland erſuchte, den unglücklichen la Tude arretiren zu dürfen; und dieſer ſonſt ſo ſtolze

enat war niederträchtig genug, dieſes Gesuch
bewilligen.

La Tude hat in der Folge erfahren, daß die
enübungen der Franzöſiſchen Regierung in die-
r Stadt, ihr die ungeheure Summe von zwey
Zahl hundert und ſiebzehn tauſend
vres gekoſtet haben. So viel wandte der
espotismus daran, um ſeinen Eigenſinn und
rotz zu befriedigen, und einen Unſchuldigen
nglücklich zu machen. So verſchwendete der De-
otismus die Summen, welche er vom Volke er-
reßt hatte!

Indeſſen traute man ſich doch nicht den Un-
ücklichen öffentlich in dem Hauſe ſeines Freun-
s zu arretiren, ſondern man ließ ihm einen
rief ſeines Vaters zukommen, worin ihm dieſer
ne Geldſumme bey einem Banquier anwies, in
ſſen Hauſe man ihn dann, unter dem Vor-
ande, daß er ein berüchtigter Böſewicht ſey,
fangen nahm. Man erhielt auch vom Prinzen
arl von Lothringen die Erlaubniß, den la
ude durch das kaiſerliche Gebieth zu führen.
ie ſchändliche Behandlung, die der Unglückliche
ährend der Reiſe erfahren mußte, empört jedes
blendes Herz, und erregt den lebhafteſten Ab-
eu gegen ſeine Peiniger. Mit Frohlocken wur-
n die letztern in der Baſtille empfangen, ihre
lugheit bey der ganzen Expedition erhielt gro-
s Lob, und der arme la Tude ward nun
einen Kerker geworfen, in dem ſich nichts als
n wenig Stroh befand. Man gab ihm hier
e Wärter wieder, deren Wachſamkeit er das

vorige Mahl entwischt war, und die man deshalb mit dreymonatlicher Kerkerstrafe belegt hatte. Hieraus schon läßt sich schließen, was er nun leiden mußte. Sein Zeitvertreib und sein Vergnügen in diesen Leiden bestand in Spielen mit Ratten und in dem Spiele auf einem Flageolet, das er sich aus einem Hohlunderrohre, welches er im Stroh fand, verfertigt hatte. Auch machte er einige Pläne, durch die er die Regierung zu gewinnen hoffte. Man benutzte sie, aber man belohnte ihn nicht dafür.

Kein Wunder, wenn er es unter diesen Umständen und in dem schmählichsten Kerker, worin er noch dazu stets gefesselt lag, auf mehr als eine Weise versuchte, seinem Leben ein Ende zu machen. Ein Wundarzt berichtete den kläglichen Zustand des Gefangenen an den Minister Sartines, und bath für ihn — umsonst! solche Vorstellungen machten auf die Diener des Despotismus jener Zeit keinen Eindruck. Erst lange hernach, da la Tude's Kerker bey einer Ueberschwemmung der Seine voll Wasser stand, brachte man ihn in einem von den Thürmen der Bastille; aber nur deßwegen, weil der Knecht, der ihn aufwartete, sich sehr darüber beschwerte, daß er alle Mahl, wenn er zu ihm wollte, im Wasser waten mußte.

Um sich in der neuen Wohnung, wohin man ihn brachte, Unterhaltung zu verschaffen, machter er ein Paar Tauben, die er vor seinem Fenster gefangen hatte, zahm. Sein schändlicher Kerkermeister gönnte ihm auch dieses Vergnügen

nicht,

t, und wollte die Tauben erwürgen. In der
th, worin der Unglückliche durch dieſe teufli-
Bos[illegible]eit gerieth, tödtete er ſie ſelbſt. Der
f von Jumilhack, ein Menſchenfreund,
cher bald darauf Gouverneur der Baſtille wur-
verſchaffte ihm eine Audienz bey dem Polizey-
tenant Sartines. Dieſer verſprach ihm
Belohnung für die Pläne, welche er im Ker-
entworfen hatte, und erlaubte ihm täglich zwey
nden auf der Plattforme der Baſtille ſpazieren
gehen. La Lude überreichte ihm zwey neue
ne. Für einen derſelben, ein Project zu Anle-
g von Magazinen, ließ ihm Sartines eine
ſion von fünfzehn hundert Franken bieten,
n er es ihm ganz abtreten wollte. Aber er
te ſich nicht überwinden, der Ehre zu entſagen,
s Project erfunden zu haben. Von der Zeit
ward Sartines ſein Feind, that nichts mehr
ihn, und ließ all ſeine Bittſchriften unbeant-
tet.

Bey ſeinen Spaziergängen auf der Plattform
Baſtille, machte er mit zwey Frauenzimmern,
gegenüber wohnten, Bekanntſchaft, und unter-
te ſich mit ihnen durch Zeichen. Mit großem
arfſinne verſchaffte er ſich nun Feder, Tinte
Papier, und ſchrieb die Geſchichte der Pom-
pour, um von dieſer durch Furcht zu erpreſ-
was er durch Flehen nicht hatte erhalten
en. Dieſe Geſchichte addreſſirte er mit den
igen Anweiſungen an la Baumelle und
e ſeiner andern Freunde, wickelte alles in ein
et, und warf ſolches von der Plattform den

Frauenzimmern zu, denen er sich durch Zeichen verständlich gemacht hatte. Viertehalb Monathe nachher erhielt er durch diese Freundinnen die Nachricht, daß die Pompadour gestorben sey.

Innige Freude empfand der arme Gefangene über diese Neuigkeit, denn nun hielt er seine Leiden für geendigt und seine Befreyung für gewiß; aber der Unglückliche betrog sich, und alle seine Bitten bey Sartines waren vergebens. Die Bedienten auf der Bastille selbst schienen zum ersten Mahle Mitleiden zu haben, und einer von ihnen äußerte den Argwohn, daß vielleicht die Erben der Pompadour, aus Furcht vor den Beschwerden der so zahlreichen Opfer ihres Hasses, die Minister bestochen haben möchten. Dieser Verdacht schien sich dadurch zu bestätigen, daß man befohlen hatte, allen Gefangenen den Tod der Pompadour zu verschweigen; daß Sartines wüthete, als er erfuhr, la Tude wisse denselben, und daß er sich alle Mühe gab, durch Versprechungen und Drohungen von diesem zu erfahren, woher er die Nachricht bekommen hätte. Aufgebracht durch alle diese Umstände schrieb la Tude einen äußerst heftigen Brief an Sartines, und die Antwort desselben bestand darin, daß er ihn in einen Kerker werfen ließ, worin er vierzehn Tage bleiben mußte, und von da brachte man ihn nach Vincennes. Um dazu die Erlaubniß des Ministers, Grafen von Florintin, (nachmahligen Herzogs de la Prilliere) zu erhalten, erstattete Sartines einen lügenhaften und schändlichen Bericht, der sich im Archive der Ba-

gefunden hat. Schändlich und abscheulich
esonders zwey Stellen in demselben; Sar-
s sagt nähmlich: La Tude sey in seinem
gnisse ein Bösewicht geworden, und man solle
nach Vincennes bringen und da ver-
n. — Findet sich eine größere Abscheulich-
in dem Gesetzbuche des Despotismus, als
Vergessen? —

achdem la Tude fünf Vierteljahre in Vin-
gewesen war, entsprang er am Tage, un-
egünstigung eines dicken Nebels, durch alle
en und ging nach Paris. Hier wandte er
erst an die Frauenzimmer, deren Bekannt-
er von der Plattform der Bastille gemacht
und die ihn auch freundschaftlich aufnah-
Nun schrieb er an Sartines, weil er des-
pionen nicht zu entgehen hoffen durfte, in
unterwürflichsten Ausdrücken, und bath ihn
eine Gnade. Er warf sich dem Prinzen von
i zu Füßen, der ihm ehemahls seine Gnade
einen Schutz versprochen hatte; aber Sar-
s wußte diesen durch Verleumdungen, und
Söhner des Unglücklichen wider ihn einzu-
en. Zugleich gab sich Sartines und der
er der Pompadour, der Marquis v. Ma-
y, alle Mühe, ihn auszukundschaften, und
eine Belohnung von tausend Thalern auf
Person. Er wagte es also, sich geradezu an
Herzog von Choiseul zu wenden. Ehe er
diesen noch sprechen konnte, ward er in Ver-
genommen, und nach Vincennes gebracht,
an ihn in einen der scheußlichsten Kerker sie-

den und einen halben Fuß lang, und ſechs Fuß breit, warf.

Alle Verwendungen des Gouverneurs Guyonnet bey Sartines halfen nichts. Nur die augenſcheinlichſte Todesgefahr, in die der ſcheußliche Kerker den Gefangenen ſtürzte, verhalfen ihm wieder zu einem Zimmer. Von da aus machte er auf eine wunderbare Art mit allen Gefangenen in Vincennes Bekanntſchaft. Die Bequemlichkeiten, die er einige Zeit genoß, wurden ihm wieder entzogen, und ſeine Gefangenſchaft verſchlimmerte ſich von neuem, als der Berüchtigte an Guyonet's Stelle Commandant von Vincennes wurde. Man kennt jenen böſen Diener böſer Menſchen aus der Schilderung, die Mirabeau von ihm entworfen hat. In ſeinem Charakter war beſonders der niederträchtige Geiz und Bosheit gegen Gefangene hervorſtechend, die ſo unglücklich waren, unter ſeiner Aufſicht zu ſtehen. Der arme la Tude ward von ihm auf mannichfaltige Art mißhandelt, und auch dieß gewährte ihm keine Erleichterung in ſeinem Elende, als le Noir an Sartines Stelle Polizeylieutenant wurde, denn die beyden Diener der Ungerechtigkeiten waren Freunde. In der Wuth der Verzweiflung hatte der Unglückliche einſt verlangt, wieder in ſeinen vorigen Kerker gebracht zu werden, und — man erfüllte ſein Verlangen. Nachdem er neun Monathe darin zugebracht hatte, und dem Tode wieder nahe gekommen war, brachte man ihn wieder in ein Zimmer.

Als der rechtschaffene Malesherbes ins
isterium kam, und in den Gefängnissen, die
esuchte, auch la Tude vorfand, und dessen
ichte hörte, wollte er ihn in Freyheit setzen,
legte man diesem menschenfreundlichen Man-
ine Schrift vor, die la Tude geschrieben
an ihn geschickt haben soll, und der gute
n, der die Leute, welche sie ihm vorlegten,
so schändlichen Betriegerey nicht fähig hielt,
bte ihnen, und la Tude ward, weil Males-
es nach diesen Schriften ihn für einen Wahnsin-
betrachtete, nach Charenton gebracht. Bald
r indeß der getäuschte Minister, daß man
chändlich betrogen habe. Er versprach dem
ücklichen zu helfen, aber seine Entlassung
telte die Hoffnung des armen la Tude,
er genoß aber doch zu Charenton so viel Frey-
und Milde, daß er sich geduldig in sein
ksal fügte. Nur der Anblick seines Freundes
gre, den er hier unter den Rasenden fand,
itterte seine Seele heftig.

In Charenton ließ der Despotismus jährlich
Mahl die Komödie spielen, daß einige Par-
ntsglieder von Paris die Beschwerden der
ngenen hören, und sie mit Hoffnung beleben
en. Aber diese Untersuchungen dienten bloß
, die Ungerechtigkeit der Minister zu verdec-
denn man hatte fast kein Beyspiel, daß ir-
jemand, der durch ein lettre de cachet
ftet war, durch die Untersuchung frey ge-
en wäre. Auch la Tude flehte diese Com-
rien zwey Mahl fußfällig an; aber verge-

bens. Die Vorsteher des Klosters bewirkten es, daß er den le Noir selbst zu sprechen bekam, der ihm auch die Freyheit versprach; aber sein Versprechen nicht hielt. Endlich gelang es dem vieljährigen Gefangenen, ein lettre de cacher auszuwirken, wodurch ihm die Freyheit zuerkannt wurde. Er erhielt sie am 7. Junius 1777 mit der Anweisung sich dem Polizeylieutenant zu stellen. Er that dieß, und erhielt von ihm zwar die Erlaubniß, sich noch ein Paar Tage aufzuhalten, dann aber ins Exilium nach Montagnac zu gehen, wozu ihn das lettre de cacher anwies. Eine Bittschrift, die er dem Könige überreichte, worin er nun eine Belohnung wegen seiner im Kerker gemachten Pläne bath, und worin er sich auch auf das Versprechen des Sartines bezog, schien ihm neuen Haß zugezogen zu haben. Le Noir befahl ihm mit zorniger Miene, unverzüglich sich abzureisen; er that es, und ward 43 Meilen von Paris schon wieder in Verhaft genommen, und ins kleine Chatelet nach Paris gebracht. Nach vierzehn Tagen mußte er von hier nach Bicetre wandern — einem Gefängnisse, das eigentlich für wahre Verbrecher und Böswichter bestimmt war. Durch einen Freund erfuhr der arme la Tude, welchen Vorwand man gebraucht hatte, um ihn in diesem Zuchthause einzukerkern. Man hatte nähmlich erdichtet, daß er sich bey einer vornehmen Dame eingeschlichen, und ihr unter den entsetzlichsten Drohungen Geld abgepreßt hätte.

Die Leiden, welche la Tude in Bicetre auszustehen hatte, waren größer noch, als die,

welche ihn bisher getroffen hatten. Die Gefangenen daſelbſt überreichen oft den Fremden, welche das Haus beſehen, Bittſchriften. La Tude verſuchte es auch, als eine vornehme Dame vorüber ging. Unglücklicher Weiſe ſah einer der Beamten im Hauſe die Schrift fallen, hob ſie auf, und ſteckte ſie in die Taſche. Unerachtet nun nichts als eine allgemeine Vorſtellung ſeines Elendes ohne Nennung irgend einer Perſon, darin enthalten war: ſo wurde er doch deßhalb in einen Kerker geworfen, der ſcheußlicher war, als alle, die er bisher bewohnt hatte. Bald darauf aber kam Madame Necker nach Bicetre. Sie linderte das Schickſal aller Gefangenen, indem ſie jedem wenigſten ein viertel Pfund Brot des Tages mehr verſchaffte.

Der Präſident von Gourgur, welcher nach Bicetre kam, hörte mit Erſtaunen und Theilnehmung die Lebensgeſchichte des la Tude und befahl ihm, ſolche ſchriftlich aufzuſetzen. Der Wärter, welcher dieſen Aufſatz beſtellen ſollte, verlor ihn auf der Straße. Eine junge Frau, ohne Verwandte, ohne Vermögen, ohne Gönner, fand ihn, und entſchloß ſich, alles zu verſuchen, um den Unglücklichen zu befreyen; und führte, mit ſeltener Standhaftigkeit, nach dreyjährigen Bemühungen, ihren edlen Plan aus. Frau Legros — dieß iſt ihr Nahme, ein Nahme, den man zur Ehre der Menſchheit nicht vergeſſen muß — verdiene wegen ihres Edelmuths, ihrer unermüdeten Thätigkeit, und ihres unerſchrockenen Muthes, bey einer ſolchen menſchenfreundlichen und ohne alle Hoff-

nung einer zeitlichen Belohnung ausgeführten Handlung, die Bewunderung aller, denen diese Geschichte bekannt wird. Sie söhnt die Leser wieder mit dem menschlichen Geschlechte aus, gegen das die Sartines, le Noir, Rouzemont, und andere gleiches Gelichters beynahe erbittern könnten. Ohne sie hätte auch der Präsident von Gourgue dem la Tude nicht geholfen; denn auch ihn hatte man schon durch Unwahrheiten gegen den Unglücklichen eingenommen. Mit ihr verband sich ihr Mann und Herr Girard zu dem edlen Zwecke, ihm zu helfen. Sie unterstützte den Elenden mit Geld, ließ sich von unzähligen Personen, deren Hülfe sie anflehte, abweisen, und ward dennoch nicht müde, wenn man gleich auch sie nicht selten wegen ihrer Thätigkeit zu Gunsten des la Tude bedrohte.

Achtzehn Monathe hatte die edle Frau schon für ihren armen Gefangenen gearbeitet, ohne ihn einmahl gesehen zu haben. Endlich wurde ihr, durch die Hülfe eines ehrwürdigen Geistlichen, dieser Wunsch gewährt, und ihr Enthusiasmus erhielt dadurch einen neuen Schwung. Als im Jahre 1781 der Dauphin geboren war, schickte man eine Commission in die Gefängnisse, um die Gefangenen, deren Sache Verzeihung zuließe, zu befreyen. Der Cardinal Rohan, einer der Commissarien, konnte seine Rührung beym Anblicke des la Tude und dessen Vortrage nicht verbergen. Aber Sartines war auch unter den Commissärien, und la Tude las in den Blicken desselben schon sein Urtheil. Rohan schickte ihm zwey

Tage nachher ſeinen Secretär, um ihn zu tröſten und ihm eine Unterſtützung an Geld anzubiethen. Auch gab ſich der Cardinal alle Mühe, dem Unglücklichen zu helfen, und wendete ſich endlich drey Mahl deßhalb unmittelbar an den König. Aber dieſer war auch betrogen, und verbotb dem Cardinal ferner davon zu reden. Man trieb die Infamie ſo weit, daß man ſogar den Nahmen des la Tude aus der Liſte der Gefangenen, deren Sachen die Commiſſion unterſuchen ſollte, ausradierte. Frau le Gros erfuhr es und flehte den Cardinal um Gerechtigkeit an. Aber er konnte nichts, als mit ihr weinen. Sein Anſehen bey Hofe fing damahls ſchon an zu wanken. Und was konnte er gegen zwey ſchamloſe Miniſter ausrichten, die alles unternahmen, und alles vermochten, weil ſie damahls in Frankreich Miniſter waren?

Indeſſen vereinigte ſich nun auch ein berühmter Advocat, de la Croix mit le Gros, und zu dieſen geſellte ſich auch Madame D'', die Tochter und Gemahlinn eines Miniſters. La Tude erhielt alſo vorerſt mehr Geld, um ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Sechs Jahre war er nun zu Bicetre, und nie hatte ihn le Noir bey dem jährlichen Gerichtstage, worauf er die bisher gewöhnlichen drey Gerichtstage eingeſchränkt hatte, vor ſich laſſen wollen. Jetzt ließ er ihn holen. Aber er unterſuchte nichts, ließ an dieſem Tage gegen hundert Gefangene los, wovon die meiſten verurtheilte Uebelthäter waren; aber la Tude blieb, wo er war. Nun ging de

la Croix zu Sartines, und ſuchte durch Drohungen zu erhalten, was ſich in Güte nicht erhalten ließ. Dieſer verwies nun die ganze Sache an le Noir. Frau le Gros wagte es, zu dieſem zu gehen, aber ſie richtete nichts aus. Le Noir behauptete, la Tude ſey verrückt, und ſein Beweis war, daß er zwey Mahl aus Vincennes entſprungen ſey; denn von dem vorgeblichen Diebſtahle war nun gar keine Rede nicht. Auch der Miniſter Amelot erklärte geradezu, daß la Tude verrückt und für den Staat gefährlich ſey, daher man ihm ſeine Freyheit nicht ertheilen könne.

Wer hätte bey dieſem Gewebe der ſchändlichſten Boßheiten und Kabalen nicht ermüden ſollen? Die edle le Gros ermüdete nicht. De la Croix hatte dem Sartines verſprechen müſſen, daß er nicht wieder für zu la Tude's Beſten ſchreiben wollte. Aber dieß that nunmehr Herr von Comeyras, de la Croix Freund. Doch durfte er dieſe Schrift nicht drucken laſſen, weil der Deſpotismus das barbariſche Geſetz gegeben hatte, daß kein Advocat zum Beſten eines Gefangenen ſchreiben durfte, der unter einem lettre de cachet verhaftet war. Indeſſen machte man viele Abſchriften von dem Aufſatze des Herrn Comeyras, und die Zahl der Freunde des la Tude vermehrte ſich dadurch täglich. Nun dichteten die Feinde desſelben ihm einen Brief an, den er an den König addreſſirt haben ſollte, und worin er dem Könige anzeigte, daß man ihn vergiften wolle, und ſchon

lle Brunnen zu Paris und Verſailles vergiftet abe.

Nachdem Frau le Gros und Herr Comeyras ſich überzeugt hatten, daß dieſer Brief eine eue Spitzbüberey ſey, machte der letztere ſolche kannt, und forderte die Feinde des Unglücklichen uf, ſolchen vorzuzeigen. Endlich brachte man auch inen Aufſatz de la Tude an die Königinn, welhe ſich ihn vorleſen ließ, und ſchon geneigt war, hm zu helfen, als ein Hofmann, Herr von Conflans, ins Zimmer trat, und die Schrift ür ein Gewebe lächerlicher Lügen erklärte. Als Frau le Gros dieß erfuhr, eilte ſie zum Herrn von Conflans und überzeugte ihn, daß er Unrecht gethan hätte, und in Anſehung des la Tude betrogen worden ſey. Auch Madame Necker geſellte ſich zu den Vertheidigern des la Tude, und bemühte ſich mit groſſem Eifer ihm zu helfen. Sie trat mit Frau le Gros in Briefwechſel, und den edelmüthigen Bemühungen dieſer trefflichen Weiber kam endlich eine Veränderung im Miniſterium zu gute. Bretueil wurde an Amelots Stelle Miniſter; dieſer unterzeichnete endlich den Befehl zur Loslaſſung des Unglücklichen, und benachrichtigte ſelbſt Madame Necker davon, damit ſie es ihm wiſſen lieſſe.

Dem Gebrauche nach ſchickte man den Befehl an das Polizeyamt: und noch trieb le Noir die Boſheit ſo weit, daß er dieſen Befehl ſechs Wochen liegen, und ſich die Ausfertigung deſſelben mehrmahls aufbefehlen ließ. Wäre Madame Necker ermüdet, die Sache zu betreiben, ſo hätte la

Tude, jenes Befehls unerachtet, doch noch im Gefängnisse sterben können. Aber rein ließ man doch den Unglücklichen die Freude über seine Freyheit nicht genießen. Denn man verboth ihm, Paris zu betreten, und befahl ihm, nach Montagnac zu gehen, und sich bey dem dortigen Polizeybeamten zu melden, der den Auftrag erhalten hatte, über seine Aufführung ein wachsames Auge zu haben. Zur Schadloshaltung, daß er ohne die Bewilligung dieses Beamten keinen Schritt aus der Stadt durfte, wies man ihm eine Pension von vier hundert Livres an. Auch gegen diese Einschränkung seiner Freyheit mußten Frau le Gros, Madame Necker, und Herr Conflans viele Mühe anwenden, ehe sie es so weit brachten, daß man dem Freygelassenen erlaubte, in Paris zu sterben. Doch geschah es nur unter der Bedingung, daß er sich nicht auf Kaffehhäusern, auf öffentlichen Spaziergängen, oder an andern öffentlichen Orten erblicken lassen sollte. Ganz wollte ihn doch also der Despotismus nicht aus den Klauen lassen.

Am 22. März 1784 durfte la Tude endlich Bicetre verlassen. Noch hatte ein Mann zu seiner Befreyung beygetragen, der ihm aber seinen Nahmen zu nennen verboth — la Fayette. Er brachte eine Subscription von zehn tausend Livres zusammen, wovon der Frau le Gros und dem la Tude, jedem ein Leibzedinge von 300 Livres gekauft wurde. Herr Dupaty versicherte dem la Tude eine Leibrente von hundert Livres, und noch andere Ungenannte fügten Pensionen

von sechs hundert Livres hinzu. Der Prinz von Beauveau ließ der Frau le Gros eine Pension von sechs hundert Livres versichern. Dieser würdigen Frau erkannte auch die Französische Akademie ihren Tugendpreis zu. Aber die Akademie durfte es nur unter der Bedingung thun, daß la Tude dabey nicht genannt, und man auch nicht anführen sollte, wie viele Jahre derjenige in der Gefangenschaft gesessen, den Frau le Gros daraus erlöset habe.

Wer kann zweifeln, daß eine so verderbte despotische Regierung, unter welcher solche Gräuelthaten verübt, und ungeahndet verübt werden konnten, einer Radikalkur bedurfte?

August Delesalle,

oder hundertstündiger Todeskampf.

Den 23. Ventose im siebenten Jahre der Republik wurde ein Detaschement von 25 Mann des dritten Dragonerregiments, das zu der Cavalleriedivision des Generals Mürat gehörte, zwischen Jaffa und Saint-Jean d'Acre zum Recognosciren beordert. Der Bürger Terrand und Delesalle. Un-

tenlieutenants bey dem genannten Regimente, befanden sich an ihrer Spitze. Sie waren schon weiter als anderthalb Stunden über ihre Vorposten vorgerückt, als sie eine Colonne Araber, ungefähr 200 Mann stark gewahr wurden. Sie griffen also ihre Avantgarde von 50 Mann mit Heftigkeit an, und durchbrachen ihre ersten Reihen. Nun zogen sich die übrigen auf ihren Haupttrupp zurück, der bey dem ersten Schusse vorgerückt war. Die Franzosen waren zu sehr beschäftiget, um an einen Rückzug zu denken, und entschlossen sich, die Spitze der feindlichen Colonne von der Seite anzugreifen. Als der Anführer der Araber ihre Bewegungen bemerkte, dehnte er sich rechts und links aus, und schloß sie, indem er feuern ließ, ein. Die Französischen Dragoner stürzten sich in die Araber, und vertheidigten sich tapfer. Delesalle durch einen Lanzenstich am rechten Arme verwundet, schlug sich heftig mit vier Arabern herum, erhielt noch zwey Wunden, eine in der Seite, die andere im Halse; und hatte dabey noch die Qual, mehrere Köpfe seiner unglücklichen Gefährten auf Pi en tragen zu sehen.

Dieses Schauspiel machte ihn wüthend, er sammelte wieder Muth und Kräfte — aber noch ein Lanzenstoß in die rechte Seite hob ihn aus dem Sattel. Er fiel vom Pferde, und den Arabern auf Gnade und Ungnade in die Hände. Sie warfen sich auch sogleich auf ihn, wie blutgierige Geyer, und beraubten ihn seiner Kleider, bis auf das Hemd und Beinkleider. Einer von ihnen machte auch Anstalt, ihm die Ohren abzuschneiden, um

ſto ſicherer ſeine Ohrenringe zu erhaſchen. Glück-
ber Weiſe gab das Ohr ſeiner Heftigkeit nach,
ß aus, und ſo kam der Gefangene mit der Furcht
von. Ob er gleich ohne Waffen war, und ſich
lb nackend in ſeinem Blute badete, ſo wollten
ihn doch noch einen Lanzenſtoß in den Leib ge-
n. Er wandte ihn aber mit der rechten Hand,
e dabey durchbohrt wurde, ab. Nun hieben ſie
r ſeinen Augen fünfzehn Franzoſen, worunter
ch ſein Freund Terrand ſich befand, in Stücken,
elten ihm ihre blutigen Köpfe vor, und ließen
ihn küſſen. Die übrigen Dragoner, alle ge-
hrlich verwundet, entkamen glücklich. Da meh-
re Araber zu verſchiedenen Mahlen ihm das
Meſſer an die Gurgel ſetzten, ſo glaubte er, daß
uch ihm noch das Schickſal ſeiner braven Freunde
effen würde; allein er ward andern Qualen aufe-
halten: er ſollte in langen Zügen den Becher
es Schrecken leeren. Vielleicht hatten auch der
Muth und die Standhaftigkeit, womit er ſich ver-
eidigte, ihnen Achtung eingeflößt: denn an gl-
igen wiederhohlten Zeichen war deutlich zu be-
erken, daß es ſie freute, einen Feind gefunden zu
aben, würdig ſie zu bekämpfen, und daß ſie ihn
aber für einen Mann hielten, deſſen Beſitz ihnen
on groſſer Wichtigkeit ſeyn könnte. Als das Blut-
ad geendigt, und die Beute vertheilt war, bra-
hen ſie auf, und zwangen ihn, ungeachtet des
uſtandes, worin er ſich befand, ihnen zu Fuße
u folgen. Doch der Blutverluſt, den er erlitt,
erurſachte ihm bald eine Ohnmacht. Da ſie
us Beſorgniß, einige feindliche Detaſchements

gegen sie anrücken zu sehen, ihren Marsch beschleunigten; so liessen sie ihn das Pferd eines ermordeten Dragoners besteigen, und so ritt er hinter der Colonne, neben den erbeuteten Pferden, welche sie an der Hand führten. Nach einigen Schritten entfloh er aber. Sie wurden es gewahr, lenkten ihre viel schnellere Pferde zu seiner Verfolgung, hohlten ihn auch bald ein, und führten ihn, zu sehr mit ihrem Siege beschäftigt, ohne weitere Beunruhigung zurück. —

Auf ihrem Marsche kamen sie durch mehrere Dörfer; aber allenthalben wurden die Einwohner bey seinem Anblicke wüthend, gingen auf ihn los, und stiessen ein wildes Geschrey aus. Die ihm am nächsten waren, spieen ihm ins Gesicht, versetzten ihm heftige Stöße, und warfen ihn mit Steinen. Die Weiber, ihre Kinder an der Brust, thaten es den Männern noch zuvor, denn sie strebten nach dem Vorzuge, ihn zuerst anzuspeyen.

Als sie in die Gebirge gekommen waren, theilte der Anführer seine Macht in Detaschements von 80, 60, 50 und 30 Mann. Fünf Araber wurden ausersehen, den Gefangenen zu bewachen, und man setzte sich wieder in Bewegung. In einer Tiefe wurde Halt gemacht, der Haufe stellte sich um Deleſalle herum, der Anführer ließ ihn das Haupt zu mehreren Mahlen verneigen, zog seinen Säbel und schwenkte ihn auf eine für den Kranken wenig beruhigende Art, indem er die Worte „Jaffa! Jaffa! Marasthe!“ mit dem tiefsten Unwillen aussprach. Deleſalle wähnte, daß er ohne Zweifel von der Stadt Jaffa sprechen

wollte, welche die Franzoſen erobert, und
Einwohner das Schickſal einer mit Sturm
ommenen Stadt erfahren hatten. Auch war
Ort nur ſechs Stunden von ihnen, und das
ken an die Behandlung der Araber konnte
enig zu ſeinem Vortheile ſtimmen. Indeſſen
doch nichts weiter.

s ward 9 Uhr Abends. Seine Wunden wa=
cht verbunden; er fühlte ein heftiges Fie=
nd hatte noch keine Nahrung zu ſich genom=
Es war entſetzlich kalt, und ſeine Wächter
wenig beſorgt, ſeine Qualen zu lindern.
lf Uhr entfernten ſich vier von ihnen, um
u hauen; der fünfte blieb bey dem Gefan=
Sie kamen bald wieder zurück, machten
an, und rauchten ſehr ruhig ihre Pfeifen.
Augenblick hielt Deleſalle für günſtig, eine
Flucht zu wagen. Er raffte daher die we=
Kräften zuſammen, die ihm übrig waren,
ſich, ſchlich in der Stille davon, und drang
ns Gebirge ein, wo er ihre Nachſtellungen
zu fürchten hatte, die Wege ungebahnt,
äußerſt beſchwerlich, und für Pferde ſchon
cht gangbar waren. Erſt in einiger Entfer=
hob er den Kopf in die Höhe, und wurde
ſeiner Wächter gewahr, er bog ſich daher
dornigte Geſträuch nieder, und nach einer
e ſetzte er, ſtets ohne Strümpfe und Schu=
einkleider und Hemd in Stücken, den Leib
das Gebüſch zerriſſen, an Felſenſpitzen zer=
ungeachtet ſeiner blutenden Wunden, den
ort, kletterte die ſteilſten Felſen hinan, und
hl.

ſchleppte ſich auf den Händen, Elnbogen und Knieen fort, wie ein furchtſames, von dem Jäger verwundetes Reh. In dieſem kläglichen Zuſtande legte er mehr als ſechs Stunden zurück, kam bey mehr als dreyßig Naplusiſchen Nachtwachen vorbey, und richtete ſeinen Weg immer dahin, wo er glaubte, daß das Armeecorps des General Kleber ſeyn könnte, unter deſſen Befehl eine Diviſion der Cavallerie ſtand, die vom General Mürat commandirt wurde, und wovon das dritte Regiment Dragoner einen Theil ausmachte. Nach einem äuſſerſt mühſeligen Marſche fiel er aber, von Beſchwerden erſchöpft, zu Boden. Er glaubte ſich ſchon am Ziele ſeiner Leiden; allein, die erſten Strahlen des Tages verſcheuchten mit der Finſterniß der Nacht ſeine Hoffnung, denn er befand ſich zwiſchen zwey feindlichen Dörfern, und weiter als eine Stunde von dem Franzöſiſchen Lager entfernt, das er ſo eben erkennen konnte. Doch er war ganz erſchöpft, kraftlos, ja, nicht einmahl mehr im Stande, ſeine Ideen zu ſammeln. Länger als eine halbe Stunde blieb er in dieſem Zuſtande der Erſtarrung. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſein Herz neu belebt fühlte, band er die Lumpen des Hemdes um den Leib; und war bereits auf dem Bauche weiter als tauſend Schritte fortgekrochen, als er von drey bewaffneten Türken bemerkt wurde. Sie näherten ſich ihm, halfen ihn auf, und führten ihn in das nächſte Dorf, wo ſie ihm ihren Anführer, Joſeph Joücroſſe, der 300 Reiter commandirte, vorſtellten. Von Seiten ſeiner Soldaten ſo wohl, als der Einwohner, erfuhr

er dieselbe Behandlung, die ihm in Gesellschaft seiner ersten Begleitung widerfahren war. Man warf ihn in ein enges Gefängniß; und erst am Abende des 24. Ventose, nach einem 37stündigen Elende, erhielt er einige Erquicklung. Ein Romaner, der ihm in dem Hofe des Türkischen Heerführers mit den Zähnen einige Grashalmen abreissen und zermalmen sah, wurde von Mitleiden gerührt, und brachte ihm Reiß in Oehl nebst ein wenig Wasser.

Gegen das Ende des Tages riß man ihn aus seinem Gefängnisse, und schleppte ihn in das Zimmer des Conseils, wo er Joseph Joücrosse von 200 Mann und den Vornehmsten des Landes umgeben fand. Dieser ließ ihn durch seinen Dolmetscher in Italiänischer Sprache fragen: ob er ein Muselmann werden wollte. Er antwortete: daß er durch einen Eid gefesselt, seinem Lande seinen Glauben schuldig sey, mithin nicht zum Verräther an demselben werden könnte, daß man zwar über sein Leben gebiethen könnte, ja, daß er es selbst für eine Wohlthat ansehen würde, von einer so beschwerlichen Last befreyt zu werden, daß er aber, wenn man ihn den Französischen Vorposten auslieferte, 100 Piaster für seine Auslösung geben wollte. Dieser Vorschlag machte den Türkischen Heerführer unwillig; und er ließ ihn wieder in sein Gefängniß zurück führen.

Vom Fieber gefoltert, hingestreckt auf die feuchte Erde, blieb er bis Mitternacht, wo man ihn heraus hohlte, um zum zweyten Mahle vor Joseph Joücrosse zu erscheinen. Dieser befahl ihm

nun, ſein Gebeth an Mahomed zu richten; jener ſchlug es aber ab; man wollte ihn hierauf durch die drohendſten Zeichen dahin bringen, den großen Propheten anzurufen; allein, er trotzte allen Drohungen. Man brachte ihn nun aus dem Zimmer; er fand außerhalb drey Napluſier zu Pferde, die ihm die Hände auf den Rücken banden, die Handgelenke und Daumen heftig zuſammen ſchraubten, und ihn ſo vor ſich hergehen ließen.

Hier war er nun Mitten in der Nacht gefeſſelt, wie ein Verbrecher, von unbeſchreiblichen Schmerzen gepeinigt, allein mit drey Napluſiern, deren wilden Charakter er bereits kannte, und von denen er nichts erwarten konnte, als daß ſie ihn entweder unter Wegs bey Seite ſchaffen, oder zur Hinrichtung führen werden. Kaum hatte er einige Schritte gethan; ſo verließen ihn ſeine Kräfte und er fiel ohne Beſinnung zu Boden. Einer von ihnen ſetzte ihn hinter ſich aufs Pferd. Nachdem es eine Stunde ſo fortgegangen war, ſtürzte mit ihnen das Pferd ſo, daß ſie Mühe hatten, ſich wieder unter demſelben vorzuhelfen, und es in die Höhe zu richten.

Als ſie in einem ſchlechten Dorfe angekommen waren, ſperrte man ihn mit einigen Mohren, deren Betragen in ihm die Sehnſucht nach ſeinen erſten Henkern erweckte, in eine Hütte. Vergebens ſuchte er ſie, indem er ihnen ſeine Wunden zeigte, zum Mitleide zu bewegen, nichts konnte aber ihre Wuth mindern.

So bald der Tag anbrach, hohlten ihn ſeine drey Türken ab. Sie marſchierten den ganzen

ag, wo ſie mehr als 4000 Naplusiſchen Arabern egegneten, von denen er die gröbſten Beſchimfungen erdulden mußte. Endlich kamen ſie in nen kleinen Flecken, vier Stunden von Saintcan d'Acre, an.

So bald ihn die Einwohner erblickten, ſtürzten e haufenweiſe, unter großem Freudengeſchrey, inter ihm her. Man brachte ihn in ein bequees Haus, wo er weiter keine Mißhandlungen fuhr, als daß man ihn an Händen und Füßen eſſeln anlegte.

Den folgenden Morgen, den 26. reiſeten ſie ach Jean d'Acre ab. Als ſie am Ufer des Meeés waren, ließ man ihm vom Pferde ſteigen, er enutzte dieſe Freyheit, um ſeine Wunden zu waben. Sie kamen gerade in dem Augenblicke vor en Thoren der Stadt an, als (Ogezzar) Paſſa, us Furcht vor einem Angriffe von Seiten der ranzoſen, den Einwohnern befohlen hatte, den Ort zu verlaſſen, indem er nur 4000 Albaneſer en ſich behalten wollte, mit denen er zu ſiegen, der ſich unter den Trümmern vergraben zu laſſen, Willens war.

Bey ſeiner Annäherung ſtürzte eine Menge Volks auf ihn los, die ihn mit Stockſchlägen und anzenſtößen empfingen, und ſeine Araber vermochen kaum, ihn vor dem wüthenden Pöbel zu chützen; mit Mühe gelang es ihnen, die Thore von Saint-Jean d'Acre zu erreichen; er wurde dem Ogezzar Paſſa vorgeſtellt. Nieder gedrückt ſo wohl von den heftigſten Schmerzen ſeiner Wunden, als auch von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe

und den Mißhandlungen, die er erfahren hatte, erſchien er im kläglichſten Zuſtande von der Welt vor dem Würger: aber dieſer Wütherich zeigte nicht die geringſte Spur von Mitleid auf ſeinem häßlichen Geſichte.

Durch einen Franzöſiſchen Dolmetſcher wurde nun Deleſallen befohlen, Bericht abzuſtatten, wie er in Gefangenſchaft gerathen? Er glaubte vorzüglich den Umſtand verſchweigen zu müſſen, daß er ſeinen erſten Ueberwindern entwiſcht ſey: allein es zeigte ſich bald, daß der Paſſa von allen ſeinen Begebenheiten unterrichtet ſey.

Nach dieſer Unterredung ließ er ihn in einen elenden, ungeſunden Kerker führen, wo man ihm auch wieder Feſſeln an Hände und Füße legte. Doch genoß er hier das Glück, daß man ihn einen Wundarzt zuſchickte, der ſeine Wunden verband.

Indeſſen langte der Komodore Sidney Smith durch ein eben ſo glückliches, als unvorhergeſehenes Ereigniß, im Pallaſte des Paſſa an, der ihm ſagte, daß er einen Franzöſiſchen Sclaven in ſeiner Gewalt habe. Der Ritter Smith verlangte ihn zu ſehen; man führte ihn nackend und mit Ketten beladen vor ihn. Deleſalle's Zuſtand rührte ihn; er verſicherte ihn mit Wärme, alle Mittel, die in ſeiner Macht ſtünden, anzuwenden, ihn aus der Sclaverey zu befreyen; er ſprach ſelbſt mit dem Paſſa, und ſchlug ihm, da es möglich ſey, daß General Bonaparte Türkiſche Kriegsgefangene habe, ſeine Auswechslung vor. Aber dieſer ſchreckliche Menſch, ließ dem Komodore durch ſeinen Dolmetſcher antworten: daß, wenn Bona-

parte Türkiſche Kriegsgefangene hätte, er ihnen könnte die Köpfe abſchlagen laſſen; er ſeiner Seits würde mit den Franzoſen ein gleiches thun.

Man führte ihn hierauf in das Gefängniß zu den zwölf Gefährten ſeines Elendes zurück.

Er erſtaunte bey dem Anblicke ihres bejammernswürdigen Zuſtandes, der dem ſeinen gleich kam. Sie verſicherten ihn, daß ſie ſeit ſieben Monathen in dieſem Kerker moderten, und daß ſie Chriſten wären. Sie benetzten ihn mit Thränen, zerriſſen die beſten Stücke ihrer faſt vermoderten Kleider, um ihm damit zu bedecken. Sie vereinigten ihre Seufzer und Hoffnungen mit den ſeinigen. Welche Wonne gewährte unſerm Unglücklichen dieſes wohlthätige Mitleid! Wie rührend war die Sorgfalt dieſer ehrwürdigen Märtyrer! Er hat ſie nie wieder geſehen. Sie wurden alle bey dem erſten Kanonenſchuſſe der Franzoſen auf den Mauern von Saint-Jean d'Acre ohne Erbarmen erwürgt. —

Den 27. Ventoſe ſchickte der Komodore Sidney um 9 Uhr Abends ſeinen Secretär, John Keith, mit einem Briefe an den Paſſa. Er bath ihn darin, den Gefangenen unter Bedeckung zu ihm an Bord zu führen. Dgezzar ließ dem Ritter antworten, daß, weil er einen ſo großen Werth auf ſeine Befreyung ſetzte, er in zwey Stunden am Bord des Tigers ausgeliefert werden ſollte.

Der Paſſa hielt Wort. Um 11 Uhr öffneten ſich die Thüren des Gefängniſſes. Deleſalle ſah beym Scheine einer Lampe den Oberſten der Albaner eintreten; 15 Bewaffnete folgten ihm in Be-

gleitung des Dolmetschers des Passa. Er glaubte, daß seine letzte Stunde geschlagen habe. „Herr Officier," sagte der Dolmetscher, „sie sind frey." „Ich kenne," antwortete Delesalle kalt, „die Freyheit, die ich von einem so grausamen Manne, dem ihr dient, zu erwarten habe. Ich folge euch zur Hinrichtung. Dieser grausame Spott fehlte noch zu meinem Unglücke!" Die Wache stellte sich nun in zwey Reihen; Delesalle verließ nun diesen schrecklichen Ort, in welchem er doch Freunde zurück ließ. Er glaubte den Tod entgegen zu gehen. Man führte ihn zum Englischen Consul, und nahm ihm seine Fesseln ab; es wurden ihm auch Kleider gereicht, um ihn den Augen der auf den Straßen ausgestellten Schildwachen zu entziehen. Der Consul, welcher ihn begleitete, lieferte ihn am Bord des Tigers. Jetzt schöpfte er nach so vielen Drangsalen, das erste Mahl wieder freyen Athem. Es war Mitternacht. Welcher plötzliche Wechsel von Unglück und Glück! Die Englischen Officiere von jedem Grade kamen zu ihm, und beeiferten sich, ihm alle mögliche Arten von Ehrenbezeigungen zu erweisen. Man gab ihm anständige Kleider. Der Ritter kam selbst, und wünschte ihm Glück, in einem so gefährlichen Augenblicke entkommen zu seyn. Denn, fügte er hinzu, die Französische Armee ist so eben unter den M....n der Stadt angekommen, und bey dem ersten Schusse würde ihr Kopf durch das Schwert gefallen seyn. Delesalle suchte seine Dankbarkeit auf das lebhafteste auszudrücken. Sidney empfing diese Beweise mit der größten Bescheidenheit, und

versicherte, daß er sich glücklich schätze einen Officier von Bonaparte's Armee nützlich gewesen zu seyn.

Den 2. Germinal schickte der Ritter Sidney Smith den Secretär John Keith an den General Bonaparte als Parlamentär ab. Dieselbe ergriff diese Gelegenheit, dem Bürger Beon, Brigadechef des dritten Regiments Dragoner, Nachricht von ihm zu geben; er fügte die treue Erzählung seiner Begebenheiten hinzu, mit der Bitte, dem General zu ersuchen, wegen seiner Auswechselung zu unterhandeln. Bey der Rückkehr des Parlamentärs erfuhr er, daß man ihn für todt gehalten, und den 24. Ventose seine Pferde und Effecten verkauft hätte. Vom 2. bis 3. Germinal kreuzten sie an den Küsten von Tripolis, kamen zurück, und warfen vor Saint-Jean d'Acre Anker.

Der Bürger Allemand, Lieutenant bey Bonapartes Garde zu Pferde, kam als Parlamentär an Bord des Tigers. Von diesem erfuhr er, daß Dgezzar Passa, so bald er die Ankunft der Franzosen unter den Mauern der Stadt erfahren, alle darin befindliche Christen habe strangulieren lassen, und daß der Consul dasselbe Schicksal gehabt habe; daß ihre in Säcke gesteckte, und in's Meer geworfene Körper an das Ufer getrieben, und von der Französischen Armee erkannt worden wären. Der Bürger Allemand stellte ihm einen Brief vom Capitän Coutu zu, in welchem derselbe ihm, im Nahmen aller seiner Kameraden, alle ihm etwa nöthige Hülfe anbot. Er gab daher dem Allemand eine Antwort an seine biedere Gefähr-

ten, mit einem Verzeichniſſe deſſen, was ihm nützlich ſeyn könnte. Der Komodore Sidney wollte aber den Vorſchlägen der Uebereinkunft, welche Allemand von Seiten Bonapartes überbracht hatte, kein Gehör geben.

Der Ritter ließ jetzt durch einen Franzoſen, den Seelieutenant Hedoux, ein Ruſſiſches Schiff miethen, um die Officiere und Seeleute, die er am Bord ſeiner Flotte hatte, auf ihr gegebenes Ehrenwort, nicht gegen ſeine Brittiſche Majeſtät die Waffen zu führen, ans feſte Land zu bringen. Er machte Oeleſalle zu Gunſten, eine Ausnahme, und gab ihm als einen Türkiſchen Gefangenen, einen Paſſeport.

Den 26. Germinal gingen ſie unter Segel nach Frankreich. Sie hatten einen Engliſchen Officier am Bord, um ihre Marque-Briefe in den Häfen der verbundenen Mächte vorzuzeigen, damit ſie Hülfe und Schutz erhielten.

An dem Tage, an welchem ſie die Anker lichteten, erfuhren ſie, daß die Franzöſiſche Armee ſchon ſechs Mahl verſucht hätte, Saint-Jean d'Acre mit Sturm zu erobern, und eben ſo viel Mahl zurück geſchlagen ſey; ſie hörten von beyden Theilen eine unausgeſetzte Kanonade.

Ihr Fahrzeug legte bey der Inſel Rhodus an. Sie fanden daſelbſt mehrere Franzoſen, welche die Türken in der Schlacht bey Abukir gefangen gemacht hatten, und auf die abſcheulichſte Art behandelt hatten.

Als sie das Gewässer der Insel Rhodus verließen, segelten sie in den Archipelagus, wo widrige Winde sie neun Tage aufhielten.

Den 22. Floreal steuerten sie nach dem mittelländischen Meere, wo sie sieben Stunden von einem fürchterlichen Sturme herumgeschleudert wurden. Das Schiff wurde allenthalben leck. In dieser gemeinschaftlichen Noth wurde die ganze Mannschaft von einem und demselben Geiste belebt, die Hoffnung der Erhaltung brachte aller Herzen einander näher, derselbe Muth begeisterte alle. Alle vereinigten ihre Anstrengungen, berathschlagten weislich über die Manöver, und führten sie mit Geschicklichkeit aus. Der Lieutenant des Schiffes, Hedouv, bewies allenthalben so viel Thätigkeit und Kaltblütigkeit, daß es ihm gelang, dem Sturme zu trotzen; er legte sich. Sie setzten nun ihre Reise fort, und legten bey Syrakus an, wo sie sich drey Tage aufhielten, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen. Sie erfuhren dort, daß die Sicilianer die Passagiere zweyer von Alexandrien kommenden Schiffe zu Augustum, vier Meilen von Syrakus, ermordet hätten. Ihre Anzahl belief sich auf 300, worunter 200 Franzosen waren, die an Blindheit litten, unter diesen befand sich der Ober-Kriegscommissär Sussy. Endlich warfen sie nach 24 Tagen vor Messina Anker; von da gelangten sie den 24. Prairial auf die Rhede vor Toulon, und nachdem die Quarantaine beendiget war, schiffte sich Deleiaue aus, um zu seiner Ergänzungs-Escadren zu Marseille zu stoßen.

Wunderähnliche Rettung.

Eine Scene aus dem Leben des Seehelden Anson.

Unter den Seehelden, deren Thaten und Unternehmungen die Jahrbücher der Englischen Geschichte zieren, zeichnet sich Anson vorzüglich aus. Alles, was den Mann im schönsten Sinne des Wortes bildet, schmückte diesen Führer einer muthigen Schar, die es mit Menschen und Elementen aufnehmen wollte, um ihrer Flagge Achtung und Furcht in den entferntesten Meeren zu verschaffen. Feuriger Muth und stille Besonnenheit, Kühnheit und Klugheit, Tapferkeit und menschliche Schonung, edle Selbstverläugnung und Werthschätzung des fremden Lebens, tiefe Kenntniß und gefälligen Umgang, kurz alles vereinigte sich in dem Komodore Anson, um die Hoffnung fast zur Gewißheit zu erheben, daß er den Auftrag seiner Regierung, die Spanische Macht in ihren Colonien zu erschüttern und zu brechen, sicher erfüllen werde.

Leider nur vertraute man mehr, als billig und gerecht war, auf diese Eigenschaften, die doch ohne hinreichende äußere Mittel so wenig, als ein Kopf ohne Arme vermochten. Die ihm versprochene Unterstützung fiel sehr gering aus. Anson

die Gefahr, die seiner Ehre drohte, und
rließ ihn sein Muth nicht. Er segelte ent-
n mit seinem kleinen Haufen seiner großen
nung entgegen, und beunruhigte mit die-
ter Wegs durch Stürme und Krankheiten
hr verminderten, Macht beynahe ein Jahr
ie Küsten von Chili, Peru und Mexico;
den ganzen Seehandel und das wechsel-
Verkehr dieser Provinzen; trotzte jedem Ver-
es Widerstandes, und zwang durch die schön-
weise seines Edelmuthes und seiner Mensch-
die Spanier, ihn zu bewundern und hoch-
en.

n Anson sah, daß er ohne Unterstützung hier
Hauptzweck nicht werde erreichen können,
oß er sich endlich zu einer langen und ge-
llen Fahrt über das so genannte stille Meer.
ge Winde hielten ihn drey Monathe hin-
mit seinem Geschwader, das nur noch aus
Schiffen bestand, in offener See. Daben
er in diesen unbekannten Gewässern mit
Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse käm-
Ja endlich sah er sich selbst genöthigt, eines
beyden Schiffe, den Glocester, der völlig
uchbar zur weitern Reise geworden war,
auf dem Ocean zu verbrennen, und mit
nzigen übrigen Schiffe, dem Centurion, wei-
segeln. Zu diesen Feinden seiner Plane ge-
sich auch noch ein anderer, vielleicht der
barsten unter allen — der Scorbut, der den
n Rest der Mannschaft ni Kurzem völlig auf-
gen drohte.

In dieser Noth konnte nichts den Muth der Bedrängten aufrichten, als die Hoffnung, bald einen freundlichen Hafen zu finden, wo sie durch den Genuß der erquickenden Landluft und frischer Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, das bewährteste Mittel gegen diese furchtbare Krankheit, zu erhalten hoffen durften. Die Inselgruppe der Ladronen, von der sie sich nicht mehr sehr entfernt glaubten, schien ihnen am ersten Befriedigung dieser Hoffnung gewähren zu können, und mit glühender Sehnsucht erwarteten sie den Anblick derselben; allein die todten Felsenmassen, die sie bald entdeckten, und denen man sich nicht einmahl nähern konnte, zerstörten nur zu schrecklich ihren schönen Traum. Indessen rettete sie — ein Sturm. Dieser hatte sie nähmlich aus der Nähe jener Felsen drey größere Inseln entgegen geführt, unter denen die mittelste, Tinian, ihnen am nächsten lag, worauf sie denn auch unverzüglich die Segel richteten. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie sich der Küste näherten und ein wahres Paradies sich vor ihren Augen entfalten sahen. Jedes Herz erhob sich wieder zu neuem Muthe und verjüngter Lebenshoffnung. Ehe sie noch landeten, bemächtigten sie sich einer feindlichen Barke, von welcher sie erfuhren, daß dieses Eiland unbewohnt sey, und daß die Spanier nur von der benachbarten Insel Guahan zuweilen Fahrzeuge hierher sendeten, um das Hornvieh, das hier in Menge sich aufhalte, einzufangen. Verschiedene Hütten, die am Ufer standen, ersparten der ans Land geschickten Englischen Mannschaft die Mühe,

r die Kranken aufzuſchlagen, für welche
der edle Anführer auf das thätigſte be-
r. Er ſelbſt, nebſt ſeinen Officieren tru-
Schwächſten auf ihren Schultern in die
hütten, und alles regte ſich, ohne Unter-
s Ranges und Standes, zu gemeinſchaft-
beit.

der That war man auch kaum einige
f dieſen geſegneten Eilande, als ſich die
e Wirkung auf die Kranken ſo wohl, als
geſunden äußerte. Hier war es auch, wo
hrer mit freudiger Ueberraſchung zum er-
le auf ihrem Wege die herrliche Brot-
nden, welche in den Gegenden des mil-
deus die herrlichſte Nahrung ſeiner Be-
usmacht. Indeſſen waren die Britten doch
r nicht vor allen Beſchwerden und Ge-
freyt, denn außer dem, daß unzählige
chwärme ſie beläſtigten, und der Mangel
uellen, die hier gar nicht zu finden ſind,
h Regenwaſſer und einige Teiche erſetzt
nußte, war auch ihr Schiff, das einen
nſichern Ankergrund hatte, allen Stür-
der Gefahr des Scheiterns oder Hinweg-
ausgeſetzt; ein Zufall, der unter allen
in ihrer gegenwärtigen Lage der furcht-
r.

er That wurde auch ihr Muth bald auf
liche Probe geſtellt. Denn noch vor Ab-
s vollen Monaths rückte die Herbſtnacht-
ran, welche auf dem Meere immer von
begleitet zu ſeyn pflegt. Der Komodore

Anson hatte die Zwischenzeit mit dem besten Erfolge dazu benutzt, seine Kranken durch den Aufenthalt auf dem gesegneten Boden völlig wieder herzustellen. Allein ein anderer Versuch, einen am Schiffe entstandenen Leck zu verstopfen, war nicht so gut ausgefallen, indeß war er doch sehr vermindert worden, und mit der größten Sorgfalt untersuchte man alles, was dem Schiffe Sicherheit gewähren konnte, und wandte alle Vorsicht an, um die gefürchteten Stürme auf dem gefährlichen Ankerplatze auszuhalten.

Schon war indessen die drohende Periode verflossen, und das Meer war ruhig geblieben. Jedermann überließ sich daher der Freude, dieß Mahl der Gefahr so glücklich entkommen zu seyn. Man arbeitete wieder auf dem Lande, und die hergestellten Kranken begaben sich zum Theile wieder an Bord, um die Gesunden im Dienste auf dem Schiffe abzulösen. Der Komodore selbst, der noch nicht ans Land gegangen war, so sehr ihn auch der paradiesische Anblick lockte, und so sehr er selbst an einigen Anfällen des Scorbutes litt, weil er sich nur mit der Sorge für seine Gefährten beschäftigte, und edelmüthig jeder Bequemlichkeit entsagte, wenn er sie nicht mit seiner Pflicht verträglich hielt — der Komodore gab endlich auch der Nothwendigkeit nach, das Schiff auf einige Tage zu verlassen, und durch den Aufenthalt auf dem Lande den beunruhigenden Fortschritten seiner Krankheit zu begegnen.

Unter diesen Umständen erhob sich ein frischer Wind aus Osten, der sich so schnell und überra-

schend

zum Sturme verſtärkte, daß das empörte
er bald jede Gemeinſchaft zwiſchen dem
on, und der am Ufer befindlichen Mann-
nterbrach, denn jedes Boot, das ſich in
umenden Wogen hätte wagen wollen, wäre
los verloren geweſen. Vergebens ſann der
re auf ein Mittel, ſein Schiff, wohin ihn
icht rief, wieder zu beſteigen, vergebens
e er die Beſatzung desſelben, die nur aus
ann, obendrein den Schwächern und Un-
, beſtand, zu verſtärken, denn er hatte
nd gerade die ſtärkſten und fähigſten Leute
am Lande, da kaum die geſammte Mann-
u gehöriger Beſetzung des großen Schiffes
end war.

mußte er es denn durchaus auf das Schick-
mmen laſſen, ob und wie lange das Schiff
einen Ankern halten würde. Nicht lange
eſer Zweifel unentſchieden, denn kaum trat
ad ein, ſo war ſchon eines der Ankertaue
, und das Schiff wurde mit unwiderſteh-
ewalt vom Sturme hin und her getrieben.
er Minute verſtärkte ſich das Toben des
s, das Rollen des Donners, das Leuchten
se, und Himmel und Erde hüllte ſich in
Kaum war der folgende Morgen angebro-
ſah alles angſtvoll nach dem Schiffe —
n denke ſich das Entſetzen der Verlaſſenen;
auch nicht eine Spur mehr von demſelben
en. Schmerzlicher, als alle traf dieſer
den wackern Komodore, denn er hatte nun
em Mahle ſein großes Leben voll weit aus-

sehender Entwürfe geendigt, und sollte hier auf diesem einsamen Flecke der Welt, zu ewiger Unthätigkeit verdammt, der qualvollsten Zukunft entgegen sehen.

Er aber war es gleichwohl allein, auf dem in dieser bedrängten Lage jedes Auge seiner Gefährten heftete. Von ihm, von seinem, an Hülfsmitteln jeder Art immer unerschöpflichen Geiste, erwarteten alle Rettung. Man bestürmte ihn mit Fragen und mit Vorschlägen, die alle gleich unausführbar waren, bis man endlich die Unmöglichkeit, diese Insel je wieder zu verlassen, deutlich einzusehen glaubte.

Und in der That hatte man auch, um bis nach Makao, dem nächsten freundschaftlichen Hafen zu gelangen, wenigstens 600 Seemeilen zurück zu legen, und zu dieser Fahrt nur die kleine Spanische Barke, welche man gleich beym Landen weg genommen hatte, die aber höchstens den vierten Theil der Gesellschaft aufnehmen konnte. Näher lag ihnen Guahana, die Spanische Niederlassung, und es war zu besorgen, daß man von dort her sie entdecken dürfte, wo dann der Befehlshaber jener Colonie sie gewiß sogleich zu Gefangenen machen, und auf das grausamste behandeln würde, da die Willkür der Spanier und ihre Eifersucht gegen fremde Nationen in diesen Himmelsstrichen keine Grenzen kannte.

Alles dieses fühlte Anson eben so tief und tiefer, als seine trostlosen Gefährten. Aber wohl wissend, daß er die einzige Stütze sey, an welche diese sich jetzt halten könnten, und daß muthloser

r noch nie ein Unglück abgewandt habe,
r mit unerschütterlicher Fassung da. Im
Reiche des Möglichen spähte er nach einem
smittel umher. Nachdem er lange geson-
te, glaubte er wirklich eines gefunden zu
welches er denn auch sogleich seinen Ge-
mittheile. Nachdem er sie nähmlich über
rscheinliche Schicksal des Centurion beru-
d sie zu überreden gewußt hatte, daß er
icht verloren sey sondern seinen Lauf ohne
nach der Küste von China fortgesetzt, weil
Gewalt des Windes nicht erlaubt habe,
zu ihnen zurück zu kehren, und daß sie
treffen würden, wenn sie nur die Insel
n könnten, theilte er ihnen den Plan mit,
ses letztere möglich zu machen wäre. Er
or, die kleine Barke, welche sie besaßen,
d zu ziehen, sie quer in der Mitte aus
r zu sägen und Kiel und Bord um zwölf
verlängern. Statt zwölf Tonnen, meinte
be sie dann vierzig fassen, die hohe See
und alle, bis auf den letzten Mann, auf-
können.

Zimmerleute fanden den Vorschlag aus-
, und nun ermunterte Anson, durch alles
einer Beredsamkeit die noch zweifelnden,
Hand ans Werk zu legen, wobey er ihnen
enem Beyspiele voran ging, denn er führ-
und Säge gleich dem Geringsten seiner
ute. Alles war nun in voller Thätigkeit;
ald ermattete doch der Eifer wieder, als
Hoffnung erhob, den Centurion, wenn er

nicht untergegangen ſey, wieder vor der Inſel zu ſehen, und nur, wenn man lange umſonſt ſehnſüchtig am Horizonte umhergeſpäht hatte, kehrte man traurig zur angefangenen Arbeit zurück. So gern wartet der Menſch das Aeußerſte ab, ehe er ſich einer mühevollen Anſtrengung hingibt.

Indeſſen erſchien doch noch einmahl ein Augenblick, wo jene Hoffnung vom neuen belebt wurde; freylich aber nur um die Hoffenden einer deſto ſchmerzlichern Täuſchung Preis zu geben. Es war wenig Tage nach dem Sturme, als plötzlich unter den Arbeitern der Ausruf erſchallte: „ein Schiff!“ und aller Augen nach dem Strande hinzog. Jedermann glaubte in trunkener Freude, es ſey ſein Schiff, und indeß der Komodore nach ſeinem Fernrohre eilte, riefen ſchon mehrere Stimmen, daß ſich ein zweytes Schiff zeige. Jedermann zweifelte nun, daß es der Centurion ſey, und endlich erkannte Anſon die Segel nicht einmahl für Schiffe, ſondern nur für Böte. Aber, o Himmel! es konnten auch die Böte ſeines Schiffes ſeyn, die jetzt nach Untergang deſſen mit der geretteten Mannſchaft ſich wieder zu ihm herarbeiteten. Dieſer Gedanke erſchütterte zum erſten Mahle ſeine heldenmüthige Faſſung, indeß ſah er bald, daß ſeine Ahndung zu ſchwarz geweſen ſey, und fand, daß es nur zwey Indianiſche Kanots waren, welche in einiger Entfernung vom Ufer ſtill hielten, zwey Stunden lang unbeweglich lagen und dann wieder unter Segel gingen. Weil Anſon glaubte, daß ſie vielleicht die Inſel könnten näher erforſchen wollen, hat er alles wegräu-

men laſſen, was die Anweſenheit fremder Gäſte hätte verrathen können, und traf jede Vorſichtsmaßregel, um jeden feindlichen Anſchlag ſogleich zu vereiteln.

Mit der angeſtrengteſten Thätigkeit ſetzten nun Anſon und ſeine Gefährten ihre Arbeiten zur Vergrößerung der Barke fort, freylich hatten ſie dabey mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ſie mußten viele Werkzeuge ſelbſt erſchaffen, und unaufhörlich wurde das Genie aufgefordert, den Mangel derſelben durch außerordentliche Kunſtgriffe zu erſetzen.

Gleichwohl war mit Beſiegung dieſer Schwierigkeiten immer erſt der geringſte Theil derſelben überhaupt beſeitigt. Auch wenn der Rumpf der erweiterten Barke fertig war, blieb noch die Herbeyſchaffung des dazu erforderlichen Tauwerks und der Segel übrig. Ehe man dann in See zu gehen vermochte, fragte ſich's, woher die Lebensmittel für die Reiſe zu nehmen ſeyn? und wie man einen Weg von 600 Seemeilen, durch ein Meer voller Inſeln, Klippen und Gefahren aller Art hindurch finden werde? einen Weg, den keiner von ihnen vorher je gemacht, und der nur durch aſtronomiſche Hülfsmittel gefunden werden konnte? Die entſchiedene Unmöglichkeit ſchien hier allen Anſtrengungen des Genies zu ſpotten. Nur der Zufall konnte Rettung gewähren.

Dieſer hatte denn auch ſchon viel für die Verlaſſenen gethan, indem wenigſtens die Zimmerleute und Schmiede ihren Handwerkskaſten mit an das Land genommen hatten. Dieſe letztern aber

brauchten, um ſich derſelben bedienen zu können. Blaſebälge, und dieſe wurden aus den Häuten des erlegten Viehes gemacht, welche man freylich erſt auf künſtliche Weiſe gerben mußte, wozu man in der Barke einen Vorrath von Muſchelkalk fand. Die Stelle der Röhren vertraten Flintenläufe, und ſo war in wenig Tagen die Schmiede völlig im Gange. Zu gleicher Zeit war eine andere Abtheilung der Geſellſchaft angeſtellt, Bauholz zu fällen und Planken daraus zu ſchneiden, das beſchwerlichſte, mühſamſte Geſchäft unter allen. Zur Ermunterung ſtellte ſich hier der Komodore ſelbſt an die Spitze, und arbeitete wie der gemeinſte Matroſe.

Das zu vergrößernde Fahrzeug mußte aber erſt ans Land gezogen werden, und da man auch dazu nur die rohen Naturkräfte anwenden konnte, bediente man ſich dabey der runden Kokospalmen als Walzen. Da das Fahrzeug ferner auch kalfatert werden mußte, und man keinen Theer dazu hatte, ſo bediente man ſich ſtatt deſſen des Talgs und Kalkes, was ſchon durch mehrere Erfahrungen als ein paſſendes Surrogat erprobt worden war. Schwieriger war die Herbeyſchaffung des nöthigen Tauwerks und der Segel. Der kleine Vorrath desſelben, den man auf der Barke gefunden hatte, reichte nicht hin, daher ſuchte man die Leinwand vom Zelte des Komodore und einige zurück gebliebene Taue des Centurion dazu zu benutzen.

Um die täglichen Lebensbedürfniſſe herbeyzuſchaffen, wechſelte eine beſtimmte Anzahl in der

ng ab, und dieſe mußten Vieh erlegen und
e einſammeln. Allein man mußte auch ei-
eiſevorrath zuſammen zu bringen ſuchen,
zu war nicht ein Faß Mehl, nicht ein Zwie-
ufzubringen; ſelbſt das überflüſſige Fleiſch
nicht mitgenommen werden, weil es an
um Einpökeln fehlte. So beſchränkte ſich
ore ganze Hoffnung in dieſer Hinſicht einzig
lein auf die wenigen Stücke getrockneten
iſches, die ſie auf der Barke gefunden hat-
d auf die Ernte von Kokosnüſſen, welche
der Abreiſe noch zu halten gedachten.
Brotmangel aber wollten ſie durch einen
h von Reiß abhelfen, den ſie im Vorüber-
auf der nahe liegenden Inſel Rota, den
rn, welche dort, wie ſie vernommen hatten,
Reißfelder anbauen ließen, mit Gewalt zu
en dachten. Dieſer Umſtand veranlaßte ſie
uch ihre Streitkräfte genauer zu unterſu-
nd da fand man denn eine ſo geringe Quan-
ulver, daß man nicht einmahl alle mit
ewehr verſehen konnte, und doch wurde der
lan nicht aufgegeben.

ein dieſes alles war es nicht, was dem Ko-
Anſon am drückendſten auf der Seele lag;
nur die Möglichkeit der Anwendung menſch-
räfte ſah, da fürchtete er nichts, denn er
urch vielfache Erfahrung, wie unglaublich
rch Entſchloſſenheit, Muth und Vorſicht
hiet werden könne; allein, wie ſollte er,
dänden denn Beſteigen des Fahrzeuges ge-
elne ſein Leben und alle ſeine Hoffnungen

übergab, dieſes Fahrzeug ohne Compaß, und ohne alle Inſtrumente durch das gefahrvolle Meer leiten?

Ins geheim ließ er daher Nachforſchungen anſtellen, ob er nicht eines der Inſtrumente, welches er vorher beſeſſen, gerettet worden; allein die ſorgfältigſte Nachforſchung war fruchtlos, und acht ſchmerzliche Tage — um ſo ſchmerzlicher, je weniger er ſeinen Kummer laut werden laſſen durfte — gingen ihm vorüber, ehe endlich ein wunderglücklicher Zufall ſeinen Beſorgniſſen ein Ende machte.

Denn, als jemand eine Küſte durchſuchte, die zu der Spaniſchen Barke gehört hatte, fand er einen kleinen Taſchen-Compaß, der freylich nur ein Spielzeug geweſen war, jetzt aber das theuerſte Kleinod wurde, und ein Paar Tage ſpäter fand ein zweyter glücklicher Entdecker am Meeresufer einen hölzernen Quadranten, den die Wellen ausgeworfen hatten, und der vielleicht ein Ueberbleibſel eines verunglückten Schiffes war.

Wie nach einer Krone griff Anſon nach einem Werkzeuge, welches ſeinen heißeſten Wunſch befriedigen ſollte. Allein wie ſchnell ſank ſeine Freude, als er auf den zweyten Blick die dazu nöthigen Dioptere vermißte, deren Mangel es für den Gebrauch unnütz machte! Jetzt mußte ein neues Wunder bald darauf die Neugierde eines dritten reitzen, daß er das Schubfach eines alten, wurmſtichigen Tiſches heraus zog, der gleichfalls ans Land getrieben war, und dieſen Verſuch durch den Fund der vermißten Dioptere belohnen. Ob ſie zu

m Quadranten paſſen möchten, ward auf der
telle entſchieden, die Breite von Tinian war be-
nnt, und das Reſultat des Inſtruments ſtimm-
leidlich mit den frühern Beobachtungen über-
. — So waren denn alſo die Wegweiſer durch
acht und Wellen gefunden.

Mit allen dieſen nothwendigen Vorbereitungen
ar man endlich ſo weit gekommen, daß nach
erzehn Tagen die Zuſammenfügung der Barke
rklich vorgenommen werden konnte. Bey der
gelmäßigen Vertheilung aller Arbeiten ließ ſich
ſogar mit Gewißheit beſtimmen, wenn das
erk vollendet ſeyn müſſe, und ſo wurde das En-
der ſechsten Woche des Aufenthalts auf Tinian
widerruflich zur Abreiſe feſtgeſetzt. Man konnte
ß um ſo zuverſichtlicher, da ein Sinn und ein
tſchluß die Arbeit belebte.

Mitten aber unter dieſer regen Geſchäftigkeit
am neunzehnten Tage nach dem Verluſte des
chiffes — wechſelte plötzlich die Scene durch
e Erſcheinung, welche auch der kühnſte Prophe-
glaube ſich nicht hätte träumen laſſen. Ein
otsmann, der auf die Jagd nach wildem Geflü-
ausgeſchickt war, befand ſich am hellen Mittage
f einer der höchſten Spitzen der Inſel, und
ckte zufällig ins hohe Meer hinaus. Klar und
utlich fiel ihm ein heranſegelndes Schiff in die
gen, und ſein ahndendes Herz ſagte ihm: das
ſſe der Centurien ſeyn. Mit wilder Haſt ſtürzte
von dem Berge herunter, und als ihm einige ſei-
Kameraden aufſtießen, rief er ihnen jubelnd

zu: er sehe den Centurion an die Insel heransteuern.

Der Ausdruck seiner Freude war zu unverkennbar echt, als daß seine Zeitung hätte Mißtrauen erwecken können. Alles fühlte sich wie zum neuen Leben gerufen. „So liege da, und habe Feyerabend," stammelte der Komodore und warf, vom seligsten Entzücken überwältigt, seine Axt zu Boden. Dem Kummer und der Sorge hatte er männlich Stand gehalten, aber gegen die Ueberraschung der Freude war sein Herz nicht gerüstet.

Gegen Abend war das Schiff endlich so nahe herangeschwommen, daß niemand mehr den Centurion in demselben verkennen konnte. Anson schickte den Wiederkehrenden ein Boot mit achtzehn Mann zur Verstärkung und einen Vorrath von frischen Lebensmitteln zur Erquickung entgegen. Dennoch gelang es ihnen des schwachen Windes wegen erst am folgenden Tage sich an der alten Stelle vor Anker zu legen. Im gleichen Augenblicke trat auch der Komodore an Bord und mitten unter sie. Ein unverabredetes Freudengeschrey empfing ihn, und ein unnennbares seliges Gefühl erfüllte seine Seele.

Alle Schrecken, alle Plagen, alle Anstrengungen der letzten drey Wochen schienen allen nichts, als ein schwerer Traum gewesen zu seyn, und man eilte nun, sich gegenseitig von dem, was man seit dem Momente der Trennung erfahren hatte, Bericht abzustatten. Hatten die Zurückgelassenen auf Tinian angstvolle Tage durchlebt, so war anderer

auch das Loos der Davongeführten um
beneidenswerther gewesen.
jene unselige Nacht sie und ihre Drang-
n Blicke der trostlosen Gefährten am Ufer
und das Rasen des Sturmes mit jeder
sich verstärkte, ergriff alle die Verzweif-
Der erste Schiffslieutenant, dem jetzt das
ndo auf dem Schiffe zufiel, ließ anger
Laternen ausstecken, und von Zeit zu Zeit
üsse thun; allein von beyden hatten Anson
ne Gefährten am Lande nicht das mindeste
men. Endlich riß der letzte Anker sich aus
rande des Meeres auf, und nun flog das
wie ein Pfeil vor dem Sturme her.
einem lecken Schiffe, mit einem einzigen
nde schleppenden Anker, keine einzige Ka-
hörig befestigt, keine Lecke geschlossen, das
f in Verwirrung, und mit Mühe nur Rei-
s einzigen Segels — unter solchen Um-
sollte eine, außer allem Verhältnisse gering-
nung dem Sturme Trotz bieten, ohne zu-
ine einzige Minute von dem Pumpen zu
. Die schreckliche Vermuthung, gerade ge-
Felsenrisse der benachbarten Insel Aquigan
n zu werden, mußte den Muth der Mann-
och mehr lähmen. Welche übermenschliche
gungen sie auch immer anwenden mochte,
fahr des Unterganges zu entgehen — es
nso ist! — Vom ersten bis zum letzten
sie an der harten Arbeit, und erreichte
richte, als die traurige Einsicht ihres Un-
ens, das Schiff zu wenden. Nur der sel-

gende Morgen erſt befreyte die Unglücklichen von dieſer entſetzlichen Angſt. Sie ſahen jetzt die drohenden Felſen weit hinter ſich; ein ſtarker Meerſtrom hatte ſie ſeitwärts abgetrieben, und ohne ihr Zuthun gerettet.

Allein dieſe Meerſtröme waren es auch, welche nachgehends, da der Sturm endlich ſchwieg, eben ſo unerwartet ihre Rechnung täuſchten, die Höhe von Tinian in wenig Tagen wieder zu erreichen. Erſt am neunzehnten Tage erreichten ſie das Ziel ihrer mühſamen Anſtrengungen, da Tinian, die Erſehnte, ihnen die blauen Bergſpitzen in Oſten entgegen hob. Die harte Prüfung war beſtanden; beyde Theile fühlten um ſo inniger das Band, das ſie alle umſchlang, und ſie ſanken mit verſtärkter Liebe einander in die Arme. Bald darauf verließen ſie das herrliche Eiland, um unter ihrem großen, heldenmüthigen Anführer neuen Gefahren und kühnen Thaten entgegen zu ſchwimmen.

nteuerliche Reiſe von Cap-François der Inſel St. Domingo, nach nara auf der Inſel Cuba; von rvo-Soulaſtre, ehemahligen miſſär der Franzöſiſchen Regierung auf St. Domingo.

Jahre 1797 ſchickte bekannter Maßen die hlige Franzöſiſche Regierung ein Armeecorps Anführung des Generals Hedouville St. Domingo ab, um theils von der Spa- n Hälfte dieſer herrlichen Inſel, welche durch Friedensſchluß an Frankreich abgetreten wor- ar, Beſitz zu nehmen, theils auch um den rungen der Neger, die daſelbſt immer weiter ch zu greifen ſchienen, auf eine nachdrückli- rt Einhalt zu thun. Bey dieſer Gelegenheit ich zum Commiſſär der Regierung auf St. ingo ernannt, und trat zu gleicher Zeit em genannten General die Reiſe dahin an.

Nach den erhaltenen Befehlen ſollten wir uns on St. Domingo, der Hauptſtadt in dem igen Spaniſchen Antheile, zu Lande nach François in dem Franzöſiſchen Antheile be- ; allein, weil es unmöglich geweſen wäre,

die gehörige Anzahl von Pferden und Maulthieren zuſammen zu bringen, die eine ſo groſſe Menge von Menſchen auf einer ſo langen und beſchwerlichen Reiſe nothwendig gebraucht hätte, ſo lieſſ der General den gröſſten Theil der Truppen, nachdem ſie ſich einige Wochen lang ausgeruht hatten, wieder einſchiffen, und nur ein nicht ſehr zahlreiches Corps machte unter der unmittelbaren Anführung des Generals dieſe lange und beſchwerliche Reiſe zu Lande. Auch ich befand mich unter dieſer letztern Abtheilung und hatte noch die willkommenſte Gelegenheit, dieſes ganze, von der Natur ſo reichlich ausgeſtattete, und von den Menſchen noch ſo wenig bearbeitete Land auf das genaueſte kennen zu lernen. Da es jedoch hier mein Zweck nicht iſt, dieſes menſchenarme Land umſtändlich zu beſchreiben, ſo übergehe ich die einzelnen Vorfälle dieſer auſſer dem auch ſehr unintereſſanten Reiſe mit Stillſchweigen. Nach einem höchſt beſchwerlichen Marſche von ſiebenzehn Tagen kamen wir wohlbehalten und ohne, daſſ auch nur ein einziger Mann durch die oft ſehr groſſen Beſchwerlichkeiten der Reiſe krank geworden wäre, zu Cap-François an.

Der Zweck der ganzen Unternehmung wurde jedoch völlig verfehlt, und nach einem kurzen Aufenthalte zu Cap François überzeugten wir uns von der Unmöglichkeit, mit unſern wenigen Truppen die zahlloſe Menge von Negern, die auf allen Seiten der Inſel in vollem Aufſtande begriffen waren, und überall die ſchrecklichſten Grauſamkeiten verübten, zu beſiegen und zur Unter-

erfung zu zwingen. Touſſaint-Louver-
üre trug im vollesten Sinne des Wortes den
ieg davon, und die 5 bis 6000 Franzoſen, die
ls Coloniſten hin und wieder auf der Inſel zer-
reut waren, ſchwebten beſtändig in der augen-
heinlichſten Todesgefahr. Unſer General durfte
s nicht wagen, die geringſten Feindſeligkeiten
nszuüben, wenn er nicht dieſen unſchuldigen
Menſchen ins geſammt den unausbleiblichen Un-
rgang bereiten wollte; denn die Neger warte-
n nur auf einen einzigen feindſeligen Schritt von
iner Seite, um einen Vorwand zu bekommen,
lle Franzoſen auf der ganzen Inſel einzeln ums
eben zu bringen. Hierzu kam noch, daß aller
andel und alle Gewerbe auf der Inſel gänzlich
ockten, und daß auch in dem Franzöſiſchen An-
heile derſelben die Lebensmittel täglich ſeltener
urden, und ein gänzlicher Mangel daran in kur-
r Zeit zu befürchten war. Aus allen dieſen
ründen ertheilte der General denjenigen Franzo-
n, welche auf Befehl der Regierung mit ihm
uf die Inſel gekommen waren, die Erlaubniß,
ieſelbe zu verlaſſen, wann und auf welche Art ſie
nnten, und ganz nach eigenem Gutdünken auf
re Sicherheit bedacht zu ſeyn. Dem zu Folge
eſchloß auch ich, mich vorerſt auf die Inſel Cuba
u begeben, und alsdann von dort aus mit der
ſten Gelegenheit meine Rückreiſe nach Europa
nzutreten. Ich ſchiffte mich mit Herrn Brud-
omme, Commiſſär der Marine, den Capitän ei-
es Caperſchiffes, Nahmens Durant, einem
chiffsmeiſter, Nahmens Pierre, und einem

freyen Neger, Nahmens Laprudence, der seine zu St. Jago auf der Insel Cuba wohnende Mutter besuchen wollte, ein. Bey dem gänzlichen gesperrten Handel hatten wir keine große Wahl, auf welchem Fahrzeuge wir uns einschiffen wollten, sondern wir mußten froh seyn, daß wir noch eine höchst elende, völlig unbedeckte Barke fanden, auf der wir die Ueberfahrt machen konnten. Da wir eine Zeit lang dicht an der Küste von St. Domingo hinzufahren, und alsdann nur einem ungefähr zwanzig Stunden breiten Canal zu durchschiffen hatten, um die östliche Spitze der Insel Cuba zu erreichen, so wagten wir es in diesem elenden Fahrzeuge die Reise zu unternehmen. Am ersten Tage ging auch alles vollkommen gut, und wir brachten die Nacht auf dem Lande in dem kleinen Städtchen Port-de-Paix zu; allein den andern Abend konnten wir die Nacht nicht auf dem Lande zubringen, weil der Ort, wo es hätte geschehen müssen, von den Negern unter dem unmittelbaren Commando von Toussaint-Louvertüre besetzt war. Wir mußten uns deßhalb entschließen, sogleich in die offene See zu stechen, um so bald als möglich die Insel Cuba zu erreichen. Wirklich versprach uns auch im Anfange alles den glücklichsten Erfolg; der Wind war uns im höchsten Grade günstig, das Meer so ruhig, als man es nur wünschen konnte, und der Himmel durchaus helle, und ganz mit Sternen bedeckt. Allein nach einigen Stunden erhob sich ein so heftiger ungestümer Wind, daß unser schwaches gebrechliches Fahrzeug ihm nicht zu widerstehen vermochte;

chte; unſer Schiffer, der in ſeinem Leben noch
emahls das Land aus den Augen verloren hat-
, wußte dabey nicht mehr, was er anfangen
llte, und rief alle Heiligen im Paradieſe um Hül-
an. Wahrſcheinlich würden auch die immer hö-
r ſteigenden Wellen, die uns beſtändig von der
eite kamen, unſer ſchwächliches Schiff von bald
ngeſtürzt und uns ſämmtlich in ihrem Schooße
graben haben, wenn ſich nicht der Capitän Du-
nt des Steuerruders bemächtigt und mit aus-
hmender Geſchicklichkeit die Barke auf eine ſol-
e Art gedreht und gewendet hätte, daß ſie jeder
rzeykommenden Welle das Hintertheil zukehrte,
d ſo bald dieſelbe vorüber war, ſogleich wieder
ren Weg fortſetzte. Man kann ſich übrigens den-
n, daß wir bey dieſer ſonderbaren Art zu fah-
n, keinesweges ganz unbeſorgt waren, allein
nnoch hatten wir die beſte Hoffnung, nach wenig
n Stunden das gewünſchte Ziel unſerer Reiſe
erreichen. Plötzlich aber zeigte ſich in dem Vor-
utheile der Barke ein ſo ungeheurer Leck, daß
weniger als einer Viertelſtunde die Barke faſt
nz voll Waſſer war. Jetzt hielten wir uns na-
rlicher Weiſe für gänzlich und ohne Rettung ver-
ren, und würden es auch ohne allen Zweifel ge-
eſen ſeyn, wenn es nicht dem Schiffmeiſter
ierre nach langem vergeblichen Suchen end-
ch noch geglückt wäre, den Leck zu entdecken.
urch die Gewalt, womit die Barke gegen die
Wellen zu kämpfen hatte, war nähmlich ein Pflock
eraus geſprengt worden, und dadurch ein be-
ächtliches Loch in dem Boden der Barke entſtan-

den. Wir ſuchten nunmehr den Leck ſo gut wie möglich mit Lüchern auszuſtopfen, die wir die ganze Nacht hindurch wechſelsweiſe darin feſthalten mußten, und in dieſer ängſtlichen Lage erwarteten wir den Anbruch des Tages.

Wir glaubten nunmehr ganz nahe an der Küſte von Cuba zu ſeyn, und hofften uns in wenigen Stunden in einem ſichern Hafen zu befinden, allein wie groß war unſer Erſtaunen, als wir beym Aufgange der Sonne die blauen Berge auf der Inſel Jamaica vor uns erblickten, und uns von der letztern nur höchſtens noch fünfzehn Stunden entfernt ſahen. Da wir keinen Compaß bey uns hatten, ſo waren wir die Nacht hindurch durch die Gewalt der Wellen von unſerm Wege ab, und bis beynahe vor das Angeſicht unſerer Feinde hin getrieben worden. Wir eilten nun, ſo viel wir konnten, unſerer Barke wieder eine andere Richtung zu geben, und wirklich erblickten wir auch ſchon einige Stunden nachher die ſüdlichen Küſten von Cuba. Gegen Mittag liefen wir auf derſelben in einem ſo genannten Kreek ein; oder in einen bloß von der Natur ohne alle Beyhülfe der Kunſt gebildeten Hafen, in welchem kleine Fahrzeuge, wenn ſie von einem Sturme überfallen werden, ſich bergen können; die umliegende Gegend war ſo ausnehmend ſchön, daß wir den Entſchluß faßten, den Reſt des Tages und die folgende Nacht daſelbſt zuzubringen, um uns, ehe wir weiter fuhren, von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten wieder zu erholen. Eine zahlloſe Menge von Auſtern, die wir ohne Mühe von den Klippen, wor-

auf sie fest saßen, los machen konnten, und einige vortreffliche Seebarben, die unser wackerer Lamprudence für uns fischte, versammelten uns eine köstliche Mahlzeit und der feine reiche Sand, womit das Ufer bedeckt war, both uns auch eine vortreffliche Lagerstätte an. Nach der Angst und der Gefahr, die wir ausgestanden hatten, schliefen wir so vortrefflich, als in den köstlichsten Betten; am andern Morgen setzten wir mit erneuerter Kraft unsere Fahrt längs den Küsten hin fort, und kamen den folgenden Tag glücklich zu St. Jago an.

Diese ehemahlige Hauptstadt der Insel Cuba liegt an dem Flusse gleichen Nahmens, ungefähr drey Stunden landeinwärts. Die Einfahrt in den Fluß wird durch ein Fort vertheidigt; das auf einem 250 bis 300 Fuß hohen, und auf allen Seiten durchaus steil abgeschnittenen Felsen erbaut, und gewisser Maßen in denselben eingehauen ist. Nur auf einem schmalen, in den Felsen gehauenen Fußsteige kann man in dasselbe gelangen; und es würde daher äußerst schwer zu erobern seyn, wenn es nicht einen gänzlichen Mangel an süßem Wasser hätte. An dem Fuße dieses Felsens steht ein Wachthaus, wo man von Zollbeamten überfallen und durchsucht wird; um ihrer los zu werden, kann man auch hier, wie überall in der Welt, nichts besseres thun, als ihnen ein Stück Geld in die Hände zu drücken. Die Ufer des Flusses bis nach der Stadt hin, gewähren auf beyden Seiten den reitzendsten Anblick. Anhöhen, die mit zahllosen Ananas, welche hier wild wachsen, bedeckt sind, und mahlerisch schöne Gruppen von

Pisang-, Citronen-, Orangen-, und Palmbäumen wechseln überall mit einander ab; durch eine Menge geschmackvoll erbauter Landhäuser, die von mehreren Säulenreihen getragen werden, und insgesammt wie kleine, besondere Gottheiten geweihete Tempel aussehen, wird die Schönheit dieses Anblickes noch erhöhet, und ich glaube nicht viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß diese Gegend eine der allerschönsten auf dem ganzen Erdboden ist.

Die Stadt selbst erblickt man nicht eher, als bis man sich unmittelbar vor derselben befindet, weil sie an einer scharfen Krümmung des Flusses liegt, und überall mit den kostbarsten Bäumen umringt ist. Das Innere derselben entspricht jedoch ihrer äußern romantischen Lage keineswegs. Sie ist nicht groß, und schlecht gebaut: die meisten Straßen sind zwar breit und ziemlich gerade, aber durchaus ungepflastert; in einigen derselben sind jedoch auf beyden Seiten gepflasterte Wege für die Fußgänger. Unter den Gebäuden zeichnen sich allein die Kathedral Kirche, der bischöfliche Pallast und das Haus des Gouverneurs vor den übrigen aus, obgleich auch diese sehr mittelmäßig sind, und in einer andern Stadt gar keiner Erwähnung verdienen würden. Der dasige Gouverneur hängt von dem General-Gouverneur zu Havana ab, welche Stadt jedoch über 150 Stunden davon entfernt ist. Von den Klöstern zu St. Jago kann ich weiter nichts bemerken, als daß es ihrer wie in allen Spanischen Städten eine zahllose Menge gibt, daß aber auch keines unter

allen irgend etwas enthält, was die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich ziehen könnte. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich ungefähr auf 6000 Seelen, wovon zwey Drittheile in Schwarzen und so genannten farbigen Menschen bestehen. Die Weißen werden wieder in geborne Europäer, und in Creolen eingetheilt. Die letztern stammen fast ins gesammt von mütterlicher Seite von Caraibinnen ab, mit denen sich die Spanier zur Zeit der ersten Entdeckung und Eroberung des Landes verheirathet haben; ihre ursprünglichen Gesichtszüge haben sich jedoch durch die häufige Vermischung der Arten gänzlich verloren. Uebrigens haben die Creolen sich nicht des geringsten Vorzugs vor den übrigen Weißen zu erfreuen, sie setzen vielmehr selbst ihren größten Stolz in ihren eigentlichen Ursprung und in ihre Abstammung von den Weißen.

Der Hafen von St. Jago ist nicht groß, aber bequem und vollkommen sicher. Er hat einen vortrefflichen Ankergrund, und seine Tiefe, die durchgängig die nähmliche ist, beträgt ungefähr 18 bis 20 Fuß. Es können sich daher nicht nur alle Arten von Kauffahrteyschiffen, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen, sondern auch Corvetten und Fregatten sicher darin aufhalten. Aber ungeachtet dieser vorzüglich günstigen Lage hat doch die Spanische Regierung keine Art von Anstalten zur Beförderung des Seewesens daselbst getroffen, und deßhalb wird auch in Friedenszeiten der Hafen wenig oder gar nicht besucht. Vor den Auswanderungen der Franzosen aus St. Domingo war

vielmehr dieser Theil der Insel fast gänzlich unbekannt, und der unbedeutende Handel mit Rindvieh, der daselbst getrieben wurde, war größten Theils nichts weiter, als ein Schleichhandel.

Von Colonialwaaren wird daselbst gar nichts ausgeführt, denn der Zucker, den man in der Gegend von St. Jago gewinnt, wird insgesammt zu Confituren von Ananas, Citronen, Orangen und dergleichen verwendet, die daselbst in ungeheurer Menge und auf eine so vorzügliche Art verfertiget werden, daß man sie allgemein für die besten und geschmackvollsten hält, die in allen Spanischen Colonien zu finden sind. Die Einwohner suchen übrigens dem Erdboden nur so viele Producte aller Art abzugewinnen, als sie zu ihren eigenen Bedürfnissen schlechterdings nöthig haben; um sehr bald wohlhabend und reich zu werden, dürften sie es nur ernstlich wollen. Während meines Aufenthalts daselbst hatte die Stadt den höchsten Gipfel ihres Wohlstandes erreicht, denn die aus St. Domingo entflohenen Franzosen, und eine Anzahl Französischer Emigranten, die aus den vereinigten Staaten von Nordamerika dahin gekommen waren, hatten ihren Fleiß und ihre Industrie dahin gebracht. Allein dieß war ein vorübergehender Flor, von dem man voraus sehen konnte, daß er nicht lange dauern würde.

Der Aufenthalt zu St Jago war für Leute wie wir, die seit sechs Monathen beständig in Angst und Sorgen gelebt, und sehr häufig an allen nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, vorzüglich aber an Wein, diesem, nach meinem Dafürhalten, ex-

sten und wesentlichsten Bedürfnisse des Menschen in den Colonien, Mangel gelitten hatten, äußerst angenehm, und in jeder Rücksicht wohlthätig. Allein dem ungeachtet konnten wir ins gesammt die Unthätigkeit, worin wir lebten, nicht lange aushalten, und schon nach den ersten acht Tagen fingen wir an die schrecklichste lange Weile zu empfinden.

Meine Sehnsucht, nach Havana abzureisen, wurde noch durch die Nachricht vermehrt, daß sich zwey Courierschiffe in dem dasigen Hafen befänden, die im Begriffe stünden, nach Europa abzusegeln. Endlich glückte es uns auch, einen Spanier aufzufinden, der eine Barke eigenthümlich besaß, und sich bereitwillig finden ließ, uns für ein gutes Miethgeld und unter der Bedingung, daß er seine Barke noch außer dem mit Confituren und mehrern Kisten voll Scapulieren und Rosenkränzen betrachten dürfte, quer durch die so genannten Gärten der Königinn hindurch in den Hafen von Batavano zu führen, wo wir nur noch sieben Stunden zu Lande nach Havana zu machen hätten.

Wir trafen sogleich alle Anstalten zur Abreise, und fuhren dabey beständig in einer Entfernung von zwey Stunden an der Küste hin; allein diese Fahrt ist in einer Länge von 100 Stunden die allergefährlichste, die man sich denken kann, weil die Küste mit einer ununterbrochenen Reihe von Klippen umringt ist, so daß man bey einem eintretenden Sturme nicht den geringsten Zufluchtsort zu finden hoffen darf, sondern in einem sol-

den Falle unausbleiblich Schiffbruch leiden muß. Wir brauchten fünf Tage, um diesen gefährlichen Weg, den Schrecken aller Seefahrer, zurück zu legen; endlich aber erreichten wir glücklich die schöne Bay von Ocoa, in deren innerste Vertiefung wir uns sogleich vor Anker legten. Auf dem Ufer steht ein Spanisches Wachthaus mit 50 Mann Colonialtruppen, die alle Monathe abgelöst werden. Das Wachthaus selbst ist bloß eine Art von Schuppen, der auf allen Seiten offen, und nur durch hohe Bäume gegen die Witterung geschützt wird; in einiger Entfernung von demselben befindet sich eine Batterie von 6 Stück 12 und 18pfündiger Kanonen, welche die ganze Bay bestreicht, und jede Landung unmöglich macht. Die größte Breite der Bay beträgt nicht über drittehalb bis drey tausend Toisen, und eben so viel auch ihre Tiefe. Sie ist ganz zirkelförmig und rings umher mit einem dichten Walde eingefaßt, der sich fünf bis sechs Stunden weit in das Innere des Landes erstreckt.

Dieser Wald ist der schönste und kostbarste, den man sich denken kann, denn er besteht durchgängig aus Amerikanischen Eichen, aus Cedern, Mahagony-Bäumen und mancherley Arten von Farbehölzern; außer dem gewähret er den nähmlichen Anblick, wie alle Waldungen auf den Antillischen Inseln. Wenn man nähmlich diese majestätischen Massen, die so alt sind, wie der Boden, der sie trägt, zum ersten Mahle erblickt, so wird man von einer Art schauerlichen Ehrfurcht erfüllt, und kommt in Versuchung die Gegenwart höherer Wesen zu

ahnen; allein so bald dieser erste Eindruck vorüber ist, so fühlt man sich durch die tiefe Stille, die hier ihren Thron aufgeschlagen zu haben scheint, auf eine peinliche Art zu Boden gedrückt. Wenn in Europa ein Mensch in allerstrengster Einsamkeit lebt, so findet er wenigstens in dem Gesange zahlloser Vögel von mancherley Arten eine angenehme Unterhaltung, und ein wirksames Mittel gegen die lange Weile. Hier hingegen scheinen die Ohren zu einer gänzlichen Unthätigkeit verurtheilt zu seyn, oder wenn sie je zuweilen auf Augenblicke aus derselben herausgerissen werden, so geschieht es bloß durch die allerwidrigsten Töne, nähm ich durch das unangenehme Geschrey der Papageyen, die zuweilen in so zahllosen Scharen vorüber ziehen, daß die Sonne durch sie verdunkelt wird. Die Tropischen Vögel haben zwar allerdings weit schönere Farben, als die in Europa, allein dafür fehlt ihnen gänzlich der harmonische Gesang der letztern, und die Natur scheint sich vergebens bemüht zu haben, sie für diesen unersetzlichen Verlust durch die bunte Farbentracht ihres Gefieders zu entschädigen. Möge es doch ja keinem Europäer jemahls einfallen, die Vorzüge der wärmern Climas zu beneiden!

Gerade in der Abwechselung der Jahreszeiten, und in der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Producte des Erdbodens liegen die wahren Elemente des menschlichen Glückes. Besonders müssen wir uns dafür in Acht nehmen, daß wir in Anwandlungen von augenblicklichem Unmuthe uns nicht über unsere Winter beschweren. Diesen allein

verdanken wir die Erfindung faſt aller Künſte, und faſt aller Zweige der Induſtrie; ſie ſind die Quelle faſt aller Civiliſation, aller Arbeitſamkeit und aller aus derſelben entſpringenden Tugenden; bey ihrer Annäherung ſchließen ſich die Bande des Bluts, der Freundſchaft und der Geſelligkeit aufs neue wieder feſter, und hierin allein liegt doch das wahre eigentliche Glück und der höchſte Genuß des menſchlichen Lebens. Ein ewiger Frühling, und ein beſtändig wolkenloſer Himmel können nur in der Phantaſie der Dichter Reize haben; in der wirklichen Welt bekommen ſie bloß allein durch die Neuheit der Sache einigen Werth, und werden bald durch das ewige Einerley höchſt langweilig, und zuletzt faſt ganz unerträglich.

Wir hielten uns einen ganzen Tag auf dieſem Theile der Küſte auf, und wurden von dem Spaniſchen Befehlshaber daſelbſt, ſo wie überhaupt von den ſämmtlichen Soldaten, auf das freundlichſte und wohlwollendſte empfangen und behandelt. Den andern Morgen ſetzten wir unſere Fahrt weiter fort, und vier Tage nachher langten wir endlich in den ſo genannten Gärten der Königinn an. Dieſen Nahmen hat man einer Menge kleiner Inſeln beygelegt, die faſt eine gleiche Oberfläche mit dem Meere haben. Da auch die höhern Theile derſelben beſtändig feucht ſind, und ſehr häufig ganz unter Waſſer ſtehen, ſo wächſt faſt keine andere Pflanze auf denſelben, als eine Art von Quecken, die eine außerordentliche Höhe und Dicke erreichen. Die niedrigen Theile dieſer Inſeln ſind mit Manglebäumen bedeckt, ei-

nem Strauchgewächse, deſſen Zweige ſich wieder zur Erde herabſenken, und Wurzel darin faſſen, woraus alsdann neue Bäume eben ſo hoch, wie die vorigen, empor wachſen; hieraus entſtehen nun dichte Maſſen von einem lieblich grünen Buſchwerk, die einen ſehr angenehmen Anblick gewähren; dieß iſt auch der Grund, warum man dieſer ganzen Gruppe von kleinen Inſeln den Nahmen von Gärten beygelegt hat. Sie ſind durch mehr oder weniger breite, und durchgängig nicht ſehr tiefe Kanäle von einander getrennt, in welchen die Haifiſche, die Pecunen, (ein dem Hechte ähnlicher Raubfiſch, der 10 bis 12 Fuß lang wird, und eine beſondere Neigung zum Menſchenfleiſche hat), und die Caimans ſich in einem ſolchen ungeheuern Grade vermehrt haben, daß ſie die Oberfläche des Waſſers beynahe gänzlich bedecken; außer dem befindet ſich in dieſen Kanälen auch eine zahlloſe Menge von Seebarben, ein ſehr wohlſchmeckender Fiſch, der wahrſcheinlich bloß allein hier iſt, um den drey erſtern zur Nahrung zu dienen. Unter dieſen drey Seeungeheuer iſt der Caiman der allergefährlichſte, weil er auch auf dem Lande leben kann.

Er iſt eine Krokodillart, und das größte unter allen Eyer legenden Thieren, denn er hat nicht ſelten eine Länge von 20 Fuß, und eine verhältnißmäßige Dicke. Seine Haut iſt ſo dick und feſt, daß keine Kuzel hindurch dringen kann, wenn man ihn nicht gerade an dem untern Theile des Bauches trifft, was aber nicht anders geſchehen kann, als wenn er im Waſſer iſt und im Augen-

blicke, wo er sich spielend, oder in einem Gefühle von Behaglichkeit auf den Rücken legt. Er ist ausserordentlich gefräßig, und wenn er einen Menschen erwischt, so beißt er ihn auf der Stelle in der Mitte entzwey, denn seine langen Zähne sind so scharf, als wenn sie von Stahl wären. Unstreitig würde der Caiman das allerfurchtbarste unter allen Thieren seyn, wenn er nicht durch die Dicke seiner Haut an der Gelenkigkeit, und der Freyheit der Bewegungen gehindert würde. Ob er gleich so schnell läuft, daß ihn schwerlich irgend ein anderes Thier einholen würde, so kann er doch im Laufen immer nur ganz gerade Linien beschreiten, und es ist daher nicht schwer, ihm zu entrinnen, wenn man nur beständig von einer Seite auf die andere läuft, und ihn dabey jedes Mahl vorbey schießen läßt; ehe er sich alsdann mit seiner steifen Unbehülflichkeit wieder herum gekehrt hat, gewinnt man so viele Zeit, daß man sich durch die Flucht vor ihm retten kann. Zu bemerken ist jedoch auch noch, daß er nicht leicht einen Menschen angreift, wenn er nicht auf irgend eine Art von ihm gereitzt, oder durch ihn in seiner Ruhe gestört wird. Ich habe mich absichtlich etwas ausführlicher bey der Beschreibung dieses Thieres aufgehalten, weil es uns während der ganzen Dauer unserer folgenden unglücklichen Lage, ohne Unterlaß die größte Angst verursacht hat.

Die Seefahrer haben sich besonders drey Kanäle bemerkt, auf welchen sie, je nachdem ihre Fahrzeuge mehr oder weniger tief im Wasser ge-

ben, durch dieſe Gärten der Königinn hindurch fahren. Unſer Schiff war zwar eine bloſſe Barke, allein ſo ſchwer beladen, daß wir ſchlechterdings den Haupt-Kanal in der Mitte einſchlagen mußten, weil wir in den beyden andern leicht hätten auf dem Sande ſitzen bleiben können, und in dieſem Falle wären wir ſchwerlich wieder flott geworden, indem die Fluth in dieſer Breite äußerſt gering und faſt unmerklich iſt.

Unſere Fahrt durch dieſe Inſelgruppe ging auch auf das glücklichſte von Statten. Der Wind war äußerſt ſchwach, weil er, ehe er zu uns kam, allzu viele Gegenſtände antraf, an denen er ſich brach; dafür ging es aber auch äußerſt langſam, und dieß wurde noch dadurch vermehrt, daß wir uns der Sicherheit wegen jeden Abend vor Anker legten. Dieſe Art zu reiſen war unerträglich langweilig, und unſere einzige Unterhaltung beſtand darin, daß wir vom Morgen bis auf den Abend Seebarben fingen, ſie kochten, und uns dabey gegenſeitig nach der beliebten Sitte der Seefahrer abenteuerliche Geſchichten erzählten.

Endlich fingen wir an zu hoffen, daß dieſe langweilige Fahrt bald überſtanden ſeyn würde, denn die Anzahl der Inſeln nahm zuſehends ab, und der Kanal wurde immer breiter. Schon erblickten wir vor uns die einzige Landſpitze, um die wir noch herum ſegeln mußten, um in den Hafen von Batavia, dem Ziele unſerer Reiſe, einzulaufen, und wir freueten uns ſchon im voraus über die Ruhe, die auf uns wartete und über die man-

derley Art von Vergnügungen, die wir in dieſer groſſen und betrachtlichen Stadt finden würden. Wirklich erreichten wir auch die Landſpitze, und ſchon fuhren wir um dieſelbe herum, als wir beym ersten Blicke auf die Einfahrt in den Hafen drey bewaffnete Engliſche Briggs erblickten, die wir vor der Landſpitze und den hohen Bäumen, womit dieſe bedeckt waren, nicht früher hatten bemerken können. Sie ſetzten ſich ſogleich alle drey in Bewegung, und in wenigen Minuten hatten ſie uns eingeholt. Vergebens bothen wir alle unſere Kräfte auf, um ihnen durch Rudern zu entgehen; vergebens ſuchten wir uns vorſätzlich ſtecken zu machen, um nur das Land zu gewinnen; einige Kanonenſchüſſe, die auf uns abgefeuert wurden, flößten uns bald Reſpect ein, und wir mußten der Gewalt nachgeben.

Außer daß wir bis aufs Hemde ausgeplündert wurden, hatten wir uns über die Behandlung, die uns von Seiten des Befehlhabers dieſer drey Caperſchiffe zu Theil wurde, nicht zu beſchweren. Die Schiffe waren auf der Inſel Providence, eine von den Bahama-Inſeln, ausgerüſtet worden, um einem Spaniſchen Courierſchiffe, das nach eingegangenen Nachrichten ehestens zu Havana einlaufen ſollte, entgegen zu fahren. Dieſes Gerücht war jedoch gänzlich ungegründet geweſen, und da ſich nun die Corſaren in ihrer Erwartung betrogen ſahen, ſo beſchloſſen ſie ſich an allem ohne Unterſchied, was ihnen unter Wegs begegnen würde, dafür zu rächen; auf dieſe Art waren auch wir von ihnen wegge-

vommen worden, denn außer dem hätte es gar der Mühe nicht verlohnt, uns zu Gefangenen zu machen.

Die Engländer behielten uns volle vierzehn Tage bey sich, und diese ganze Zeit über fuhren wir mit ihnen immer an diesem Theile der Küste hin und her. Als sie aber hierauf anfingen, Mangel an Wasser zu leiden, so entschloßen sie sich, sich unserer zu entledigen. Der Befehlshaber, Capitän William Cropp, eröffnete mir diesen Entschluß auf Lateinisch, weil er diese Sprache vortrefflich, ich aber sammt allen meinen Gefährten von seiner vaterländischen kein einziges Wort verstand. Da wir die ganze Zeit unserer Gefangenschaft über auch nicht die geringste Ursache gehabt hatten, uns über die Art, wie er uns behandelte, zu beschweren, so kann ich mir durchaus nicht denken, daß es seine Absicht gewesen ist, uns in die schreckliche Lage zu versetzen, in die wir nunmehr geriethen. Er fuhr nähmlich mit uns ans Land, und setzte uns auf demselben aus; dabey versicherte er uns, daß wir nur höchstens sechs bis sieben Stunden von einem Spanischen Wachthause entfernt wären, und daß wir es, wenn wir immer an der Meeresküste fortgingen, mit aller Bequemlichkeit noch vor Abend erreichen würden. Auf diese Versicherung hin hielten wir sechs ganze Kuchen von Schiffszwieback und eine große Flasche mit Rhum, die er uns noch beym Abschiede gab, für mehr als hinreichend, um auf dem kurzen Wege, den wir zu machen hätten, unsern Hunger zu stillen. Ob wir gleich fast ganz nackt waren, so

traten wir doch froh und wohlgemuth unsern Marsch an; das einzige Gewehr, das wir ins gesammt bey uns führten, war ein kurzer Säbel, von der Art, wie sich deren die Corsaren beym Entern feindlicher Schiffe zu bedienen pflegen.

Leicht gekleidet, und durch ein Uebermaß von Kleidungsstücken, und Geräthschaften keinesweges beschwert, gingen wir drey volle Stunden lang bald dicht an des Meeres Küste, bald in den angrenzenden Savanen fort. In den letztern fanden wir häufig die oben genannte Art von Quecken, von denen wir von Zeit zu Zeit einige Wurzeln ausrissen, und daran kauten, um unsern Durst zu löschen; allein sie hatten einen unerträglich scharfen und beissenden Geschmack, was nach meinem Dafürhalten von dem Seewasser herrührt, das bey starken Windstößen dieses niedrige Land ganz überschwemmt. Wahrscheinlich ist auch dieses der Grund, warum hier der Boden denn durchaus nichts anders hervor bringt, als Lianen, Sumpfpflanzen, Manglebäume und einige andere elende und verkrüppelte Bäume, die bloß einzeln hin und wieder stehen, und durch ihr ganzes Aussehen das sprechendste Zeugniß von der völligen Unfruchtbarkeit des Bodens geben.

Die Sonnenhitze wurde uns jedoch äußerst lästig, und ob wir gleich, weil uns das Gehen dadurch so äußerst mühsam und beschwerlich fiel, noch nicht mehr als zwey kleine Stunden Wegs zurück gelegt hatten, so mußten wir uns dennoch schon in den Schatten eines dicht verwachsenen Manglebaumes, der sich rings um eine kleine

Bucht,

Bucht herum zog, niedersetzen. Kaum fingen wir an, uns hier ein wenig zu erhohlen und über unsere Lage nachzudenken, so sahen wir den Schiffsmeister Pierre, der sich einige hundert Schritte von uns entfernt gehabt hatte, so schnell er konnte, auf uns zulaufen und uns schon von fern zurufen, daß wir auf unserer Huth seyn sollten. Die Ursache seiner Furcht, und die Gefahr, die wir selbst zu befürchten hatten, erfuhren wir erst, als er ganz zu uns heran gekommen war. Er hatte nähmlich jenseits einer mit Manglebäumen ganz bedeckten Wasserlache ein Geräusch zu hören geglaubt, und war begierig gewesen zu sehen, woher dasselbe entstünde; um nicht um die ganze Lache herum gehen zu müssen, hatte er gesucht mit Hülfe der Zweige, an denen er sich festhielt, quer durch dieselbe hinüber zu gehen. Unglücklicher Weise hatte er fünf oder sechs Caimans, die während der stärksten Tageshitze sich an dieses schattigte Plätzchen begeben hatten, und sich in der Wasserlache herum wälzten, in ihrer behaglichen Ruhe gestört, und zwey von ihnen waren so sehr entrüstet worden, daß sie sogleich auf ihn zufuhren, und ihn auch ohne Zweifel erwischt haben würden, wenn ihm nicht zu seinem großen Glücke die oben angeführte Art, wie man diesen Thieren entgehen kann, bekannt gewesen wäre. Er war dabey immer fort gegen den Ort zu gelaufen, wo wir uns aufhielten, und sah, als er zu uns kam, mehr todt als lebendig aus.

Natürlicher Weise konnten wir uns nun nicht länger an diesem gefährlichen Orte aufhalten; so

unangenehm uns aber dieſes war, ſo blieb doch die Gewißheit, daß wir von dem Spaniſchen Wachthauſe, wovon uns die Engländer geſagt hatten, nicht mehr weit entfernt wären, noch immerfort unſern Muth aufrecht, und wir traten in der feſten Ueberzeugung, daß wir noch vor einbrechender Nacht daſelbſt ankommen würden, mit ziemlicher Heiterkeit unſern Marſch aufs neue an. Nachdem wir hierauf abermahls drey volle Stunden gegangen waren, ſo fühlten wir uns durch die ſchreckliche Hitze und die Beſchwerlichkeit des Marſches ſo gänzlich erſchöpft, daß wir Halt machten, und gemeinſchaftlich darüber berathſchlagten, ob wir wegen der gänzlichen Ungewißheit, wie weit wir nun noch von dem Wachthauſe entfernt wären, an dieſem Tage noch weiter gehen oder an dem Orte, wo wir uns eben befanden, die Nacht zubringen wollten.

Das letztere wurde von uns allen einſtimmig beſchloſſen, weil dieſer Ort etwas hoch gelegen war, und uns folglich deſto mehr Sicherheit gewährte, und weil ſich auch ein ziemlich hoher Baum, der faſt wie ein Kirſchbaum ausſah, aber faſt gänzlich ohne Laub war, auf demſelben befand. Dabey hatten wir natürlicher Weiſe noch immerfort die gewiſſe Hoffnung, daß wir am andern Morgen bey guter Zeit in unſerm Wachthauſe ankommen würden, und in dieſer feſten Ueberzeugung ſtreckten wir uns hier, ungefähr einen Flintenſchuß weit von Ufer entfernt, auf die Erde nieder, hohlten unſern Zwiebackkuchen hervor und hielten eine Mahlzeit, die uns vortrefflich ge-

ſchmeckt haben würde, wenn es uns dabey nicht gänzlich an friſchem Waſſer gefehlt hätte. Wir hatten Laprudence abgeſchickt, um zu ſehen, ob er nirgends welches finden könnte, allein er brachte nichts weiter mehr zurück, als eine Art von wilder Artiſchocke, die wie ein umgekehrter Regenſchirm geſtaltet war, und daher den Thau, der unter den Wendezirkeln des Nachts in ungeheuerm Uebermaſſe herabzufallen pflegt, in ziemlicher Menge in ſich auffaßt. Allein alles Waſſer, was ſich in der vorigen Nacht in dieſer Pflanze geſammelt hatte, war durch die ſchreckliche Hitze des Tages wieder verzehrt worden; wir kauten jedoch die Blätter derſelben, und ſuchten uns den Mund ein wenig friſch zu erhalten. Der mitgenommene Rhum mußte uns die Stelle des Waſſers vertreten, und die Hälfte unſeres Vorraths davon wurde ſchon an dieſem erſten Abende ausgetrunken. Von dem Zwiebackkuchen aber blieb ganz und gar nichts übrig, und der vorſichtige Laprudence war der einzige unter uns, der ſich die Hälfte ſeiner Portion für eine andere Gegenheit aufſparte.

Es war noch heller Tag, als wir mit unſerer Mahlzeit fertig waren. Wir ſtanden auf und fingen an, in der Gegend umher zu gehen, um dadurch den Stichen der dieſen Ländern eigenthümlichen Art von Mücken und andern Inſecten, die uns während unſerer Mahlzeit auf die ſchrecklichſte Weiſe gequält hatten, wenigſtens einiger Maßen zu entgehen; wir kamen jedoch zuvor noch mit einander überein, daß wir uns ins geſammt

nicht weiter entfernen wollten, als um uns gegenseitig noch sehen, oder doch wenigstens bequem hören zu können. Ich selbst ging mit Laprudence und dem Capitän Durant gegen eine Savane zu, die sich an dem Ufer der Meeres hinzog, und auf welchem sich hin und wieder einzelne Büsche von Manglebäumen befanden. Als wir uns einem von diesen Gebüschen näherten, so hörten wir auf ein Mahl ein klägliches Geschrey aus demselben heraus kommen, das gerade so lautete, als wenn ein Hund in einer Falle gefangen worden wäre, und sich loszumachen bemühte. Ich war schon im Begriffe näher hinzu zu gehen, um zu sehen, was es wäre, allein der Capitän hielt mich schnell zurück, indem er sagte, das Geschrey käme nicht von einem Hunde, sondern von einem Caimane, und wir müßten uns, um diesem reissenden Thiere zu entgehen, in aller Eile wieder weg begeben. Der Capitän, der sonst ein rothes feuriges Gesicht hatte, war dabey so blaß, wie ein Tuch geworden, und besonders hierdurch erschrak auch ich so sehr, daß ich kaum Kräfte genug behielt, um wieder bis zu unserem gemeinschaftlichen Versammlungsorte zurück kehren zu können.

Als wir uns wieder sämmtlich eingefunden hatten, so theilten wir uns gegenseitig unsere Furcht vor den Caimans mit. Es war offenbar, daß die ganze Küste mit diesen Ungeheuern bedeckt war, denn wir hatten überall eine zahllose Menge von Spuren derselben in den Savanen gefunden, durch welche sie hindurch mußten, um sich in die Wasserlachen zu begeben, in denen sie sich wahrschein-

lich während der Sonnenhitze zu verbergen pflegten. Um uns gegen ihren Angriff zu ſichern, blieb uns durchaus kein anderes Mittel übrig, als auf den Baum zu klettern, unter dem wir uns befanden, und die Nacht auf demſelben zuzubringen. Wie unſchätzbar würde uns in dieſem Augenblicke ein Feuerſtein und ein wenig Schwamm geweſen ſeyn? Wir würden ohne uns zu bedenken dieſe Kleinigkeit allen Reichthümern der Erde vorgezogen haben; es war eine ſchreckliche Nacht, und dennoch nur das Vorſpiel von dem Jammer und Elende, das auf uns harrte.

(Fortſetzung und Beſchluß im zweyten Theile.)

Perkin Warbeck,
vermeintlicher Herzog von York.

Die alte Herzoginn von Burgund, eine Schweſter Eduards IV. Königs von England, konnte noch immer die Unterdrückung ihrer Familie und ihrer Freunde nicht vergeſſen, und beſchloß zum zweyten Mahle die Rolle eines Betrugs gegen den jetzigen König Heinrich zu ſpielen.

In dieſer Abſicht ließ ſie das Gerücht ausſprengen, daß ihr Neffe, der Herzog von York,

Richard Plantagenet, bey der Ermordung seines ältesten Bruders aus dem Tower entkommen, und noch am Leben sey. Da sie merkte, daß diese Fabel eine willige Aufnahme fand, so suchte sie vor allen Dingen einen jungen Menschen herbey zu schaffen, der diesen unglücklichen Prinzen vorstellen konnte; und dazu bestimmte sie endlich den Sohn eines getauften Juden aus Tournay, Namens Perkin Warbeck. —

Dieser junge Mensch war in England geboren, und wurde von einigen für einen Sohn Eduards IV. gehalten, weil man einige Aehnlichkeit zwischen ihm und diesen Monarchen entdeckte. Sein angeblicher Vater war etliche Jahre nach Perkins Geburt nach Tournay zurück gekehrt, wo sein Sohn nicht lange geblieben, sondern durch allerley Zufälle von Ort zu Ort geführt worden war; so daß auf diese Art seine Geburt und seine Schicksale unbekannt, und für den sorgsamsten Untersucher schwer zu erforschen geworden waren. Die mannigfaltigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, waren seinem biegsamen und durchdringenden Genie ungemein zu statten gekommen, und er schien in der That ein Jüngling zu seyn, der sich zu jeder Rolle und zur Annahme eines jeden Charakters vollkommen schicke. Als einen solchen hatte man ihn der Herzoginn von Burgund geschildert, und durch diese Schilderung neugierig gemacht, hatte sie ihn sogleich zu sehen verlangt. Bey der ersten Zusammenkunft fand sie sogleich, daß er ihre lebhaftesten Erwartungen übertraf: sie gefiel, war seine Person, so reitzend sein An-

ſtand, ſo fein ſeine Sitten, ſo gelehrig ſein ganzes Betragen und ſo verſtändig ſeine Unterhaltung! Ein junger Mann von ſo viel Lebhaftigkeit und Geiſt mußte ſeine Rolle bald lernen, da ihm in ſeinen Weſen nichts mangelte, um den Herzog von York mit Ehren vorzuſtellen. Indeſſen, da die Vorbereitungen zu dieſem Schauſpiele noch einige erforderten, ſandte ihn Margaretha nach Portugall, wo er ſich, aller Welt unbekannt, ein ganzes Jahr aufhielt. Nach Verlauf dieſer Zeit ging er nach Irland, wo man noch dem Hauſe York ſehr geneigt war, und da er ſo fort hier den Nahmen Richard Plantagenet annahm, ſo bekam er unter dieſem unwiſſenden und leichtgläubigen Volke einen beträchtlichen Anhang. Die Nachricht von dieſer neuen Erſcheinung kam nach Frankreich, und Carl VIII. ließ ſich durch die geheimen Bitten der Herzoginn von Burgund bewegen, den Perkin nach Paris einzuladen. Er erſchien auf die Einladung am Franzöſiſchen Hofe, und wurde mit aller dem Herzoge von York gebührenden Achtung empfangen. Das ganze Königreich war voll von den bewundernswürdigen Eigenſchaften und den ſonderbaren Schickſalen des jungen Plantagenet. Dieſe leichtgläubige Bewunderung ging auch bald nach England über, und Sir George Nevile, Sir John Taylor und mehr als hundert andere Männer vom Stande gingen nach Paris, um dem vorgeblichen Herzoge ihre Dienſte anzubiethen, und ſein Schickſal mit ihm zu theilen.

Perkin mußte jedoch zu Folge des Friedens von Eſtaples (1492) Frankreich verlaſſen, er be-

geb ſich daher zur Herzoginn von Burgund, bath um ihren Schutz, und machte ſich anheiſchig, ihr in Abſicht ſeiner Geburt alle Beweiſe vorzulegen, die ſie von ihm fordern würde. Margarethe ſtellte ſich, als wenn ſie vom ganzen Vorgeben nichts wüßte; ja ſie ſchien ſo gar mißtrauiſch zu ſeyn, und verlangte, er ſoll ihr vor aller Welt Rechenſchaft geben, warum er jenen erhabenen Nahmen führe. Sie legte ihm verſchiedene umſtändliche Fragen vor, ſchien über ſeine Antworten zu erſtaunen, und brach zuletzt über ſeine ſeltſame Erhaltung in freudige Verwunderung aus, umarmte ihn als ihren Neffen, als das wahre Ebenbild Eduards, als den einzigen Erben der Plantageneis, und als den rechtmäßigen Thronfolger von England. Sie ertheilte ihm ſogleich einen Hofſtaat, wie er ſich für ſeine vorgebliche hohe Geburt ſchickte, gab ihm eine Ehrenwache, befahl ihm den Hof zu machen, und beehrte ihn überall mit der Benennung der weißen Engliſchen Roſe.

Dieſe Maskerade durch Margarethens Anſehen, und durch die Natürlichkeit, mit der beyde ihre Rollen ſpielen, unterſtützt, verleitete die Flämminger, die Fabel von Perkins königlicher Abkunft für wahr anzunehmen; und da man noch nicht die geringſte Spur von ſeiner wahren Geburt hatte, ſo wurden auch die Engländer, wegen ihres beſtändigen Zuſammenhanges mit den Niederlanden, von Tage zu Tage mehr zu Gunſten des Betrügers eingenommen. Nicht bloß der Pöbel, der immer Neuigkeiten liebt, und Veränderungen wünſcht, ſondern ſelbſt Männer vom höchſten Ran-

ge, denen Heinrichs ſtrenge Regierung verhaßt war, richteten ihr Augenmerk auf den neuen Prätendenten. Ihre Leidenſchaften und Vorurtheile ſprachen für Perkin, und da bis dahin die herrſchende Meinung ſo wenig Widerſtand gefunden hatte, ſo kam es zu einer förmlichen Verſchwörung gegen den König, und die Mißvergnügten in England fingen mit denen in Flandern eine planmäßige Unterhandlung an.

Heinrich erhielt von dieſem allen umſtändliche Nachricht, und arbeitete mit eben ſo vieler Entſchloſſenheit als Ueberlegung den Abſichten ſeiner Feinde entgegen. Seine erſte Sorge ging dahin, den Tod des wirklichen Herzogs von York außer Zweifel zu ſetzen, welches ihm mit einem ziemlichen Grade von Zuverläſſigkeit gelang; da noch zwey Perſonen am Leben waren, die an der Ermordung deſſelben Theil gehabt hatten, und in ihren Berichten vollkommen übereinſtimmten. Allein größere Schwierigkeiten fand er — ob es ihm gleich endlich gelang — zu entdecken, wer dieſe außerordentliche Perſon ſey, die mit einer ſolchen Dreiſtigkeit Anſprüche auf ſeine Krone machte. Er ſchickte zu dieſem Ende überall in Flandern und England verborgene Kundſchafter aus. Viele derſelben mußten ſich anſtellen, als wenn ſie ſich zu Perkin ſchlügen, er beſtach die Bedienten, die Vertrauten und ſogar den Beichtvater des jungen Mannes; und durch dieſe Mittel gelang es ihm endlich, den Plan der ganzen Verſchwörung, die Ankunft, die Abenteuer, das Leben und den Um-

gang des vorgeblichen Herzogs von York zu erfahren.

Unverzüglich wurde nun die Geschichte des Betriegers zur Beruhigung des Volks bekannt gemacht, und so bald Heinrichs Entwürfe zur Reife gediehen waren, ließ e die Verschwornen das ganze Gewicht seiner Rache empfinden. Fast zugleich ließ er den Lord Fitzwater, Sir Simon Mountfort, und Sir Thomas Thwaites einziehen. Sie wurden überführt, daß ie sich durch die dem Perkin versprochene Hülfe des Hochverraths schuldig gemacht hätten, und — hingerichtet. Auch den Lord Oberkammerherrn William Stanley ließ er gefangen nehmen; aber die Untersuchung über einen Mann, dessen Ansehen bey der Nation, dessen genaue Verbindung mit dem Könige, und dessen ehemahligen Dienste ihn vor jedem Verdachte und vor jeder Strafe zu sichern schienen, erforderte ausführlichere Maßregeln. Indeß da Heinrich ein für alle Mahl entschlossen war, sich an allen seinen Feinden zu rächen, so brachte er es dahin, daß Sir Robert Elliford, Perkins engster Vertrauter, nach England kam, und den Lord Stanley als den Haupträdelsführer anklagte. Der förmliche Prozeß wurde jedoch noch mehrere Wochen aufgeschoben, um des Königs Gelindigkeit zu zeigen, und das Verfahren gegen den Lord von dem Verdachte einer leidenschaftlichen Rache zu befreyen. Dann nahm die Untersuchung ihren Anfang, und da Stanley des Verraths überwiesen ward, wurde er verurtheilt und enthauptet.

Stanley's Schickſal machte einen gewaltigen Eindruck, und benahm den Anhängern Perkins allen Muth, zumahl da ſie ſahen, daß durch Eliſfords Abfall alle ihre Geheimniſſe verrathen waren. Der eiferſüchtige und ſtrenge Charakter des Königs hielt jedermann in Furcht, und unterdrückte nicht nur den Ausbruch des Aufruhrs, ſondern ſtillte ſelbſt das Murren der Unzufriedenheit. Ein allgemeines Mißtrauen aller gegen einander war die Folge jener ſtrengen Maßregeln, und ſelbſt unter vertrauten Freunden hörte alle Mittheilung der Gedanken und Empfindungen auf. Heinrich, ſtolz auf den glücklichen Fortgang ſeiner Vorkehrungen, und wenig bekümmert dieſe Schrecken zu zerſtreuen, und die Zuneigung der Nation zu gewinnen, überließ ſich indeſſen von Tag zu Tag ſeiner Raubbegierde immer mehr, und erſchöpfte alle Künſte einer verworfenen Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege, um von ſeinen Unterthanen Geldbußen oder Vergleiche zu erpreſſen. Seine Regierung war an und für ſich höchſt drückend, aber ſie ſchien es etwas weniger zu ſeyn, weil er, gleich dem Könige Ludwig XI. von Frankreich, die Tyranney des Adels einſchränkte, und niemand anders als ſich ſelbſt ungeſtraft eine Ungerechtigkeit oder Unterdrückung verüben ließ.

Da Perkin ſeine Verbindung mit dem Adel durch Heinrichs Wachſamkeit und Strenge zerriſſen ſah, und des Königs Anſehen bey dem Volke mit jedem Tage wuchs, ſo entſchloß er ſich etwas Entſcheidendes zu wagen, um die geſunkene Hoffnung ſeiner Partey auf das neue zu beleben. In

dieſer Abſicht raffte er einen Haufen von Landſtreichern, Seeräubern und dergleichen Geſindel zuſammen, ging mit ihnen in See und landete an der Küſte von Kent. Da er indeſſen die Einwohner zum Widerſtande gegen ihn entſchloſſen fand, kehrte er nach Flandern zurück und landete nachmahls in Irland. Der Zuſtand dieſer Inſel war aber eben in einer ſo guten Verfaſſung, daß ſich dort nur wenig hoffen ließ. Uebrigens wurde Perkin des mühſeligen Lebens, welches er zu führen genöthiget war, um ſich unter den unkultivirten Irländern zu verbergen, ſo müde, daß er ſich nach Schottland wandte, um einen Verſuch bey Jakob IV., dem damahligen Regenten dieſes Königreichs zu machen. An dieſen war er ſchon vorläufig durch den König von Frankreich empfohlen, und ſeine einſchmeichelnden Sitten, und die Feinheit, mit welcher er ſeine Rolle zu ſpielen verſtand, machten ihn bey dem Könige, der wegen ſeiner Jugend und argloſen Denkart nicht zum Mißtrauen geneigt war, ſo beliebt, und erwarben ihm das Vertrauen deſſelben in ſo hohem Grade, daß er ihm die junge Lady Katharina Gordon, eine Tochter des Grafen von Huntley, die ihrer Schönheit wegen eben ſo allgemein angebethet, als um ihrer tadelloſen Aufführung willen verehrt wurde, zur Gemahlinn gab.

Die Eiferſucht, welche zu jener Zeit zwiſchen den Höfen von England und Schottland herrſchte, ward eine neue Empfehlung für Perkin, ſo daß Jakob, welcher mit einigen ſeiner Grenztruppen einen Einfall in England zu thun beſchloſſen

tte, im Jahre 1496 den Betrieger mit sich nahm,
der Hoffnung, daß die Erscheinung des ver-
einten Prinzen einen Aufruhr in den nördlichen
rafschaften bewirken werde. Allein in dieser Er-
artung fand er sich betrogen. Perkins Anspru-
e hatten bereits, selbst in den Augen des Pö-
bels, ihr Gewicht verloren, und kein einziger Eng-
nder von Stande erklärte sich mehr für ihn.
akob sah sich daher genöthiget, nachdem er seine
nfälle verschiedene Mahle mit ungleichem Glücke
iederhohlt hatte, einen Waffenstillstand mit Hein-
ch zu schließen, und Perkin bekam heimlich Be-
hl, das Königreich zu verlassen.

Der vorgebliche Herzog suchte nun zum zwey-
n Mahle seine Zuflucht in Irland. Hier ver-
rg er sich eine Zeit lang in Wildnissen und Ein-
en, da er aber diesen höchst unangenehmen und
efahrvollen Zustand nicht lange ertragen konnte,
überlegte er mit seinen drey Freunden, die ihm
seine Verbannung gefolgt waren, Horne, Skel-
n und Astley, welche sämmtlich verunglückte
aufleute und Abenteurer waren, was nun zu
un sey. Auf ihren Rath machte er einen Ver-
ch, ob er die Zuneigung der Einwohner von Corn-
allis gewinnen könne; diese hatten vor kurzem
ner drückenden Auflage wegen einen Aufstand
regt, und fuhren immer noch fort, Meutereyen
u machen. So bald daher Perkin daselbst erschie-
en war, strömten an 3000 Mann vom Pöbel
nter seiner Fahne zusammen, und jetzt nahm er
um ersten Mahle, voll Stolz auf den Anschein
ines glücklichen Ausganges, den Nahmen König

Richard IV. von England an. Um die erſte enthuſiaſtiſche Aufwallung ſeiner Anhänger zu benutzen, und ihnen keine Zeit zu laſſen, ihren Eifer abzukühlen, rückte er ſogleich vor Exeter, und forderte dieſe Stadt durch eine Menge Verſprechungen auf, ſich ihm zu unterwerfen, aber vergebens. Die Einwohner verſchloßen ihm ihre Thore, und er fing an, den Ort zu belagern.

Heinrich, voll Freuden über die Nachricht, daß der Betrieger in England gelandet war, rüſtete ſich in möglichſter Eile, ihn anzugreifen, denn er wünſchte, wie er zu ſagen pflegte, nichts mehr, als ſeine Feinde zu ſehen. So bald Perkin die Nachricht von des Königs Zurüſtungen erhielt, hob er unverzüglich die Belagerung von Exeter auf, und ungeachtet ſich ſein Anhang jetzt bis über 7000 Mann belief, und ihm noch immer blindlings ergeben zu ſeyn ſchien, ſo verlor er doch ſelbſt allen Muth, und entfloh heimlich in die Freyſtadt zu Beaulieu im neuen Walde. Die Rebellen in Cornwallis ergaben ſich der Gnade des Königs, und fanden dieſelbe zu ihrem Glücke noch nicht erſchöpft; denn ſie wurden mit Ausnahme einiger wenigen, die man als die Haupträdelsführer nicht wohl begnadigen konnte, alle ungeſtraft entlaſſen. Heinrich war nun darauf bedacht, wie er gegen Perkin ſelbſt verfahren ſollte. Einige gaben ihm den Rath, die Privilegien der Kirche zum Vortheile des Staats aufzuheben, den Betrieger aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzuziehen und ihn zu ſtrafen, wie es ſeine Frechheit verdiene. Aber Heinrich hielt das Uebel nicht für gefährlich ge-

, um ein ſo gewaltſames Gegenmittel a zu-
den. Er ſchickte daher einige Leute ab, die
Perkin zureden mußten, ſich gegen das Ver-
chen völliger Verzeihung dem Könige zu un-
erſen. Perkin ließ ſich dazu bereden, und
rich führte ihm zum Spotte, wie in einer Art
Triumph, nach London. Hier ſollte ihm ſo-
der Prozeß gemacht werden, und während
n blieb er in der Gefangenſchaft, die Anfangs
ger ſtreng war, nachher aber, da er einſt zei-
Wächtern entwiſcht war, mit dem Tower ver-
ht wurde. Auch hier verließ ihn ſeine Sucht,
alen und Ränke zu ſchmieden, nicht: er fand
el, mit dem Grafen von Warwick, welcher
emſelben Verhafte ſaß, einen Briefwechſel zu
nen, und brachte dieſen unglücklichen Fürſten
n, ſich auf einen Plan einzulaſſen, dem zu
e ſie dem Befehlshaber des Tower umbrin-
und ſich dann mit der Flucht retten woll-
Allein dieſe neue Verſchwörung konnte der
ſamkeit des Königs nicht entgehen, und da
in durch dieſes neue Verbrechen ſich aller
lichen Gnade unwürdig gemacht hatte, ſo
e er gerichtlich verhört, überwieſen, verur-
und zu Tyburn aufgehenkt. Dem unglück-
Warwick widerfuhr ein ähnliches Schick-

—

So endete ein junger, von der Natur mit
und Talenten ausgeſtatteter Mann, nach-
er zuerſt das Werkzeug einer ränkevollen
es geworden, ſeine verfehlte Laufbahn, und
gibt uns abermahls den Beweis, daß es

oft von geringscheinenden Umständen abhängt, ob der Mensch von Geistesvorzügen, im Cabinette und im Felde glänzen, und mit Ruhm und Ehre gekrönt, vom Schauplatze abtreten, oder ob er, verstrickt in den Irrgängen der Ausartung, von Leidenschaft hingerissen, als ein Verbrecher auf der Schaubühne sein Leben verlieren soll. —

Fernando Mendez Pinto,

der

wunderbare Reisende des sechzehnten Jahrhunderts.

Einer der merkwürdigsten Reisenden der Vorzeit, Fernando Mendez Pinto, ist unverdient, besonders mit seinen Schicksalen nach der Rückkehr in sein Vaterland, beynahe ganz im Dunkeln geblieben. Außer dem, was er selbst erzählt, wissen wir nicht viel von ihm, und wer nicht von Ungefähr und Glück in einer großen Bibliothek an, nicht allen zugängliche, oder doch bemerkbare Quellen geführt wird, weiß zu dem wenigen, was die historischen Wörterbücher von dem wahren Vielerdulder sagen, nichts hinzuzusetzen. Dennoch war, wie auch von Krusenstern in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung

z bemerkt, der erſte Europäer dem wir ge-
ere Nachrichten von Japan verdanken, denn
Berichte der Miſſionarien von dieſem Lande,
den nicht ſelten ganz verſpätet eingeſendet, ka-
nicht gleich, und nicht ganz unbeſchnitten in
Publicum. Zudem ſpricht Pinto auch als
oat und Weltmann, und jene, des Aberglau-
und aller Vorurtheile voll, reden als Hei-
ekehrer, und ſahen gar oft aus einem ganz
ern Geſichtspuncte, als der Vielgewanderte
Dinge, Menſchen und ihre Umgebungen an.
nto war ein kühner unternehmender Mann,
wir ihn finden werden, von dem Geiſte ſei-
Jahrhunderts (des größten in der chriſtli-
Geſchichte) und ſeiner Landsleute belebt, de-
Thaten die Meere überflogen, hatte ſonder-
Schickſale, ſahe, hörte viel und gab aus
durchwanderten Ländern Nachrichten, deren
rheit, ſo ſehr man ſie oft bezweifelte, die
nde Nachwelt beſtätigen mußte.

„Pinto war," erzählt der Jeſuit Bartole,
der Portugieſiſchen Stadt Montemor
ho geboren, ging ſchon im zwölften Jahre
s Alters auf Reiſen, wurde des glorreichen
enbekehrers und Indianiſchen Apoſtels Franz
er guter Freund, und that demſelben bey
Japaniſchen Könige von Bungo große Dien-
Endlich machte er auch die Bekanntſchaft des
Melchior Nunnez Barret, und erhielt
ganze Vertrauen dieſes eifrigen Miſſionärs.
Kaufmann hatte Pinto damahls bereits ſeit
Jahren aus Indien nach China und Japan

gehandelt, hatte groſse und bedeutende Bekanntſchaften ſich erworben, und war reich geworden. Eben befand er ſich zu der Rückreiſe in ſein Vaterland gerüſtet (1554) auf der Inſel Choran, drey Meilen von Goa gelegen; als er dem P. Nunnez ſein Vertrauen ſchenkte, und ihm ſein gepreſstes Herz zu erleichtern, in einer Kapelle U. L. Frau geweiht, die Sünden ſeines ganzen Lebens aufrichtig beichtete. Nach der Beicht kamen beyde in ein vertrauliches Geſpräch über die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens in Japan, da man eben die Leiche des heil. Xaver, des Freundes des redlichen Pinto, nach Goa brachte, die hier mit groſsen Feyerlichkeiten empfangen wurde. Dieſe Begebenheit rührte ihn auſserordentlich, und machte auf ſein Gemüth einen ſehr tiefen Eindruck. Vielleicht beſtimmte die damahlige Geſinnung ihn thun zu wollen, was er verſprach. Er erbeth ſich, alle ſeine Waaren und 12,000 Pardaos bar, Gott und ſeiner Lehre zu Ehren, der Societät der Jeſuiten zu ſchenken, welche für 4000 Pardaos in der Stadt Amangur ein Collegium erbauen ſollten. Dieſes Anerbiethen wurde zur Ehre Gottes angenommen. Pinto übernahm mit Freuden die Vertheilung ſeiner Güter ſelbſt, und machte ſich arm, um ſich reich zu machen. Seinen armen Freunden in Portugal beſtimmte er 2000 Ducaten, den Armen daſelbſt 4000 Ducaten, und ſeinen Sclaven ſchenkte er die Freyheit. Drey derſelben nahmen dieſes Geſchenk nicht an, und wollten lieber bey ihrem Herrn bleiben.

ner kaufte er sehr kostbare Geschenke ein,
Japanischen Könige, und wurde zum Füh-
Ambassade von dem Vice-Könige zu Goa,
Alfonso de Noronha ernannt. Der
nez befand sich nebst vielen Geistlichen bey
esellschaft.

nun am 15. April 1554 die reisefertig-
stlichen auf der Insel Choran ihr Gebeth
ßer Andacht verrichteten, wurde Pinto
ne allzu schnelle Hitze heftig entzündet,
bte, in den Orden der Gesellschaft Jesu
Allein sein Eifer erkaltete wieder, schnell
Rauch des Feuers entflieht, oder wie sie-
Wasser laulich oder kalt wird. Doch rei-
mit der Ambassade ab, und da widrige
ieselbe nöthigten zehn Monathe lang zu
zu bleiben, übernahm Pinto mit anderen
n, die Besuchung und Verpflegung der
nd Kranken, und bewies in Ausübung sei-
bt sich so eifrig, daß alle, die als einen
Kaufmann ihn kannten, darüber höchlich
underten.

großer Mühe kam die Gesellschaft erst
1556 nach Japan, in das Königreich
wo eben alles in Zwist und Aufruhr war.
ig empfing die Gesandtschaft ziemlich
ig, und entließ dieselbe sehr freundlich;
beklagte, daß die jetzige Lage der Dinge
erlaube, so sehr er derselben auch gewo-
an die Verbreitung der christlichen Reli-
enken, um den Zorn der Bonzen nicht zu
u reitzen, da seine Krone auf dem Spiele

ſtehe. Zugleich ſendete er ein Dankſchreiben an den Vice-König, und einige Geſchenke ab. Die Erfüllung ihrer Wünſche ſahen alle vereitelt. — Pinto hatte allen deſſen nun genug, ſchiffte zu Goa ſich ein, und ließ der Geſellſchaft Jeſu das Nachſehen.

So war der neue Jeſuit verloren, und die lieben Brüder behielten nur ihre Klagen, die Barret ſehr energiſch ausgießt. Von dem allen aber, was die guten P. P. uns von ihm, ſeinen Entſchlüſſen, der verunglückten Expedition ꝛc. erzählen, hat Pinto in ſeiner Reiſe ganz verſchwiegen, und weder ſeiner heiligen Entzündung noch ſeiner weltlichen Erkaltung auch nur mit einem Worte gedacht. Dazu mochte er gute Gründe haben, denn die Herren der Geſellſchaft Jeſu durften damahls noch nicht unbeſtraft berührt werden.

Es iſt ganz wahrſcheinlich, daß Pinto auf der Reiſe nach Japan, in Geſellſchaft der ehrwürdigen Väter ſelbſt, auf andere Gedanken gerieth, um das, was er noch beſaß, und was noch nicht dem Bekehrungsſchäfte aufgeopfert war, zu retten. Er gab bey ſeiner Zurückkunft nach Goa dem damahligen Vice-Könige Don Franzesko Baratto Auskunft von ſeinen Unternehmungen, der für ſeine gemachten Aufopferungen ihm eigene Anerbiethungen machte, die Pinto aber ausſchlug, da er ganz andere Hoffnungen in ſein Vaterland, wo er 1558 ankam, mit ſich zurück nahm. Mit Empfehlungen von dem Vice-Könige verſehen, rechnete er, aber dem-

vergebens, auf eine Belohnung. Der Mi-
r, vielleicht gegen ihn eingenommen, unter-
e seine Gesuche nicht, die Gesellschaft Jesu,
he nicht ungestraft sich foppen ließ, und un-
ich weniger gern vergab als nahm, war von
beleidigt worden, und er starb als Privat-
n (da es nicht seyn konnte) endlich zufrieden,
den Einkünften von seinem kleinen geretteten
nögen.

Habe ich (schließt er seine Reisebeschreibung)
21jährige Dienste, binnen welchen ich drey-
Mahl in Leibeigenschaft gerathen, und sech-
Mahl verkauft worden bin, zuletzt keine Be-
ung erhalten, so schreibe ich es der göttlichen
chtigkeit zu, welche niemahls irren kann, son-
alles auf das beste ordnet.

Des so weit gewanderten Vielerdulders Pin-
Glaubwürdigkeit bey Erzählung seiner oft
st sonderbaren Reiseabenteuer konnte nicht
gefochten bleiben, aber Francesco An-
a vertheidigte dieselbe in der Ausgabe der
beschreibung des Weitgewanderten. Eben das
auch Herrera Maldonato in der Spa-
n Uebersetzung derselben. Figuiro, welcher
eigene Abhandlung darüber schrieb, in der
ösischen, und Thomas Malvenda setzte
Glaubwürdigkeit des Reisenden außer allem
el.

Boulaye bezeugte mit großer Verwunde-
er habe bey Besichtigung so vieler Städte
änder, nie einen geographischen Irrthum in
os Erzählungen angetroffen. König Philipp

der Zweyte in Spanien, der das Wahre von dem Falschen so gut zu unterscheiden wußte, hielt viel auf Pinto, sprach ihn oft, und forderte ihm nicht selten Meinung ab.

Die Thaten der Portugiesen in Indien, in jenen Zeiten, sind allbekannt, und wie viel von den Wundern verliert sich nicht, wenn man die wunderbaren Länder selbst kennen lernt.

Noch jetzt sind China, Japan, Korea, Formosa alt, was sie damahls waren. Die Missionarien haben uns, mit unbezweifelter Glaubwürdigkeit, die sonderbarsten Nachrichten von den Ländern mitgetheilt, in welchen sie das Evangelium predigten, es sind die Berichte nachfolgender Reisender da, dem ungeachtet aber bleiben diese Länder uns immer noch unbekannt.

Pinto, unter Portugiesischen Seeräubern, welche die Inselwelt jener unbekannten Gegend durchstreiften, sah in Gesellschaft dieser Wagehälse Küsten und Inseln, die wohl so leicht Europäer nicht betreten werden, will es nicht der Zufall. Die Goldgier jener Meerabenteuer zog sie zu den entferntesten Puncten, und wenn sie gebethet und gebeichtet hatten, gab ihr Gewissen ihnen die Erlaubniß, zu nehmen, was sie fanden. Die Tempel waren ihnen kein Heiligthum, denn es waren Abgötter in denselben, und hatten Gold bey sich. Die Portugiesen gelobten Wallfahrten, beschenkten die christlichen Kirchen und Klöster, und so war alles, meinten sie, abgethan, versöhnt, erlaubt und vergeben. War etwas geschehen, was sie selbst doch nicht recht billigen konnten, so nah-

n sie ihre Zuflucht zu dem Bilde U. L. Frau,
d bathen sie mit Thränen, sie möchte ihnen bey
em Sohne Vergebung ihrer Sünden bewirken.
e es zum Angriffe ging, hielt der Pater des
hiffes eine Rede, und ermunterte das Volk zur
rzhaftigkeit. Hierauf wurde mit großer Andacht
s Salve vor einem Bilde U. L. Frau gesun-
n. Die Gottesfurcht und Hoffnung zur Beute
chte der Mannschaft Muth, indem diese from-
n Räuber mit weinenden Augen ganz inbrünstig
Hülfe des Herrn, der zur Rechten des himm-
chen Vaters sitzt, anflehten.

Ein kühner Freybeuter der Portugiesen, An-
nio de Faria, durchschwärmte damahls die
inesischen Inselgruppen, und machte die Be-
ntschaft eines Chinesen, Similau, der glei-
s Handwerk trieb. Solche Männer finden sich
ht, und eben so leicht verbinden sie sich auch
gleichen Endzwecken.

Similau machte sich kein Gewissen dar-
s, selbst seine Landsleute auszuplündern, hatte
seines Vermögen auf diese Art sich erworben,
lebte davon recht gut zu Liampo. Er
nte sich aber in dieser Lage nicht gefallen,
hatte seine Gedanken stets auf der See, und
der Insel Calempluy, wo, wie er ver-
erte, siebzehn Könige in goldenen Gräbern lägen,
alle ihre Schätze, und viele Herrlichkeiten sich
nden.

So etwas konnte Antonio de Faria
h nicht gleichgültig anhören, und bald war der
tschluß gefaßt, diese Insel aufzusuchen. Si-

milau begab ſich zu dem Portugieſen, und nun ſteuerte man auf das Land der Schätze zu.

Sie ſchifften lange umher, ohne das Eiland erſpähen zu können, und Similau wurde endlich den ungeduldigen Portugieſen verdächtig. Antonio gerieth mit ihm in einen heftigen Wortwechſel, und ſchwur bey ſeinen Barte, ihn mit eigener Hand zu ermorden, wenn binnen drey Tagen die geſuchte Inſel ſich nicht finden laſſe. Similau, welcher die Rache der Portugieſen fürchtete, ließ ſich in der Nacht, als das Schiff eben nahe am Lande lag, aus demſelben ins Waſſer hinab, und entfloh.

Nun war die Verlegenheit der Portugieſen noch größer geworden, zumahl da ſie ſich auch von vielen Chineſiſchen Bootsgeſellen verlaſſen ſahen. Die Beſtürzung war ſo groß, daß die Portugieſen, wie Pinto erzählt, nur die Augen und Hände gen Himmel heben konnten, weil ſie nicht im Stande waren, ein einziges Wort zu ſprechen.

In dieſer Verlegenheit nahmen ſie eine mit Chineſern beſetzte Barke, examinirten die Mannſchaft genau, und erfuhren die Gegend, in welcher ſie ſich befänden, heiſſe Tenquilene und die Inſel Calemplay ſey von hier etwa zehn Meilen entfernt. Dieſe Nachricht machte ihnen wieder Muth, ſie behielten die Chineſen bey ſich, und gingen in die See. Als ſie an einer Landſpitze, Quinai Taraon genannt, vorbey ſegelten, erblickten ſie endlich die Inſel, welche ſie ſeit achtzig Tagen aufſuchten, nicht anders, als flieht ſie vor ihnen.

Es iſt eine ſchöne Ebene, die mitten in einem
uſſe, zwey Meilen von der genannten Landſpitze
gt, ihr Umfang wurde auf eine Meile geſchätzt.
eude und Furcht bemächtigten ſich der Herzen der
rtugieſen, und Antonio traf Anſtalten, die
üchte ſeiner Bemühungen einzuernten.

Sie näherten ſich der Inſel, und ließen den
ker fallen. Als es Tag wurde, ſahen ſie Wun-
dinge vor ſich. Die Inſel war von einer, etwa
lf Schuhe hohen Mauer von Marmor umge-
, mit einem Kranze umfaßt, der einen ziem-
breiten Gang machte, und mit einem metal-
en Geländer umgeben war, zwiſchen welchem
allene Säulen ſtanden, auf jeder eine weibliche
atue von Metall, eine Kugel in der Hand. In-
ndig auf dem Gange ſah man eine Menge un-
eurer Bilder, die einander bey der Hand hiel-
, als ob ſie einen Tanzreihen um die Inſel
chten.

Zwiſchen dieſer Reihe von Götzenbildern war
b eine Reihe Säulen mit Bogen aufgeführt,
ſehr koſtbares Werk aus Stücken von allerley
den zuſammen geſetzt. Weil man durch die Oeff-
gen eine ungehinderte Ausſicht in die Inſel
te, ſo erblickte man inwendig ein Pomeran-
-Wäldchen, und in deſſen Mitte 365 Einſied-
ellen, den Schutzgöttern des Jahres gewidmet.
as weiter gegen Oſten, auf einer Anhöhe,
Einzigen in dieſer Inſel, ſtanden verſchiedene
äude, einige darunter mit Faßaden, wie man
an Kirchen ſieht. Alle ſchienen vergoldet zu
, und hatten ſehr hohe Thürme. Rings her-

um zogen sich zwey Gassen mit herrlichen Häusern.

Die Portugiesen untersuchten alles genau, und wurden von keiner Seele in diesen Untersuchungen gestört. Sie glaubten nun alles, was Similau und die gefangenen Chinesen von dieser Insel sagten, daß nur Bonzen dieselbe bewohnten, und daß sie keine andere Vertheidigung, als die Ehrerbiethung der Menschen gegen einen so heiligen Ort habe.

Gegen Abend stieg Antonio an das Land, Pinto mit ihm, 30 Soldaten und 20 Sclaven. Durch das Pomeranzen-Wäldchen kamen sie an das erste Einsiedlerhäuschen. Antonio klopfte mit dem Degen an. Darin sprach eine Stimme:

„Wer da klopft, der gehe um die Stelle, und er wird den Eingang finden.“

Dieß geschah. Die Portugiesen traten ein, und fanden einen schwachen Greis, der, wie es schien, sich nicht vom Flecke bewegen konnte. Bey dem Anblicke so vieler bewaffneter Männer, sank er in Ohnmacht, erhohlte sich aber bald wieder, und fragte die ungebethenen Gäste: Wer sie wären, und was sie hier suchten? — Zur Antwort erhielt er: Man sey gekommen, wegen der Gelobung einer Wallfahrt zu den Heiligthümern dieser Insel, da man aber arm sey, so bittet man um reichliche Almosen.

Der Einsiedler wendete sich an Faria, nannte ihn ohne Bedenken einen Räuber, und bedrohte ihn mit der Strafe des Himmels. Dieser aber befahl ganz gelassen, die umliegenden

ufen alle zu durchſuchen, und mitzunehmen,
von Werth ſich in denſelben befände. Das
hah. Man wühlte in aufgebrochenen Grä-
n umher, fand einiges Silber und brachte es
s Schiff.

In den Klauſen befanden ſich 365 ſteinalte
nloſe Einſiedler, Talegrepen mit 40 Die-
, Menigrepen genannt. Die Inſel war übri-
s nur von Bonzen bewohnt, die unbewehrt
en, und ihre Lebensmittel vom benachbarten
de zugeführt erhielten.

Die ganze Inſel zu durchſuchen, aller ihrer
äße ſich zu bemächtigen, verſchob Faria auf
folgenden Tag, verſicherte ſich aber der Me-
epen nicht, und wurde bald gewahr, wie
erſichtig er gehandelt hatte; denn in der
ht ſah man plötzlich viele Feuer auf den
uern und Thürmen auflodern. Die Chineſer
en, daß die Feuer Allarmzeichen wären, und
bald vom Lande Hülfe kommen würde. Zu-
h ertönte ein ſchreckliches Lärmen von Glec-
Becken und Trommeln.

Antonio war außer ſich, eilte auf die In-
urück, und erfuhr von zwey hart bedrohten
iedlern, daß der Lärm allerdings ihm gelte.
ieß die Einſiedler ins Schiff bringen. Seine
erbeuteten einige ſilberne Leuchter und Ket-
und ein ſilbernes Götzenbild mit einer gol-
n Krone. Dieß waren alle Schätze, welche
on der reichen Inſel mit aufs Meer nehmen
te.

Dieses kleine Bruchstück diene dazu, diejenigen auf Pintos Reisebeschreibung aufmerksam zu machen, welche dieselbe noch nicht kennen.

Seine Nachrichten aus dem Innern von China, wohin ein Fremder so äußerst selten kommt, aus Pegu und Siam, und das, was wir von seinen Begebenheiten in Japan lesen, ist eben so schätzbar, als bemerkungswerth.

Der P. Bouhours und die übrigen Lebensbeschreiber des Indischen Apostels Xaver sprechen oft von Pinto und seinen Nachrichten; durch ihn nur wissen sie den Streit des heiligen Mannes mit den Japanischen Bonzen. In der That leistete auch Pinto dem heiligen Xaver grosen Beystand auf verschiedenen Reisen; er preist seine Tugenden und Wunder, und die genaue Erzählung seines Todes auf der Insel Sanciam, verdanken wir ihm.

Als Pinto in der Kapelle U. L. Frau dem Peter Nunnez beichtete, scheint er erbaut und erschüttert, einen Blick auf das, was geschehen war, (sogar wegen Calemplun) zurück geworfen zu haben, und gerührt beschloß er, zum Besten der Kirche, seine erworbenen Reichthümer, vielleicht nach einem Winke des freundlichen Beichtvaters, zu verwenden. In dem ersten Feuer sah er sich vielleicht, mit dem Nimbus, welcher seinen heil. Freund umglänzte, geschmückt; allein der Aufenthalt zu Malakka kühlte ihn wieder ab. Doch kam er mit dem besten Willen nach Japan. Aber da die Gesandtschaft von dem Könige von Bungo so kalt empfangen wurde, so litten allerdings

Speculationen, er mochte dieſelben nun als
ſmann, oder als ein Sohn der Geſellſchaft
gemacht haben, und er zog ſich beſcheiden,
ganz vergnügt, zurück. Seine gute Aufnah-
ey dem Vice-Könige, als er nach Goa zu-
kam, beweiſet, daß ſeine Sendung von die-
politiſch genommen wurde, ſo wie die der
rtät Jeſu, ſie geiſtlich genommen wiſſen
e. Er rettete, was noch zu retten war, und
war ihm nicht zu verdenken, da er ſchon ſo
Aufopferungen dargebracht hatte.

Von ihm ſelbſt wüßten wir vielleicht weit
ger, als wir jetzt wiſſen, und ſeine Reiſe hät-
ir wohl nie vollſtändig, und ſo, wie
e jetzt leſen, erhalten, wäre Pinto als Je-
eſtorben. Sein Nahme prangte vielleicht als
rer in einem Martyrologio, aber wir hätten
Solche von dem erfahren, was ihm Aben-
und Reichthümer brachte. Was der Laie er-
e, hatte der Geiſtliche vergeſſen, wenigſtens
ſchweigen müſſen, und was wir von ihm läſen,
etwa Miſſionsberichte. Wir können alſo
ſer Hinſicht nicht in die Klagen des Jeſuiten
ſtimmen, ſondern nehmen unſern Pinto,
r ihn gefunden haben, als einen Mann, der
genug war, der Gefahr ſich entgegen zu
und klug genug, die Vortheile zu benutzen,
ihm darboten. Dieſes machte ihn, da
gehoffte Belohnung nicht erhielt, unabhän-
ab ihm Muſe ſeine Abenteuer zu überden-
nd ſeine Begebenheiten der Nachwelt zu

hinterlassen, eine Lectüre, die unterhält und belehrt.

General Melville,

seine seltsamen Abenteuer.

Das Leben dieses Kriegers hat eine solche Fülle von interessanten Auftritten, als wir vielleicht in wenigen Biographien von wirklichen Abenteuern finden, deren erdichtete Geschichten man mit der gespanntesten Aufmerksamkeit liest.

Melville'n führte sein Schicksal nach manchen überstandenen Gefahren, Mühseligkeiten und Leiden in herzoglich Lüneburgische Dienste. Hier schien der alte Krieger endlich die Ruhe zu finden, die er in so vielen Ländern vergebens gesucht hatte. Hier setzte er denn auch, man glaubt, auf Verlangen der Herzoginn Zelle, der Gemahlinn Georg Wilhelms, die Geschichte seines Lebens, so wie wir sie hier mit einigen unwesentlichen Veränderungen mittheilen, auf.

„Das Jahr 1624." sagte er, „ist mein Geburtsjahr. Ich sage von meiner Familie weiter nichts, als daß sie unter die ältesten meines Vaterlandes (Schottland) gehört, und was mir noch

ch mehr werth ist, eine der erste war, wel-
Reformation annahm, und ihr mit der
Treue anhing. Seit dem Jakob VI. den
den Thron bestieg, hatte meine Familie,
Hofe nicht folgte, nach und nach viel von
lten Glanze verloren. Mein Vater, der
Landedelmann in stiller Eingezogenheit leb-
athete in die Familie von Kelley und
elte sich, durch diese Verbindung unsere
wieder empor zu heben, da ein Bruder
Mutter bey König Carl die Würde eines
herrn begleitete, und bey diesem Herrn
t angeschrieben stand. Allein der gute
dem mein Vater in Hoffnung künftigen
n Ersatzes, manches Sümmchen hatte zu-
assen, starb in seinen besten Jahren und
ß seine ansehnlichen Güter in tiefen Schul-
ey Umstände, die unsere ganze frohe
g zerstörten, denn mein Vater glaubte
Erbe seiner Güter nicht wenig gewon-
haben. Da aber von diesen nicht nur
heben war, sondern noch zugesetzt wer-
te, und unsere Familienangelenheiten
schlecht standen, so mußte auf Ersparung
verden, und aus dieser Ursache ward ich
Verwandtinn gethan, die freylich ver-
ür meine Erziehung zu sorgen, mich aber
onathe bloß bey sich behielt, und dann
igsberg schickte, um zu studieren und
nordischen Sprachen zu lernen. Ich aber
zum Soldatenleben; aus dem Studie-
also nichts; ich entwischte als ein wer-

zehnjähriger Jüngling und ließ mich von einem Obersten, der zu Königsberg auf Pohlnische Werbung stand, in Dienste nehmen.

Allein in Pohlen gefiel mirs doch nicht; es war Friede, also nichts zu thun für den Soldaten; ich suchte meinen Abschied, und erhielt ihn durch die Vermittelung eines Vetters, den ich gerade da antraf. Ich ging also nach Schottland zurück.

Wie verändert fand ich aber mein väterliches Haus! Mein Vater und meine Mutter waren unterdessen gestorben, die Gläubiger hatten sich ihres ganzen hinterlassenen Vermögens bemächtiget; nichts blieb meinem Bruder und mir übrig, als unser Glück weiterhin im Militär zu suchen. Mein Bruder war schon Dragoner-Capitän bey dem Regimente Grey; ich nahm also auch bey diesem Regimente Dienste, und Mylord Grey versprach mir die Kornet-Stelle, so bald sie erledigt würde. Es gab damahls große Auftritte. Nicht nur in Schottland, sondern auch in England, war der Krieg gegen König Carl I. längst ausgebrochen; Fairfax hatte schon die Schlacht bey Naseby gewonnen; König Carl I. hatte sich auf die unerwarteste Weise seinen Feinden, den Schotten, in die Arme geworfen, um Schutz gegen die Engländer bey ihnen zu suchen; wir sollten auch sogleich gegen die Engländer marschieren. Gerade da begegnete mir aber ein Zufall, der viel in meinem Leben störte. Jungen Leuten und besonders jungen Soldaten zur Warnung, will ich ihn hier erzählen.

Es

Es waren bey unſerm Regimente mehrere abs
dankte Officiere, die, wie ich, auf eine Gele-
nheit warteten, angeſtellt zu werden. Da ſie
or zahlreich waren, ſo hatte man eine ganze
mpagnie errichtet; ich war Kornet. Wir hatten
ei keinen Gehalt, lebten alſo von dem Rechte
s Stärkern überall auf Discretion. Dieß brachte
r Bauern gegen uns auf, und einſt, da wir in
er Sicherheit waren, überfielen ſie uns des
chts, nahmen uns Pferde und Waffen hinweg,
leppten uns drey Tagereiſen fort, und ſperrten
s auf ein Schloß, wo wir, aller Art übler Be-
ndlungen ausgeſetzt, zwey Monathe lang blei-
n mußten.

Ich weiß nicht, was aus mir, der ich das
r nicht gewohnt war, geworden wäre, wenn ſich
ht das Kammermädchen der Frau des Schloſſes
iner erbarmt hätte. Sie that mir mehr Gutes
s den übrigen. Alle Abende, ſo bald ihre Frau
Bette war, kam ſie und beſuchte mich, und
chte mir auch immer einige Erfriſchungen, de-
n ich ſehr bedurfte. Das Mädchen war groß und
gebaut, hatte Munterkeit und ſang gut. Ei-
n Menſchen meines Alters hätte ſie leicht, auch
ne alle dieſe Eigenſchaften zu haben, gefallen
nen, und ſeiner Wohlthäterinn thut man gern
en. So kam das Mädchen endlich bis aufs
irathen, und that mir feyerlich den Vorſchlag,
dem Verſprechen, mich in Freyheit zu ſetzen.
s war mir nun zu viel. Ich ſchlugs nicht ab,
h weniger verpflichtete ich mich dazu. Kaum
r, daß wir nun auf dieſem Fuße mit einander

ſtanden, ſo mußte der Herr Gouverneur des Schloſſes, durch einen höhern Befehl gezwungen, ſeine Gefangenen los laſſen. Was erſt mein Glück und die ſichere Hoffnung meiner Freyheit ſchien, wurde jetzt beynahe mein gewiſſes Unglück. Das Mädchen prädentirte, ich müßte ſie erſt heirathen, ehe ich los gelaſſen werden könnte. So ſehr ich nun auch das Undankbare in meinem Betragen empfand, ſo konnte ich um der Ehre willen dieſe Ehe nicht eingehen. Doch endlich wurde ich ſie unter Caution eines meiner Freunde noch los. Ich brannte vor Begierde zur Armee zu kommen, um mich daſelbſt auszuzeichnen.

Da war aber nichts zu thun. Man negocirte bloß mit den Engländern, man lieferte ihnen endlich den König aus; unſer Schotten-Krieg hatte nun fürs erſte ein Ende. Das Regiment, bey welchem meine Brüder und ich waren, fiel in die Reduction; wir gingen alſo nach Frankreich; ſchon faſt fünfzehn Jahre lang hatte Frankreich Krieg mit Oeſterreich.

Ich blieb da, mein Bruder aber, dem es in Frankreich nicht gefiel, ging in Venetianiſche Dienſte. Ich kam mit dem Titel als Fähndrich unter die Fuß-Garde, that aber Sergeanten-Dienſte. So weit hatte ich es nun gebracht, im 23. Jahre meines Alters.

So bald der Feldzug eröffnet werden konnte, ging es nach Flandern. Der brave Marſchall von Saſſion commandirte uns. Schade für ihn, er blieb bey der Belagerung von Lens, wo auch ich gefährlich auf der Bruſt verwundet wurde. Noch

ich auch damahls bey der Belagerung und
erung von Dirmünden, und ich darf wohl
, daß ich zur letztern vorzüglich viel bey-

Uebrigens ist es kaum auszusprechen, wie viel
in diesem Feldzuge von Hunger und Elend
. Die Noth trieb mich selbst bis zum Dieb-
. Einst ging ich mit einem meiner Kamera-
beyde sehr traurig und ausgehungert, auf
Wege von Dirmünden spazieren. Aus der
kamen uns ein Paar Officiere entgegen, die
r Wette galoppirten. Einer derselben verlor
mit kleinen Silberspitzen bordirten Taffet-
el, den man, wie damahls Mode war, um
m trug, und ich konnte der Versuchung nicht
ieben, ihn zu nehmen. Der Eigenthümer,
d er seinen Verlust merkte, kam zwar zurück,
ab wohl, daß ihn niemand anders, als wir
konnten. Allein in solchen Fällen kostet es
den ersten Schritt, wir läugneten dreist,
ften unsere Beute, und stillten unsern
rr.

ast beständig schmachtete ich im äußersten
r, und hatte nichts zu leben, als was ich
nd da erhaschen konnte; deßwegen gehörte
ch immer zu den streifenden Parteyen. Einst
ich bey einem solchen Streifzuge von einer
der Garnison von Armentieres aufgefan-
man schleppte uns eine ganze Nacht fort,
dlich des Morgens früh kamen wir auf
erlassenen Schlosse eines Edelmanns an.
ommandirende Officier dieser Streifpartie

aber schien mit der Ergibigkeit seines Fanges nicht ganz zufrieden zu seyn. Um also desto sicherer auf einen zweyten Fang ausgehen zu können, ohne erst einige zu unserer Bewachung zurück lassen zu müssen, wurde beschlossen, uns niederzubauen.

Ich hatte, während hierüber unter ihnen Rath gehalten wurde, alles wohl verstanden, denn es waren Kroaten, und ich verstand ihre Sprache. Ich gab also auch sogleich meinen Kameraden Nachricht, und setzte hinzu, wenn nun einmahl unser Tod beschlossen sey, so wollten wir als Männer von Muth sterben. Ich konnte wohl so sprechen; mich hielt nichts in dieser Welt, in der ich so viel leiden mußte. Aber einer meiner Kameraden fing an zu weinen — er habe Frau und Kinder. Noch ehe wir darüber uns gesprochen hatten, packte jeder Kroate seinen Mann, zog ihn aus; mich wie die übrigen bis auf das Hemd; doch einen meiner Strümpfe zog mir der Kerl nur halb aus, er fand bey dem Ausziehen, daß er des Nehmens nicht werth sey.

Nun führte man uns zum Hause heraus, stellte uns der Reihe nach, einem vom andern ein wenig entfernt, an die Mauer, einige Kroaten traten gegen uns über, um uns mit ihren Flinten todt zu schießen. Die Flinte meines Kroaten ging nicht los. Er gäb mir im Grimme einen Schlag auf die Brust, daß ich nieder fiel.

Während ich wieder aufstand, steckte der Kroate neue Lunten ein. Ich war noch immer so fest zum Tode entschlossen, daß ich selbst mein Hemd aufhob, damit die Kugel gerade zu meine bloße Brust

ffen möchte. Allein als ich jenen Kameraden, erst wegen Frau und Kinder zu weinen anges gen, davon laufen und in den großen Waſſer- aben ſich ſtürzen ſah, der rings um das Haus um ging, ſo überfiel auch mich plötzlich die ſt, zu entfliehen. Nun erſt lief ich; ich ſchwamm cklich durch den Graben; genug Kugeln pfiffen r nach, aber keine traf mich; und ſo bald ich jenſeitigen Ufer war, ſo hatte ich nur über e Dornhecke zu ſpringen, wo es bloß meiner ut galt; dann war ich in einem hohen Korn- de, in welchem ich mich verbergen konnte. Wie s Schickſal doch ſeine Gaben wunderbar ver- ilt: meinem armen Kameraden hatte ein Schuß getroffen, daß er fiel. Ich weiß nicht, wie es weiter ging, man denke ſich meinen eigenen ſtand.

Da war ich armer Menſch in einem feindli- n Lande, ganz nackt, ohne alle Hülfe und ohne Hoffnung zur Hülfe. Ich lief, wußte aber t, wo ich war und wohin ich gehen wollte. ch grauete nur vor den Bauern, die gewöhn- einen ſolchen, einzeln ihnen begegnenden Sol- en todt ſchlagen. Nachdem ich einige Zeit ge- fen war, ſah ich in einiger Entfernung ein rf, und weil ich ſehr fürchtete, Leute darin an- reffen, ſo horchte und guckte ich erſt überall um, da ich aber niemanden ſah oder hörte, ſo g ich endlich in ein Haus, das ganz verlaſſen r; ich ſah nur, daß kurz erſt Reiterey hier ge- ſen war.

Hier fand ich denn ein wenig geschnittenes Stroh, das sollte mein Bett und meine Decke werden; ein alter Sack, den ich auch fand, war mein Kopfkissen. Was nun aus mir werden möchte! Hier warf ich mich in äußerster Ermattung nieder, und empfahl mein Schicksal dem Regierer aller Dinge. Ob ich lange geschlafen habe, weiß ich nicht. So viel ist gewiß, da ich aufwachte, war noch niemand zurück gekommen; ich brach also so schnell als möglich auf, und setzte meinen Weg weiter fort. Mit dem gefundenen alten Sacke umgürtete ich mich, so gut ich konnte, denn ich schämte mich meiner Blöße. Ich sah wie ein Wilder aus. Das Blut, das überall von meinem durch Dornen zerrissenen Schenkeln und Beinen floß, hatte viel von dem geschnittenen Strohe angezogen; und zur Bedeckung der Schenkel oder Füße war mein Sack nicht hinreichend.

Ich lief nicht gar weit in diesem schrecklichen Aufzuge, so begegnete mir eine kleine Partie Deutscher Truppen, die in Spanischen Diensten waren, die mich, da ich ihnen mein Schicksal erzählte, recht gut behandelten; sie hielten mich für ihren Landsmann. Ich wurde zur Armee gebracht, die der Erzherzog Leopold commandirte, und dieser befahl, mich als einen Kriegsgefangenen zu behandeln. Die Armee marschirte auf Lille zu, und dorthin schickte man auch alle Kranke.

Hunger, Durst und Mattigkeit hatten mich so zernichtet, daß ich mich in den Vorstädten von Lille an eine alte Mauer hinsetzte, und einschlief; man ging vorüber, niemand achtete meiner. Mit

h wurde ich endlich in die Thore von Lille ein-
ſen, man wies mich in das Soldatenhoſpital
dem Walle; ich kann aber den Schrecken nicht
reiben, der mich befiel, da ich an dieſen ſo
einiſchen abſcheulichen Ort kam. Doch ich
e nur nach Brot. Man zeigte mir eine hin-
iche Menge, das unter dem Strohe lag, auf
wir ſchlieſen. Ich nahm eines, ließ es röſten,
dadurch die Würmer, von denen es bedeckt
davon zu vertreiben, und aß es mit Gierig-
auf.

Es war mir viel werth, als ich bald erfuhr,
n in der Stadt ein Kloſter Irländiſcher Mön-
Gleich den andern Tag eilte ich hin, und be-
hier nicht nur ein gutes Stück Fleiſch nebſt
chbrühe, ſondern hörte auch, daß ſich im Klo-
ein Irländiſcher Officier befinde, der zur Ar-
geben wolle, und der mich vielleicht mitneh-
könnte. Ungeachtet dieſer auch ſogleich abrei-
r zu Pferde und ich zu Fuß war, ſo beſchloß
ch, ihm bey aller meiner äuſerſten Ermat-
zu folgen. Ich durfte mich an einem ſeiner
bügel halten, und ſo lief ich mit ihm und
ſeinem Pferde, zwey bis drey Franzöſiſche
n weit fort. Endlich verlieſen mich die Kräf-
ch konnte nicht mehr gehen, und ließ mir nur
eiben, wie ich ihn etwa im Lager wieder fin-
nnte.

a ich endlich mich bis zum Lager fortge-
pt hatte, ſo mußte ich mich bey dem erſten
, — weiter konnte ich nicht — niederſetzen.
ur die Küche eines Oberſten, der nicht weit

davon sein Zelt hatte, und die erste mitleidige Seele, die ich fand, war die Frau des Obersten, die von Zeit zu Zeit in ihre Küche kam, und mich Armen in meiner schrecklichen Gestalt sah. Sie ließ mir zu essen geben; ich erhielt ein Paar Beinkleider von ihrem Manne. So hatte ich denn doch eine weit bessere Nacht, als ich gehofft hatte.

So bald es Morgen wurde, ließ ich mir das Quartier des Irländischen Regiments zeigen, und das Zelt des Obristlieutenants, der, wie man mir sagte, ein Schotte war. Die gütige Aufnahme dieses Mannes, dem ich mich gerade zu präsentiren ließ, und meine Schicksale erzählte, übertraf alle meine Erwartung. „Ich kenne die Familie Melville," sagte er, „Sie können alle mögliche Gefälligkeiten von mir erwarten." Auf seinen Befehl wurde ich sogleich gekleidet; er ließ mich an seiner Tafel speisen, und sprach bey jeder Gelegenheit so wohl von meinem Herkommen, als von dem Muthe, den ich in meinem Unglücke bewiesen hätte, auf das Vortheilhafteste. In Kurzem wurden mir alle Officiere des ganzen Regiments hold, alle trugen zu meiner Equipierung bey, und bald war mir von meinem ganzen Unglücke nichts übrig, als das Andenken; nichts ärgerte mich aber mehr, als daß ich auf alle meine Briefe, die ich wegen meiner Ranzionirung an meine Officiere zur Französischen Armee schrieb, keine Antwort bekam; ich beschloß also, bey den Spaniern zu bleiben. Vier und zwanzig Jahre meines Lebens waren nun vorüber.

Um dieſe Zeit ſchloß der Herzog von Lothringen, der dem Prinzen von Wallis eine Anzahl Truppen liefern wollte, die er ſeinem Vater, dem Könige, zu Hülfe führen könnte, mit meinem Oberſtlieutenant, Caſcar hieß er, wegen Errichtung eines Infanterie-Regiments in Holland, damit es deſto leichter nach England überſetzt werden konnte, einen Vertrag. Caſcar ging alſo gleich nach Holland. Kaum aber hatte er dort die Errichtung des Regiments angefangen, ſo rief ihm der Herzog nach Flandern und gab ihm da ein anderes, ſchon errichtetes Regiment. Caſcar überließ alſo das Holländiſche an einen gewiſſen la Motte, mit der Bedingung, daß er mich zu ſeinem Capitän-Lieutenant machen müßte.

Da la Motte nicht in Holland war, ſo hatte ich die Vollendung der Holländiſchen Werbung zu beſorgen, und es ging gut; ich bekam bald meine Anzahl voll, und ſegelte mit dieſen Leuten unter vielen Schwierigkeiten von Rotterdam nach Embden, wo la Motte war, und mit dem Grafen von Oſtfriesland die Sache wegen eines Waffenplatzes, den er uns in ſeinem Lande geben ſollte, regulirte. Ich erſtaunte aber ſehr, da ich nach Embden kam, und deßhalb noch nichts regulirt fand. Dieſer unglückliche Aufſchub hatte gerade die Folgen, die ich gefürchtet hatte. Meine Recruten, die es ſich ohne dieß nicht aus dem Kopfe nehmen laſſen wollten, daß man ſie nach Spanien führen werde, empörten ſich, bemeiſterten ſich des Piloten, hieben die Ankerſeile ab, und verübten jeden Unfug.

Zwey Nächte und einen halben Tag war ich bey ihnen im Schiffe in fortdauernder augenblicklicher Lebensgefahr; endlich überredete ich sie, daß sie sich zu Texel ans Land setzen ließen, und nachdem auch die Teutschen Recruten durchgegangen waren, so brachte ich doch noch die übrigen glücklich nach Embden, und als wir auch endlich vom Grafen die Insel Borcum zum Waffenplatze erhielten, so übten wir den ganzen übrigen Sommer unsere Leute daselbst in den Waffen; aber in der Bestimmung, wozu sie gebraucht werden sollten, ging während dieser Zeit eine große Veränderung vor. Der unglückliche König von England war unterdessen enthauptet geworden, sein Sohn Carl II. sah wohl, daß er mit dieser Hand voll Leute nichts ausrichten könne, er überließ sie also wieder dem Herzoge von Lothringen, noch ehe er sie empfing, und dieser verkaufte sie, den Mann zu zehn Thaler, an den König von Spanien, und nun sollten sie nach S. Sebastian in Biskaye gebracht werden. Die Schiffe kamen auch bald an, die uns abholen sollten.

Das alles war nun ganz gegen unsere Capitulation. Gemeine und Officiere — ich war unterdessen Capitän geworden — waren fest entschlossen, lieber zu sterben, als nach Spanien zu gehen; wir überredeten also unsere Schiffer statt nach S. Sebastian, uns nach Ostende zu führen. Von Ostende aus benachrichtigten wir sogleich den Herzog von Lothringen, der damahls zu Brüssel sich aufhielt, was vorgefallen sey. Dieser aber bekümmerte sich deßhalb wenig; er

einmahl ſein Geld von den Spaniern, die
nier mochten ſehen, wie ſie die Truppen zu
zwangen. „Er verſchaffte uns auch wohl Win-
artiere — vielleicht noch einmahl in der Ab-
einen weitern Kauf über uns zu ſchließen.
Das Land, wo wir unſere Winterquartiere hat-
hieß Marche en Famine. Und den Nahmen
e es mit Recht. Tage lang konnte man mar-
en ohne einen Einwohner zu finden, und
fand man endlich einen blutarmen, der nichts
konnte.

Wir ſtellten dem Herzoge vor, die Truppen
en zu Grunde gehen. Ich ſelbſt war bey der
tation, die zu ihm ging, und die, ſo kurz
unſer Vortrag war, er kaum anhörte. „Ihr
alle junge Leute,“ waren ſeine Worte, womit
s abziehen ließ, „die das Metier nicht ver-
, daß ihr keine Truppen ohne Geld erhalten
. Geht heim, ſagt denen, die euch geſchickt
, daß ich bey Todesſtrafe befehle, die Sol-
zuſammen zu halten, und doch kein Geld
.“

ich wich aber doch nicht. Ich ſtellte ihm vor,
ch einige meiner Leute unmöglich weiter brin-
könnte; ich könnte ſie nicht von ihrem Wirthe
achen, ſie hätten auch keine Waffen und keine
er. Ich führte ihm endlich die Leute ſelbſt
und nachdem er nun auch ihnen manchen bit-
Spott nach ſeiner Weiſe geſagt hatte, ſchickte
einem gewiſſen Fripine, um Euch zu klei-
für ſie hohlen zu laſſen. Er ließ ſie ihnen von
roben Gattung machen, wovon die Fuhrleute

ihre Oberkitteln tragen, gab jeden eine elende Flinte, und glaubte sie denn stattlich auf diese Weise ausstaffirt zu haben. Bey dem Hinwegjagen sagte er mir, ich sollte gute Sorge tragen für die Leute, er werde auch befehlen, daß ich mit ihnen auf dem ganzen Wege, den ich sie nach ihrem Orte zurück führen mußte, frey gehalten würde. Das mochte er wohl thun; auf dem ganzen Wege war keine lebendige Seele anzutreffen.

Um doch nur einiges Geld von ihm zu erhalten, und vielleicht zuletzt bloß durch Importunität von ihm zu erhalten, ging ich noch ein Mahl zu ihm, und wartete auf ihn, wie er gerade in den Wagen steigen wollte. Er schalt mich einen Neuling, der seine Methode gar nicht kenne. Unterdeß, ich ließ nicht ab, er griff also, meiner los zu werden, endlich in die Tasche, und gab mir — einen Souverain. Das einzige Geld, das ich während meiner ganzen Dienstzeit bey ihm erhielt.

Hätte nur auch ich von meinem Wirthe so los kommen können! dem mußte ich aber zur Bezahlung mein Pferd lassen, was meine ganze damalige Equipage war, und wie ich meine Leute zu den übrigen zurück führen wollte, so entwischten sie mir alle unter Wegs; nun kam ich also ohne Leute, ohne Geld, und ohne alle Geldhoffnung zurück. Es war uns unter diesen Umständen noch eine Freude, wie wir hörten, daß uns der Herzog noch ein Mahl unterdessen verkauft habe. Jetzt an den Erzherzog Leopold, zu dessen Armee die Ueberbleibsel auch sogleich stießen.

Allein für mich war auch hier nur ein Jah-
ibens, denn mein Oberſter verfolgte mich aufs
efindlichſte wegen einer Beleidigung, bey der
mich gegen ihn übereilt hatte. Ich beſchloß al-
mit König Carl II., der damahls in Breda
, nach Schottland zu gehen; die Schotten
ten ihm gerufen; und ich ging nur deßwegen
Breda, wo ich mich bey Carl gemeldet, noch
Mahl nach Flandern zurück, um meine Sachen
rdnen, und meinen ordentlichen Abſchied von
Erzherzog Leopold zu hohlen.

Es war aber, als ob mich auch bey der klein-
Reiſe mein Unſtern verfolgen müßte. Ehe ich
Carl kam, der ſich zu St. Johnſton befand,
lor ich meine ganze Equipage, meine Bedien-
gingen in einem Schiffbruche unter — doch der
efindlichſte Zufall drohte mir noch.

König Carl II. ſchickte mich nach Nord-Schott-
d, um unter dem Grafen Hamilton, der dort
ppen für den König warb, als Major zu die-
. Nach ungefähr ſechs Wochen ſchickte mich
er Graf wieder zum Könige, um ihm zu rap-
tiren, und auf dieſer Reiſe traf mich folgendes
glück: — Ich mußte einen kleinen Fluß paſ-
n, die Fähre war jenſeits; die Schiffer wol-
mein Rufen nicht hören; ich ſchoß alſo eine
iole ab und nun kamen ſie ſogleich, aber mit
Nachricht, ich hätte ein Kind todt geſchoſſen.
war mir unbegreiflich, daß eine Piſtole ſo weit
ſen könne. Als ich aber hinüber kam, fand ich
Kind ſterbend in ſeiner Mutter Armen; die
te waren zwar ein wenig getröſtet, da ſie mei-

nen eigenen quälenden Kummer sahen, ich sah aber doch immer diese Geschichte als den Vorbothen meines nachfolgenden Mißgeschickes an. Ich ging nicht mehr zum Grafen Hamilton zurück, sondern blieb bey dem Könige, der so eben in England eindringen wollte, auch wenige Tage nach meiner Ankunft mit der Armee nach Worcester marschierte.

Den 13. September (1651), von Morgens früh 9 Uhr bis Abends 8 Uhr, dauerte die Schlacht bey Worcester. Die Geschichte dieses großen entscheidenden Tages ist bekannt genug. Wir Royalisten hatten Anfangs einen kleinen Vortheil, verloren ihn aber durch unsere eigene Schuld. Unser Rückzug war eine Flucht. Allein wir glaubten nicht, daß uns Cromwel mit seinen ermüdeten Truppen noch bis in die Stadt hinein, die es doch mit uns hielt, verfolgen werde. Kein Mensch verstand aber seinen Vortheil besser, als er. Er jagte uns so, daß er mit uns in die Stadt hinein kam, und ich, der ich dem Könige, welcher einer der ersten in der Stadt war, unmittelbar gefolgt war, argwohnte gar nicht, daß der Feind schon in der Stadt sey, vermuthete aber wohl, wie weit es noch kommen könnte, hielt mich also nicht damit auf, eine am Arme erhaltene Wunde verbinden zu lassen, sondern befahl meinem Bedienten, in meine Wohnung zu eilen, das Nöthigste zusammen zu packen, und mich auf der Straße zu erwarten.

Mit einem Mahle hörte ich ein Paar daher kommende Reiter rufen: „Lichter in's Fenster!“ und

ote mir, weil ich glaubte, sie gehörten zu
n Leuten. Sie nahmen mich aber wahr, er-
n meine weiße Royalisten-Schärpe, um ihn
enteilen, zagte ich in eine andere Straße,
Kleinern Unglücke ins größere. Denn hier
ich unter eine feindliche Escadron, ein Of-
erkannte mich als Royalisten, und da ich
icher war — wie leicht hätte ich ihm sonst
en, oder mit einer Pistole in der Hand sei-
ich erwehren können — gab er mir mit dem
hinten in den Rücken durch meinem Bügel-
hindurch einen Stoß, daß ich vom Pfer-

genblicklich sah ich mich von mehrern Sol-
mringt, von denen jeder ein Stück meiner
ng an sich reißen wollte. Ein Kornet, dem
ch als einen Officier zu erkennen gab, und
bath, als Kriegsgefangener behandelt zu
, suchte mich zu retten, er trieb die plün-
Soldaten aus einander, aber einer derse-
ittert, daß ihm seine Beute entgehe, schrie
„So soll hier niemand Gewinn haben," und
einen Pistolenschuß in den Bauch.
wälzte mich in meinem Blute; der mit-
Kornet fragte mich, ob ich wohl noch da-
men zu können glaubte, und da ich ihm
se bath, ließ er mich durch seine Bedienten
nen, half mich selbst auf ein Pferd legen,
ch so zur Stadt hinaus transportiren, an
einer Anhöhe, die schon von den Feinden
ar, und ging selbst mit.

Als wir an die erste Wache kamen, rief er: „Ein kriegsgefangener Officier!“ Ein Sergeant erschien, dem, weil niemand anders kam, mein großmüthiger Retter mich überlassen mußte, so ungern er es auch that. Er empfahl mich dem Sergeanten aufs beste, und versprach, mich morgen zu besuchen. Der Sergeant und noch ein Soldat schleppten mich also die Anhöhe hinauf, und glaubten, alles gethan zu haben, daß sie mich auf eine Kanonen-Lavette legten. Hier brachte ich also ohne irgend einige Hülfe die übrige Nacht zu.

Glücklicher Weise hatten sie mich auf meine Wunden gelegt, daß das Blut ohne zu stocken frey heraus floß. Aber ein unerträglicher Durst quälte mich. Ganz nahe bey mir war ein Brunnen; ich hörte wohl einige Mahl Wasser hohlen; ich bath auch unaufhörlich um Labung, meine sterbende Stimme rührte aber keinen.

Beym Anbruche des Tages kamen wohl die Soldaten dieses Postens zu mir, aber bald thaten sie mir nur Fragen, die ich in meiner Todesschwäche gar nicht mehr beantworten konnte, bald nahmen sie mir das wenige noch, was ich auf dem Leibe hatte. So lag ich endlich ganz nackt. Einen von denjenigen, die mich vollends auszogen, ergriff doch das Mitleiden, er bedeckte mich mit einigen elenden Lumpen, die er gerade da fand. Als er auch sah, daß ich meine Lippen bewegte, hielt er sein Ohr ganz nahe hin, und ich bath ihn um Gottes willen, mir einen Officier zu rufen. Er that es, und der Chef der hier postirten Soldaten kam zu mir.

Welch' ein Troſt, doch noch vor meinem Tode
ien guten Menſchen zu ſehen, was mir dieſer
fficier zu ſeyn ſchien! Ich entdeckte mich ihm
s Officier, bath ihm nur um das Einzige, nach
r Stadt in ein gewiſſes Haus zu ſchicken, das
ihm nannte. Dort hätte ich ein Feileiſen ge-
ſen. Das Geld und die Wäſche, die darin ſey,
llte ich ihm ſchenken; aber die darin liegenden
piere würden ihm unnütz ſeyn; er möchte ſie
d, darum bath ich ihm inſtändig, an meine Fa-
lie, an die Familie von Melville, ſchicken.

Ohne weiter zu antworten, verließ mich dieſer
ficier, kam aber ſogleich wieder mit einigen Sol-
ten, die mich auf Picken legten, und ſo in ein
achbartes Haus trugen. Er ließ ſogar ein
tt hohlen, auf das ich gelegt werden konnte,
ckte nach einem Chyrurgus, den man aber nicht
den konnte; kein Bruder kann zärtlicher handeln,
er that.

Ach, aber ſchon eine Stunde darauf wurde er
n dieſem Platze hinweg, anders wohin comman-
t. Er empfahl mich ſo gut als möglich einer
ten Frau, die in dem Hauſe blieb, in welchem
war; es that ihm ſehr leid, wie er von mir Ab-
ed nahm.

Gleich nachher wurde der ganze Ort, auch das
us geplündert, in welchem ich mich befand.
n riß mich aus dem Bette heraus, nahm das
t hinweg, warf mich in einen kleinen nahen
ben, den man, um das Fundament eines Hau-
zu legen, gemacht hatte. Man warf einen Tod-
auf mich hin, und der fiel gerade ſo auf mich,

daß ich kein Bein rühren konnte. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb.

Meine Wirthinn und ihre Töchter, die von den Soldaten ganz ausgezogen waren, ſuchten einige Lumpen, um ſich zu bedecken. Sie ſahen mich ſo in dem Graben liegen, erkannten mich ſogleich, zogen mich heraus, und da ſie einige Zeichen des Lebens an mir merkten, legten ſie mich auf Stroh, und bedeckten mich ſo gut ſie konnten. Ich weiß nicht, wie ſie es gemacht haben, daß ſie mich wieder zur Beſinnung brachten.

So bald ich zu mir gekommen war, bath ich eine derſelben, nach der Stadt zu gehen, und zu fragen, ob nicht unter den Gefangenen ein General Douglas ſey. Wenn ſie ihn fänden, ſo möchte ſie ihm doch meinen Nahmen von Melville ſagen, und meine traurigen Umſtände ihm beſchreiben. General Douglas war von mütterlicher Seite mein naher Verwandter, und mein guter Freund.

Sie kam mit der Nachricht zurück: Douglas ſey wirklich unter den Gefangenen, er habe auch ein Auge verloren, und da die Frau Mittel und Wege gefunden, ihm in aller Stille von meinen Umſtänden Nachricht zu geben, ſo rührte ihn dieß ſo ſehr, daß er noch in eben derſelben Nacht ins Geheim ſeinen Chyrurgus zu mir ſchickte, der mich alsdann auf eben dieſelbe Weiſe vier bis fünf Wochen lang beſuchte.

Einmahl an einem Abende, da ich ihn wie gewöhnlich erwartete, kam er mit einer Miene, die mir ſchon zum voraus alles verkündigte, was er zu ſagen hatte. Es war nähmlich das letzte Mahl,

er kommen konnte, er müßte seinem Herrn
gen, den man anders wohin brachte, ohne daß
selbst noch wußte, wohin. Um noch alles für
h zu thun, brachte er mir das Nöthige, damit
mich künftig hin bis zu meiner völligen Ge-
ung selbst besorgen könnte. Zugleich gab er mir
h die Nachricht, die übrigen Gefangenen —
er diesen war mein Bruder — sind verurtheilt
den, nach Westindien transportirt zu werden,
in den dortigen Zucker- und Tabacks-Planta-
zu arbeiten. Meine Bekümmerniß über diese
chricht war unglaublich; nie habe ich auch nach-
mehr etwas vom General Douglas gehört.

Noch drey Monathe, bis ich völlig gesund
de, war ich bey meinen armen Wohlthäterin-
im Hause. Ich hatte nichts zu leben, als was
y derselben von Haus zu Haus für mich bet-
en; die dritte blieb alsdann bey mir zu mei-
Pflege. Einst, da sie eben diesen wohlthätigen
g für mich machten, kam ein Soldat von der
nison, die Cromwell da gelassen hatte, vor die
r, pochte und schwur, da man ihm die Thür
t öffnete, sie sogleich hinein zu stoßen. Ich
meine Wärterinn, ihm nur aufzumachen,
eine seiner ersten Fragen, nachdem er uns
e tüchtig ausgeschimpft, war an mich: wer
enn sey? Ein armer Kranker, war meine Ant-
r, der eure Neugierde auf keine Weise befrie-
n kann. Gewiß ein Royalist, fuhr er fort,
gestanden. Ich will es nicht läugnen, versetz-
h. Ich habe in Frankreich und in Flandern
ent, und da ich nach Hause kam, so trat ich

in die Dienſte des Königs, und weiß ſelbſt nicht wie; und ſodann war ich auch in der letzten Schlacht. Auch ich habe in Holland gedient, antwortete mein Soldat; ſetzte dann auch gleichſam zur Probe zwey, drey Holländiſche Worte hinzu, worauf ich einiges Holländiſch erwiederte. Nun wurden wir die beſten Freunde von der Welt.

Das Herz ging ihm auf, er ſagte mir, daß auch er im Grunde ein eben ſo guter Royaliſt ſey, als ich ſelbſt nur ſeyn könnte; die Soldaten müßten aber Partie nehmen, wo ſie könnten, ohne an etwas anders, als ihren Vortheil, zu denken. Damit ich auch recht ſehen möchte, wie aufrichtig er mein Freund ſey, ließ er Bier kommen; wir tranken zuſammen; er wollte ſogar ſeine Börſe mit mir theilen, in welcher vier bis fünf Sols waren. Ungefähr zwey Stunden brachten wir auf dieſe Weiſe zuſammen vergnügt zu, und er verſprach mir noch bey dem Abſchiede, keiner Seele zu ſagen, daß er mich hier angetroffen habe. Aus dem Erfolge kann ich auch ſchließen, daß er Wort gehalten hat.

Unterdeſſen erholte ſich meine Geſundheit allmählich, und ich beſchloß, ſo bald ich die nöthigen Kräfte eines Fußgängers haben würde, nach London zu gehen, wo ich noch am erſten Mittel zu finden hoffte, aus meinem Elende heraus zu kommen. Auch meine Wirthinn billigte den Gedanken, und rieth mir, um deſto leichter zu reiſen, daß ich mich überall unter Wegs, für einen Deutſchen Schneider, der an der Ruhr krank ſey, ausgeben

ſollte. Das war ein guter Rath, den ich erprobt fand.

So ging ich denn alſo unter vielen Thränen und Segenswünſchen meiner Wohlthäterinnen, gerade auf London zu, und ich war nicht mehr weit davon entfernt, hatte mich auch ſo eben unter die Thür einer kleinen Schenke geſetzt, voll trauriger Gedanken über die Nothwendigkeit, betteln oder Hungers ſterben zu müſſen, als ich eine Dame in einer ſchönen Equipage näher kommen ſah. Einer von ihrem Gefolge that einige Fragen an mich, und da ich nicht fertig antwortete, (es koſtet mich immer Mühe zu lügen), ſo glaubte er, es müßte unter meiner Verkleidung etwas verborgen ſeyn. Er fragte mich alſo in die Kreuz und die Quere, bis ich ihm endlich meine Geſchichte ganz ſagte, mein Herkommen ausgenommen.

Es war ein redlicher Menſch, wie ich ſogleich ſah. Er brachte mir nicht nur alsbald von ſeiner Herrſchaft ein Zwölf-Sous-Stück, ſondern beſtimmte mir auch in London ganz genau den Ort, wo ich ſeiner erwarten ſollte; ich hatte für wahr eine redliche Zurechtweiſung, ſo ganz unbekannt als ich hin kam, ſehr nöthig. Er brachte mich auch in London bey einer Frau unter, die einen Tiſch für ärmere Perſonen hielt. Täglich ging ich ſodann am Hafen ſpazieren, um zu ſehen, ob ich nicht zufällig ein Holländiſches Schiff, das mich aufnehmen könne, antreffen würde; und eben deſſetwegen ging ich auch eben ſo fleißig in das Haus, wo gewöhnlich die Holländiſchen Matroſen zu trinken pflegten.

Einſt, da ich am letzteren Orte war, ſah ich einen Mann herein kommen in Holländiſcher Matroſenkleidung, deſſen Phyſiognomie ich geſehen zu haben mich erinnerte. Ich ſah ihn an; er ſah mich an; wir riethen ſichtbar in einem Augenblicke beyde wechſelsweiſe, und um uns gegen einander erklären zu können, gingen wir bey Seite; es zeigte ſich jetzt bald, daß wir beyde in der Schlacht bey Worceſter geweſen waren, und damahls Freundſchaft gemacht hatten.

Was gewöhnlich in ſolchen Fällen geſchieht, wir erzählten uns unſere Schickſale. Er war bey Worceſter gefangen worden, war aber geflüchtet, nach London gekommen, und ging nach dem Rathe eines Holländiſchen See-Capitäns ſo lange als Holländiſcher Matroſe verkleidet, bis er mit dieſen ſeinem Freunde würde abfahren können. Doch gab er mir zugleich die Nachricht, in London ſey ein Herr von Melville, der mir wohl helfen könnte; wenn es nur ſicher ſeyn möchte, ſich ihm zu entdecken, denn mit Cromwell ſey er genau verbunden.

So deutlich ich ſelbſt nun die Gefahr ſah, ſo entſchloſſen war ich doch, mit dem erſten Augenblicke hin zu gehen, denn dieß war das einzige Mittel, aus meiner groſſen Noth heraus zu kommen. Unter dem Vorwande, daß ich Briefe an den Herrn des Hauſes ſelbſt hätte, gelang es mir, gerade vor ihn ſelbſt zu gelangen, und ich kündigte mich ihm ſogleich als einen ſeiner Verwandten an, den er doch nicht verlaſſen werde, wenn er auch ſein Betragen mißbillige. Bey Worceſter,

nd ich ihm offenherzig, hätte ich als Royaliſt
bten; man habe mich als todt auf dem Platze
ien; nun ſey wohl mein Leben gerettet, aber
ieſem Elende nur halb gerettet. Ich ſah, wie
Mann bey meiner Erzählung gerührt wurde,
agte mich aus, um mich zu prüfen; und da
on meinen ältern Bruder ſprach, der auch in
Schlacht bey Worceſter geweſen, ſo fiel er
n die Rede; wenn ich der wäre, für den ich
ausgäbe, ſo müßte ich noch einen Bruder im
nde haben. „Der bin ich ſelbſt," war meine
ort. „ich habe in Frankreich und in Flandern
re Campagnen gemacht." Nun umarmte er
herzlich; ich bekam Kleider und Geld, ſo viel
thig hatte zur Reiſe, welches ſich mein Vet-
Schottland wieder bezahlen ließ; und eben-
erhielt ich den guten Rath, daß wenn ich,
eine Abſicht ſey, das Reich verlaſſen wollte,
ich als Holländiſcher Kaufmann verkleiden

die erſten Gefühle eines ſolchen neuen Glü-
nd doch unſchätzbar. Ich eilte zu meinem
de, dem verkleideten Holländiſchen Matro-
wir bezogen zuſammen eine beſſere Wohnung,
ahmen noch einen Kameraden zu uns, der
falls aus der Schlacht bey Worceſter entron-
ar. Bald kam das Schiff an, auf dem wir
en ſollten. Aber als wir in die Schaluppe
ten, ſo wurden wir von Soldaten angehal-
d gefragt: wer wir ſeyen, und wohin wir
n?

Der unter uns dreyen, der als Holländischer Matrose gekleidet war, sagte halb Englisch, halb Holländisch: — „Kaufleute, die nach Hause wollen!“ Ich that, als ob ich die Frage gar nicht verstände; der dritte aber von uns war einfältig genug, Schottisch zu antworten. Man bemächtigte sich also seiner sogleich; ich weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist. Nur das weiß ich, daß wir bis zur Abfahrt des Schiffes fast vor Angst starben, er möchte uns verrathen.

So kann sich auch kein Mensch freuen, wie wir, da endlich die Anker gelichtet wurden, das Schiff in der offenen See war, und wir in Rotterdam angekommen waren, von wo aus ich sogleich nach Brüssel ging. Gewiß wenige junge Leute von meinen Jahren haben je solche Erfahrungen gemacht, als ich nun gemacht hatte; doch, Gott Lob! ich war nun wieder im Freyen.

Zu Brüssel traf ich wieder meinen alten Freund Caßcar an, der unterdessen General-Major der Lothringischen Truppen geworden war. Er nahm mich wie ein alter Freund auf, behielt mich in seinem Hause, und gab mir ein Pferd, um ihm zur Armee zu folgen, die nun sogleich in Frankreich einrücken sollte, denn der Herzog von Orleans, der damahls in der Faction der Schleuderer gegen den Cardinal Mazarin war, hatte seinen Schwager, den Herzog von Lothringen, um das Einrücken dieser Truppen, und daß sie nach Paris kommen sollten, gebethen. Aber auch hier zeigte der Herzog von Lothringen, daß er sein Glück nicht kenne; hier wäre die beste Gelegenheit gewesen, wieder zum

seines angestammten Herzogthums zu kom-
Allein er nahm Geld von den Franzöſiſchen
ern, und ließ ſeine Truppen wieder zurück
ieren. Seine Expedition that dadurch den
ſen auch noch einem großen Schaden; er
e den Truppen, Feinde und Freunde zu
rn.

n Cäsar trennte ich mich, als die Armee
n Frankreich eingerückt war. Er hatte mir
e Compagnie verſprochen, die er vergeben
und nicht Wort gehalten. Noch ſah mich
in Weib ſchel an; ich ging alſo von ihm,
weiter zu wiſſen, was aus mir werden
Ich lief nach Paris, ob ich ſchon nicht
wovon ich da nur zwey Tage lang leben

n Tag nach meiner Ankunft, da ich in der
t St. Germain ſpazieren ging, begegnete
n Haufen wohl gekleideter Officiere, und
e einen darunter, welcher Capitän bey den
giſchen Truppen geweſen war. Die Be-
ſchaft und Freundſchaft erneuerte ſich ſo-
ich erzählte ihm meine Schickſale, und
die Erzählung damit: „das größte Elend
mir noch bevor zu ſtehen, hier zu ſeyn in
ohne alles Geld, und ohne alle ſichere
Ich kenne keinen Menſchen; niemand kennt

nahm mich bey der Hand; „man muß
yn," ſprach er, und führte mich mit ſei-
unden in den nächſten, beſten Gaſthof. Er
der Wirthinn, uns gut aufzutragen, rief

mehrere von der Straße herauf, ließ Muſikanten kommen, um uns ganz zu regaliren, ich wünſchte meinem neu gefundenen Freunde herzlich Glück, denn ich wußte, daß es ehedem nicht ſo bey ihm geſtanden hatte. Nun zog er vollends eine große Börſe voll Louisd'or aus der Taſche, und bath mich, ihm den Gefallen zu thun, ſo viel davon zu nehmen, als ich wollte. Mir aber war nur wohl, von einer ſolchen Börſe zu wiſſen, zu der ich im Nothfalle ſogleich meine Zuflucht nehmen könnte; ich nahm alſo vorerſt nichts.

(Fortſetzung und Schluß im zweyten Theile.)

Gonda *).

Ein ſchaudervoller Beytrag zur Geſchichte der Unmenſchheit.

Mit dem Ukrainer grenzt der Zaporoger Koſak, ein im äuſerſten Winkel des Dnepr hingeworfenes Volk, der Abſchaum aller Barbaren, Mörder, Straßenräuber, Quaniten — kurz: der Auswurf der Menſchheit, den die Natur zeither mehr

*) Aus des Preußiſchen Ingenieur-Lieutenants Hammers Reiſe.

n Wahrzeichen der Tiefe des menſchlichen Ver-
rbens — als einer Beſſerung fähig, aufbehielt,
d ſogar die verſchiedenen Mittel, ſie auszurot-
n, fehl ſchlagen ließ. Man nennt ſie in Pohlen
idamaken, eine Benennung, die ſie ſich durch
e Einfälle und Räubereyen erworben, und mit
licher der Begriff aller nur erdenklichen Laſter
reint iſt, der ſie gleichſam vogelfrey und alle
genblicke da, wo man ſie auſſer der Grenze ih-
Gebiethes ſieht, zum Todtſchlagen reif macht.
eſes Volk, das mit den andern Koſaken einen
Urſprung, Religion und Sprache hat, einen
fruchtbarſten und ſchönſten Diſtricte der Ukrai-
mit Beybehaltung des Scheines einer demokra-
chen Regierungsform, die es in der Wahl eines
erhauptes (Koſchewoy Attamann) ausübte, be-
ehnt, und durch die auſſerordentliche Rohheit
d Sonderbarkeit ſeiner Sitten, die von Fana-
mus, Raubſucht und Vorurtheil geleitet, die
menſchlichſten Handlungen erzeugten — ſich vor
en uns bekannten chriſtlichen Wilden ſo ſchreck-
auszeichnete, hat ſeit dem letzten Einfalle, das
aus der Zaporoge und Setſcha auf die Pohlni-
e Ukraine, unter Anführung des Gonda unter-
hm, viel von ſeiner Menge verloren.

So lange Rußland nicht im Beſitze der Krimm
r, leiſtete ſie dieſem Hofe gegen die Einfälle
Tataren einige Dienſte, die, wenn ſie auch
Daſeyn nicht ſo wohl nothwendig, dennoch in
fern vortheilhaft machten, daß man in der Ge-
windigkeit einen Schwarm Tataren jenen ent-
gen, und Canaille gegen Canaille ſtellen konnte.

Häufige Streifereyen und verübte Grauſamkeiten machten den Ruſſiſchen Hof auf ihre Ausrottung bedacht, und ſchon im Jahre 1755 wurde ihnen ein anſehnlicher Theil ihres Landes genommen, und einer Colonie Servier, davon es den Nahmen Neu-Servien führt, eingegeben. Rußland verlor daher, als es (wenn man den Wiener Nachrichten trauen darf) dem Kaiſer 1787 einige Tauſende ſolcher chriſtlichen Kannibalen gab, nicht ſo wohl Unterthanen, als vielmehr eine Menſchengattung, an welcher Hopfen und Malz verloren, und deren Nachbarſchaft Cherſon und der Schiff Fahrt des Dnepr's eben ſo läſtig werden konnte, als ſie es nah und entfernt der Pohlniſchen Ukraine geweſen waren. Dieſes Volk hatte den ſonderbaren barbariſchen Gebrauch, daß es ſich mehr durch Knaben- und Kinderraub, als Verehelichung fortpflanzte, um durch kein Gefühl der Natur von der Urhärte und Fühlloſigkeit ſeiner Scythiſchen Vorfahren ab, und zu einer mildern Denkungsart hingeleitet zu werden.

Wer unter ihnen ſich mit einer Heirath befleckte, mußte des Glückes in Setſcha, der elenden Reſidenz ihres Attamanns, zu wohnen, und des Vorzugs, an der Regierung Theil zu nehmen, oder welches einerley iſt, zum Entwurfe irgend eines räuberiſchen Unternehmens ſeine Meinung ſagen zu dürfen, entbehren, verlor in den Augen der übrigen den hohen Begriff, den ſie von ihrer rauhen Tugend hatten, und ſank vom Helden und Mann cum voto — zum Bauer herab. Dieß war mit ein Motiv ihrer blutigen Streifzüge, die

ohlen von je her unternahmen, und den
ten Bewaffnung und Offenheit der Gren-
leiches schon oft bis in Volhynien vor-
waren, ehe der Pohlnische Adel sich
ormirt, und den Feldherrn in den Stand
te, etwas gegen sie zu unternehmen.
blutigsten war der vom Jahre 1770.
chreibung ich hier aus der Erzählung dem
entronnener Personen, und so wie ich
ofe des Woiwoden von Dulczin gehört,
rze mittheilen will.

gibt verschiedene Ursachen, die diese Bar-
diesem Einfalle sollen bewogen haben,
e sagen, die Griechischen Priester der
n Ukraine hätten, aus Haß gegen den
tholischen Adel, ihren Pfarrkindern Ver-
en Einführung dieser Religion beyge-
an die Zeiten Sigmund des Dritten,
hem im Jahre 1654, aus gleichen Be-
ünden sich die Ukraine Rußland unter-
nert, und ihnen die Gefahr, in welcher
ten ihrer Religion in diesem Augenblicke
vorgestellt. Gonda, der ehedem als
Diensten des Woiwoden, Grafen Po-
anden, hätte, um sich wegen verschiede-
gefügten Beleidigungen zu rächen, die-
heit benutzt, den Zaporogern, ihren
die Gefahr, von welcher sie bedrohet
kannt gemacht, und sie im Nahmen der
Ukraine um Schutz und Beystand an-
Es ist indessen wahrscheinlich, daß
chdem er den Hof des Woiwoden miß-

vergnügt verlassen, sich bey dem ohne dieß unter dem Joche des Adels zum Aufruhre geneigten Ukrainer, dessen Gesinnung er kannte, einen Anhang gemacht, und mit dem Entschlusse zu dieser schwarzen That nach der Zaporege übergegangen ist. Unter einem des Mordes und Raubes gewohnten Volke fand er bald Anhang, und kaum war die Russische Armee von ihren Siegen zur Ruhe zurück gekehrt, so brach das Ungeheuer mit eben so viel Wuth als Geschwindigkeit auf ein wehrloses Land hervor, dessen Einwohner größten Theils mit einverstanden, und gleichen Geschlechts waren.

Mit dem schrecklichen Entschlusse, den Adel und seine Werkzeuge, die Juden auszurotten, brachen sie in verschiedenen Haufen in die Güter des Woiwoden, in der Woiwodschaft Braclaw ein, und ließen alles, was nicht ihrer Religion und Partie zugethan, oder noch bey Zeiten geflohen war, ohne Unterschied des Standes und Alters, über die Klinge springen. Auf die Nachricht ihres Anmarsches, flüchtete sich, wer nur konnte, vom Lande nach Human, einer dem Woiwoden gehörigen Stadt, die, wenn sie auch weiter keine Befestigung als Erdwälle, Gräben und Pallisaten hat, doch stark genug gewesen wäre, diese Barbaren aufzuhalten, hätte der Commandant der Stadt mehr Muth, und weniger Zutrauen zu dem Worte eines Menschen gehabt, der mit heißem Durste nach Blut, von welchem seine ganze Rotte schnaubte, nur die Gelegenheit erwartete, Tausenden, so elend er auch war, die Hoffnung zum Leben auf einige Augenblicke zurück zu geben, um sie desto

ſcher ſterben zu ſehen. Schon war die Zahl der
flüchteten auf 11000 angewachſen, als Gon-
mit ſeiner Rotte vor der Stadt erſchien, und
Uebergabe forderte. Die Juden, die in kei-
n Falle weniger, als Marter, und in keinem
hr, als Tod zu erwarten hatten, beſtanden
die Vertheidigung des Orts; das war das
ie, was man thun konnte und der Rath, den
en ein Preußiſcher Officier, der eben auf Re-
ute ſtand, noch in dem Augenblicke, als er
Gonda für ſich und die Familie ſeines Wir-
s einen Abzug erhielt, gegeben hatte. Unglück-
er Weiſe ließ ſich der Commandant zu einer
itulation verleiten, Kraft welcher dem Gonda
Thore zum Durchmarſche ſollten geöffnet, und
ganze Rotte mit Lebensmitteln und Brannt-
n verpflegt werden. Seine Leichtgläubigkeit
hte ihn zum erſten und ſchrecklichſten Schlacht-
er ihrer Rache, dazu man, auſſer Pugatſchew —
am Ohio und unter den Karaiben ähnliche
ſpiele ſuchen muß. Kaum hatte er das Thor
ſnet, ſo wurde er mit ſeiner Familie ergrif-
und auf dem Ringe, dem Marktplatze leben-
geſchunden. Seiner im ſechsten Monathe
angere Frau wurde, nachdem einige ihrer
der vor ihren Augen jämmerlich hingerichtet,
Frucht aus dem Leibe getreten, und mit den
ußlichſten Martern ihr ſo lange, bis ſie an
Seite ihrer Kinder den Geiſt aufgegeben hatte,
eſetzt. Nun ſtürzten die Ungeheuer auf die von
en und Geflüchteten vollgeſtopften Straſſen
Stadt, und würgten von Früh 9 bis Nach-

mittags 3 Uhr, wo ihr Anführer Gonda, vor den Augen aller eine That verrichtete, die bey dem hohen Grade von Grausamkeit eben so sehr den den Schwärmer als Unmensch verräth, einer Hekatombe, bey welcher er die Stelle des Oberpriesters feyerlich vertrat, gleicht, und meines Wissens, nächst dem bethlehemischen Kindermorde, die einzige in der Geschichte der Unmenschheit ist *).

Alle Kinder, vom Säuglinge bis zum vierten und fünften Jahre, waren auf Befehl des Gonda vor dem Rathhause, von dessen Altan, der sein Opferaltar wurde, er das Niedermetzeln übersah, zusammen getrieben, und zum letzten Acte des Trauerspiels aufbehalten worden.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden diese unschuldigen Schlachtopfer, denen man die Beine gebunden hatte, zu drey und vier an eine Stange gehängt, und den Händen des Gonda übergeben, der mit einem Messer einem nach dem andern die Kehle abschnitt, und über das Geländer herüber stürzte. So wie sie die Erde berührten, wurden sie ergriffen, nach einem in der Mitte des Marktes befindlichen Brunnen von ausserordentlicher Tiefe geschleift, hinein geworfen, und in ihrem Blute begraben. Der Woiwode hat mich selbst

*) Hätte der Verfasser uns diese schaudervolle Scene nach den Zeiten der Revolutionsgräuel in Frankreich geschildert, so würde er in Robespierre's, Carriers und Jordans Lebensgeschichte leider noch passlichere Parallelen gefunden haben.

verſichert, daß nur die Anzahl der durch die
des Gonda allein umgebrachten Kinder, jene
chnet, die im Sturme und der Wuth in den
der Aeltern erwürgt wurden, die Zahl von
weit überſteige, und daß allein im Brunnen
1000 begraben gelegen hätten. Ungeachtet
ey meinem Aufenthalte in Human, dem
igen Hauptquartiere des Prinzen Repnin,
ahrheit der Geſchichte durch mehrere Zeu-
und bey meiner Reiſe längſt dem Dnieſter,
durch den Sohn des unglücklichen Com-
uten, der in gleicher Qualität in Mohilow
beſtätiget wurde, zweifelte ich doch ſo lan-
d hielt, ſo wie vielleicht manche meiner
den Kindermord für ein Mährchen, das nur
reden der Kinder mit dieſem eben ſo feyer-
als blutigen Gewande angethan worden,
t dem Andenken an das Blutbad noch den
u gegen den Rahmen des Wütherichs und
Räuberſchwarm auf eine eben ſo ſinnliche
reckliche Art fort zu erben. Indeſſen über-
mich leider die Verſicherungen des Gra-
d ſeines Hofes zu ſehr von der Wahrheit
unmenſchlichen That, die, ich mag ſie mir
orſtellen, von welcher Seite ich will, ſich
auf einen falſchen Religionseifer reducirt,
ne Parallele zur Eroberung von Magde-
ſt. Auch läßt ſich ohne dieſen nie ein ſo
Grad von Fühlloſigkeit und Herzensver-
ung, als hier voraus geſetzt wird, bey dem
n von keiner Taufe und Weihwaſſer be-
ten, von keinem Kreuze bezeichneten, und

von keinem Heiligen je getäuschten Volke denken. Sogar der Menschenfresser feyert nur dann erst mit dem Fleische seines Feindes seine Tafel, nachdem sein Blut auf dem Opferaltare geflossen, und als Gebrauch der Religion für den geheimen Widerspruch, den die Natur selbst bey dem größten Theile der Kreatur dem Genusse ihres Geschlechtes entgegen gesetzt, gebüßt hat.

Während Honda mit dem größten Haufen auf dem linken Ufer des Bog wüthete, sich den grausamsten Freuden des Sieges überließ, und im blutigen Gewande eines Vertheidigers des Glaubens und der Freyheit einher ging, durchkreuzten mehrere den zwischen dem Bog und Dniester gelegenen Theil der Ukraine, welchen Strom ein Schwarm von einigen Tausenden aufwärts folgte, um alles, was sich aus Pohlen retten, und nach der Moldau flüchten wollte, aufzufangen, und ihrer Wuth aufzuopfern. Mich haben Juden, die sich dahin gerettet hatten, versichert, daß das linke oder Pohlnische Ufer dieses Stromes, in Ermangelung von Fahrzeugen zum Uebersetzen, auf einige Meilen mit Menschen und Wägen besetzt gewesen wäre, von welchen kaum einige hundert durch Schwimmen, das der Jude von Natur eben so sehr als das Schwert fürchtet, sich gerettet, und von dem jenseitigen Ufer Zuschauer des Todes ihrer zurück gelassenen Familie hätten abgeben müssen. Schon hatten sich einige Patrouillen vor Dulczin, der Residenz des Wojwoden, sehen lassen, als ein Russischer Oberstlieutenant, dessen Nahmen die Nation aus Dankbar-

keit vergessen, von den Ufern des Dneprs auf Befehl des großen Marschalls Romanzow, mit einem schwachen Corps herbey eilte, und den Schwarm der Zaporoger, zu welchem ein großer Theil der Einwohner sich geschlagen hatte, unweit Human in der Steppe durch List gefangen nahm. Man hatte sie glauben gemacht, daß die Russische Monarchinn, erfreut über den guten Fortgang ihrer Waffen, sich entschlossen habe, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und in dieser Absicht das Corps detaschirt habe. Nachdem der Officier eine zum Fange schickliche Gegend ausgesehen, den größten Theil seiner Mannschaft in Hinterhalt gelegt, und mit den Pohlen, die sich endlich mit einigen Truppen näherten, die erforderlichen Maßregeln genommen hatte, begab er sich unter einer schwachen Bedeckung zum Gonda, dem er den ganzen Plan ihrer gemeinschaftlichen Operation vorlegte, ihm die schönsten Versprechungen machte, und so wohl von ihm, als seiner ganzen Schar, den Eid der Treue forderte. Gonda, durch Stolz und Uebermuth geblendet, rief den Augenblick seine Mannschaft zusammen, folgte den Oberstlieutenant, der ihn zur Niederlegung der Waffen während des Acts beredet hatte, an den bestimmten Ort, wo er dann mit allen Rädelsführern ergriffen und den Pohlen überliefert wurde. Der ganze Haufe betrug über 8000 Mann, die herdenweise an die Pohlnischen Stände und Grenzstädte vertheilt, und so wie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonda und die vornehmsten Anführer wurden un-

welt Mohilow an Dnieſter gliedweiſe vertilgt, und die Anzahl derer, die nur auf den Gütern des Woiwoden ihr Urtheil allein empfingen, betrug einige Tauſende, die zur Erſparniß des Holzes erdroſſelt, an Bäume gehängt, und ſo ökonomiſch wie möglich angebracht wurden. Die Menſchheit ſchaudert bey der Verſchiedenheit der Martern, die Willkür und Rache erfanden, ſo wie über die Härte und den barbariſchen Kaltſinn, mit welchem dieſes Volk, ſelbſt in dem Augenblicke, als es von jüdiſchem Muthwillen an den empfindſamſten Theilen des Körpers verſtümmelt wurde, die Kennzeichen der Wehen verbiß, und dem entſcheidenden Augenblicke, den auch das Thier fühlt, entgegen trotzte.

Du Moulin, Williams und Conſorten.

Eine Engliſche Kriminalgeſchichte.

Jakob du Moulin war einer der Franzöſiſchen Hugenotten, die der Religionseifer des ſo oft zur Unzeit groß genannten Ludwigs aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er, im letzten Regierungsjahre Carl II. nach England, und nutzte ſeine wenige noch gerettete Barſchaft zum Ankaufe einiger, beym Zollhauſe für

verfallen erklärten Waaren, die er dann ſtückweiſe wieder mit einem mäßigen Gewinne zu verkaufen ſtrebte.

Handelsleute dieſer Art, ſtehen in England eben nicht im Credite der tadelfreyeſten Ehrlichkeit. Da ſie mit Waaren handeln, worauf faſt immer ein hoher Impoſt ſtehet, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, ſo gilt ſelbſt der Ankauf derſelben beym königlichen Zollhauſe nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin war über dieß noch Ausländer, und von einer Landsmannſchaft, die man England niemahls liebte, er blieb ſehr natürlich von dieſem Verdachte auch nicht befreyt. Dennoch hätte er dieß leicht verſchmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohne nicht noch ein neuer, bloß perſönlicher, hinzu gekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falſches Geld ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Denn wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falſch gemünzten Stücken zum Vorſcheine; behauptete, ſolche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derſelben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, ſo blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umſtände vom Gegentheile ihn überführten, ſtets ſehr hartnäckig auf ſeiner Beſchuldigung; brachte ſich dadurch bald in einen übeln Ruf, verlor allmählich ſeine Kunden, und endlich faſt ſeinen ganzen Credit.

Einst fügte es sich, daß er an einem gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren 78 Pfund am Werthe verkauft, und das Geld von ihm sofort in Guineen und Portugalesern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor, da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte, daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zu ihm, und versicherte, sie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von so schlechtem Metalle, daß er auf ihre Auswechslung bestehen müsse. Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: „er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung gewesen wären.“ Du Moulin blieb bey seiner Behauptung. „Er habe,“ sagte er, „dieses Geld in einem besondern Schubladen ganz allein gelegt, und es sogleich zur Bezahlung eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da derselbe heute eingegangen sey, das bisher verschlossene Fach geöffnet, und beym Auszählen diese unechten Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey vor seinen Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich Anfangs habe ausschießen wollen.“ — Harris gerieth nun auch in Eifer,

nd beſchuldigte endlich geradezu ſeinen Gegner
er Betriegerey. Du Moulin, durch dieſen Vor-
uf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht,
ung zu einem Friedensrichter; beſchwur, was er
urz vorher ausgegeben hatte und erhielt: daß
Harris dieſe ſechs unechten Goldſtücke mit richti-
en austauſchen mußte.

Wie ſehr den letztern dieß verdroß, kann man
icht denken. Ueberzeugt, daß du Moulin nicht
ur ihn betrogen, ſondern den Betrug auch mit
nem Meineide unterſtützt habe, erzählte er die-
n Vorfall, wo er nur hinkam, ſchimpfte aus
llen Kräften auf den diebiſchen Franzoſen; und
af auf eine Menge Menſchen, die ihm von eben
emſelben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte
ch ein Gerücht, das bald um ſich griff; und da
u Moulin ſahe, daß faſt alle ehrliche Leute ſich
inem Umgange entzogen, da ihm der Grund da-
on nicht lange fremd blieb, und da er hörte:
aß Harris allenthalben laut gegen ihn ſpräche;
belangte er ihn dieſer ehrenrührigen Reden hal-
er gerichtlich. Hierdurch auf das Aeußerſte ge-
racht, behauptete letzterer nicht nur ſeine Rede,
ndern da er auf noch mehrere Zeugen ſich berief,
e von du Moulin auf gleiche Art betrogen wor-
en wären, ſetzte er es endlich durch, daß ſolcher
ls ein falſcher Münzer verhaftet, und eine Haus-
urchſuchung bey ihm angeordnet wurde.

Es war kaum möglich, noch mehr zu finden,
ls man hier wirklich fand. Denn man traf in
ner Schublade ganz allein eine Menge falſcher
oldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gla-

chem Gehalte unter anderem Gelde, an verſchiedenen Orten zerſtreuet an; entdeckte, als man weiter ſuchte, verſchiedene Feilen, eine Flaſche mit Gold-Scheidewaſſer; geſtoßene Kreide, ein Paar Geldſtämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß du Moulin nicht nur ein Betrieger, ſondern auch ein Betrieger von der abſcheulichſten Gattung ſey! Die Art und Weiſe, wie er Münzen auszuſtreuen geſucht; wie er ſie Leuten aufgedrungen hatte, die ihm vorher ehrlich bezahlten; die Unverſchämtheit, womit er ſeine Forderung unterſtützt, der Meineid, den er geſchworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte, ſelbſt die trotzige Ungewißheit, mit welcher er noch jetzt nicht begreifen wollte, und mit welcher er Dinge abläugnete, die man ihm vor Augen legte; alles dieß vergrößerte ſeine Schuld und ſeine Strafbarkeit bey jeden, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war beydes ſo übereinſtimmend, daß er ſelbſt die Gleichheit nicht läugnen konnte. Aber die That ſo wohl, als auch die kleinſte Kenntniß von ihr läugnete er hartnäckig. Die Geſchwornen ließen ſich dadurch nicht einen Augenblick irrig machen, das Schuldig! ohne erſt abzutreten, auszuſprechen. Der Tag ſeines Todes ward angeſetzt.

Ungefähr drey Tage vor demſelben trug es ſich zu, daß ein gewiſſer Williams, der Anfangs bey

einen Petschaftstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit verschiedenen kleinen Hantierungen sich beschäftigte, von einem Hause herab fiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hoch schwangere Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie so fort mißgebar. Sie merkte bald, daß dieß ihr Ende herbey führen werde, ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; wünschte daß man sie beyde allein lasse; und that ihr dann nachher ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Throne eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschulden beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der meinige war es nicht! Schon seit mehreren Jahren stand er mit drey andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst manches unter die Leute gebracht, und mithin Kenntniß von allem. Einer von den übrigen dreyen vermiethete sich zu ihrem Manne. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibpult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr die Einnahme zu verwahren pflegte, eröffnet, gutes Geld heraus genommen, und eben so viel unechtes dafür hin gelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen, und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt ha-

ben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten.“

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden andern von ihr beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau ging sogleich zum Richter; erzählte ihm das eben gehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte: daß sie noch dreien Tag in Verhaft genommen, und jeder besonders verhört wurde. Du Moulins Bedienter kam zuerst an die Reihe; aber er läugnete alles gerade zu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der zweyte an. Aber als der dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnung abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, schlechtes rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem allen machte den Verhafteten, der gewiß sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der Richter drang ernstlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hoffnung, durch ein aufrichtiges Geständniß sein Leben zu retten

zu können. Dieß wirkte endlich. Er bekannte, daß er schon lange mit dem Verstorbenen, und mit dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung gestanden habe; daß beyde in seiner Gegenwart und mit seiner Theilnahme, falsches Geld geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weise, wie es untergebracht worden, keine Kenntniß habe, weil dieß bloß Williams, vielleicht auch du Moulins Bediente, den er aber nicht kenne, auf sich genommen hätten.

Auf dieses, nachher auch umständlicher wiederhohlte Geständniß, und auf die wahrhaft befundene Anzeige, wo man noch mehr Präge-Werkzeuge und falsche Münzen finden würde, schob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, sondern jene beyden wurden auch für überführt und des Todes schuldig, erklärt. Gleichwohl läugneten sie immer fort hartnäckig ihr Vergehen; und auch gegen du Moulin wollte der Verdacht (wenigstens bey vielen unter dem Volke) noch nicht verschwinden. Daß jene später Verhafteten schuldig wären, bezweifelte man keineswegs; aber daß die Anklage gegen sie bloß angestellt worden sey, um den eben so schuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umstand, daß man solches Geld nicht nur zerstreuet, sondern auch in ganzen Haufen bey ihm angetroffen habe, konnte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften: daß er es in Geld-Auszahlungen von Unbekannten, an welche er sich nicht mehr zu halten wisse, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umstand, daß man Stämpel und andere

Präge-Werkzeuge bey ihm so wohl verwahrt gefunden, konnte durch seine, immer im allgemeinsten Ausdruck gemachte Versicherung: daß er nicht wisse, noch begreifen könne, wie sie hergekommen wären? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betriegerey seines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß. Jener eingeständigte Falschmünzer hatte nur gegen den Verstorbenen und gegen den zweyten Mitschuldigen gehörig und bestimmt ausgesagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzählung hatte nur du Moulins Gattinn mit angehört, die hier unmöglich für unparteyisch gelten konnte. Von den Ueberwiesenen hatte freylich keiner den du Moulin selbst als Mitschuldigen angegeben. Seine Freunde hoben diesen Umstand sehr zu seinem Vortheile aus. Aber, im Lichte betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundenen Stämpel blieben immer dem ungeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf diese Art die öffentliche Meinung noch hin und her schwankte, war man so glücklich, bey einer nochmahligen Untersuchung in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, sehr gut verborgene Schublade, und in dieser ein Bund Schlüssel, nebst einen in Wachs abgedruckten zu finden. Diesen Abdruck verglich man mit den Schlüsseln selbst, und siehe da, derjenige, der genau hinein paßte, schloß einen Schrank du Moulins, in welchem man die Stämpel und die einzelnen Haufen falscher Münzen angetroffen hatte. Als man daher diesen Menschen nochmahls verhörte, legte man

m ganz unerwartet Schlüssel und Wachsabdruck
or, und fragte ihn: „Was er noch gegen die-
n Beweis einzuwenden habe?" Jetzt erschrak
nd erblaßte er: die Thränen traten ihm in die
ugen, und er bekannte:

„Ja, er sey schon verschiedene Jahre hindurch
icht nur Münz-Verfälscher, sondern auch vor-
ülich derjenige, der die falschen Münzen seiner
enossen in Umlauf zu bringen gewußt habe, ge-
esen. Bloß in dieser Absicht habe er sich zu du
oulin vermiethet; habe zu allen seinen Schrän-
n und Kasten sich bald Nachschlüssel zu ver-
assen gewußt; habe sich aber sorgfältig gehüthet,
ch nur das geringste zu entwenden, damit man
nen Auswechslungs-Kunstgriff um so weniger
gwohnen möge. Als der Handel mit Harris ge-
chtlich geworden wäre, sey er in Sorgen gera-
en, weil er wohl gewußt habe, daß er die in
iner Kiste befindlichen Werkzeuge, auf den Fall
ner Haussuchung, in der heimlichen Schublade,
f welche er sein ganzes Vertrauen gesetzt habe,
cht lassen können. Immer habe er daher von
nen, so viel er gekonnt, bey sich getragen. Als
e Gerichtsbedienten zur wirklichen Untersuchung
ordert worden, habe er sie von weiten kommen
sehen; sey so schnell als möglich in seines, schon
rhafteten Herrn Cabinett geeilt, habe solches
wohl, als den Geldkasten und Hauptschrank mit
achschlüsseln geöffnet, Stämpel, nebst andern
erkzeugen und mehreren falschen Münzen hin-
n geworfen, und kaum alles wieder verschlie-

ſen können, als die Gerichtsperſonen vor der Thür ſchon erſchienen wären."

Auf dieſe Art war du Moulins Unſchuld nun an Tag gebracht, und gerettet. Alle Umſtände, die vorher wider ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Harris abgelegt: daß er die Münze, welche er zurück brachte, wirklich von ihm empfangen habe. — Dieſer Eid war freylich ein Meineid geweſen. Aber weder Nachläſſigkeit, noch Unachtſamkeit, am allerwenigſten Boßheit, hatte denſelben verurſacht. Er hatte die falſchen Goldſtücke wirklich in dem Fache gefunden, in welchem er jene Summen allein aufbewahrt hatte; daß ſie indeſſen durch eine andere Hand verfälſcht worden, konnte er auf keine Art muthmaßen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit ſich ereignen mußte, um einen ſchuldloſen, ſchon auf ſo vielfältige Art tief gebeugten Mann, das letzte, was ihm ein treuloſer Bedienter noch übrig gelaſſen, das Leben zu retten; wenn man erwägt: wie ohne Williams zähen Tod, ohne ſeiner Frau letzte Gewiſſensangſt, du Moulin in aller Augen als ein mannigfacher, verſtockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man ſich nicht wohl eines kleinen Schauers bey dem Gedanken enthalten: Wie oft mag nicht, ſelbſt bey ſorgfältiger Gerechtigkeit, die Unſchuld bluten, indeß die Boßheit mit heimlichen Hohnlachen zuſchauet!

Angelica Nicoline Tiquet,

merkwürdige Verbrecherinn.

Angelica Nicoline Tiquet, geborne Carlier, war die Tochter eines Buchhändlers zu Metz. Sie war 1657 gebohren, verlor schon in ihrer Kindheit ihren Vater, und theilte mit einem einzigen Bruder den väterlichen Nachlaß, der sich auf eine Million Livres belief. Der Bruder ward Hauptmann unter der Französischen Garde.

Angelica konnte mit Recht Ansprüche auf eine ansehnliche Partie machen; sie besaß ein Vermögen von 500,000 Livres, was in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ungleich mehr als im Gegenwärtigen, sagen wollte, und war über dieß von einer blendenden Schönheit; besonders war ihr Wuchs vortrefflich. Die Natur legte die letzte Hand an dieß Meisterstück, indem sie es mit einem feinen und reitzenden Geiste belebte.

Der Parlamentsrath, Herr Tiquet, befand sich unter den Anbethern der schönen Angelica, und obgleich seine Umstände nicht so beschaffen waren, daß sie ihn zu größeren Hoffnungen, als seine Nebenbuhler berechtigten: so fand er doch Mittel, den Preis davon zu tragen.

Seine schöne Geliebte hatte ihr ganzes Vertrauen einer Tante geschenkt, bey der sie lebte. Herr Tiquet machte dieser Tante ein Geschenk von 40,000 Livres. Von dem Augenblicke an erlangte er einen augenscheinlichen Vorzug. Ein Strauß von Blumen, mit Diamanten, 15,000 Livres an Werth, den er der schönen Angelica an ihrem Nahmenstage überreichte, gab endlich den Ausschlag. Er ward ihr Mann.

Die drey ersten Jahre ihrer Ehe verstrichen sehr glücklich. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren Zeugen ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit. Allein diese Glückseligkeit wurde durch die Lieblingsgrillen der Madame Tiquet, die üble Laune des Mannes, und durch seine eingeschränkten Vermögensumstände, die seiner Frau nicht länger ein Geheimniß blieben, gestört. Sie liebte Pracht und Aufwand, und glaubte, sich diesem Hange ohne Rückhalt überlassen zu können, weil ihr Mann ihr weis gemacht hatte, daß er eben so reich sey als sie, und sie also ihren Aufwand nach einem jährlichen Einkommen von 50,000 Livres abgemessen hatte. In diesem Wahne hatte sie wenig auf die trockene und strenge Laune des Herrn Tiquet geachtet; als sie nun aber erfuhr, daß seine Parlamentsstelle fast sein einziges Einkommen sey, daß er Geld geborgt habe, und daß die Summe und die Geschenke, die er, auf den glücklichen Ausschlag seiner Freyerey um sie, verwendet hatte, nun wieder bezahlt werden müßten, so trat Verachtung, Haß und Widerwille an die Stelle ihrer vorigen Neigung.

Ihr Bruder hatte den Herrn Mongeorge, der, wie er, Gardehauptmann war, in dem Hauſe ſeiner Schweſter eingeführt. Dieſer junge Krieger beſaß alle die Eigenſchaften, die eine Mannsperſon bey einem Frauenzimmer empfehlen können, das von Natur Zerſtreuung und Vergnügen liebt. Der Contraſt, den ſie zwiſchen dem gefälligen Betragen dieſes liebenswürdigen Edelmanns, und dem mürriſchen niedrigen Charakter ihres Mannes bemerkte, flößte ihr gar bald eben die Liebe ein, die ihre Reitze in Mongeorge angefacht hatten. Dieſe Liebſchaft entging dem Herrn Tiquet nicht. Seine Eiferſucht brach aus, und half zu nichts, als ihn noch verhaßter zu machen.

Madame Tiquet hatte kaum die erſten Schritte in der Galanterie gewagt, ſo überließ ſie ſich ihrem Temperamente gänzlich: ſelbſt Leute aus den allerniedrigſten und verächtlichſten Claſſen, waren ihr zu Befriedigung deſſelben nicht zu ſchlecht. Der einzige Unterſchied zwiſchen ihr und der berufenen Meſſaline des alten Roms, beſtand darin, daß ſie den Schein zu meiden, und das Herz und die Achtung ihres Geliebten zu erhalten wußte, dem ſie, Trotz ihrer ſchrecklichen Ausſchweifungen, ſtets aufrichtig ergeben blieb.

Herr Tiquet ſah ſich unterdeſſen von ſeinen Gläubigern verfolgt, und dieſe Verfolgungen gaben ſeiner Gattinn einen Vorwand an die Hand, auf die Separation des Vermögens gegen ihn anzutragen. Nach dieſer Art von Kriegserklärung that ſich der arme Mann keinen Zwang mehr an und

klagte laut über die Untreue seiner Frau, und besonders über ihren Umgang mit Herrn von Mongeorge. Er wirkte eine lettre de cachet aus, die ihn authorisirte, sie einsperren zu lassen. Ehe er dieses vollzog, glaubte er weislich zu handeln, wenn er ihr den Befehl zeigte, in der Hoffnung, daß die Furcht die Freyheit zu verlieren, sie zurückhaltender in ihrer Aufführung machen, und sie vielleicht bewegen würde, ihre Klage wegen der Separirung des Vermögens, zurück zu nehmen. Allein Madame Tiquet riß ihm den Befehl weg und warf ihn ins Feuer. Der Mann gab sich nun alle Mühe, einen zweyten zu erhalten, allein man lachte ihn aus.

Die Separation des Vermögens wurde der Frau vor dem Chatelet zuerkannt. Mann und Frau fuhren fort, in einem Hause mit einander zu wohnen, allein jedes hatte sein Zimmer für sich, und sie sahen sich nur bey Tische. Während der drey Jahre, daß sie so mit einander lebten, kam die Antipathie, die sie gegen sich gefaßt hatten, zu keinem öffentlichen Ausbruche. Allein der Haß der Frau, der durch die Gegenwart des gehaßten Gegenstandes, durch seine ewigen Vorwürfe, langweiligen Predigten, und wiederhohlten Beleidigungen genährt wurde, stieg endlich zu einem solchen Grade von Heftigkeit, daß Madame Tiquet beschloß, sich einen Mann vom Halse zu schaffen, der eine Stelle einnahm, die sie so innigelich vom Mongeorge bekleidet zu sehen wünschte.

Sie theilte ihr Project dem Jakob Mouro, ihrem Thürsteher mit, den sie durch ihre Freyge-

it und wie man sagt, selbst ihre Gunstbezei-
gen zu gewinnen wußte. Dieser Elende wie-
einen gewissen Cattelain in das Complott,
in Lohnbedienter war, und den Fremden in
hôtels garnis aufwartete. Eben die Mittel,
en Mouro verführt hatten, verführten auch
Noch siebzehn andere Personen, theils Sol-
, theils Kammerfrauen und Bediente der
et, theils liederliche Weibspersonen, Aben-
r und Landstreicher, nahmen Theil daran.
n die Verschwornen paßten ihre Zeit schlecht
und verfehlten eines Abends, als Herr Tiquet
Hause ging, ihren Anschlag, ungeachtet sie
hiedene Personen an den Plätzen ausgestellt
n, wo er vorbey mußte. Herr Tiquet be-
te es gar nicht, daß man auf ihn lauerte.
e Frau ließ hierauf den Meuchelmördern sa-
daß sie ihre Meinung geändert habe, und ew-
l dem Thürsteher und dem Cattelain über diesen
lag ein ewiges und unverbrüchliches Still-
eigen zu beobachten. Um sie desto mehr zu
n, schenkte sie ihnen eine Summe Geld und
ur, daß die geringste Indiscretion sie das Le-
kosten sollte.

Unterdessen machte die Eifersucht beständig stär-
Fortschritte in dem Herzen des Herrn Tiquet.
atte seinem Thürsteher ausdrücklich verboten,
Herrn von Mongeorge einzulassen. Allein die-
Bediente, welcher der Frau gänzlich ergeben
, leistete den Befehlen des Herrn keine Folge.
er ergriff endlich den Ausweg, den Thürsteher

fortzujagen, und seine Thür selbst zu bewachen. So bald es Nacht ward, verschloß er sie, so daß niemand aus noch ein konnte, ohne sich an ihn zu wenden. Wenn er des Abends ausging, nahm er den Schlüssel mit sich, und wenn er sich zu Bette legte, that er ihn unter sein Kopfküssen.

Alle diese Versuche konnten jedoch nicht verhindern, daß Madame Tiquet ihre Neigungen befriedigte, und ihren Geliebten oft sah; je mehr sie ihn aber sah, desto mehr stieg auch ihre Erbitterung gegen ihren Mann. Sie beschloß endlich ihn umbringen zu lassen, es koste auch, was es wolle. Sie hatte den Anschlag auf sein Leben niemahls aufgegeben, und nur damahls sich so gestellt, weil sie fürchtete, daß sie bey der zu grossen Menge von Personen, die darum wußten, leicht verrathen werden könnte. Sie schob es also eine geraume Zeit auf, um diejenigen, welchen das Geheimniß das erste Mahl bekannt gewesen war, glauben zu machen, daß sie nicht mehr daran denke, damit man desto weniger auf sie fallen könnte, wenn Herrn Tiquet etwas Böses begegne. Sie behielt sich die Ausführung der That selbst vor, und wollte nur einen einzigen Vertrauten auf den Nothfall zum Zeugen haben, ihren lieben Thürsteher.

Sie glaubte in einer kleinen Unpäßlichkeit, die ihrem Manne zustieß, eine günstige Gelegenheit zu finden, ihn los zu werden. Sie schickte ihm eine Suppe durch seinen Kammerdiener, dieser ward, ich weiß nicht wodurch, gewahr, daß sie vergiftet

that, als ob er ausglitſchte, verſchüttete die
ppe, und bath auf der Stelle um ſeinen Ab-
d. Er erzählte, als er ihn erhalten hatte, öf-
lich die Geſchichte mit der Suppe, allein das
ücht davon kam nicht zu den Ohren des Herrn
et. Da dieſer Anſchlag wieder nicht gelungen
: ſo entſchloß ſich die Frau nun gänzlich zum
chelmorde.

Sie kam eines Tages zur Gräfinn Aunoy, die
ch ihre Schriften, und vorzüglich durch ihre
noires de la cour d'Espagne bekannt iſt,
bey der immer ſehr gute Geſellſchaft war.
ame Tiquet ſchien ſehr heftig bewegt zu ſeyn.
n fragte ſie um die Urſache ihrer Unruhe. „Ich
eben," antwortete ſie, „zwey Stunden mit
Teufel zugebracht." — „Da haben ſie eine
ſchlechte Geſellſchaft gehabt," erwiederte die
finn von Aunoy. „Wenn ich ſage, daß ich den
fel geſehen habe," unterbrach ſie Madame Ti-
„ſo verſtehe ich darunter eine von jenen be-
ligten Wahrſagerinnen, die uns die Zukunft
en können." — „Und was hat ſie ihnen
hezeyt?" — „Lauter angenehme Dinge. Sie
mich verſichert, daß ich in zwey Monathen
meine Feinde triumphiren, von ihren Boß-
n geſchützt, und vollkommen glücklich ſeyn
de. Aber ſie ſehen wohl, wie wenig ich darauf
n kann, denn ſo lange Herr Tiquet lebt, wer-
ch nie ruhig ſeyn, und er befindet ſich zu wohl,
daß ich auf eine ſo ſchnelle Auflöſung des Kno-
rechnen könnte."

Sie brachte den übrigen Abend auf ihrem Zimmer mit der Gräfinn von Senonville zu, die aufgesagt hat, daß sie bey Madame Tiquet zu Hause und zu Bette seyn würde, um Herrn Tiquet kleinen Possen zu spielen, daß er aufstehen, und ihr die Thür aufschließen müsse. Da er aber diesen Abend bey Frau von Villemur länger als gewöhnlich verweilte, so ward die Gräfinn des Wartens überdrüßig, und ging fort.

Die Bedienten des Herrn Tiquet fingen an, unruhig zu werden, daß ihr Herr so lange über seine gewöhnliche Zeit ausblieb, als auf der Straße verschiedene Pistolenschüsse geschahen. Sie eilten auf den Lärm herzu, und trafen ihren Herrn verwundet an. Er war nicht todt, wollte aber nicht in sein Haus gebracht seyn, sondern ließ sich zu Frau von Villemur schaffen. So bald Madame Tiquet von diesem Unglücksfalle hörte, lief sie in das Haus der Villemur; allein Herr Tiquet wollte sie weder sehen noch sprechen. Er hatte fünf Wunden empfangen, von denen aber keine tödtlich war. Die gefährlichste war nahe am Herzen, das jedoch nicht verletzt wurde, weil nach der Bemerkung des Wundarztes, der ihn verband, es sich im Schrecken zusammen gezogen hatte, und so in dem Augenblicke des Schusses nicht ganz den Raum füllte, den es von Natur einnimmt.

Man bohlte den Commissarius des Viertels, um Herrn Tiquets Aussage anzuhören. Diese Magistratsperson fragte ihn, wer seine Feinde wären? „Ich habe keinen andern Feind, als meine Frau," gab er zur Antwort. Diese Antwort

lenkte allen Verdacht auf ſie, und es wurde die Procedur darnach abgemeſſen.

Madame Tiquet begab ſich den andern Tag zur Gräfinn von Aunoy. Die Aſſemblee war, wie gewöhnlich ſehr zahlreich. Madame Tiquet, die dieſes wußte, ging mit gutem Vorbedachte dahin, um zu erfahren, was man in der Stadt von ihres Mannes Begebenheit denke? Ihr Betragen und ihre Reden gaben nicht die mindeſte Blöße. Man mochte ſie noch ſo ſcharf beobachten, man konnte nichts an ihr bemerken, als die Symptomen von Gram, den ihre Lage ihr, moraliſcher Weiſe, einflößen mußte. Die geſchickteſte, und in ihrer Kunſt erfahrendſte Actrice, würde keine vollkommnere Täuſchung haben hervor bringen können.

„Kennt Herr Tiquet ſeine Mörder nicht?“ fragte die Gräfinn von Aunoy ſie. — „Ach!“ antwortete Madame Tiquet, „wenn er ſie auch kennte, würde er ſie doch nicht kennen wollen. Ich bin es, die man jetzt meuchelmörderiſcher Weiſe zu tödten ſucht.“ — „Man ſollte,“ erwiederte die Gräfinn, „ſich des abgedankten Thürhüters verſichern, auf ihn wirft das Publicum einſtimmig den Verdacht.“ Kaum war ſie zu Hauſe, ſo wurde ſie erinnert, ſich mit der Flucht zu retten, weil ſie unfehlbar würde in Verhaft genommen werden. Dieſe Warnungen verdoppelten ſich ganzer acht Tage. Endlich am achten Tage kam ein Theatinermönch zu ihr, und ſagte, daß ſie keinen Augenblick zu verlieren habe; daß ſie in Kurzem eine Gefangene ſeyn würde, und daß ihr nur noch

so viel Zeit übrig sey, geschwind dieß Theatiner-Mönchskleid über zu werfen, das er ihr überreichte, und sich in die Portchaise zu setzen, die im Hofe auf sie wartete, und die sie an einen Ort bringen würde, wo eine Postchaise und vertraute Leute bereit stünden, sie sicher nach Calais, und von da nach England zu führen. Madame Tiquet gab zur Antwort: „Fliehen ist das Hülfsmittel der Schuldigen, mich schützt meine Unschuld. Von Herrn Tiquet stammen alle die ehrenrührigen Gerüchte her, die man gegen mich zu verbreiten sucht: mein Mann will mir dadurch ein panisches Schrecken einjagen, um mich zu verleiten, die Flucht zu ergreifen, und ihn in den Besitz meines Vermögens zu setzen. Allein es soll ihm nicht gelingen." Sie dankte dem Theatinermönch, und beharrte auf ihrem Entschlusse, den Ausgang abzuwarten.

Den folgenden Tag bekam sie einen Besuch von der Gräfinn von Senonville, und als diese bald weggehen wollte, bath Madame Tiquet sie zu bleiben. „Man wird," sagte sie, „den Augenblick kommen, und mich in Verhaft nehmen, und ich möchte nicht gern mit dieser Canaille allein seyn." Kaum hatte sie dieß gesagt, so trat der Criminal-Lieutenant, Herr Dessita, in Begleitung vieler Häscher in ihr Zimmer. „Mein Herr," redete sie ihn an, „sie hätten es erübrigt seyn können, sich von diesem Gesindel begleiten zu lassen, ich habe wahrhaft nicht die Absicht, zu fliehen; und wenn sie auch allein gekommen wären, so würde ich ihnen doch gefolgt seyn." Sie bath ihn

darauf, ihr Zimmer zur Sicherheit der Effecten zu verſiegeln, umarmte ihren neunjährigen Sohn, den ſie ſehr lieb hatte, gab ihm Geld zu ſeinen Ergetzlichkeiten, ermahnte ihn, ſich nicht über das zu beunruhigen, was geſchähe, verſicherte ihm, daß ſie ihn bald wieder ſehen würde, und ſtieg mit dem Criminal-Lieutenant ruhig in die Kutſche. Als ſie über den Markt fuhren, begegnete ihr eine Dame von ihrer Bekanntſchaft; ſie grüßte ſie mit ſo vielem Anſtande, als ob ſie eben zum Beſuche führe. Unterdeſſen wurde ſie doch etwas unruhig, als ſie das kleine Chatelet erblickte, wo man ſie Anfangs hinbrachte; nachher brachte man ſie in das große Chatelet, wo die Unterſuchung gar bald ihren Anfang nahm.

Auguſt Cattelain, aus Gewiſſensbiſſen, oder vielmehr aus Aerger, daß er nicht einen Antheil von dem Gelde bekommen hatte, welches nach ſeiner Meinung die neuen Meuchelmörder erhalten hatten, ging freywillig hin, und zeigte an, daß Madame Tiquet ihm vor drey Jahren Geld gegeben habe, um ihren Mann umzubringen, und daß der abgedankte Thürſteher der Unterhändler geweſen ſey. Auf dieſe Denunciirung wurden Cattelain und der Thürſteher gefangen geſetzt, und mit Madame Tiquet confrontirt. Es fanden ſich keine legalen Beweiſe vom letztern Meuchelmorde; wohl aber genug, um ſie von der Anzettelung des erſtern zu überzeugen. Dem zu Folge wurde ſie durch den Ausſpruch des Chatelets vom 3. Juny 1699 den Geſetzen und der Anklage des Herrn Tiquet gemäß, verurtheilt: „Auf dem Platze de

Grave enthauptet, und ihr Thürſteher gehangen, vorher aber beyde auf die Folter geſpannt zu werden, weil ſie beyde überführt wären, daß ſie ein Complott concentrirt und ausgedacht, den gedachten Herrn Tiquet umzubringen. Madame Tiquet aber, zum Behufe dieſes Meuchelmordes dem Cattelain zu wiederhohlten Mahlen die im Prozeſſe ſpecificirten Geldſummen eingehändigt hätte." Das Urtheil erkannte auf Confiscation ihres Vermögens, und zwar dergeſtalt, daß 10,000 Livres dem Könige, 100,000 Livres aber dem Herrn Tiquet als Zivilerſatz, Entſchädigung und Koſten, anheim fallen ſollten, ſo daß er lebenslang den Nießbrauch daran hätte, nach ſeinem Tode aber ſie das Eigenthum ſeiner beyden Kinder würden. Mit dem Prozeſſe der übrigen Mitſchuldigen ſollte es bis nach der Hinrichtung der beyden Hauptverbrecher, ſein Bewenden haben.

Herr Tiquet appellirte von dieſem Urtheile, daß es nur 100,000 Livres ſeinen Kindern zu erkenne, wovon der Nießbrauch noch über dieß ihm zufalle. Er verlangte außer dem noch 15,000 Livres.

Das Urtheil wurde, was die Todesſtrafen der beyden Verbrecher betraf, durch ein Arret bekräftiget, dem Herrn Tiquet aber, außer den 100,000 Livres noch 20,000 zugeſprochen, welche 20,000 Livres ihm eigenthümlich zugehören ſollten.

Herr Tiquet war, ſo bald ſeine Wunden geheilt waren, mit ſeinem Sohne und ſeiner Tochter nach Verſailles gegangen, um bey Ludwig XIV. um die Begnadigung ſeiner Frau anzuhalten. Da

ſie ihm abgeſchlagen ward, ſo begnügte er ſich, bloß auf die Confiscation ihres Vermögens zu dringen: dieſe ward ihm zugeſtanden, allein der König ſagte, daß Herr Tiquet, das Verdienſtlichſte ſeines erſten Schrittes dadurch verdorben hätte. Es war aus der wenigen Zwiſchenzeit, die er bey dieſen verſchiedenen Bitten beobachtete, zu augenſcheinlich, daß er mehr von Eigennutz, als von Menſchlichkeit getrieben würde.

Der Bruder der Madame Tiquet, und der Herr von Mongeorge wendeten alles mögliche an, um ihr das Leben zu retten, und vielleicht würde der König ihren Bitten nachgegeben haben, wenn nicht der Erzbiſchof von Paris, Anton von Noailles dem Monarchen vorgeſtellt hätte, daß das Leben keines Ehemannes mehr in Sicherheit ſeyn würde, ſo bald dieſe That ungeſtraft bliebe; und daß der Groß-Pönitentiarius jetzt von nichts höre, als von Eheweibern, die ſich anklagten, ihren Männern nach dem Leben geſtanden zu haben.

Das Arret war am Tage vor dem Frohnleichnamsfeſte gegeben, und die Vollſtreckung, dem Gebrauche nach, dem Chatelet überlaſſen worden, wohin man Madame Tiquet ſogleich brachte. Wegen der Ruhaltäre auf den Straßen, wurde die Execution bis auf den Freytag verſchoben. Schon um 5 Uhr des Morgens führte man Madame Tiquet in die Folterkammer. Sie wußte den Inhalt des Arret noch nicht, und fragte auf dem Wege, ob dieſe Geſchichten nicht bald ein Ende haben würden? — „Bald, Madame!“ antworteten ihre Begleiter? —

Als ſie in der Folterkammer angekommen war, wo der Criminal-Lieutenant ſie erwartete, ließ er ſie nieder knieen, und befahl dem Greffier, ihr das Arret vorzuleſen. Sie hörte dieſes ſchreckliche Urtheil, dem Aeuſſerlichen nach, eben ſo kaltblütig an, als ob dieß alles nicht ſie, ſondern jemand fremdes, betroffen hätte. Der Criminal-Lieutenant hielt hierauf eine ſehr patetiſche Rede an ſie, worin er ihr vorſtellte, welch ein Unterſchied zwiſchen ihren vorigen glücklichen, im Wohlleben und Ueberfluſſe verträumten Tagen, und dieſem Tage des Schreckens ſey, wo ſie ihr Leben durch einen ſchimpflichen Tod endigen ſollte. Er ermahnte ſie hierauf, einen guten Gebrauch von der wenigen Zeit zu machen, die ſie noch übrig habe, und ſich durch das Geſtändniß ihres Verbrechens, und die Entdeckung ihrer Mitſchuldigen, die Schmerzen der Tortur zu erſparen, zu der ſie verurtheilt ſey.

„Mein Herr," antwortete ſie, „ich fühle recht gut, was für ein Unterſchied zwiſchen den glücklichen Tagen, deren ſie erwähnen, und dem heutigen iſt. Jetzt liege ich vor ihnen als eine Bittende, auf den Knieen, und ſie erinnern ſich wohl, daß wir vor Zeiten ganz andere Rollen hatten, und in einer ganz andern Stellung vor einander erſchienen. Aber ich bin weit entfernt vor dem Augenblicke zu beben, der mir mein Leben rauben wird, ich betrachte ihn vielmehr als den, der meinem Unglücke ein Ende macht, und ſie werden mich mit eben der Standhaftigkeit, die ich auf dem armen Sünder-Stühlchen, als bey Anhörung

meines Urtheils bewieſen habe, das Schaffot beſteigen ſehen. Doch nie ſoll die Furcht vor einigen Schmerzen mir das Geſtändniß einer That abzwingen, an der ich unſchuldig bin.“

Der Criminal-Lieutenant, der ſich nicht enthalten konnte, herzliches Mitleiden mit einem Frauenzimmer zu haben, das er ehemahls geliebt hatte, und vielleicht noch liebte, beſtürmte ſie von neuem mit Bitten und Ermahnungen, um ihr mehrere Leiden zu erſparen. Da er aber ihren Starrſinn nicht überwinden konnte, ſo ſahe er ſich endlich gezwungen, ſie auf die Folter bringen zu laſſen. Doch beym zweyten Waſſerſturze bath ſie um Gnade, und geſtand alles. Man fragte ſie, ob Herr von Mongeorge nicht Theil an ihrem Verbrechen genommen habe? „Ach! ich hüthete mich wohl, ihm etwas davon zu vertrauen, ich würde ſeine Achtung unwiederbringlich verloren haben!“

Der Herr de la Chetardi, Pfarrer zu St. Sulpice, trat nun zu ihr; ſie äußerte ſehr treuvolle Geſinnungen, und trug ihm auf, ihren Mann in ihrem Nahmen um Vergebung zu bitten.

Ganz Paris war mit dieſem Prozeſſe beſchäftigt, und als man erfuhr, daß er ſich mit der Hinrichtung der Madame Tiquet endigen werde, ſo wollte jedermann Fenſter in den Häuſern am Greveplatze miethen. Das Gedränge in den Gaſſen, welche Madame Tiquet paſſiren mußte, war ſo groß, daß verſchiedene Perſonen erdrückt wurden. Sie war an dieſem Tage ganz in Weiß gekleidet, und dieſe Kleidung hob ihre natürliche Schönheit noch mehr. Sie hatte ihre Mütze ins

Gesicht gezogen, um sich die Gelegenheit zu ersparen, in die sie so viele auf sie gerichtete Augen gesetzt haben würden. Die rührenden und pathetischen Ermahnungen des Pfarrers von St. Sulpice gaben ihr den Muth wieder, der sie verlassen hatte. Sie schob die Mütze aus dem Gesichte, und blickte das Volk mit einem bescheidenen aber festen und gewissen Blicke an. Der Thürsteher war mit ihr auf einem Karren. Sie bath ihn um Verzeihung, daß sie ihn zu der Missethat verleitet habe, die ihn jetzt an den Galgen bringe. Gegen Abend um 5 Uhr kam sie auf dem Platze la Greve an. Es regnete in dem Augenblicke so stark, daß man mit der Execution warten mußte, bis der Sturm vorüber sey. Sie blieb auf ihrem Karren, und hatte beständig die Zurüstung zu ihrer Hinrichtung, und einen schwarzen mit ihren eigenen Pferden bespannten Wagen im Gesichte, der ihren Leichnam erwartete. Dieß alles erschütterte sie nicht. Mit eben der Standhaftigkeit sah sie auch ihren Thürsteher aufknüpfen. Als nun die Reihe an sie kam, auf das Blutgerüste zu steigen, reichte sie ihre Hand dem Scharfrichter, um sich helfen zu lassen, und brachte sie vorher aus Höflichkeit an ihren Mund, ehe sie ihm sie gab. Auf dem Schaffote küßte sie den Klotz, legte ihre Haare und ihre Cöffure mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Geschwindigkeit in Ordnung, und reichte den Hals selbst dar. Der Scharfrichter wurde von ihrer Schönheit so bewegt, und außer sich gesetzt, daß er sie fehlte, und fünf

Mahl hauen mußte, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennen konnte.

Man ließ diesen Kopf einige Zeit auf dem Schaffote, um ihn dem Volke zu zeigen. Seine Züge waren nicht verändert, und nie hatte man so etwas schönes gesehen, ob sie gleich damahls schon 42 Jahre alt war. Der Mann ließ den Körper zu St. Sulpice mit allem Trauergepränge begraben. Die Confiscation, die er erhalten hatte, tröstete ihn bald.

Während der Hinrichtung spazierte der Herr von Mongeorge im Park von Versailles traurig auf und ab. Den Abend sagte der König zu ihm, er sey erfreut, daß die Aussage der Madame Tiquet ihn bey dem Publicum gerechtfertigt habe, und versicherte ihm zu gleicher Zeit, daß er ihn ganz von allem Verdachte frey gesprochen habe. Das Verbrechen und die Hinrichtung seiner Gebieter, hatten diesen unglücklichen Liebhaber nicht geheilt. Er bath und erhielt die Erlaubniß, acht Monathe lang außer dem Königreiche mit seinem Manne reisen zu können. Jedermann schätzte und bedauerte ihn. Jedermann verachtete auch den Herrn Tiquet, und konnte es ihm nie verzeihen, daß er einen solchen Augenblick genutzt hatte, sich des Vermögens seiner Frau zu bemächtigen. August Cattelain, der Angeber, wurde auf beständig zu den Galeeren verdammt.

Der falsche Czaar Demetrius.

Iwan Waßiliewitsch II. regierte das Russische Reich 48 Jahre lang mit eisernem Zepter. Endlich befreyete der Tod die geplagten Moscowiter von ihrem Tyrannen. Er hinterließ zwey Söhne, Demetrius und Feodor, von welchen der letztere den erledigten Thron beſtieg. Weil man aber zu den Fähigkeiten des jungen Czaars sehr wenig Zutrauen hatte, so wurde die Verwaltung der Regierungsgeſchäfte seinem Schwager, Boris Gudenow übergeben. Das gute Betragen des neuen Regenten, und das Vertrauen auf ihn stieg endlich zu einem so hohem Grade, daß man öffentlich sagte, nur er allein verdiene den Thron zu besitzen, im Falle die beyden Prinzen dereinst mit Tode abgehen sollten. Freylich sahe man damahls die Folgen dieser unbedachtsamen Reden nicht ein; denn sie waren es, die dem ehrsüchtigen Gudenow zuerst den Gedanken einflößten, seine Hände in das Blut seines Herrn zu tauchen. Auch ließ er bald seine stolzen Absichten merken. Demetrius fiel als das erste Opfer. Der treulose Miniſter schaffte sich ihn durch erkaufte Meuchelmörder vom Halse, ließ aber, um seine Schandthat desto beſſer zu verber-

bergen, die Vollſtrecker ſeiner grauſamen Befehle ebenfalls hinrichten.

Nicht zufrieden, ſich auf eine eben ſo blutige als unrechtmäßige Weiſe den Weg zum Throne gebahnt zu haben, ließ Gudenow auch die Stadt Moſcau an verſchiedenen Orten in der Abſicht anzünden, daß ſich die Einwohner mehr mit ihren perſönlichen Angelegenheiten, als mit dem gemeinen Beſten beſchäftigen ſollten. Indeſſen nahm er doch äußerlich die Miene an, als ob er durch den Tod des Prinzen auf das Empfindlichſte gerührt wäre. Es wurden daher auf ſeinen Befehl zu Uglitz, wo der Mord geſchehen war, die ſchärfſten Unterſuchungen und ſtrengſten Executionen unter den Bürgern angeſtellt. Auch ließ er das dortige Schloß ſchleifen, als ob es ein Aufenthalt der Mörder geweſen wäre.

Nun war, um den Thron völlig in Beſitz zu nehmen, nur noch ein einziger Schritt zu thun nöthig. Boris wollte ſich aber mit Feodors Hinrichtung nicht übereilen, weil dieſer ſchwache Fürſt ihm doch ohne dem die Sorge der Regierung ganz überließ. Nach Verlauf einiger Jahre ſtarb der junge Czaar plötzlich, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und Boris Gudenow beſtieg nun nach einigen verſtellten Weigerungen den ihm einſtimmig angebothenen Thron. Doch kaum ſah er ſich auf dem Gipfel ſeiner Wünſche, als er auch die Larve allmählich abzuziehen anfing. Die Mutter des unglücklichen Demetrius wurde in ein entlegenes Klo-

ſter verbannt, und alle diejenigen, die dem Tyrannen nur die geringſte Unruhe verurſachen konnten, entweder zu einer immerwährenden Gefangenſchaft verurtheilt, oder gar gewaltſam aus dem Wege geräumt.

Um eben dieſe Zeit erſchien unvermuthet ein Mann auf dem Schauplatze, der ſich dreiſt für den ermordeten Demetrius ausgab. Er war von Jaroslaw gebürtig, und hieß eigentlich Griska Otrepief. Seine Aeltern, die zwar vom Adel waren, aber in der äußerſten Armuth lebten, zwangen ihn, in den Orden des heiligen Baſilius zu treten, in welchem er auch einige Jahre blieb. Ein anderer Mönch aus eben dem Kloſter wurde ſein Freund. Er ſah in dem Griska einen jungen wohlgebildeten Mann, der vielen Verſtand verrieth; Eigenſchaften, die ſeiner Meinung nach nicht in einem Kloſter zu vermodern verdienten. Hierzu kam noch ſeine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem unglücklichen Demetrius. Dieſe letztere war es hauptſächlich, worauf der alte Mönch ſeinen kühnen Plan baucte, der in nichts geringerem beſtand, als ſeinen jungen Ordensbruder auf den Ruſſiſchen Thron zu erheben, und dereinſt ſelbſt an dem Hofe desſelben eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

Nachdem er alſo dem jungen Griska den nöthigen Unterricht in allem, was er thun ſollte, ertheilt hatte, ließ er ihn das Kloſter verlaſſen, und ſchickte ihn nach Lithauen, wo er bey dem Woiwoden Adam Wiſnewitsky in Dienſte trat. Eines

ges wurde er von seinem neuen Herrn ei-
Versehens wegen sehr übel behandelt. Mit wei-
den Augen sagte er zum Woywoden, daß er ihn
bt so begegnen würde, wenn er wüßte, wer er
re. „Und wer bist du denn?“ — fragte sein
rr. „Ich bin Demetrius, Sohn des Czaars
an Wasiliewitsch,“ entgegnete der Diener.
Boris Godenow wollte mich umbringen lassen,
er einige meiner Freunde retteten mir das Leben,
d schoben an meiner Stelle eines Priesters Sohn
ter, der mit mir außerordentlich viel Aehnlich-
t hatte, wodurch die Mörder auch in der That
rogen wurden. Sie sehen hieraus, gnädiger
rr, zur Genüge ein, daß ich wohl Ursache habe,
er die schimpfliche Behandlung empfindlich zu
n, die ich heute habe erdulden müssen.“ — Zu-
ich zeigte er ihm ein mit Diamanten besetztes
denes Kreuz, und gab vor, daß es ihm bey
ner Taufe sey umgehangen worden; und er setzte
y hinzu, er würde sich gewiß längst zu erken-
gegeben haben, wenn ihn nicht die Furcht, dem
usamen Boris in die Hände zu gerathen, bis
diesen Augenblick daran gehindert hätte. Nach
iem Geständnisse umarmte er die Knie seines
rrn, und bath ihn auf das flehentlichste, sich
es unglücklichen Prinzen anzunehmen, der viel-
bt dereinst im Stande seyn würde, die ihm ge-
steten Dienste zu erkennen, und zu erwiedern.
ine Thränen, sein flehentliches Bitten, und das
wicht, welches er auf alles, was er sagte, zu
en wußte, gaben seinen Vorstellungen einen so

groſſen Schein der Wahrheit, daß der Woywode dadurch wirklich hintergangen, und ganz für ihn eingenommen wurde. Von demſelben Augenblicke an hörte er auf, ein Diener des Wiſnewitsky zu ſeyn, der ihn nun nicht anders, als einen unglücklichen Prinzen anſahe, der auf alle Fälle ein beſſeres Schickſal verdiente. Er ließ ihn auch ſogleich, ſeinem vorgegebenen Stande gemäß, kleiden, und legte ihm einen prächtigen Hofſtaat zu. Dieſe Wundergeſchichte verbreitete ſich in kurzer Zeit im ganzen Lande, und fand um ſo viel leichter Glauben, da der Czaar Boris ſelbſt demjenigen eine anſehnliche Summe verſprach, der ihm dieſen falſchen Demetrius todt oder lebendig in die Hände liefern würde.

Wiſnewitsky, der es für ſeine Pflicht hielt, für die Sicherheit des vermeinten Prinzen zu ſorgen, ſchickte ihn unverzüglich zu dem Woywoden von Sendomir Meiſcheck, der ihn auf das beſte aufnahm, und ihm allen Beyſtand zur Wiedereroberung ſeines väterlichen Erbtheils verſprach, doch mit der Bedingung, daß er die römiſch-katholiſche Religion in Rußland einführen ſollte. Der falſche Demetrius willigte ohne Bedenken in alles, und verſprach noch über dem, nach ſeiner Wiedereinſetzung die Tochter des Woywoden zu heirathen. In kurzer Zeit ſahe ſich dieſer ſchlaue Menſch wirklich an der Spitze einer anſehnlichen Armee, mit welcher er in die Moſcowitiſchen Staaten eindrang, verſchiedene Städte eroberte, und über-

upt ſo groſſe Vortheile über ſeinen Gegner er-
elt, daß Boris endlich aus Verzweiflung Gift
hm, und durch ſeinen Tod ihm völlig Platz
chte.

Einige dem Boris ergebene Ruſſiſche Magna-
ſetzten nun ſeinem Sohne Feodor die väterliche
one auf. Das immer anhaltende Glück des
triegers aber flößte ihnen bald wieder andere
ſinnungen ein. Ein Mann, für den ſich der
mmel ſo ſichtbar intereſſirte, und deſſen Unter-
mungen alle ſo glücklich ausfielen, mußte, ih-
Meinung nach, nothwendig der rechtmäßige
e der Moſcowitiſchen Krone ſeyn. So falſch
ſe Schlüſſe auch immer waren, ſo fand doch
zum Aufruhre jederzeit geneigte Pöbel nichts
ider einzuwenden. Ueberall rief man mit freu-
em Entzücken: „Es lebe Demetrius! und alle
e Feinde müſſen ſterben!“ Mit dieſem Geſchrey
en die Aufrührer nach dem Schloſſe, wo ſie
jungen Feodor einſperrten, und alle Verwandte
Boris gefangen nahmen. Hierauf ſchickten
dem Demetrius Deputirte entgegen, ließen ihn
en, den Thron in Beſitz zu nehmen, und er-
en ſich, zum Beweiſe ihrer Treue, den Czaar
dor nebſt ſeiner ganzen Familie, an ihn aus-
fern. Der Betrieger ließ nun unverzüglich
ge ſeiner Vertrauten nach Moſcau gehen, die
unglücklichen Feodor und ſeine Mutter heim-
erwürgen, und überall das Gerücht ausbreiten
ten, daß ſie ſich ſelbſt aus Verzweiflung mit

Gift das Leben genommen hätten. Die übrigen Verwandten des Czaars Boris wurden entweder ins Gefängniß geworfen, oder ins Elend verwiesen.

Demetrius begab sich nun nach Moscau, wo er im Monathe Julius 1605 mit großem Gepränge gekrönt wurde. Um alle Zweifel, die man noch vielleicht gegen die Rechtmäßigkeit seiner Geburt haben könnte, völlig zu heben, ließ er die Mutter des wahren Demetrius, welche Boris in ein entferntes Kloster gesperrt hatte, nach der Hauptstadt kommen, wo er ihr auf das ehrerbiethigste begegnete. So gewiß diese Prinzessin auch von dem Tode ihres Sohnes überzeugt war, so half sie doch den Betrug unterstützen, besonders da sie einsahe, daß sie nur bloß für diesen Preis ihre Würde erhalten, und ihr Leben retten konnte. Alle diejenigen, die unter der vorigen Regierung ins Elend verwiesen, oder zur ewigen Gefängnißstrafe verurtheilt waren, wurden nun in ihre vorigen Stellen wieder eingesetzt, und von dem neuen Regenten mit Gnadenbezeigungen überhäuft, welches besonders der vom Boris so sehr gemißhandelten Familie Romanow widerfuhr.

Inzwischen breitete sich plötzlich das Gerücht aus, der neue Czaar wäre während seines Aufenthalts in Pohlen zur römischen Kirche übergetreten. Diese Sage fand um so viel leichter Glauben, da man schon wegen seiner verhabenden Heirath mit einer katholischen Prinzessinn höchst un-

ufrieden war. Noch mehr aber erbitterte er die
en gegen ihn eingenommenen Gemüther durch
ie großen Geschenke, die er seinem künftigen
Schwiegervater machte, durch die Hitze, mit wel-
er er die Einführung der katholischen Lehre, und
e Annehmung fremder Sitten in seinen Staaten
trieb, und durch die Verachtung, die er gegen
e alten Landesgebräuche äußerte. Dieses wider-
nnige Betragen so wohl, als seine große An-
nglichkeit an Pohlen, beleidigte die Großen des
eiches, die Geistlichkeit und das gemeine Volk
sehr, daß man ernstlich darauf zu denken anfing,
s Reich von ihm, als von einem Ungeheuer, zu
freyen.

Iwan Wassili Zusky, oder Schuisky, ein Edel-
ann aus einer der vornehmsten Familien des Lan-
s, feuerte durch seine Beredsamkeit die Mißver-
ügten zum Aufruhre an. Er stellte ihnen die
efahr vor, worin sich der Staat unter der Re-
erung des neuen Czaars befände, welcher un-
öglich der seyn könnte, für den er sich ausgäbe.
n Kurzen entstand eine Verschwörung, die aber
ld entdeckt wurde. Zusky, als das Oberhaupt
r Verschwornen, wurde in Verhaft genommen,
d zum Tode verurtheilt. Schon war der Scharf-
hter im Begriffe, ihm den Kopf abzuschlagen,
s ihn der Czaar, wider alles Vermuthen, be-
adigte, und alle seine vorigen Ehrenämter ihm
ieder gab. Demetrius hoffte durch diese anschei-
nde Güte, und Großmuth sich wieder die Gunst

des Volkes zu erwerben; aber die Moscowiter waren schon zu sehr gegen ihn eingenommen, als daß diese unerwartete Großmuth die gewünschte Wirkung hätte haben können; doch ließ man ihn bis zum Tage seiner Vermählung ziemlich in Ruhe.

Indessen war das Feuer des Aufruhrs bey weiten noch nicht gedämpft; es fuhr fort unter der Asche zu glimmen, bis es endlich, ehe man sich es versah, in helle Flammen ausbrach. Selbst Zusky, ungeachtet er der Gnade des Czaars sein Leben zu danken hatte, trug alles hierzu bey, was nur in seinen Kräften stand, und in kurzer Zeit befand er sich wieder an der Spitze einer neuen Verschwörung. Die große Anzahl wohl bewaffneter Pohlen, welche die Tochter des Woywoden von Sendomir nach Moscau begleiteten, machte, daß man sich auf das eiligste entschloß, Hand ans Werk zu legen. Zusky ließ die Verschwornen in seinem Hause zusammen kommen, stellte ihnen die nahe Gefahr vor, die ihre Freyheit bedrohte, und erboth sich zum Besten der Religion und des Vaterlandes, noch ein Mahl sein Leben zu wagen. Hingerissen von seiner Beredsamkeit schworen sie alle bis auf den letzten Blutstropfen bey ihm auszuhalten. Zugleich wurde beschlossen, die Hochzeitnacht des Czaars sollte auch die Nacht seines Todes seyn.

Dieser Zeitpunct erschien. Der Czaar und sein ganzer Hofstaat hatten sich zu sehr dem Trunke

überlaſſen, und lagen im tiefſten Schlafe begraben, ohne die Gefahr zu ahnen, die ſchon über ihren Häuptern ſchwebte. Plötzlich ertönte um Mitternacht die Sturmglocke. Dieß war das verabredete Zeichen. Die Verſchwornen ergriffen die Waffen, und kamen unter dem Schutze der Nacht unbemerkt vor dem Schloſſe an, wo ſie zuerſt die Pohlniſche Wache überfielen und niedermachten. Dann drangen ſie bis zum Schlafgemache des Czaars, der, von dem Lärm aufgeſchreckt, ſich zum Fenſter hinaus ſtürzte, aber dennoch ſeinen Feinden in die Hände fiel, die ihn ſogleich in Feſſeln legten. Zusky ließ gleichfalls die Mutter des Demetrius feſt nehmen, und verlangte von ihr, daß ſie die Frage, ob ihr Sohn noch am Leben ſey oder nicht? mit einem feyerlichen Eidſchwure bekräftigen ſollte. Auf ihre Antwort, daß er ein Betrieger wäre, deſſen Vergehen ſie bloß, um ihr Leben zu retten, hätte unterſtützen müſſen, entſtand ein allgemeines Geſchrey unter den Mißvergnügten. Sie eilten nun alle wieder zu ihrem Gefangenen, überhäuften ihm mit Schmähungen, und endlich ſchoß ihm Zusky eine Piſtolenkugel durch den Kopf. Den Woywoden von Sendomir, ſeinen Sohn, ſeine Tochter, die das Glück Czaarinn von Moſcau zu ſeyn, nicht lange genoſſen hatte, ſetzte man ins Gefängniß. Mit den Pohlniſchen Damen wurde aller nur erſinnliche Muthwille getrieben, und alle Staatsbedienten, die Ausländer waren, kamen ums Leben. Ueberhaupt kamen in dieſer fürchterlichen Nacht an 2000 Menſchen,

mehrentheils Pohlen, ums Leben. Der Körper des Demetrius wurde äußerſt gemißhandelt, nackt ausgezogen, und auf einen Platz vor dem Schloſſe geſchleppt, wo er drey Tage lang, der Ausgelaſſenheit des Pöbels Preis gegeben, liegen blieb. Endlich wurde er, doch ohne Ceremonie, wie ein gemeiner Miſſethäter begraben, nachher aber von dem wüthenden Volke wieder aus dem Grabe hervorgezogen, verbrannt, und die Aſche in die Luft zerſtreuet. So ſtarb der vermeinte Demetrius, der bey mehrerer Klugheit lange Zeit der ruhige Beſitzer des Ruſſiſchen Thrones hätte bleiben können *).

---

*) Die Geſchichte des vorgeblichen Demetrius iſt ſo dunkel und voller Widerſprüche, daß die Frage: ob er ein Betrüger, oder der echte Sohn des Iwan Waſſiliewitſch II. geweſen ſey? wohl immer ein Problem bleiben wird, um ſo vielmehr, da ſich zur Unterſtützung beyder Meinungen beynahe gleich viel Scheingründe anführen laſſen. Indeſſen verſichern doch alle einheimiſche Ruſſiſche Geſchichtſchreiber das erſtere; nur einige wenige Ausländer behaupten das Gegentheil. Müller, unſtreitig einer der zuverläſſigſten von allen neuern Ruſſiſchen Geſchichtsforſchern, hat mit ausnehmenden Fleiß und großer Mühe alles geſammelt, was beyde Theile über dieſen Gegenſtand geſagt haben. Da hier der Raum nicht erlaubt, die beyderſeitigen Gründe herzuſetzen, und die Frage über die Echtheit oder

Iwan Waſſili Zusky, den man den Befreyer
s Vaterlandes nannte, wurde nun einmüthig
n den Moſcowitern zu ihrem Beherrſcher ge-
ählt. Doch auch er genoß ſeines Glückes nicht
nge. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung machte
n ein neuer Abenteurer, der Gregorius Scha-
wsky genannt wird, den Beſitz ſeiner Krone
eitig. Bey der letzten Plünderung des Pallaſtes
tte er ſich des Reichsſiegels bemächtigt, und
ar damit nach Pohlen entflohen, wo er ſich über-
für den Demetrius ausgab. Er ſagte: „er
tte das Glück gehabt, während der Nacht den
ufrührern zu entwiſchen, und ſey nun wieder nach
ohlen gekommen, um aufs neue Truppen zu
erben, und alsdann mit dem Schwerte in der
and, ſeine Rechte gegen die Rebellen geltend zu

Unechtheit der Geburt dieſes berufenen Abenteurers umſtändlich zu erörtern, ſo müſſen wir diejenigen, die gern näher davon unterrichtet ſeyn möchten, auf den 3ten Band von des Collegienraths Müllers Sammlung Ruſſiſcher Geſchichte, verweiſen, wo ſie die Behauptungen beyder Parteyen auf das treulichſte angeführt, und mit einander verglichen finden werden. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes hat um ſo weniger Bedenken getragen, dem Berichte der alten Ruſſiſchen Geſchichtſchreiber zu folgen, da eben gedachter würdige Geſchichtsforſcher, nach vorher gegangener reiflicher Unterſuchung, vollkommen ihrer Meinung beypflichtet.

machen. Da die Pohlen nichts ſo ſehnlich wünſchten, als ihre Rachbegierde wegen der ihnen nur noch neuerlich zugefügten Beleidigungen an den Moſcowitern zu befriedigen, ſo wurde es dem Betrieger leicht genug, ſich Anhang zu verſchaffen. Hieraus entſtand ein blutiger Krieg zwiſchen beyden Nationen, in welchem zwar der neue Demetrius ums Leben kam, der aber doch für Rußland ſehr unglücklich ausfiel. Die Ruſſiſchen Generale wurden überall geſchlagen, und die ſiegenden Pohlen drangen immer weiter fort. Schon hatten ſie ſich der Provinzen Severien und Smolensk bemächtiget, als ſich Zusky endlich ſelbſt an die Spitze ſeiner Armee ſtellte, und dem Feinde bey Kluſen eine Schlacht lieferte. Aber auch dieß Mahl erfochten die Pohlen den Sieg, und unglücklicher Weiſe für den Czaar, wurden alle ſeine Widerwärtigkeiten ihm als wirkliche Verbrechen angerechnet, und er als ein Mann angeſehen, den die Rache des Himmels ſichtbar verfolgte. Man entſetzte ihn hierauf mit eben der blinden Hitze des Thrones, mit welcher man ihn zuvor auf denſelben erhoben hatte, und zwang ihn in einem Kloſter die Mönchskutte anzuziehen.

An ſeiner Stelle both man die Krone dem Prinzen Uladislaw, älteſtem Sohne des Königs Sigismund von Pohlen an, und unter gewiſſen Bedingungen wurde dieſes Anerbiethen auch angenommen. Einem Artikel des Tractats zu Folge, mußte Zusky an den König von Pohlen ausgelie-

rt werden, der ihn nebſt verſchiedenen andern
ner Verwandten nach Smolensk ins Gefängniß
ickte, wo dieſer unglückliche Fürſt auch bald vor
erdruß ſtarb.

Der Pohlniſche Feldherr Stanislaus Solkows-
hatte indeſſen im Nahmen des Prinzen Ula-
slaw die Huldigung zu Moſcau angenommen.
ie von ihrem Glücke und ihren Siegen noch ganz
unkenen Pohlen gingen von nun an mit den
oſcowitern nicht anders, als wie mit Sclaven
m, und überließen ſich allen nur erſinnlichen Aus-
hweifungen. Moſcau war in ihren Augen ſo gut,
ie eine mit Sturm eroberte Stadt. Alle Kriegs-
cht und Ordnung wurde hintan geſetzt; man
lagte die Einwohner aufs äuſſerſte, plünderte ihre
äuſer, ſchändete ihre Weiber und Töchter, und
ißhandelte die Bilder der Ruſſiſchen Heiligen,
gen welche dieſes Volk ſo viele Ehrerbiethung
egt. Dieſes wilde Betragen brachte die Mosco-
iter endlich ſo ſehr in Wuth, daß Alt und Jung
u den Waffen griff. Vergebens bemühte ſich der
ohlniſche General, dieſem allgemeinen Aufſtande
u ſteuern; alle ſeine Anſtalten waren umſonſt,
nd nichts konnte mehr der Raſerey des auf das
uſerſte gebrachten Volkes Einhalt thun. Von
llen Seiten angegriffen, ſahen ſich die Pohlen
ndlich gezwungen, zu ihrer Rettung die Stadt an
erſchiedenen Seiten anzuzünden, die auch, weil
ie meiſten Häuſer nur von Holz und mit Stroh
edeckt waren, in kurzer Zeit in einen Schutthau-
en verwandelt wurde.

Durch dieſes barbariſche Unternehmen erreichten die Pohlen auch wirklich ihren Zweck. Die unglücklichen Bürger, die ihre Häuſer in Flammen und Rauche aufgehen ſahen, vergaßen ihre Rache, und bemühten ſich nur ihre Angehörigen und ihr Vermögen zu retten. Mitten unter dieſer Unordnung wurden ſie von den Pohlen überall angegriffen, und wie die Schafe geſchlachtet. Innerhalb zwey Tagen kamen mehr als zwey Mahl hundert tauſend Menſchen theils durchs Schwert, theils durchs Feuer, ums Leben. Palläſte, Kirchen, Klöſter und Häuſer wurden geplündert, und unermäßliche Schätze erbeutet.

Doch ſchon ſchwebte die Rache über den Häuptern der Barbaren. Zacharias Lippanov, ein vornehmer Ruſſe, hatte während dieſer Zeit eine ſtarke Armee zuſammen gebracht, mit welcher er ſeinen bedrängten Landsleuten zu Hülfe eilte. Vierzehn Tage nach jener ſchrecklichen Begebenheit kam er vor den Thoren der verwüſteten Hauptſtadt an. Die Pohlen wurden im Schloſſe belagert, und zur Uebergabe genöthiget, ſo wie ſie denn auch endlich gänzlich gezwungen wurden, Rußland zu verlaſſen, und den größten Theil ihrer gemachten Eroberungen fahren zu laſſen.

Auf eine ſo unvorſichtige Art verlor Uladislaw eine Krone, deren Beſitz er nachher, aller ſeiner Mühe ungeachtet, nie wieder erlangen konnte. Ein vornehmer Ruſſe, Michael Feodorowitſch Romanow, wurde nun einſtimmig zum Czaar erwählt.

gierte sein Volk dreyßig Jahre lang mit eben
ler Gelindigkeit, als Weisheit. Unter der
rung seines Sohnes Aleris Michaelowitsch,
n aber ein neuer Demetrius, der, von den
n unterstützt, Rußland in große Unruhe stürz-
eurlich aber mehr unglücklich, als strafbar
Seine Geschichte verdient um deste umständ-
erzählt zu werden, da er der Sohn des er-
genannten Demetrius war, dessen unglück-
Ende wir oben erzählt haben *).

Lau wird sich erinnern, daß die Tochter des
eden Minschek von Sendomir, nach dem
hres Gemahls, ins Gefängniß gesetzt wurde.
niger übel behandelt zu werden, gestan-
ß sie schwanger sey, welches sich auch in der
o befand. Ungeachtet sie aufs genaueste
t wurde, weil man sich durchaus gleich nach
iederkunft des Kindes versichern wollte, so
e doch Gelegenheit, ihren Sohn, von wel-
ie entbunden wurde, einem Kosaken, auf
viel Vertrauen setzte, zu übergeben. Ein
r, dem dieses Geheimniß gleichfalls anver-
urde, beizte bey der Taufe dem Kinde auf
bultern gewisse Charaktere ein, die dereinst
eweise seiner Geburt dienen sollten. Mit
ihm anvertrauten Pfande entfloh der Kosak

* folgende ist aus Dupont du secret Historie des
njurations entlehnt.

glücklich, den Nachstellungen des Czaars, und bald nachher starb die Witwe des Demetrius. Auf ihrem Todbette offenbarte sie einigen ihrer Frauenzimmer das Geheimniß von der Errettung ihres Sohnes, welche diese Nachricht nach Pohlen brachten. Aber alle Mühe, die man sich dort gab, den Aufenthalt des jungen Demetrius auszukundschaften, war vergeblich. Sein Pflegevater war kurz nach seiner Ankunft in seiner Heimath gestorben, ohne weder seinen Zögling, noch irgend sonst einem andern, das ihm anvertraute Geheimniß zu entdecken.

Durch ein bloßes Ungefähr wurde endlich der junge Demetrius zu Sambura, einer kleinen Stadt in Schwarz-Reussen gefunden, eben, da er im Begriffe war, sich an einem öffentlichen Orte zu baden. Das Zeichen auf seinen Schultern fiel den Umstehenden in die Augen; man bildete sich ein, daß dieser junge Mensch vielleicht durch die Hände der Gerechtigkeit gebrandmarkt seyn könnte, und diese Bemerkung zog ihm eine Menge Schimpfnahmen von dem bereits um ihn her versammelten Pöbel zu. Doch seine freymüthige Antwort, daß er sich nicht erinnern könne, wie und wenn diese Zeichen auf seinen Leib eingebrannt worden wären, und er solche, allem Anscheine nach, mit auf die Welt gebracht haben müßte, zerstreuete bald jenes gegen ihn gefaßte schimpfliche Vorurtheil. Auch schien sein Vorgeben um so wahrscheinlicher, da diese Charaktere gar keine Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, die man sonst den

Miss-

thätern auf ihren Körper einzudrücken

as Gerücht von diesem Abenteurer verbreitete
ld durch den ganzen Ort, und wurde end-
ch dem Großschatzmeister von Pohlen, Nic-
Danielowsky, gemeldet, der sogleich einigen
Bedienten befahl, den jungen Menschen
uchen und zu ihm zu bringen. Man fand ihn
r elenden Schenke, und in dem armselig-
ufzuge. Er hatte einen alten grünen, mit
elze gefütterten Rock an, und trug eine
vom gleichen Pelzwerke. Indessen entdeckte
och, unter diesem so bettelhaften Anzuge
Mann von guter Miene und Gestalt. Da-
sky, dem es sogleich ahnete, daß dieser
nnte vielleicht der so lange gesuchte Prinz
ius seyn könnte, nahm ihn aufs gütigste
d verlangte, daß er ihm die Zeichen auf
Schultern zeigen sollte. Der junge Mann
ohne die geringste Weigerung, weil aber
ßschatzmeister diese Zeichen nicht verstand,
r einen Russischen Popen hohlen, der nach
gung derselben endlich den Sinn heraus
„Demetrius, Sohn des Czaars Deme-

se Entdeckung war das Signal zur allge-
Freude. Jedermann beeiferte sich, dem
so wunderbare Art gefundenen Prinzen
wünschen. Er war damahls nicht älter;
Jahre. Seine Jugend, sein freymüthiges

Betragen, und sein wohlgebildeter Körper nahmen jeden für ihn ein. Der Großschatzmeister ließ ihn sogleich prächtig kleiden, und schickte einen Courier mit der Nachricht von dieser Begebenheit an den König von Pohlen ab. Uladislaw, der wie oben gesagt worden, ehedem zum Czaar von Rußland erwählt wurde, und jetzt den Thron seines Vaters besaß, war über die glückliche Auffindung des schon für verloren geschätzten Prinzen ausnehmend vergnügt, und befahl, ihn unverzüglich nach Warschau zu bringen. Er erschien also am Pohlnischen Hofe, und erwarb sich bald die Liebe und Hochschätzung aller Großen des Reichs. Hier war es, wo er mit dem von seinem Onkel verstoßenen Neffen des Tartarchans in eine sehr enge Verbindung trat. Dieser Prinz hatte gleichfalls seine Zuflucht nach Pohlen nehmen müssen. Die Aehnlichkeit ihrer beyderseitigen Schicksale trug nicht wenig zu ihrer innigen Freundschaft bey. Uladislav, der kinderlos war, begegnete ihnen eben so liebevoll, als ob sie seine leiblichen Söhne gewesen wären, und versprach, alles, was nur in seiner Macht stünde, anzuwenden, um ihre Rechte so bald als möglich geltend zu machen.

Die Nachricht von der Erscheinung eines neuen Kronprätendenten setzte den Hof zu Moscau in nicht geringe Unruhe. Der Czaar Alexis Michaelowitsch schickte sogleich einen außerordentlichen Gesandten nach Pohlen, der um die Auslieferung des Demetrius nachsuchen mußte. Hier ist ein

gment aus der Rede, welche dieſer Geſandte an
König Uladiſlaw hielt:

„Wenn jemahls der Kaiſer, mein Herr, Ur-
ſache gehabt hat, auf die Freundſchaft des groſ-
thigen Uladiſlaw zu rechnen, ſo iſt es vorzüg-
bey dieſer Gelegenheit. Ich komme jetzt nicht,
vinzen zu begehren, oder Schätze zurück zu
dern, welche die Pohlen, während den Unru-
, die der falſche Demetrius erregte, ſich be-
chtigen. Auch bin ich nicht gekommen irgend ei-
Vortheil für unſere Religion zu ſuchen, oder
gen des Vorzugsrechts mich in einige Streitig-
en einzulaſſen. Meine Sendung betrifft nur eine
zige Perſon, die man beſtraft wiſſen will. Und
für eine Perſon? Einen Betrieger, der den
ſtaren Willen hegt, das königliche Blut den
ſer von Rußland durch ſeine niedrige Herkunft
beflecken. Mit Betrübniß erinnern wir uns
der Widerwärtigkeiten und der Unglücksfälle,
uns jene Bekriegerey des Griechen zugezogen
; der blutigen Kriege, der Erſchlagenen den
uſenden; der Flammen, die unſere Hauptſtadt
Schutt und Aſche verwandelten. Dieß ſind die
älle, die uns betroffen haben, und die wir jetzt
ein Mahl zu erfahren Gefahr laufen, wofern
uns den nicht ausliefert, der dazu Anlaß
en kann. Wir erwarten daher von der Edel-
b eines ſo groſſen Königs, wie Uladiſlaw es
der That iſt, daß er Rußland von jenen ge-
ten Beſorgniſſen befreyen, und ſo gegen uns

handeln werde, als er wünscht, daß man bey eben dergleichen Gelegenheiten gegen ihn handeln möchte. Euer Majestät können leicht einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt werden. Es ist nichts seltenes, Betrieger zu sehen, die Königreiche umstürzen, und die gräulichsten Verwüstungen erregen, um Thronen und Reiche an sich zu reissen. Der Himmel bewahre Sie, daß Sie nicht einst Ihre Rechte gegen Betrieger dieser Art vertheidigen müssen. Zugleich bitten wir aber auch, unser Annehmen zu genehmigen, und denjenigen in unsere Hände zu liefern, der uns so lebhafte Unruhen verursacht. Euer Majestät werden dadurch einen Beweis geben, wie sehr Ihnen das Glück des Kaisers, meines Herrn, und die Ruhe seiner Staaten am Herzen liege." —

Uladislaw schlug die Bitte rund ab. „Gehört die Krone von Moscau," sagte er, „demjenigen, dessen Auslieferung jetzt von mir gefordert wird, so erstreckt sich meine Gewalt nicht bis über ihm, und ich würde es als ein Verbrechen ansehen, wenn ich diesen jungen Prinzen dem Stolze seines Nebenbuhlers aufopfern wollte. Gesetzt aber, daß der, welchen ihr verlangt, nicht der wahre Demetrius ist, so sehe ich nicht ein, worüber ihr euch mit Recht gegen ihn beschweren könnt, da er zur Behauptung seiner vermeinten Ansprüche noch nicht das geringste unternommen hat. Wäre er ein Pohle, und hätte sich eines Verbrechens schuldig gemacht, so sollte

von den Richtern dieſes Landes nach aller
enge der Geſetze beſtraft werden. Da er aber
Fremdling iſt, der ſich noch außer dem ſehr
heiden beträgt, ſo würde ich ſo wohl den Ge-
n der Gaſtfreyheit, als auch der wahren Chri-
pflicht, zuwider handeln, wenn ich ihm mei-
Schutz entziehen wollte. Man verlange alſo
halb nichts weiter von mir; denn alle Bitten
Rückſicht auf die Auslieferung deſſelben wer-
jederzeit vergebens ſeyn." —

Mit dieſem Beſcheide mußte der Ruſſiſche Ge-
dte wieder nach Moſcau zurück kehren, ohne
geringſte ausgerichtet zu haben, da hingegen
metrius von dieſem Augenblicke an, mehr als
ahls beym Pohlniſchen Hofe in Anſehen ſtand.
ch mit dem Tode des Uladislaws verſchwanden
gleich alle vortheilhaften Ausſichten dieſes Un-
cklichen. Johann Kaſimir, der Bruder und
chfolger des Verſtorbenen, ſahe ſich genöthigt,
ßlands Freundſchaft zu ſuchen, weil Pohlen
einen Krieg mit Schweden verwickelt war.
ter dieſen Umſtänden war Warſchau für den
metrius kein ſicherer Aufenthalt mehr; er ſah
daher gezwungen, einen andern Zufluchtsort
ſuchen, und heimlich abzureiſen.

Zuerſt ging er nach Reval in Liefland, einer
inen Republik, die damahls noch von Schwe-
n abhing. Doch auch hier fand er die gewünſchte
ihe nicht. Der Stadtmagiſtrat, der ſich ſeinet-
gen Verdrießlichkeiten vom Ruſſiſchen Hofe zu-

zuziehen fürchtete, bath ihn, einen andern Ort zu seinem Aufenthalte zu wählen. Um aber diesem Verfahren einen weniger harten Anstrich zu geben, drang man ihm ein ansehnliches Geschenk auf, und liess ihn auf Kosten der Stadt nach Riga bringen. Demetrius ging nun nach Schweden, aber auch an diesem Hofe waren Staatsrücksichten seinen Wünschen entgegen. Der Ruhm des Herzogs von Holstein-Gottorp bewog ihn endlich, bey diesem Fürsten Schutz zu suchen. Anfänglich wurde er an diesem Hofe sehr gut aufgenommen, aber ein dortiger Commissionär Russischer Kaufleute liess sich bald nachher mit einigen Ministern des Herzogs in Unterhandlung ein, und machte es ihnen so wahrscheinlich, daß Demetrius ein Betrieger sey, daß sie ihm auf Befehl ihres Herrn, an die vom Czaar Alexis abgeschickten Leute auslieferten. Der Herzog von Holstein gewann durch diese offenbare Verletzung der Gastfreyheit und durch die Aufopferung des unglücklichen Prinzen weiter nichts, als eine sehr mässige Summe, die seine Gesandten in seinem Nahmen von der kaiserlichen Schatzkammer zu Moscau gefordert hatten.

Demetrius wurde gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt des Russischen Reichs eingesperrt, und ihm ein Maulkorb angelegt, um ihn zu verhindern, daß er mit niemand sprechen konnte. Hierauf schickte man ein altes Weib, die sonst ihr Brot an den Kirchthüren erbettelte, zu ihm: „Was mein Sohn," sagte sie zu ihm, „thust du

ch, als ob du mich gar nicht kenntest! du mußt
r aus der Art geschlagen seyn! Gestehe dein
rbrechen, und mache mir nicht den Kummer,
ß ich dich in deiner Verstockung sterben sehen
uß." — Demetrius, der nicht antworten konn-
wandte das Gesicht weg, und gab dadurch
r zu deutlich den Abscheu zu erkennen, den ihm
r Anblick und die Rede dieses Weibes verur-
chte, die auf eine so unverschämte Weise be-
uptete, daß sie seine Mutter sey. Die Priester
deten mit ihm in denselben Ton: doch anstatt
uf sie zu hören, hob er seine Augen und Hände
en Himmel, und empfahl sich Gott. Der Un-
ückliche sahe nur zu gut ein, daß man es ihm
iemahls verzeihen würde, der Sohn eines Man-
es zu seyn, der sich zum Herrn von Rußland ge-
acht, und ihm dadurch einiges Recht zum Be-
ne dieses Reiches hinterlassen hatte. Auch säum-
e man nicht lange, das Todesurtheil über ihn
uszusprechen. Er wurde 1635 am Neujahrstage
or dem Schlosse zu Moscau hingerichtet. Man
chlug ihm den Kopf und beyde Arme und Beine
b, die man hernach auf langen Stangen auf-
iekte. Der Rest des Körpers blieb im Schnee
iegen, und wurde von den Hunden gefressen.

Der Pohlnische Gesandte, der an eben diesem
Tage Audienz beym Czaar gehabt hatte, wurde
auf Befehl desselben in einem Hofwagen nach
dem Orte gefahren, wo man die Hinrichtung des
Unglücklichen vollzogen hatte. Dort sah er die

traurigen Ueberbleibsel eines Mannes, der vormahls unter der Regierung des Königs Uladislaw eine so glänzende Rolle am Warschauer Hofe spielte.

Der Neffe des Tartarchans, der sich mit seinem Oheime aussöhnte, und schon seit einiger Zeit ihm in der Regierung nachgefolgt war, erfuhr den Tod des unglücklichen Demetrius mit inniger Wehmuth. Er konnte nicht umhin, dem Andenken eines Freundes seine Thränen zu weihen, von welchem er einst gehofft hatte, ihn noch auf dem Russischen Throne zu sehen, und der nach seiner Ueberzeugung auf keine Weise ein so hartes Schicksal verdient hatte.

Inhalt
des
erſten Theiles.

Seite

underbar erfüllte Prophezeyung, und beyſpiellos überſtandene Gefahren. 1

rich Maſers de la Tüde, fünf und dreyßig Jahre in Gefangenſchaft. 10

uſt Deleſalle, oder hunderſtündiger Todeskampf. 29

nderähnliche Rettung. Eine Scene aus dem Leben des Seehelden Anſon. 41

nteuerliche Reiſe von Cap-François auf der Inſel St. Domingo, nach Havana auf der Inſel Cuba; von Dorvo-Soulaſtre, ehemahligen Commiſſär der Franzöſiſchen Regierung auf St. Domingo. Erſte Abtheilung. 61

fin Warbeck, vermeintlicher Herzog von York. 85

dinando Mendez Pinto, der wunderbare Reiſende des ſechzehnten Jahrhunderts. 96

Inhalt.

Seite

General Melville, ſeine ſeltſamen Abenteuer. Erſte Abtheilung. 110

Gonda. Ein ſchaudervoller Beytrag zur Geſchichte der Unmenſchheit. 138

Du Moulin, Williams und Conſorten. Eine Engliſche Kriminalgeſchichte. 148

Angelica Nicoline Tiquet, merkwürdige Verbrecherinn. 159

Der falſche Czaar Demetrius. 176

allerie von Abenteuern

aus der

wirklichen Welt;

oder:

mählde wunderbarer Schickſale, ge-
voller Reiſen, außerordentlicher Begebenhei-
, merkwürdiger Kriminalgeſchichten ꝛc. und
nderer ſeltſamer Scenen aus dem Men-
ſchenleben

der

ältern und neuern Zeiten.

Von Rittgräff.

Ein

agazin für Freunde ergreifender Geſchichten.

Zweyter Theil.

Grätz,
ruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.
1817.

Inhalt
des
weyten Theiles.

Seite.

derbare Abenteuer des Griechiſchen Kaiſers dronikus Comnenus. 1

5*, oder der Tod Carls I. von England. 21

äuberhauptmann Stephano Spadolino, ſei- Verurtheilung und Hinrichtung in Rom 12. März 1813. 31

Marquis von Vezins; Scenen auſerordent- her Schickſale. 42

igeunerinn, oder traurige Wirkungen des erglaubens. Eine im Jahre 1783 zu Nea- vorgefallene, in allen Umſtänden wahre gebenheit. 47

Drenfuß, die Kindermörderinn; eine Cri- nalgeſchichte. 65

elagerung von Saragoſſa. 76

uerliche Reiſe des Dorvo-Soulaſtre; 2. theilung und Beſchluß. 85

me Schickſale eines Engländers. 103

Inhalt.

Seite.

Peter Joseph de Häse. Der Mädchenräuber. 115

Paikul, der Rebell. 128

Sawnen Douglas. Aus dem Englischen. 137

General Melville. 2. Abtheilung und Schluß. 144

Johann Denzer von Henaubach, der Kinderdieb. 164

Hanno und Zelida. Sclavenscene aus Brasilien. 167

Der Mörder aus Bruderliebe. 172

Der Gaunerheros in der Schweiz. 184

Der räthselhafte Unbekannte. Abenteuerliche Scene aus Marlboroughs Leben. 198

Johann Georg Wochaz, der verschmitzte Bilderdieb. 210

Wunderbare Abenteuer

riechiſchen Kaiſers Andronikus Comnenus.

onikus, der Enkel des großen Alexius Com-
, eines der ausgezeichnetſten Fürſten, die den
der Griechiſchen Kaiſer beſtiegen haben, ge-
elbſt unter die merkwürdigſten Erſcheinungen
mahligen Zeiten, und ſeine ſeltſamen ganz
deren Schickſale haben ganz das Intereſſe einer
zeichneten romantiſchen Dichtung.
m die Wahl dreyer Weiber von königlichem
te, die vor Liebe gegen den Andronikus ent-
ten, zu rechtfertigen, liegt es den Geſchicht-
bern ob, zu bemerken, daß ihr begünſtigter
aber mit einem Körper begabt war, gebildet
en reinſten Proportionen der Kraft und Schön-
und daß der Mangel an Anmuth und ſanfterm
durch einen männlichen Anſtand, einen hohen
s, athletiſche Muskeln, und den Gang und
leuſſere eines Kriegers erſetzt wurde. Noch
inem hohen Alter genoß er der vollkommenſten
ndheit und Lebensblüthe, als eines Lohnes ſei-
Mäßigkeit und ſteten Thätigkeit. Ein Stück
und ein Trunk Waſſer war oft ſeine einzige und
che Nahrung, und wenn er von dem Fleiſche ei-
Schweines oder Hirſches genoß, welches er mit
r Hand gebraten hatte, ſo war dieſes nur die
hl.

wohlverdiente Frucht einer mühsamen Jagd. Geschickt in Führung der Waffen, kannte er keine Furcht, durch seine überredende Beredsamkeit konnte er sich in jedes Lebensverhältniß und jeden Charakter finden; sein Styl, wiewohl nicht seine Lebensart, war nach dem Muster des heiligen Paulus gebildet, und bey jeder gefährlichen oder bedenklichen Unternehmung hatte er ein Herz zum Entschlusse, einen Kopf zum Nachdenken, und einen Arm zur Ausführung.

In seiner frühern Jugend, nach dem Tode des Kaisers Johannes, begleitete er das Römische Heer auf seinem Rückzuge aus Asien; allein auf dem Zuge desselben, durch die vordern Provinzen, verleitete ihn ein Zufall oder Plan zu einer Wanderung in die Gebirge. Plötzlich fand er sich in der öden Gegend von Türkischen Jägern umrungen: aller Widerstand war umsonst, und er blieb einige Zeit als Gefangener in der Gewalt des Sultans. Seine Tugenden und Fehler empfahlen ihn, der Gunst und Gewogenheit seines Vetters; er theilte die Freuden und Gefahren des Manuel, und indeß dieser Kaiser in öffentlicher Blutschande mit seiner Nichte, der Theodora, lebte, wußte Andronikus die Gunst ihrer Schwester Eudocia durch Verführung zu erhalten, und ihrer zu genießen. Ganz dem Anstande ihres Geschlechts und Ranges entgegen, rühmte sie sich öffentlich des Rahmens seiner Beyschläferinn, und so wohl die Hofleute als die Soldaten, konnten es bezeugen, daß sie in den Armen ihres Liebhabers schlief und wachte,

Sie begleitete ihn bey seinem militärischen Com-
o in Cilicien, dem ersten Schauplatze seines
es und seiner Unbesonnenheit. Mit dem thä-
n Eifer betrieb er die Belagerung von Mop-
tia. Der Tag zu einem der kühnsten Angriffe
chon festgesetzt, allein die Nacht vor demselben
e mit Sang und Tanz zugebracht, und eine
e Griechischer Komödianten machten den aus-
nsten Theil seines Gefolges aus. Andronikus
e durch den Ausfall eines wachsamen Feindes
umpelt; allein, indeß seine Truppen in der
en Zerstreuung entflohen, bahnte er sich selbst
iner unüberwindlichen Lanze einen Weg durch
ksten Reihen der Feinde. Bey seiner Rück-
n das kaiserliche Lager in Macedonien, wurde
n Manuel mit öffentlicher Freundlichkeit und
nen Vorwürfen empfangen; allein die Herr-
n von Naissus, Branisebа und Ca-
ia waren der Trost oder die Belohnung des
lücke nicht begünstigten Feldherrn. Eudo-
egleitete ihn beständig auf seinen Zügen.
um Mitternacht aber wurde ihr Zelt plötzlich
ren erzürnten Brüdern überfallen, welche vor
de brannten, den Schimpf ihrer Schwester in
lute des Andronikus abzuwaschen. Sie
hm sich in Weibskleider zu verbergen, allein
hner Geist verschmähte diesen Rath, und in-
muthig von seinem Lager aufsprang, zog er
chwert, und bahnte sich einen Weg mitten
ie Haufen der erstaunten Mörder.
er aber war es auch, wo er zuerst seine Un-
rkeit und verrätherische Gesinnung deutlich

genug an den Tag legte. Er ließ sich nähmlich in einen heimlichen verdächtigen Briefwechsel mit dem Könige von Ungarn und dem Deutschen Kaiser ein, nahte sich dem kaiserlichen Zelte zu einer verdächtigen Stunde mit gezogenem Schwerte, und unter der Maske eines lateinischen Soldaten gestand er seine rächerische Gesinnung gegen einen Todfeind, und pries unvorsichtiger Weise die Schnelligkeit seines Pferdes, als ein treflichen Mittel der Flucht und Rettung. Der Monarch ließ sich von seinem Verdachte nichts merken; allein nach dem Schluße des Feldzuges wurde Andronikus verhaftet, und in einem Thurme des Pallastes zu Constantinopel in der engsten Verwahrung gehalten.

In diesem Gefängnisse mußte er über zwölf Jahre aushalten, eine äußerst martervolle Beschränkung für ihn, aus welcher zu entfliehen ihn unaufhörlich der Durst nach Thaten und Genuß antrieb. Einsam und sinnend entdeckte er einst in einem Winkel seines Gemaches einige ausgebrochene Ziegel, und nach und nach erweiterte er diese Oeffnung, bis er ein dunkles und vergessenes Loch ausspähte. In diese Höhle versteckte er sich nebst den letzten seiner Lebensmittel, indem er die Steine alle wieder in die vorige Ordnung brachte, und sorgfältig jede Spur seines Entfliehens vertilgte. Zur Stunde des gewöhnlichen Besuchs erstaunten die Wächter über das Schweigen und die Todtenstille im Gefängnisse, und voll Furcht und Scham erzählten sie die unbegreifliche Flucht des Gefangenen. Sogleich wurden alle Thore des Pallastes und der Stadt geschlossen, die gemessensten Befehle zur Wiedereinfangung des

lohenen in die Provinzen gesandt, und sein
, aus Verdacht einer Handlung der Liebe, in
lben Thurm unedel eingekerkert. Bey andre
en Morgen erblickte sie ein Gespenst: sie er
ihren Gemahl, sie theilen ihre Lebensmittel,
in Sohn wird die Frucht dieser verstohlenen Zu
enkünfte, welche die tödtliche Langweile die
ufkerkerung erleichterten. Bey Bewachung
Weibes glaubten die Wächter nicht gar so
lich seyn zu dürfen, und der Gefangene entfloh
rst wirklich. Er wurde aber entdeckt, nach
antinopel zurückgebracht, und mit einer dop
Kette belastet.

ndlich aber fand er doch den Zeitpunct und die
l zu seiner Befreyung. Ein kleiner Knabe,
von seinen Bedienten, machte einemahls die
e betrunken, und wußte sich den Abdruck des
gnißschlüssels in Wachs zu verschaffen. Durch
mühungen seiner Freunde wurde ein nachge
er Schlüssel in Stricke gewickelt, auf den Bo
nes Weinfäßchens zu ihm ins Gefängniß ge
. Mit Klugheit und Muth benutzte Andreni
ese Instrumente seiner Rettung, schloß die
n seines Gefängnisses auf, stieg vom Thurme
er, verbarg sich des Tages in Gebüschen, und
des Nachts die Gartenmauer des Pallastes.
ot war zu seinem Empfange bereit. Er be
sein eigenes Haus, umarmte seine Kinder,
ine Kette ab, bestieg ein flüchtiges Roß, und
n im eiligsten Laufe nach den Ufern der Do

Zu Anchialus in Thracien verſah ihn ein unerſchrockener Freund mit Pferden und Geld. Er ging über den Fluß, eilte aufs ſchnellſte durch die Wüſten der Moldau und in die Karpathiſchen Gebirge, und hatte faſt die Stadt Halicz im Polniſchen Rußlande erreicht, als er von einem Trupp Wallachen aufgefangen wurde, welche ſogleich beſchloßen, ihren anſehnlichen Gefangenen nach Conſtantinopel zu führen. Seine Geiſtesgegenwart rettete ihn auch hier wieder aus der Gefahr. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ſtieg er des Nachts vom Pferde, und es wurde ihm erlaubt auf der Seite in einiger Entfernung von dem Truppe ſich hinzuſetzen. Nun ſteckte er ſeinen langen Stab in die Erde, bekleidete dieſen mit ſeiner Mütze und Obergewande, ſtahl ſich in den Wald, und ließ dieſen Popanz zurück, um die Augen der Wallachen zu ergetzen. Von Halicz wurde er auf das ehrenvolleſte nach Kiew, der Reſidenz des Großherzogs gebracht: der gewandte feine Grieche erwarb ſich in Kurzem die Achtung des Jeroslaus. Sein Charakter wußte ſich leicht in die Sitten und die Gewohnheiten jedes Himmelsſtrichs zu fügen, und die Barbaren prieſen ſeine Kraft und ſeinen Muth bey der Jagd der Elendsthiere und Bären ihrer Wälder.

In dieſer Gegend des Nordens verdiente er ſich die Verzeihung Manuels, welcher den Ruſſiſchen Fürſten erſuchte, ſeine Waffen mit ihm bey dem Einbruche in Ungarn zu vereinigen. Der Einfluß des Andronikus bewirkte die Gewährung dieſer wichtigen Bitte. Sein Privatvertrag mit dem Kaiſer wurde unter Verſprechung der Treue von der einen und

lliger Vergessenheit von der andern Seite unter-
ichnet, und er zog nun an der Spitze der Russischen
eiterey vom Borysthenes an die Ufer der Donau.
m Puncte der Empfindung hatte Manuel immer
it dem kriegerischen und ausschweifenden Charak-
r seines Vetters übereingestimmt, und seine freye
erzeihung wurde bey dem Angriffe auf Zemlin
esiegelt, wo er der zweyte, aber nur der zweyte,
ach dem Kaiser an Tapferkeit war;

Kaum aber war dem verwiesenen Freyheit und
aterland wieder gegeben, als seine Ehrsucht auch
ieder auflebte, Anfangs zu seinem eigenen, in der
olge aber zum öffentlichen Verderben. Eine Toch-
r des Manuel war nur eine schwache Vormauer
egen die Erfolge der rechtmäßigern männlichen
ach kommen aus Comnenianischen Stamme. Ihre
ünftige Vermählung mit dem Könige von Ungarn
ar den Hoffnungen und Vorurtheilen der Fürsten
nd Edlen entgegen. Allein, als gar ein Huldi-
ungseid für den vermeintlichen Thronerben gefor-
ert wurde, behauptete Andronikus allein die Ehre
es Römischen Nahmens, wendete die rechtswidri-
e Verpflichtung ab, und erklärte sich kühn gegen die
ufnahme eines Fremdlings. Sein Patriotismus
eleidigte den Kaiser, allein er sprach doch die Em-
findung des Volkes aus, und ward aus den Augen
es Kaisers durch eine ehrenvolle Verbannung ent-
ernt, indem er zum zweyten Mahle ein Commando
n den Grenzen Ciliciens mit dem unbeschränkten
Genuße der Einkünfte von Cypern bekam. Auf die-
em Posten übten die Armenier von neuem seinen
Muth, und stellten seine Nachlässigkeit bloß, und

derſelbe Empörer, der alle ſeine Unternehmungen verwirrte, wurde durch ſeine Lanze des Pferdes beraubt und faſt erſchlagen.

Allein bald entdeckte Andronikus eine weit leichtere und angenehmere Eroberung, die ſchöne Philippa, die Schweſter Kaiſerinn Maria und Tochter Raimunds von Poitou, des Beherrſchers von Antiochien. Um ihrentwillen verließ er ſeinen Poſten, und brachte den Sommer mit Bällen und Tournieren zu. Sie opferte dieſer Liebe ihre Unſchuld, ihre Ehre, und dem Antrage einer vortheilhaften Vermählung. Allein Manuels Rache wegen dieſes Familienſchimpfes unterbrach ihre Freuden. Andronikus überließ die unbeſonnene Prinzeſſinn ihren Thränen und ihrer Reue, und unternahm mit einer Bande verzweifelter Abenteuer eine Pilgrimmſchaft nach Jeruſalem. Seine Geburt, ſein kriegeriſcher Ruhm und große Verſprechungen ſeines Antheils empfahlen ihn als einen Helden des Kreuzes. Bald hatte er die Geiſtlichkeit und den König gewonnen, und der Griechiſche Fürſt wurde mit der Herrſchaft Berytus an den Küſten Phöniciens beliehen.

In ſeiner Nachbarſchaft hielt ſich eine junge und ſchöne Fürſtinn auf, die von ſeiner eignen Nation und Familie war, die Urenkelinn des Kaiſers Alexius, und Witwe Balduin des Dritten, Königs von Jeruſalem. Die beſuchte ihren Verwandten, und entbrannte in Liebe gegen ihn. So wurde Theodora — die nicht mit der Griechiſchen Kaiſerinn gleiches Nahmens zu verwechſeln iſt — das dritte Opfer ſeiner verführeriſchen Leidenſchaft, und

hr als eine ihrer Vorfahren in diesem Verhältniß
, wurde sie der öffentlichen Schande und Verach-
ng Preis gegeben. Der Kaiser dürstete immer-
t nach Rache, und seine Unterthanen und Bun-
sgenossen an den Syrischen Grenzen wurden zu
ederhohlten Mahlen dringend aufgefordert, sich
ner Person zu bemächtigen und ihm die Augen
szustechen.

In Palästina war er nun nicht länger mehr sicher.
lein die zärtliche, ganz ihm hingegebene Theodo-
, erleichterte ihm seine Beschwerde und Gefahr,
dem sie ihn auf der Flucht begleitete. Die Köni-
in von Jerusalem stellte sich dem ganzen Oriente
s seine folgsame Beyschläferinn dar, und zwey
eheliche Kinder wurden die lebenden Zeugen ihrer
chwachheit. Damaskus war ihr erster Zufluchts-
t, und in dem Charakter des großen Naured-
in und seines Dieners Saladins, konnte der
ergläubische Grieche die Tugenden des Muselman-
es verehren lernen. Als Naureddins Freund be-
chte er, höchst wahrscheinlich, Bagdad, und
e Höfe der Persischen Fürsten, und nach einer lan-
en Wanderung um den kaspischen See und die Ge-
rge Georgiens, schlug er endlich seinen Wohnsitz
nter den Türken in Kleinasien, den Erbfeinden sei-
es Vaterlandes auf. Der Sultan von Colonia
ewährte ihm selbst, so wohl als seiner Geliebten
nd seiner Bande Geächteter, einen freundschaftli-
en Zufluchtsort, und er bezahlte die Schuld der
Dankbarkeit durch häufige Einfälle in die Römische
Provinz Trebizond, woher er selten ohne ein-

reichen Schatz von Beute und Christensclaven zurückkehrte.

In der Geschichte seiner Abenteuer war er sehr geneigt, sich selbst mit David zu vergleichen, der durch eine lange Auswanderung den Fallstricken der Gottlosen entging. Allein der königliche Prophet, so setzte er großsprecherisch hinzu, begnügte sich damit, an den Grenzen Judäas zu lauschen, einem Amalekiter zu erschlagen, und den geitzigen Nabal in seinem erbärmlichen Zustande zu bedrohen. Die Ausflüge des Comnenischen Fürsten waren von ungleich größerm Umfange, und er hatte über die ganze östliche Welt die Ehre seines Nahmens und seiner Religion verbreitet. Durch einen Ausspruch der Griechischen Kirche wurde der ausschweifende Räuber für immer von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, und selbst dieser Kirchenbann beweist, daß er nie den christlichen Glauben abgeschworen hat.

Seine Wachsamkeit machte die offene und heimliche Verfolgung des Kaisers zu Spotte und ganz unwirksam. Allein am Ende wurde er doch durch die Gefangenschaft seiner weiblichen Gesellschaft in die Falle gelockt. Es gelang dem Gouverneur von Trepizond durch Ueberraschung sich der Person der Theodora zu bemächtigen. Die Königinn von Jerusalem und ihre zwey Kinder wurden nach Constantinopel geschafft, und ihr Verlust verbitterte dem Andronikus die traurige Einsamkeit seiner Verbannung. Der Flüchtling flehte um Verzeihung, die er auch endlich erhielt, zugleich mit der Erlaubniß sich selbst seinem Monarchen zu Füßen zu werfen, der sich mit

r Demüthigung seines stolzen Geistes begnügte. ur Erde niedergeworfen, beklagte er mit Thränen nd seufzen das Verbrechen seiner verübten Empö- ung. Er wagte es sogar nicht eher wieder aufzu- ehen, als bis ein treuer Unterthan des Kaisers ihn ey einer eisernen Kette, die er heimlich selbst um en Nacken geschlungen hatte, ihn zu den Füßen des hrones schleppte. Diese außerordentliche Bü- ung erregte die Verwunderung und das Mitleid der anzen Versammlung. Seine Sünden wurden ihm om Staate und der Kirche verziehen; allein der erechte Verdacht des Manuel wies ihm seinen Wohnort in einiger Entfernung vom Hofe zu Oe- on, einer Stadt des Pontus an, welche rings on reichen Weinpflanzungen umgeben, an den Kü- en des Euxinus lag.

Manuels Tod, und die Unordnungen unter sei- em minderjährigen Nachfolger, öffnete seiner Ehr- icht bald ein weites Feld. Der junge Kaiser war in Knabe von zwölf oder vierzehn Jahren, ohne Kraft, Kenntniß und Erfahrung. Seine Mutter, ie Kaiserinn Maria, überließ die Regierung und elbst ihre Person einem Günstlinge vom Comnenia- ischen Geschlechte, und seine Schwester, eine an- ere Maria, deren Gemahl ein geborner Italiäner, nit dem Titel eines Cäsars geschmückt wurde, er- egte eine Verschwörung, und zuletzt eine völlige Empörung gegen ihre so verhaßte Stiefmutter. Die Provinzen wurden vergessen, die Hauptstadt stand n Flammen, und ein Jahrhundert des Frieden- und der Ordnung wurde durch die Laster und Schwä- he weniger Monde vernichtet. Zu Constantinopel

entzündete ſich ein bürgerlicher Krieg. Die beyden Partheyen fochten eine blutige Schlacht in den Vorhöfen und Straßen des Pallaſtes, und die Empörer hielten eine regelmäßige Belagerung in der Cathedralkirche der heiligen Sophia aus. Mit edlem Eifer bemühte ſich der Patriarch die Wunden des Staates zu heilen. Die ehrwürdigſten Patrioten riefen laut um einen Beſchützer und Rächer, und von allen Lippen tönte das Lob der Talente, und ſelbſt der Tugenden des Andronikus. In ſeiner Zurückgezogenheit gab er ſich das Anſehen, die feyerlichen Pflichten ſeines Eides zu bedecken.

„Sollte das Leben oder die Ehre der kaiſerlichen „Familie bedroht werden, ſo will ich alle meine „Macht und Gewalt zur Entdeckung und Unterdrückung des Unglücks anwenden!“

Sein Briefwechſel mit dem Patriarchen und den Patriciern, war mit paſſenden Stellen aus den Pſalmen und den Briefen des heiligen Paulus gewürzt, und er wartete es nun ruhig ab, bis er durch die öffentliche Stimme ſeiner Nation zu ihrer Erlöſung gerufen würde. Auf ſeinem Zuge von Oenon nach Conſtantinopel war ſein ſpärliches Gefolge unmerklich zu einem großen Haufen, und endlich zu einer ordentlichen Armee angeſchwollen. In ſeinen Aeußerungen über Religion und Recht glaubte man fälſchlich die Stimme ſeines Herzens zu vernehmen, und die Einfalt einer fremden Kleidung, die ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt ſo anſtändig gut ſtand, enthüllte ein lebendiges Bild ſeiner Armuth und Verbannung. Jeder Widerſtand ſchwand vor ihm dahin; er erreichte die Meerenge des Thrazi-

Bosphorus, die Byzantinischen Schiffe segel-
aus dem Hafen, um den Retter des Reichs zu
fangen und fortzubringen; es war ein donnern-
und unwiderstehlicher Strom, und alle die Ju-
n, welche im Sonnenscheine der königlichen
ft geschwärmet hatten, verschwanden vor dem
ltigen Sturme.

Andronikus ließ es seine erste Sorge seyn, den
rlichen Pallast einzunehmen, den Kaiser zu be-
en, seine Mutter einzusperren, ihren Minister
Strafe zu ziehen, und die öffentliche Ruhe und
nung wieder herzustellen. Hierauf besuchte er
Grab des Manuel. Den Zuschauern war be-
n worden, in der Ferne stehen zu bleiben; al-
als er in der Stellung eines Betenden nieder-
, hörten sie, oder glaubten zum wenigsten ein
urmel von Triumph und Rache von ihm zu hö-

„Nun habe ich dich nicht länger zu fürch-
„ten, alter Feind, der du mich als einen
„Landflüchtigen in alle Gegenden der
„Erde getrieben hast. Sicher bist du
„nun unter einem siebenfachen Dache
„geborgen, aus dem du nur auf den Ruf
„der letzten Trompete, wieder heraus-
„kommen wirst. Nun ist die Reihe an
„mir, und ich werde nun auf deiner
„Asche und deiner Nachkommenschaft
„mich erheben.

Aus der nachfolgenden Tyrannen könnten wir
e Gefühle dem Manne und dem Orte sehr wohl
emessen finden; allein es ist doch nicht so außer

ordentlich wahrscheinlich, daß er die geheimsten Empfindungen seines Herzens sollte so laut und deutlich ausgesprochen haben. In den ersten Monathen seiner Staatsverwaltung bedeckte er auf eine geschikte Weise seine Absichten mit dem Schleyer der Häucheley, welche aber nur die Augen der Menge täuschen konnte. Die Krönung des Alexius wurde mit der gehörigen Feyerlichkeit vollzogen, und sein treuloser Vormund erklärte auf das eifrigste, indem er den Leib und Blut Christi in Händen hielt, daß er für das Beste seines geliebten Mündels allein lebe, und selbst zu sterben bereit sey. Allein seine zahlreichen Anhänger hatten die Weisung erhalten, zu behaupten, daß das sinkende Reich in den Händen eines Kindes durchaus zu Grunde gehen müsse, daß die Römer allein durch einen geprüften Fürsten gerettet werden könnten, der kühn als Krieger, geschikt als Staatsmann sey, und durch lange Erfahrung und Menschenkenntniß gelernt habe zu regieren, und daß es die Pflicht jedes Bürgers sey, den widerstrebenden bescheidenen Andronikus zu nöthigen, das Gewicht der öffentlichen Wohlfahrt auf seine Schultern zu nehmen.

Selbst der junge Kaiser sah sich genöthiget, seine Stimme mit dem allgemeinen Zurufe zu vereinigen, und um die Zuordnung eines Collegen zu bitten, der ihn augenblicklich von seinem erhabenen Posten herunterstürzte, seine Person einschloß, und die vorschnelle Erklärung des Patriarchen: „Alexius könne nur gleich als todt betrachtet werden, so bald er dem Schutze seines Vormunds ganz anvertraut werde," nur zu sehr rechtfertigte. Seinem

e aber ging die Einkerkerung und Hinrichtung
er Mutter voraus. Nachdem der Tyrann ihren
angeſchwärzt, und die Leidenſchaften des gro-
Haufens gegen ſie aufgereizt hatte, klagte er
Kaiſerinn eines verrätheriſchen Briefwechſels
dem Könige von Ungarn an. Sein eigner Sohn,
Jüngling von Ehre und menſchlichem Gefühle,
erte laut ſeinen Abſcheu gegen dieſe ſchändliche
t, und drey von den Richtern dachten ſo groß,
Gewiſſen, ihrem Leben vorzuziehen; allein das
unal, ohne einen Beweis zu fordern, oder eine
theidigung zu hören, ſprach das Verdammungs-
eil über die Witwe des Manuel aus, und ihr
ücklicher Sohn ſelbſt unterſchrieb den Todes-
ch.

Maria wurde erdroſſelt, ihr Leichnam ins Meer
rfen, und ihr Andenken durch den die weibliche
keit am meiſten kränkenden Schimpf, eine un-
lte falſche Darſtellung ihrer ſchönen Bildung
ändet. Ihren Sohn ereilte ſein Schickſal in
em. Er wurde ebenfalls mit einem Strange
ſſelt, und der Tyrann, unempfindlich gegen die
me des Mitleids und des Gewiſſens, beſah
örper des unſchuldigen Jünglings von oben bis
, faßte ihn dann roh und hart bey den Füßen
ief: „Dein Vater war ein Schelm, deine Mut-
eine Hure, und du ſelbſt ein Narr!“

Drey und ein halb Jahr wußte Andronikus den
iſchen Zepter, den Lohn ſeiner Verbrechen, als
und oder Alleinherrſcher des Reichs zu be-
ten. Seine Regierung zeichnete ſich durch eine
beſondere Miſchung von Tugend und Laſter

aus. Wenn er seinen Leidenschaften gehorchte, war er die Geißel, wenn er der Vernunft folgte, der Vater seines Volkes. In Ausübung der bürgerlichen Gerechtigkeit war er billig und streng; jede schändende und nachtheilige Verkäuflichkeit wurde abgeschafft und vernichtet, und öffentliche Aemter erhielten immer nur die verdientesten Bewerber, denn der Fürst hatte Einsicht genug zu wählen, und ernst zu strafen. Er verbeth den unmenschlichen Gebrauch, die Güter und Personen von Seeleuten, die Schiffbruch gelitten hatten zu berauben; die Provinzen, so lange der Gegenstand der Unterdrückung oder Vernachlässigung, blühten von neuem in Glück und Reichthum auf, und Millionen jauchzten über die entfernten Segnungen seiner Regierung, indeß seine Laufbahn durch Zeugen seiner täglichen Grausamkeit entehrt wurde. Das alte Sprichwort, daß der Mann immer der Blutdürstigste ist, der aus der Verbannung zu Macht und Einfluß gelangt, konnte mit nur zu viel Wahrheit auf den Marius und Tiberius angewendet werden, und fand nun seine Bestätigung zum dritten Mahle in dem Leben des Andronikus. Sein Gedächtniß war mit einer schwarzen Liste aller seiner Feinde und Nebenbuhler erfüllt, die entweder seine Verdienste geschmälert, oder seiner Größe sich entgegen gestellt, oder über sein Unglück sich gefreut hatten, und der einzige Trost für ihn während seiner Verbannung war die Hoffnung und das heilige Versprechen der Rache.

Die nothwendige Ausrottung des jungen Kaisers und seiner Mutter machte auch die Vernichtung der Freunde derselben, die den Mörder haßten, und viele

leicht zur Strafe ziehen konnten, nothwendig, die Wiederhohlung solcher Mordscenen machte immer weniger bereit und geschickt zur Verge-g. Eine furchtbare Aufzählung aller der lachtopfer, die er entweder durchs Schwert oder , durch Feuer oder Wasser hinrichten ließ, de die Grausamkeit des abscheulichen nicht so gut drücken, als die Benennung Halcyonischer ge, welche man einer seltenen blutlosen Woche Ruhe und des Friedens gab. Einen Theil sei-Schuld suchte der Tyrann immer auf die Gesetze die Richter zu wälzen; allein endlich fiel die ske, und seine Unterthanen konnten den wahren eber ihres Elends nicht länger verkennen.

Die edelsten Griechen, besonders diejenigen, die ch Abkunft und Verwandtschaft die Comnenianis-Erbschaft hätten in Anspruch nehmen können, loben den Zähnen des Ungeheuers: Nice oder usa, Sicilien oder Cypern wurden die mmelplätze der Flüchtigen; und so groß schon Verbrechen ihrer Flucht war, so vermehrten sie e Beleidigung doch noch durch einen öffentlichen stand und den kaiserlichen Titel: und doch wi-land Andronikus den Dolchen und Schwertern r fürchterlichsten Feinde. Nice und Prusa wur-zum Gehorsame zurückgebracht und gezüchtigt; Sicilianer kamen gut genug mit der Verheerung Thessalonich davon, und die Entfernung von ern war den Rebellen nicht günstiger, als dem annen.

Sein Thron aber wurde durch einen verdienst-en Nebenbuhler und durch ein waffenloses Volk

umgeführt. Isaak Angelus, ein Abkömmling des großen Alexius in weiblicher Linie, wurde auch als ein Schlachtopfer von der Klugheit oder dem Wahne des Kaisers ausersehen. In einem Anfalle von Verzweiflung vertheidigte Angelus, der schon zum Tode geführt werden sollte, sein Leben, schlug den Henker zu Boden, und floh in die Sophienkirche. In kurzer Zeit füllte sich die Kirche mit einem Haufen neugierigen und murrenden Pöbel an, der in dem Schicksale des Flüchtigen sein eigenes sich prophezeyte.

Von Klagen ging man bald zu Verwünschungen, und von diesen zu Drohungen über: man unterfing sich zu fragen: „Was haben wir denn zu fürchten? warum sollen wir uns denn alles gefallen lassen? wir sind unserer so viel, und er ist nur einer! Unsere Geduld ist bloß das Band unserer Sclaverey?“

Mit Anbruch des Tages brach in der ganzen Stadt eine allgemeine Empörung aus. Die Gefängnisse wurden aufgesprengt, selbst die kältesten, kriechendsten Sclavenseelen erhoben sich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, und Isaak, der zweyte dieses Namens wurde aus dem Heiligthume des Herrn zum Throne geführt. Ohne Ahndung einer Gefahr war der Bösewicht abwesend; fern von den beschwerlichen Staatsgeschäften, ergetzte er sich auf der herrlichen Insel Proyentis. Er hatte mit Alizen oder Agnes, der Tochter Ludwig des Siebenten von Frankreich, und der Nachgelassenen des unglücklichen Alexius eine unanständige Heirath eingegangen, und seine Gesellschaft, mehr seiner

qung als ſeinem Alter angemeſſen, beſtand aus
m jungen Weibe und einer begünſtigten Concu-
. Beym erſten Gerüchte des Aufruhrs eilte er
eich nach Conſtantinopel, dürſtend nach dem
te der Schuldigen; allein er erſchrak über die
lle in ſeinem Pallaſte, den Tumult der Stadt
die allgemeine Flucht aller Einwohner. An-
ikus ließ ſogleich eine allgemeine Verzeihung
alle ſeine Unterthanen ausrufen; allein dieſe
ſchten ſie eben ſo wenig, als ſie ſie ihm zu ge-
ren Willens waren. Er erboth ſich, die Krone
em Sohne Manuel zu überlaſſen; allein die Tu-
den des Sohnes konnten dieſes Mahl die Ver-
chen des Vaters nicht gut machen. Noch war
Meer ihm zur Flucht offen, allein die Neuigkeit
ausgebrochenen Empörung hatte ſich jetzt ſchnell
en Küſten verbreitet, als die Furcht verſchwand,
auch kein Gehorſam mehr; die kaiſerliche Ga-
e wurde von einer bewaffneten Brigantine ver-
t und eingeholt, und der Tyrann wurde mit Ei-
belaſtet und am Halſe gefeſſelt, vor den Iſaak
gelus gebracht. Umſonſt erſchöpfte ſich ſeine
edſamkeit, umſonſt floſſen die Thränen ſeiner
blichen Begleiter für die Erhaltung ſeines Le-
s; allein ſtatt der Ehre einer ordentlichen Hin-
tung überließ man den Verbrecher der Willkür
er zahlloſen Unglücklichen, die er eines Gatten, ei-
Vaters, eines Freundes beraubt hatte. Zähne
Haare, Augen und Hände wurden ihm, als
kleiner Erſatz ihres Verluſtes, ausgeriſſen, und
e kurze Ruhe wurde ihm nur geſtattet, damit er
Bitterkeit des Todes deſto ſchrecklicher empfinde

ſollte. Ohne Gefahr der Befreyung wurde er auf ein Kamehl gebunden, durch die Stadt geführt, und der Niedrigſte aus dem Pöbel erfreute ſich daran, die geſunkene Majeſtät ſeines Beherrſchers mit Füſſen treten zu können. Nach tauſend Streichen und Beſchimpfungen wurde Andronikus zwiſchen zwey Pfeiler, auf denen die Bilder eines Wolfes und eines Schweines ſtanden, bey den Beinen aufgehängt, und jede Hand, die nur den öffentlichen Feind erreichen konnte, hängte ſeinen Körper ein Zeichen ſeiner oder gröberer Grauſamkeit an, bis endlich zwey menſchlichere oder wüthendere Italiäner ihre Schwerter ihm in den Leib ſtießen, und den Leidenden von ſeinen ſchrecklichen Qualen befreyten. In dieſem martervollen und langſamen Todeskampfe entſchlüpften ihm bloß die Worte: „Herr erbarme dich „meiner! Warum willſt du ein zerknicktes Rohr zer„ſtoßen?“

Unſer Haß gegen den Tyrannen löſt ſich hier in Mitleid gegen den Menſchen auf; auch können wir ſeine kleinmüthige Ergebung nicht tadeln, da ein Griechiſcher Chriſt nicht mehr Herr ſeines Lebens war.

Lord S*,

oder

der Tod Carls I. von England.

e Schriftſteller haben behauptet, daß der
r, welcher Carl dem Erſten von England den
abſchlug, vermummt war — ein beſonderer
nd, der zu tauſend Gedanken und Muthma-
n Veranlaſſung gab. Jetzt iſt man hierüber
belehrt, und folgende intereſſante Anekdote
en Schleyer von einer Begebenheit, die in
Folgen bedeutend wurde.

rd S*, ein Liebling König George des II.,
ner von den Anführern der Engliſchen Armee
ettingen; die klugen Anſtalten des Marſchalls
vailles, die Lage des Orts, die den Franzo-
nſtig zu ſeyn ſchien, die brennende Begierde
rmeen zum Handgemenge zu kommen: alles
ß den Lord S*, befürchten, die Engländer
n die Schlacht verlieren. Er entdeckte dem
ſeine Furcht, ſtellte ihm vor, daß ſein Ruhm,
elleicht ſein Leben in Gefahr wären, denn aller
heinlichkeit nach würden die Franzoſen in
Gefechte ſiegen. Georg gab dieſen Verſtel-
nicht Gehör: der unerwartete Ausgang

wurde vom Glücke herbeygeführt, das auch hier die Klugheit beſiegte: die Engländer behielten die Oberhand.

Der Lord erſchien für ſeine gutgemeinte Warnung in den Augen des Königs als ein unberufener Unglücksprophet, und wer weiß, unter welchem gehäſſigen Nahmen ſeine, höchſtens unzeitige Sorgſamkeit dargeſtellt wurde, denn er fiel beym Könige in Ungnade. Er hatte etwas ähnliches erwartet. Als der Lord in London ankam, betrachteten ihn vernünftige Bürger als einen freymüthigen Mann, der das Herz gehabt hatte, ſeinem Könige Wahrheit zu ſagen; und der zufällige glückliche Ausgang konnte ihnen die traurigen Folgen nicht verbergen, welche dieſe Schlacht für die Engländer hätte haben können. Denn — in der That wie oft würde der glückliche Feldherr weniger glorreich erſcheinen, wenn man ſeine Siege nach genauer Kenntniß der Lage der Sachen vernünftig würdigen wollte! Wie viele ehrenvolle Niederlagen würde es im Gegentheile geben, wenn man bey dem ſtehen bliebe, was nach dem weislich angelegten Plane hätte geſchehen ſollen, und ſich nicht durch den Ausgang täuſchen ließe, der oft das Werk eines Ungefähr oder unbedeutender Umſtände iſt! —

Lord S* entſchloß ſich, den Hof ſo fort zu meiden, und ſich auf ſeine Güter in Schottland in eine wohlthätige Einſamkeit zurückzuziehen. „Wir Engländer," ſagte er ſcherzend zu ſeinen Freunden, die ſeine Entfernung von Herzen bedauerten — „wir taugen nicht an Höfe, wir ſollten fein zu Hauſe „bleiben: denn ſo bald wir unſerer Gemüthsart

„Gewalt anthun, dann können wir versichert seyn,
„daß wir dumme Streiche machen. — Einem Ko-
„nige die Wahrheit zu sagen, wie lächerlich" —

Einige Tage vor seiner Abreise gab der Lord ei-
ner ansehnlichen Gesellschaft ein prächtiges Gast-
mahl. Als die Tafel aufgehoben war, überreichte
ihm einer seiner Bedienten ein Billet, das ein Un-
bekannter gebracht hatte. S° öffnete das Billet,
und las folgendes:

„Ich wünsche Mylord von ganzem Her-
„zen Glück: nie zeigte sich sein Verdienst
„in größerm Glanze; ich möchte ihm
„so gern thätige Beweise meiner Achtung
„geben: Er wird also ersucht, sich die-
„sen Abend um 8 Uhr in der City nach
„der " Straße in das " Haus zu ver-
„fügen. Ein langer dunkler Gang im
„fünften Stockwerke wird ihn an eine
„Thür führen, die sich ihm nach einem
„leisen Klopfen eröffnen wird. —
„Aber er komme allein. Man erwar-
„tet ihn mit Sehnsucht" —

Lord S° lächelte als er den Zettel gelesen hatte:
„Da sehen Sie," sagte er zu einem seiner Freunde,
dem er das Billet darreichte, wie glücklich ich bin.
„Ein armer Teufel, der natürlich von der Oppo-
„sitionspartey seyn muß, wird mir den Kopf in mei-
„nem Lobe toll machen wollen — oder, vielleicht
„erbiethet sich eine in Ungnade gefallene Schönheit,
„mich zu ihrem Ritter zu erkiesen. — Nun ich will
„ihr Zutrauen nicht täuschen: ein verabschiedeter
„Hofmann muß Philosoph seyn."

Sein Freund lobte seinen weisen Entschluß: man ward aufgeräumt, lachte, schwatzte viel; und über dem Lachen und Schwatzen vergaß der Lord sein Rendezvous, und brachte bey seiner Gesellschaft die ganze Nacht zu.

Den andern Morgen erhielt der Lord ein zweytes Billet, dieses Inhalts:

„Ich glaubte, Sie verdienten Ihren „Ruf, sollte ich mich in Ihnen betrogen „haben? — Ich biethe Ihnen die ver„säumte Gelegenheit noch einmahl an: „machen Sie Ihren Fehler wieder gut. „Man erwartet Sie heute um die nähm„liche Stunde als gestern, und an dem„selben Orte. Zerstören Sie nicht selbst „die gute Meinung, die man von Ihnen „hat, und bedenken Sie, daß, wenn „dieser Tag unbenutzt vorbey streicht, „Sie Ihr Unrecht nie wieder gut machen „können!" —

„Die Sache fängt an eine ernsthafte Wendung „zu nehmen, rief der Lord, ein wenig gerecht. Sey „wer du willst, setzte er lebhafter hinzu, ich will „deine Meinung rechtfertigen, ich muß das Abenteuer bestehen, der Ausgang sey, welcher er wolle."

Er traf zuvor noch einige Veranstaltungen zu seiner Abreise nach Schottland, und nachdem er alles in Ordnung gebracht hatte, verfügte er sich ohne Bedienten an den bezeichneten Ort. In einem elenden, armseligen Häuschen steigt er fünf Treppen hinauf; er kommt in den dunkeln Gang. Das

haverliche des Orts machte ihn ſtutzen, erregte
ne Bedenklichkeit; er wird etwas unruhig. Auf
n Klopfen tönt ihm ein dumpfes Wer da? entge-
n. Er nennt ſeinen Nahmen, die Thür öffnet
. Durch eine Art von Vorzimmer gelangte er in
kleines Stübchen, das von dem Schimmer eines
npchens dürftig erleuchtet wird. Seine Beſorg-
nimmt zu, er legt die Hand an den Degen, um
auf alle Fälle in Vertheidigungsſtand zu ſetzen:
chten Sie ſich, rief ihm die vorige Stimme aus
em Bette zu, das in einem Winkel des kleinen
nmaches ſich befand. Unwillkürlich ließ der Lord
e Hand wieder ſinken, und das, was er nun ſah,
gte ſein Erſtaunen und ſeine Neugierde in gleich
em Grade. Er nahte ſich dem Bette, und er-
kte einen Greis, der unter der Laſt ſeiner Jahre
rliegen ſchien, ein langer Bart hing ihm bis über
Bruſt herab; ſeine Geſichtszüge waren von
mmer und Alter ſo zerriſſen, daß man kaum noch
ge Spuren eines menſchlichen Antlitzes darin
ecken konnte: „Mylord! ſagte der Alte in
hterlich hohem Tone; ich habe ſehnlich verlangt,
zu ſehen. Ihr Ruf hat mich gereizt, Ihre Be-
ntſchaft zu machen — ſetzen Sie ſich; es iſt hier
te, was ſie beunruhigen könnte; denn von ei-
beynahe hundert und dreyßigjährigen Manne
en Sie nichts zu befürchten."

Bey jedem Worte des furchtbaren Unbekannten,
das erwartungsvolle Erſtaunen des Lords, bey
m Blicke, den er auf die erſchütternde Erſchei-
g heftete, mehrte ſich ſeine Begierde, zu erfah-

ren, wie dieſes ſonderbare Ereigniß ſich entwickeln werde. Der Alte fuhr fort:

„Ich habe Sie beobachtet, Mylord! Ihre Standhaftigkeit, die weiſen Rathſchläge, die Sie dem Könige gaben, ſeine Ungerechtigkeit gegen Sie, ſind auch mir bekannt worden. Der Himmel will Sie jetzt für Ihren Muth und Ihre Tugend durch mich belohnen; ich erkenne in Ihnen den würdigen Engländer, den echten Spröſſling aus der alten glorreichen Familie der S*. Erlauben Sie mir eine Frage, Mylord! fehlen Ihnen nicht gewiſſe Papiere, die für Ihre Familie, Ihre Güter und für die Vorrechte Ihres Hauſes ſehr wichtig ſind?“

„So iſts, erwiederte Lord S*, in heftiger Bewegung; — dieſe Papiere gingen, man weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall verloren: alle meine Mühe, ſie wieder in meine Mitte zu bekommen, war vergebens: dieſer Verluſt koſtete mich drey Viertheile meiner Güter, und, was mich noch mehr ſchmerzte: es befanden ſich Documente darunter, die mir um ſo ſchätzbarer ſeyn mußten, da ſie mir durch nichts wieder erſetzt werden können.“ —

„Nun dann, erwiederte der Greis, nehmen Sie dieß Kaſtchen; hier iſt der „Schlüſſel, eröffnen Sie es.“

Haſtig nahm der Lord den Schlüſſel, öffnete das Käſtchen, warf einen Blick auf die Papiere, ſtürzte dann mit offenen Armen auf den Unbekann-

cen zu. „Großmüthiger Mann! rief er aus, wie kann ich Ihnen meinen Dank bezeigen, durch Sie erhalte ich mein Vermögen, die Rechte meiner Ahnen wieder ..... O! sagen Sie mir, wem habe ich diesen wichtigen Dienst zu verdanken? — O! mein Sohn! rief in einer Art von Entzückung der Greis, komm, und umarme deinen Aeltervater — — Meinen Aeltervater, erwiedert der Lord vor Verwunderung und Staunen außer sich. — — Ja! fuhr der Greis unter Thränen fort, Du bist mein Sohn, Du stammst aus meinem Blute. Höre mich an, Sohn! — vielleicht sind dies meine letzten Worte: Höre schweigend, und erstaune! —

Du kennst die schrecklichen Excesse — man könnte sagen, die Raserenen unserer Nation: Die Hinrichtung Carls des I. ist ein schaudervolles Denkmahl davon; Du weißt, er verlor sein Leben auf dem Blutgerüste, ein vermummter Henker schlug ihm den Kopf ab, und bis jetzt weiß man nicht, wer dieser Mörder war. — Kennen Sie ihn vielleicht? unterbrach ihn hier der Lord. — Ja, erwiederte der Greis, mit unterdrücktem Schluchzen, ich kenne ihn: dieß Ungeheuer, o Sohn! dieser Schandfleck der Menschheit, — schaudre vor Abscheu — bin ich. — Was? rief der Lord, mit dem Ausdrucke des heftigsten Unwillens, und sprang entrüstet vom Sessel auf. — Ich, fuhr der Greis fort, ja, ich habe meine Hände mit diesem heiligen Blute befleckt, — nur die Rache konnte mich zu solch einem abscheulichen Verbrechen verleiten; — ich glaubte mich von ihm bitter beleidigt. — Vermeinte Gewaltthätigkeiten — die Schmach, durch ihn beschimpft,

entehrt zu seyn. — Im Wahne, als hätte er meine Tochter verführt, opferte ich Pflicht, Menschlichkeit, äußere Vortheile, Vermögen und Ehre der blinden Rachsucht: ich trat ganz auf Kromwells Partey, half ihm seine Plane ausführen, both ihm zu seinen Gräuelthaten die Hand, und bahnte ihm so den Weg zum Throne. Die einzige Triebfeder meines Handelns war die Rache. — Ich forderte von dem Usurpator, zur Belohnung meiner Treulosigkeit, nur die Erlaubniß... Gott! mich schaudert bey dem furchtbaren Andenken — die Hand an meinen Fürsten legen zu dürfen — Kromwell gestand mir dieses abscheuliche Vorrecht zu — ich ward der Henker dieses unglücklichen Carls — und Carl — wußte es, daß er durch meine Hand fiel. —

Starr und unbeweglich blickte der Lord den alten an, sein Entsetzen löste sich bald in Thränen auf, in Thränen des innigsten Mitleidens. — „Sie, Vater, Sie der Henker Carls? — Ach! wenn er denn jemahls fehlte, wer konnte Ihnen das Recht geben ihn zu strafen? — Dahin mußte Sie die Rachsucht bringen? —

„Ja, mein Sohn, die Rache, diese höllische Leidenschaft, die die Schande und die Qual des menschlichen Herzens ist. — Aber seit diesem schrecklichen Tage trage ich alle Furien der Reue und Verzweiflung in meinem Busen. Ich verbannte mich freywillig aus England; gern wäre ich aus der Welt entflohen. Denn für mich war jede Ruhe verloren, mein Sohn — dahin auf immer. Um mir unausstehliche Qualen zu bereiten, hat der Himmel mein Leben über die Schranken der Natur hinaus

ngert. Nachdem ich faſt 20 Jahre lang in Europa, und ſelbſt in Aſien umhergeirrt bin, er Familie, meinen Freunden, der ganzen unbekannt, in die bitterſte Armuth verſunken, Gewiſſensbiſſen gefoltert, die wie Schlangen Inneres zernagen, ohne mir jedoch das Leben ehmen — kam ich endlich wieder zurück, um en letzten Seufzer in meinem Vaterlande aus- uchen, in dem Lande, das ich ſeines Königs, beſten Fürſten beraubt hatte. — O! Sohn, ſcheue mich ſelbſt, meine Hände triefen noch em Blute, das mich einſtens vor dem Richter- e des ſtrengen Rächers verklagen wird. — s Käſtchen war der einzige Reſt meines ehe- igen Glückes, und meines verlebten Daſeyns, eine Frau, die mich bedient, und die weder en Nahmen noch mein Verbrechen weiß, er- ich Deine ehrenvolle Ungnade. Plötzlich ſtieg hnliche Begierde in mir auf, Dich kennen zu n, und etwas zu Deinem Glücke beyzutragen, as Ziel meiner heißeſten Wünſche herannaht, eine Qualen mit meinem kläglichen Leben ſich en werden. Und noch eine Bitte: verab- e mich nicht, vermehre die Martern des eignen iſſens nicht durch dein Verdammungsurtheil. und fliehe den grauenvollen Anblick eines ſter- en Miſſethäters; aber weine meinem Andenken Thräne des Mitleidens! Wenn Reue jemahls bgend iſt, begangene Verbrechen zu tilgen, ſo ich ſchrecklich gebüßt, ſo habe ich die Rache der nden Gerechtigkeit verſöhnt.“

Der Lord ward während dieser Rede des Greises, die öfters von lautem Schluchzen unterbrochen wurde, von widerstreitenden Gefühlen hin und her getrieben. Abscheu und Mitleid, Liebe und Haß kämpften in seinem erschütterten Herzen. Endlich behauptete die Natur ihre Rechte, er warf sich dem Greise in die Arme, und ließ seinen Thränen freyen Lauf.

„Ja, rief er aus, Sie haben schrecklich gebüßt, „der Frevler ist versöhnt. Könnte ich weniger thun, „als Gott? ich vergeße alles! Sie sind unglück„lich. O! mein Vater.“ — Eine lange sprachlose Umarmung — dann suchte der Lord den unglücklichen Greis dahin zu vermögen, daß er ihm unter einem erborgenen Nahmen nach Schottland folgte. Der Alte weigerte sich standhaft, endlich aber, um dem dringenden Bitten des Lords überhoben zu seyn, stellte er sich, als wenn er seine Wünsche bestriedigen wolle.

Lord S* verließ den Unglücklichen, mit dem Versprechen, morgen unfehlbar wieder zu kommen, und zur Verbeßerung seines Zustandes unverzüglich Anstalten zu treffen — aber er kam umsonst; keine Spur von dem Unglücklichen mehr; alles war verschwunden. Der Lord war wie vom Donner gerührt, er wußte nicht, sollte er seinen Augen trauen, oder die Erscheinung von gestern für einen Traum halten: er stellte von nun an die sorgfältigsten Untersuchungen an; alles umsonst, er sah den Alten nie wieder. Vermuthlich wollte sich der Unglückliche den Augen seiner Familie nicht zeigen, und verkroch sich, um die Verzweiflung der letzten Augenblicke

der ganzen Welt zu verbergen, in einen entlegenern Winkel, als der war, in welchem Lord S' ihn gefunden. — —

Der Räuberhauptmann Stephano Spadolino,

ſeine Verurtheilung und Hinrichtung in Rom am 12. März 1813.

Der Nahme Spadolino's und ſeiner Bande war in der neueſten Zeit in dem Römiſchen Gebiethe ein Schreckenwort für die Reiſenden, und lange entzog ſich der kühne und verſchmitzte Räuber den Verfolgungen der Juſtiz. Erſt im Februar 1812 wurde er, wie wir weiter unten leſen werden, ergriffen, und mit ihm gegen 46 Perſonen verhaftet und vor Gericht geführt. Nicht leicht hat in Rom ein Prozeß ſo viel Aufſehen gemacht, als der dieſer Räuberbande. Als Spadolino am 12. März hingerichtet wurde, erſchien ein von Pinelli nach der Natur geiſtreich gezeichnetes und radirtes Portrait dieſes fürchterlichen Menſchen, in deſſen Geſichtszügen gewiſſer Maßen alle ſeine Schandthaten liegen. Der Kupferſtich führt die Unterſchrift: Stefano Spadolino, Capo Assassino dalla Commissione militare, e fucilato in Roma alla Bocca della Veritá li dieci Marti 1812

Da dieſes Blatt in Deutſchland nicht bekannt iſt, und auch nicht mehr anzuſchaffen iſt, ſo heben wir nur aus einer geſchätzten Zeitſchrift (Miszellen für die neueſte Weltkunde Nro. 28 — 1812) die Geſchichte Spadolinos und ſeines Prozeſſes aus.

Dieſer Prozeß wurde am 10. März nach vier und zwanzigtägigen Sitzungen accendigt. Seit der Verbündung (einer Räubergeſellſchaft, die in Rom ſelbſt vor etwa zwey Jahren entdekt wurde) hat kein Kriminalverhör mehr Aufſehen gemacht und mehr Neugierige herbeygezogen, als dieſes, von dem die Rede iſt. Während der halben Quareſima gab dieſe Sache faſt in allen Claſſen immer neuen Stoff zu den Tagesgeſprächen, und wie man faſt fragt: siete stato al teatre? hieß es: siete stato alla seduta (beym Verhör?).

„Schon der Zug zu dieſem Verhöre im Pallaſte della Cancellaria, unweit von dem Pallaſte Farneſe, veranlaßte groſſen Zulauf von Menſchen. Man ſah etwa vierzig Gefangene aus den neuen Gefängniſſen mit groſſer Militär-Eſcorte und vorhergehenden Trommeln, zu dem genannten Pallaſte führen. Ungeachtet den Hauptverbrechern die Hände mit Eiſenringen geſchloſſen waren, gingen jeden derſelben zwey Sbirren zur Seite, welche die geringſte Bewegung der Geſchloſſenen beobachteten. Die ſeltſame abenteuerliche Miſchung von Perſonen, deren bloßer Anblick ſchon außerordentliche oder ungewöhnliche Nachrichten erwarten ließ, ſpornte die Aufmerkſamkeit aufs höchſte. Man ſah bejahrte Alte noch in voller Kraft, mit grauen oder ſchwarzen

ürten; in zerlumpten Mänteln; man ſah bald
gants mit kurzen Jacken und groſſen Schnauz-
Backenbärten, eine Türkinn, mehrere junge
mit auffallenden Phyſiognomien unter dem
de, einen Maire im Spaniſchen Mantel, und
Beſchluſſe des Zuges eine Menge Weiber und
Mitſchuldige oder Unterhändler. Unglaub-
iel iſt über das Ganze gefabelt und gelogen
n. Das Weſentlichſte zu verbürgende redu-
h auf folgendes.

Ein gewiſſer **Spavelluo**, gebürtig aus
o in der Mark Ankona, trieb ſeit ſiebenzehn
das Räuberhandwerk. Seines Gewerbes
Cappanaro, ein Hüttenmacher für die
groſſer Schaf- und Rinderherden (dieſe Cap-
ri ſchneiden ſelbſt das Schilfrohr in den
ſen, und verdienen oft bis 20, ja bis 25
einem Tage), und er hatte ſelbe in längerer
d zu groſſer Zufriedenheit ſeiner Herren den
lco oder Rinderhirten gemacht. Ohne
war er bey jener Lebensreiſe mit Flüchtigen
ubern bekannt, und ſonach in ihre Lebens-
ingeweiht worden. Bereits unter der päpſt-
Regierung, wurde er zur Galeere verurtheilt,
aber der Strafe, indem eine Türkinn, die
ſtliche Religion annahm, ihn losbath und
rte, laut einem alten ehemahligen Herkom-
aß einer ſolchen Perſon geſtattet, eines des
chuldigen zu befreyen. Er hielt ſich mit die-
bald da bald dort als **Cappanaro** auf,
ben der Arbeit nährte er ſich, wie vorher,
ehlen und Rauben. Im Jahre 1810 wurde

er von neuem gefangen, und zum Tode verurtheilt. Er erlangte abermahls die Freyheit (prese l'immunità) indem er unter dieser Bedingung eine große Menge (man sagt siebzehn oder zwanzig, nach Andern waren es noch mehrere) Straßenräuber oder Schuldige vertrieb, die auch hingerichtet wurden.

Ungeachtet dieser außerordentlichen Vergünstigung — die nur in dieser Zeit Statt haben konnte, in welcher der neuen Regierung Alles daran liegen mußte, die Räuberbanden zu entdecken und zu zerstören — kehrte Spadolino zu seiner vorigen Lebensweise zurück, und zwar, wie er aussagte, weil er in seinem Passe als Ladro (Dieb) gebrandmarkt gewesen sey, und nirgends hingekommt habe, was doch sein Gewerbe mit sich gebracht, da die Caprauari hin und herziehen, wo es nun eben etwas für sie zu thun gibt.

„Wie dem nun seyn möge, so bleibt dieß gewiß, daß Spadolino aufs neue trieb, was er seit dem siebenzehnten Jahre, und beynahe zwanzig Jahre lang getrieben hatte: das heißt, er machte, jedoch mit vieler Vorsicht, den Straßenräuber. Sein öffentliches Betragen war so wenig anstößig, daß ihn der Maire von Orbitella, an der Toskanischen Grenze, zum Guardre campestre ernannte. (Guarde campestre sind jetzt ungefähr, was ehemahls die Sbirren waren, und es geben sich dazu nur Leute her, die es gleichsam aus Verzweiflung thun, oder ihr Leben wenig achten, da diese Häscher, dafern sie es nicht selbst mit den Verbrechern oder den Räubern halten — immerwährender Lebensgefahr ausgesetzt sind.) —

n dieſer neuen Anſtellung hatte Spadolino
e Mittel in Händen, die er ſich wünſchen konnte.
war befugt, das Land bewaffnet zu durchſtreifen,
nnte Schießpulver bekommen, und die Uniform
ützte ihn vom Verdachte. Auf der andern Seite
r er ſeinen Helfern und Helfershelfern oder Un-
händlern ein wichtiger Mann, und dieſe nannten
von da an Signore Capitano. Mit zwey an-
n Chefs oder Anführern, Berettan und Giar-
niere, ſtiftete er nun eine förmliche Räuber-
nde, die aus etwa acht oder neun Gliedern be-
nd, aber ſehr ausgebreitete Verbindungen hat-

„Von dieſen Räubern wurden ſeit etwa zwey
hren unzählige Gräuelthaten begangen. Es ge-
ahen Einbrüche, viele Menſchen wurden ermor-
, und beſonders Wanderer und Reiſende ausge-
ndert. Die Straße von Rom nach Viterbo und
ſt bis Siena war eine der unſicherſten geworden;
d obgleich die Regierung alles anwandte, dieſem
f ge Einhalt zu thun, ſo gelang es ihr noch lange
b., wahrſcheinlich weil jene Räuber oft den Ort
es Aufenthalts veränderten. Sie kamen bis
h Rom, und eine der grauſamſten Ermordungen,
übt an einem alten Manne, ereignete ſich in dem
irthshauſe bey Ponte Molle, wo jener Alte aus
vorſichtigkeit von einem gemachten Handel ge-
rochen hatte. Eine Stunde weit von Rom wurde
von denſelben, mit denen er im Wirthshauſe ge-
ſſen hatte, angefallen, und weil er ſie erkannte,
rordet. Man ſchlug ihm auf einem Steine den
pf mit andern Steinen zuſammen.

„Im Februar hatte der Maire von Orsseto, in der Gegend von Viterbo, sich das Verdienst erworben, den Spadolino und mehrere seiner Gesellen in einer Tenuta oder Meierey; genannt Cellere, beym Trunke zu überfallen, nachdem er so viel Mannschaft vereinigt hatte, als ihm möglich war. Die Räuber setzten sich zur Wehre, und wie es heißt, wurde ein Gensdarm getödtet. — Ueber diese Gefangennehmung ist viel gefabelt worden. Unter andern sagte man, der Maire habe einer Wirthinn, bey welcher für 12 Räuber ein Essen bestellt war, Opium in den Wein mischen lassen, u. s. w. Aus begreiflichen Ursachen bleibt über die Art und Weise, wie die Polizey ihre Maßregeln durchsetzte, ein Schleyer; daher die große Schwierigkeit, bey Begebenheiten dieser Art den genauen Zusammenhang zu erfahren.

„Genug in sehr kurzer Zeit war die Zahl der Verhafteten auf vierzig Personen gekommen. Spadolino hatte — vielleicht in Hoffnung, sich noch ein Mahl zu befreyen — wenn nicht Alles, doch sehr Vieles angezeigt, und eben diese vierzig Personen sah man fast einen Monath lang zu den öffentlichen Kriminalverhören geführt werden.

„Nie waren die Einlaßbillets (durch besondere Vergünstigung von Mitgliedern des Tribunals gestattet man einer beschränkten Anzahl von Personen den Zutritt auf der Seite, wo die Richter, auf einer langen erhöhten Reihe von Sitzen, den Gefangenen gegenüber sitzen) mehr gesucht, als bey diesem großen Verhöre; der Volkssaal war immer gedrängt voll. — Der Freymüthigste und Geistvollste war

Spadolino; die mehrsten andern läugneten, der gestanden nur, wenn sie überführt waren. Als er Grausamste erschien, ein junger Mensch, der en Nahmen des Pasticcetti (Stutzers) führte. ieser hatte viele ermordet, und recht darauf ge- nnen, Experimente beym schnellen und langsamen ödten zu machen. Das mehrste Interesse erregte n junger Mensch, il Corso, genannt. Dieser ute nicht nur vielen das Leben gerettet, sondern lber Ausgeplünderten von seinem Antheile zurück- geben; wirklich befand sich in Rom eine Franzö- n, der dieses widerfahren war. Er selbst wurde s Deserteur angefallen, ausgeplündert, und dann s einer Art von Mitleid von Spadolino und sei- m Weibe beredet, an ihrer Lebensweise Theil zu hmen. — Unter diesen Zeugen war eine alte au, die der Pasticcetto oder Capo Nero le Räuber hatten sich Uebernahmen gegeben) ge- rden hatte, um sie dann mit brennenden Speck zu gen. Das Hinzukommen des Corso rettete sie n einem schrecklichen Tode. „Als die Räuber t waren," sagte die Frau, „machte ich mit je- n Specke, der mir den Tod bringen sollte, mein ühstück; an dieses Frühstück denke ich mein Leben g."

„Aus den Bekenntnissen erhellte, daß die Geld- eilungen unter den Räubern öfters beträchtlich ung gewesen waren; aber nie so groß als das Ge- ht es sagte. Dreyßig bis 40 Scudi auf den ann scheint das Höchste gewesen zu seyn. In der ung sah man einen Stiefel, angefüllt mit aller- Schmuck, Ringen, Ohrringen, Halsgeschmei-

ten u. s. w., und einen andern mit Geldstücken. — Gesagt wurde, Spadolino habe versprochen, fünf Schätze anzuzeigen, wenn man ihm die Freyheit wieder gebe. Namentlich soll er die viele schöne weiße Wäsche bedauert haben, die er vergraben gehalten.

„Die größte Pein für die Angeklagten waren die Sitzungen. Sie gingen mit Flüchen und Verwünschungen dazu, und Spadolino wünschte lieber den Tod. — Nach Beendigung der Sitzungen, wurden die Vertheidigungen der Angeklagten von verschiedenen Advocaten, von einigen mit vieler Beredsamkeit, gehalten. Im Urtheile ändern diese Vertheidigungen wohl nur wenig, aber es gehört zur eingeführten Form. Einer sollte gesagt haben, er sey doch begierig zu wissen, was, nachdem er Alles eingestanden habe, noch ihm zu Gunsten gesagt werden könne.

„Die erfolgte Sentenz verurtheilte acht zum Tode; mehrere zur Gefängniß- oder Galeerenstrafe für eine bestimmte Anzahl von Jahren. Für den Corso hatten 5 Stimmen gegen zwey, die den Tod wollten, ihn die lebenslängliche Galeerenstrafe zuerkannt, (wofern er nicht als Deserteur von seinem Regimente reclamirt wird.)

„Spadolino's Weib, die geborne Türkinn, wurde zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Dieß war dem Spadolino ein großer Trost, denn standhaft hatte er immer die Unschuld seines Weibes vertheidiget. Er sagte: sie wäre von mir umgebracht geworden, wenn sie sich jemahls ungehorsam gezeigt hätte; und in der Landgegend hatte sie kei-

en Zufluchtsort, wie es etwa in einer Stadt mög-
ich gewesen wäre. Das Volk glaubte, man sey
icht so strenge gegen dieses Weib gewesen, um viel-
e cht noch mehreres, nahmentlich von den vergra-
enen Schätzen, zu erfahren; immerhin könnte es
yn, daß man sich ihrer noch bedienen will, etwa
ey künftigen Verhören, da sie doch unfehlbar die
us gebreitetste Bekanntschaft mit den Personen, die
u Spadolino kamen, haben mußte. Einer Alten,
ie auch wirklich zum Tode verurtheilt wurde, sagte
ie Türkinn es oft ins Gesicht: ihr seyd an allem
Schuld gewesen; ihr habt euch zur Hehlerinn ange-
otben, u. s. w.

„Zwey Hauptpersonen, nähmlich Beretta
nd Giardiniere, hat man noch nicht einfange
können, sie sind aber zum Tode verurtheilt und in
Contumaz erklärt; das heißt, niemand darf mit
hnen Verkehr haben, und es steht jedem frey sie zu
ödten, wer Lust oder Gelegenheit dazu hat.

„Der Maire von Orbitelle wurde wegen Ver-
nachlässigung seiner Amtspflicht zu fünfjähriger
Galeerenstrafe verurtheilt.

„Ein Knabe, welcher bis jetzt nur noch erst den
Handlanger gemacht hatte, wurde dem Corrections-
hause in St. Michele übergeben.

„Alle Urtheile sind weise und so gemäßigt gewe-
sen, als es nur irgend möglich war. Im Publi-
cum hatte man viel strenger vorgeurtheilt.

„Am 12. März wurde zu Rom der Anfang ge-
macht mit Vollziehung der Todesstrafe des Spa-
dolino, an dem so genannten Pasticcette,
und an einer Haupthehlerinn, dem Weibe eines

Bianchini. Die andern zum Tode Verurtheilten — unter den letzten ein Wirth von Orbitello, der die allerausgezeichnetste Räuberphysiognomie hatte — sollten in Monte Rosi, auf dem Wege nach Viterbo, und in Viterbo selbst erschossen werden. Einer hat sich im Gefängnisse selbst getödtet, indem er sich mit einer kleinen Silbermünze eine Pulsader abschnitt.

„Spadolino's Hinrichtung zog eine unzählige Menge Menschen zu dem Platze des Tempels der Vesta, gegenüber die Kirche Bocca della verità.

„Spadolino hat durchaus einen männlichen Charakter gezeigt. Er war von kleiner Statur, und hatte ein finsteres aufgedunsenes Gesicht. Aerzte haben seine starken Muskeln bewundert. Man wandte auf ihn die Worte an, in denen Sallust Jugurthas abgehärteten Körpers schildert (algoris et inediæ patiens).

„Er wollte nichts von einem Beichtvater wissen. Er sagte: ich habe ja vier und zwanzig Tage lang vor allem Volke gebeichtet; ist's nicht genug an dem? — Auf Bitten des Corso ließ er sich aber doch zur Beicht bewegen. Auch dieser blieb in seinem Charakter. Die Trennung von Spadolino schmerzte ihn mehr, als wenn er selbst den Tod zu leiden gehabt hätte. Er sagte, als sie vor dem Beichtvater standen: „Du, Spadolino, bist mein bester Freund gewesen; thue mir nun den letzten Gefallen, damit ich ein heiteres Andenken an dich behalte, beichte im Sacramente, und glaube daß wir uns im Paradiese wieder finden werden."

„Spadolino ſtarb übrigens nicht gern; ihm
e die Galeere lieber geweſen. Der hingegen
uſchte ſich den Tod.

„In Begleitung von vielen Gensdarmen zu
rde, wurden Spadolino und die beyden vorge-
nten Mitverurtheilten auf zwey hohen Karren zu
Richtplatze geführt. Dort ſtiegen ſie ab, und
gen in die Conforteria — einen Ort zur letzten
acht. Der Paſticcetto war wie entſeelt: das
ib weinte. Spadolino ſagte bloß: „Was magſt
weinen?“ Er hatte ſich auf dem Wege zwey
hl was zu eſſen und zu trinken geben laſſen, und
b beym Erſchieſſen mit verbundenen Augen. —
Prieſter und vermummte Männer von einer Brü-
ſchaft zur Beerdigung der Todten, brachten die
eckten Leichname auf zwey Todtenbahren hin-
.

„Auf das Volk machen Hinrichtungen, ſeit dieſe
Statt haben, geringen und ſelten oder nie einen
raliſchen Eindruck. Man lachte, ſcherzte und
ach von ganz andern Dingen, als von der Ab-
ulichkeit des Verbrechens oder eines auf dem
htplatze endigenden Lebens.

„Ein Bildniß Spadolino's hat Penelli radirt
ausgegeben, und ein junger Römiſcher Improvi-
re, Nahmens Muchielli, ein Sonnet impro-
rt, das nur in ſo fern intereſſant ſeyn mag, als
die Neugierde erregt zu wiſſen, was auch auf ei-
ſolchen Gegenſtand geſagt werden könne oder
ſe?

„Er ſchildert, wie dieſer Verletzer der Völker-
te den Wagen beſtiegen, wie er mit den glühen-

den Kohlenaugen umhergeſchauet, und ruchlos bis zum letzten Augenblicke nicht zu Chriſtus oder den Heiligen ſeine Zuflucht genommen habe (non cercò Christo, e non ricorse a i santi). Dann wie er ohne einen Laut oder ein Zeichen der Veränderung die Todesſentenz angehört, u. ſ. w.

„Die letzten Zeilen heiſſen dann: wie das Leben ohne Reue war, ſo das Ende.

Qual visse, tal morì, quell' alma ardita,
Insegnando a ciascun, che il pentimento
Non l'ha morendo chi non l'ebbe in vita.

Der Marquis von Vezins.

Scenen auſſerordentlicher Schickſale.

Was hier erzählt werden wird, gehört zu den auſſerordentlichen Begebenheiten, die man eher für einen Roman, als für eine wahre Geſchichte halten würde. Es iſt ein gedrängter Auszug aus den Schriften des Herrn von Maurier, deſſen Nachrichten um ſo weniger zu bezweifeln ſind, da er zum Theile ſelbſt Zeuge des Geſchehenen war.

Franz de la Noue, der Eiſenarm, dem ſein Geiſt und Heldenmuth Unſterblichkeit erwarben, hatte ſeine Schweſter an einen ſehr reichen und angeſehenen Edelmann in Anjou, Herrn von Vezins,

heirathet. Sie gebar in fünf Jahren einen
hn, und zwey liebenswürdige Töchter, und
b in ihrer Blüthe. Die Sage ging, eine von
en Kammermädchen habe den Tod des vortreffli-
n Weibes beschleuniget, um Vezins Hand —
Herz besaß sie längst — des Geliebten Hand am
are zu erhalten. Nicht lange, so war das Kam-
rmädchen seine Gattinn, und bald Mutter. Um
s ganze Vermögen ihres Gemahls zu erbeuten,
schloß die Barbarinn sich, die Kinder seiner er-
n Ehe heimlich an einen Englischen Handelsmann
verkaufen. Die Hauptbedingung war, das
rhaßte Kleeblatt so weg zu schaffen, daß keines
m Vater je wieder zu Gesichte bekäme. Die drey
nglücklichen wurden auf die Jersei- und Guernsei-
nseln gebracht. Sie rührten den menschlichen
äufer. Das älteste der Mädchen gefiel seinem
ohne, der Sohn ihr. Sie wurden früh ein Paar.
uf die jüngere wendete der Edle so viele Sorgfalt,
s wäre sie sein eigenes Kind. Dem Knaben fiel
n ungünstigeres Loos zu. Da er ihm die Erzie-
ung eines Edelmannes nicht geben konnte, ließ er
n das Schusterhandwerk in London erlernen.

Der junge Vezins, hohen Geistes und guten
erzens, gewöhnte sich, aber schwer, an seinen
euen Stand. Er mußte der Noth gehorchen.
ein Meister war gut, und mit seiner Arbeit vor-
üglich zufrieden. Alle Standespersonen beyder-
y Geschlechtes wollten vom berühmten Vezins be-
iefelt und beschuht werden. Der Marquis von
S. Herem war damahls auch in London, um bey der
öniginn Elisabeth als Gesandter, Heinrichs, Kö-

nigs von Navarra, geheime wichtige Staatsgeſchäfte zu vollziehen. Er berief den überall genannten Vezins, und erſtaunte bey ſeinem Eintritte über die Schönheit, die intereſſante Phyſiognomie, und dem Anſtande dieſes jungen Mannes. Seine Tochter, die zufällig ins Zimmer kam, blieb verwundernd ſtehen. Ein Schuſter, und ſo viel Grazie und Größe! Mit dieſem Augenblicke war ihr Herz dahin. Sie fühlte Liebe für den reitenden Jüngling, unüberwindliche Liebe. „Laß dir auch Schuhe anmeſſen!“ ſprach ihr Vater. Sie erröthete, wollte nicht. Er wiederhohlte ſein Wort. Sie mußte niederſitzen. Blut überzog ihr Geſicht; ihre Adern durchſtrömte Gluth, als Vezins das Maß nahm, ſie zärtlich anblickte, ſeiner nicht mehr mächtig war, und zitterte. „Meine Tochter iſt nicht ſo fürchterlich!“ ſagte Herem ſcherzend. „Warum zitterſt?“ Vezins entſchuldigte ſich mit dem Reſpecte, den das Fräulein ihm einflößte. So ging er, voll Liebe ſein Herz — ach! voll hoffnungsloſer Liebe. „Wer bin ich, dachte er, und wem lieb' ich? — — Vergiß das nicht, Unglücklicher, und erſticke eine Leidenſchaft, die Verderben über dein Haupt brächte!“ Er wähnte ſich geheilt, weil ers wünſchte.

Sollte er nun die Schuhe ſelbſt hintragen, und ſich neuen Gefahren ausſetzen! Nein, aber er beredete ſich: niemand als er könnte wohl dieſe Commiſſion übernehmen, ohne gegen die Schicklichkeit anzuſtoßen. Im Grunde entſchied ſeine Liebe, ja die ſchöne Gelegenheit nicht entſchlüpfen zu laſſen. „Ich muß hin! ich ſehe vielleicht die Vortreffliche

letzten Mahle — und wenn ich dem Engel —
ele? Wie klopfte sein Herz gewaltiger, und im-
gewaltiger, je näher er dem Gemache seiner
iebten trat. Ihr rührender Ton, das Wechseln
Röthe und Bläſſe, der unruhig umherſchweifen-
blick, und eine ſanfte Melancholie, dieſe Verrä-
inn ihrer geheimen Liebe, trugen nur dazu bey,
natürlichen Reitze ſeiner Holden zu erhöhen.
ins Forſchungen entging nichts. Sie liebt
h!" war ſein Triumphgedanke. De la Roue,
Freund ihres Vaters, brach auf ein Mahl die
errednng im Nebenzimmer ab, und ſagte:
ieſer junge Menſch — wahrhaftig! — ganz
Züge, die Geſtalt, die Größe meines Schwa-
s Vezins!" Beſcheiden gab Vezins zur Ant-
rt, daß er den nähmlichen Nahmen führe, und
Franzoſe ſey. De la Roue ſchien wenig darauf
hören, aber deſto ſtärkeren Eindruck machten
ſe Aeußerungen auf die liebende S. Herem. Sie
eifelte nun keineswegs, daß Vezins von einer
adelichen Familie abſtamme, weil in ſeinem
ſen ſich Hoheit und Anmuth ſo zauberiſch verein-
ten.

„Iſt er kein Götterkind, ſo iſt er's werth, zu
n!" *) rief ſie begeiſtert mit dem Dichter aus.
e rechtfertigte gleichſam ihre Gefühle vor ſich
ſt. „Die Natur wäre ſehr unvollkommen, wenn
e Empfindungen in uns aufregte, welche die Tu-
end verdammt, welche die Natur uns lehrte.

---

*) S'il n'est pas un enfant des Dieux, il est digne d'en être

„Vezins mit Ahnen iſt meiner würdig, Vezins ohne „Ahnen noch würdiger — durch ſeine Gaben, ſein „Verdienſt.“

„Was durch Rang und Glück geſchieden bliebe,
„Das vereint gerechter oft — die Liebe.“

Sie kämpfte lange, aber die Leidenſchaft gewann den Sieg. Mit unausſprechlichem Entzücken vernahm endlich Vezins das Geſtändniß der Liebe aus ihrem Munde. Sich ihrem ſtrengen jähzornigen Vater mit dem Lieblinge ihrer Seele zu Füßen zu werfen, wagte ſie nicht. Sie flohen nach Genf zu de la Noue, und flehten auf den Knieen um ſeinen Schutz. Ihre Thränen erweichten ihn. Vezins ward, um es kurz zu erzählen, im Kurzen durch de la Noues Verwendung als geſetzmäßiger Erbe des Marquis de Vezins anerkannt, und in alle Rechte dieſer berühmten Familie feyerlich eingeſetzt, die ſataniſche Stiefmutter aber geſtraft, und von aller Welt verabſcheuet.

Der Marquis von S Herem erfuhr endlich den Zufluchtsort ſeiner Tochter, eilte hin, und — man denke ſein Erſtaunen! — fand die Vebende gar in de la Noues Haus, und neben ihr — ſeinen Schuſ ſergeſellen. Die Entwickelung der Geſchichte läßt ſich errathen. De la Noue bath, erläuterte, verwies ihn auf die Machtſprüche des Raths und Parlaments zu Anjou. Das verliebte Pärchen erweinte ſich Verzeihung, und durfte bald am Altare — o wie gern! — den Bund ewiger Liebe ſich ſchwören. — Nach ſeiner Vermählung reiſte Vezins unverweilt mit ſeiner Gattinn ab, ſeine Schweſtern aufzufinden. Die ältere lebte glücklich mit

Sohne ihres Wohlthäters. Nicht so die jün-
. Ihr Gatte war Grosnewelt, der unglück-
e Sohn des noch unglücklichern berühmten Bar-
elt.

Die Zigeunerinn,

oder

traurige Wirkungen des Aberglaubens.

---

e, im Jahre 1783 zu Neapel vorgefallene, in allen Umständen wahre Begebenheit.

in reicher Nordamerikaner, mit Nahmen Bing,
n im Anfange des Jahres 1783 in Begleitung
ner Gattinn und eines gewissen Robinson, den
n, ob er gleich nur ein genauer Freund des Herrn
ng war, für den Liebhaber seiner Gemahlinn hielt,
Neapel an. Herr Bing hatte diese Reise bloß
ternommen, um das schöne Land zu sehen und zu
nießen, das er aus den Schilderungen mehrerer
senden in gewisser Hinsicht für ein irdisches Eden
ten mußte.

Madame Bing, eine Frau von zwey und zwan-
Jahren, von der reitendsten Bildung, aber eben
abergläubisch als schön, war ihrem Gemahle nur

mit groſſem Widerwillen nach Neapel gefolgt. Die Urſache dieſes Widerwillens war folgende:

Während ihres Aufenthaltes zu Venedig hatten ſie in einem Gaſthauſe gewohnt, welches an einem öffentlichen Platze gelegen war. Hier erſchien eines Tages eine Zigeunerinn, die auf Koſten abergläubiſcher Menſchen, wie ihre Schweſtern, die Welt durchſtreifte. Madame Bing, ſah dieß Weib, und da ſie hörte, daß ſie verſchiedenen Menſchen im Hauſe ſchon ihre künftigen Schickſale vorher verkündigt hatte, ſo wurde ſie auch neugierig, die ihrigen in der Zukunft zu erfahren. Die alte Zauberinn verkündigte ihr nun nach langer Unterſuchung und vielerley Alfanzereyen folgendes:

„In einer Stadt Italiens würde ſich ein ſchwarzer Mann ihres Herzens bemächtigen. Ihre Verbindung mit dieſem Manne würde machen, daß ſie den Freund ihres Gemahls aus dem Hauſe triebe und verabſcheute; in dem Augenblicke aber, wo ihr der Verführer einen Ring an den Finger ſtecken würde, würde ſie auch ihr Leben endigen, und ſo das Land der Freude für ſie zum Lande des Todes werden!“

Man hatte bereits mehrere Wochen ſchon zu Neapel zugebracht, und als Herr Robinſon ſah, daß Bing ſchon im Begriffe ſtehe, nach England, ſeinem Vaterlande, zurück zu reiſen, ſpottete er, nicht ohne Feinheit und Witz, über die Leichtgläubigkeit ſeiner Reiſegefährtinn, und bemerkte ſcherzend, daß, wenn ſie gleich eine ſo ausgezeichnete Erzie-

genoſſen habe, wie ſie nur wenigen Menſchen
heil werde, ſie doch in dieſelben Schlingen ge-
ſey, welche gemeinen Leuten ſo gefährlich zu
en pflegten, und lachend ſagte er zu ihr:
n, Madame, wir haben nun faſt ganz Italien
ſtrichen, und die Prophezeyung der Zigeune-
ſi nicht eingetroffen. Wir ſind dem ſchwarzen
ne doch nicht begegnet.“ Madame Bing zwang
um Lächeln, aber ſie war doch nichts weniger
uhig oder gleichgültig, und ihre Phantaſie
ihr immer noch in ſchrecklichen Bildern die Er-
g der Prophezeyung dar, nur daß ſie ſich's
merken ließ.

ines Abends, wo eben Robinſon ſeinen Scherz
ert hatte, ging die ganze Familie zuſammen
chauſpiel. Der König und die Königinn wa-
ugegen, die Verſammlung war außerordent-
ahlreich, die Damen blitzten von Edelſteinen,
hienen um den Preis der Schönheit zu ſtreiten.
als Madame Bing erſchien, wandten ſich al-
gen nur auf ſie. Den Eindruck, den ihre
aft himmliſche Geſtalt, durch den erleſenſten
uck erhöht, auf jedes Herz machte, war un-
ſehlich, und ſo wurde denn ihre Lage augen-
ch der Verſammlungspunct der ganzen vor-
n Jugend männlichen Geſchlechts.

nter mehrern Groſſen befand ſich auch gerade
rinz Colibrano im Schauſpiele, ein junger
, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine perſönlichen
ſchaften, als durch den Glanz ſeiner Geburt
em Gebrauche, den er von ſeinen unermeßli-
Reichthümern zu machen wußte, auszeichnete;

Kaum hatte er einen flüchtigen Blick auf Madame Bing geworfen, als er von der lebhaftesten Bewunderung durchdrungen, und von nie empfundenen süßen Regungen überwältigt, dem Verlangen nicht widerstehen konnte, die schöne Fremde näher zu betrachten. Er bemerkte in der Loge, in welcher sie saß, verschiedene Maltheserritter von seiner Bekanntschaft, welche mit Herrn Bing sehr genau bekannt zu seyn schienen, er ging daher auch hinein und bath seine Freunde, ihn dem Engländer vorzustellen. Durch Hülfe jenes Vertrauens, das immer eine Frucht vornehmer Geburt ist, mehr aber noch durch Hülfe seines Geistes und der ihm natürlichen Anmuth des Betragens, hatte er sehr bald eine Unterhaltung angefangen und Gelegenheit gefunden, der reitzenden Amerikanerinn seine Huldigung darzulegen, und ihr zu erkennen zu geben, daß er nicht unempfindlich gegen so viel Schönheit seyn könne. Allein kaum hatte die Dame den Prinzen genauer ins Auge gefaßt, als sie gewahr wurde, daß er bey einer übrigens regelmäßigen Bildung eine braunere Hautfarbe als die gewöhnliche der Männer seines Landes habe, und es fehlte wenig, so wäre sie vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Sie konnte sich indessen noch zwingen, brach aber doch sogleich das Gespräch ab.

Am Ende des Schauspieles lud Herr Bing, der von dem Vorgefallenen nicht das Geringste bemerkt hatte, den Prinzen auf den folgenden Tag zum Frühstücke ein, sehnsuchtsvoll, wie er sagte, sich mit ihm über den Charakter der Neapolitaner zu besprechen, und wo möglich eine engere Verbindung

em Manne einzugehen, der einer ſo ausge-
ten Achtung genöſſe. Der Prinz nahm die
ung an, und man trennte ſich. Madame
ühlte ſich wohl hundert Mahl verſucht, ihrem
hle den fürchterlichen Eindruck zu geſtehen,
e Erſcheinung des Prinzen auf ſie gemacht
und ihm ihre Angſt und Beſorgniſſe zu ent-
; allein die Scham verſchloß ihr den Mund,
pötterenen Robinſons bloßgeſtellt, wollte ſie
ht über dieß noch denen ihres Gemahles aus-

urch das Feuer einer Leidenſchaft verzehrt,
der Anblick ſo zauberiſcher Reitze in ihm er-
atte, kehrte der junge Prinz in ſeinen Pallaſt
. Allein die Nacht wurde ihm zu einem Jahr-
te voll Qual, und er ſah den Morgen anbre-
ohne daß er auch nur einen Augenblick Ruhe
n hatte. Seine Gemahlinn, beſorgt wegen
nellen Veränderung in ſeinem ganzen Weſen,
te ſich umſonſt, den Grund davon zu erfor-
oder durch Liebkoſungen und Fragen ihm ſein
nniß zu entreiſſen. Er blieb ſtumm und ver-
n, und ging um eilf Uhr aus, um die erhal-
inladung nicht zu verfehlen.

s er in das Hotel kam, wo ſeine Verehrte
, fragte er nach Herrn Ving, und erfuhr,
mit ſeiner Gemahlinn und ſeinem Freunde
angen ſey. Er hielt ſich dadurch mit Recht
leidigt, und eilte, ganz auſſer ſich vor Wuth
rn, nach einem öffentlichen Platze, um ſein
am zu zerſtreuen oder vielleicht denjenigen zu
en, der ihn ſo beſchimpft hatte. Lange Zeit

aber irrte er umher und fand niemanden. Endlich kehrte er nach seiner Wohnung zurück, und tröstete sich mit der Vorstellung, daß es wohl auch ein Irrthum seyn könne, und daß vielleicht die Einladung auf morgen gemeint gewesen sey. Er erschien also um die nähmliche eilfte Stunde des folgenden Vormittags in der Wohnung des Herrn Bing, und — erhielt dieselbe Antwort, wie gestern. Man denke sich seine Bewegung. Er konnte nicht nach seinem Pallaste zurück, sondern eilte wieder auf einen der öffentlichsten Spaziergänge, um sich wo möglich nur einiger Massen zu fassen und zu zerstreuen. Der erste Mensch, dem er hier begegnete, war Herr Bing selbst, der mit der freundlichsten Miene auf ihn zukam, und ihm freundschaftliche Vorwürfe über sein gestriges Vergessen machte, indem er ihn zugleich bath, den folgenden Tag sein Versehen ja wieder gut zu machen.

Der Prinz, in der größten Bestürzung, wußte sich die Sache gar nicht zu erklären und nahm die Einladung wieder an, denn im Augenblicke des Zorns war Eleonorens Bild und die Hoffnung unbekannter Freuden durch ihre nähere Bekanntschaft vor seine Seele.

Als er den andern Morgen bey Herrn Bing erschien, war dieser, zwar selbst durch unerwartete Geschäfte abgerufen, nicht zu Hause; allein seine Gemahlinn empfing an seiner Statt den neuen Gast, und suchte auf alle Weise die außerordentliche Verlegenheit zu verbergen, worein sie durch diesen Besuch gerieth. Indessen wurde sie endlich durch die feine Artigkeit, womit Herr Robinson sich der Un-

rhaltung bemächtigte, völlig beruhigt, ſo daß
ieder ihre ganze unbefangene Anmuth in Reden
nd Geberden ſichtbar wurde, und den verliebten
rinzen in das höchſte Entzücken verſetzte.

Allein der Augenblick, der ihr Schickſal entſchei-
en ſollte, war nahe. Herr Robinſon nähmlich
urde durch einen Zufall abgerufen, und der ga-
nte, feurige Italiäner ſah ſich mit dem Gegenſtan-
e ſeiner heftigen Leidenſchaft allein. Bewandert
n allen Künſten ſüßer Ueberredung, benutzte er ſo-
leich die Gelegenheit, ſein Inneres darzulegen,
nd ſparte weder Sophismen, noch Liebkoſungen
nd Schmeicheleyen, wie ſie nur immer die glühen-
e Liebe einzugeben vermag, um das Herz der Ge-
ebten zu rühren, deren außerordentliche Verlegen-
eit er für ein Zeichen des Kampfes hielt, den ſie
it der ſchon für ihn in ihrer Seele ſprechenden Lei-
enſchaft beſtehe. Er drang daher mit immer ſtär-
erer Gewalt ſeiner natürlichen Beredſamkeit in ſie,
en Empfindungen ihres Herzens freyen Lauf zu
aſſen. In der That fühlte ſich auch die ſchöne Cle-
ore durch einen ſolchen Triumph ihrer Reize zu ſehr
eſchmeichelt, um völlig Herr ihrer ſelbſt bleiben zu
önnen. Hierzu kam die Vorſtellung, daß ſie ihrem
Schickſale doch nicht entfliehen könne, und daß jes
es Widerſtreben hier völlig fruchtlos ſeyn müſſe.
Sie ließ daher endlich ein Geſtändniß über ihre Lip-
en geben, welches den Prinzen zum ſeligſten Men-
chen auf Erden machen mußte.

Iſt nur der erſte ſchwere Schritt in der Liebe ge-
han, ſo ſind die folgenden ein Spiel. Bald ſuch-
en ſich die Gelegenheiten, einander zu ſehen und

immer mehr zu nähern, von selbst und ungesucht darzubiethen, bis endlich das, was bey Eleonoren Anfangs, wenigstens zum Theile, Folge abergläubischer Vorstellungen war, in eine Wirkung der Neigung umgewandelt wurde. Ein unerwartetes Ereigniß drückte endlich ihrem gemeinschaftlichen Glücke das Siegel auf.

Herr Bing, der immer ein enthusiastischer Bewunderer der Naturschönheiten gewesen war, hatte sich schon lange vorgenommen Sicilien zu besuchen, seine Vulcane zu besehen, und zugleich die andern Merkwürdigkeiten der Insel mit in Augenschein zu nehmen. Er theilte diesen Plan seiner Gemahlinn mit, die aber unter tausenderley Vorwänden, vorzüglich weil sie an dergleichen Vergnügungen, die mannichfachen Beschwerden abgerechnet, gar keine Freude habe, sich von der Begleitung ihres Gemahls loszumachen, und völlig Herr ihrer Lebensweise zu bleiben wußte. Herr Robinson blieb sie=blich auch zurück, indessen fand sich bald Gelegenheit und Mittel auch ihn zu entfernen.

Von nun an kannte man gar keinen Zwang und keine Beschränkung mehr. Auf öffentlichen Spaziergängen, im Schauspiele, und wo nur immer die schöne Welt Neapels sich zu versammeln pflegte, sah man den Prinzen Colobrano und Madame Bing immer zusammen, und auf die vertrauteste Weise sich gegenseitig behandeln.

Mehr als ein Mahl hatte er in ihren Armen das höchste Glück der Liebe empfunden, wenn man das so nennen kann, was nur ein Triumph der Leidenschaft über Irrthum und Schwachheit war. Be=

ht durch dieſe flüchtigen Freuden ſuchte er alle
genheiten zu benutzen, der unglücklichen Ver-
n die Aufrichtigkeit und Feſtigkeit ſeiner Liebe zu
iſſen.

Als er ſo eines Tages durch die Straße Toledo
, trat er in den Laden eines Juwelenhändlers,
gewöhnlich alles, was die Mode zu Paris in
r Waarengattung Neues und Schönes erfand,
das Schnellſte erhielt, und zum Verkaufe aus-
llen pflegte. Hier nun las ſich der Prinz einen
g, reich von Diamanten, aus, deſſen Arbeit aber
noch den innern Werth übertraf, und da er
n im Voraus die Freude empfand, die ſeine
ebte über ein ſo ſchönes Geſchenk haben würde,
er ſogleich in haſtiger Eile nach ihrer Woh-
g.

Der Prinz fand die ſchöne Amerikanerinn in der
ndſten Nachtkleidung ruhend auf einem Sopha,
nem Zimmer, das durch eine halbe Beleuchtung
zum geheimnißvollen Genuſſe geweiht war.
den erſten Liebkoſungen und wechſelſeitigen
rmungen ſteckte der beglückte Prinz ſchnell den
g, den er gekauft hatte, an Cleonerens Finger,
glaubte nun, durch erneuerte Beweiſe der in-
en Zärtlichkeit von der ſchönen Frau für ſeinen
all belohnt zu werden. Allein was ſchildert
Erſtaunen, als er ſie ſtatt deſſen ohnmächtig
mit dem Ausrufe: Ich ſterbe, ich ſterbe! auf
Küſſen zurück ſinken ſah? Umſonſt bemühte er
ſelbſt auf alle Weiſe, ſie wieder zu ſich zu brin-
allein da das unmöglich ſchien, ſo rief er ihre

Frauen, und nur ſpät erſt gelang es dieſen, ſie wieder zu beleben.

Von dem heftigſten Schmerz und Kummer ergriffen, verließ der Prinz hierauf das Hotel, indem er ſich in ein Labyrinth von Zweifeln und Vermuthungen verlor, deren eine immer ängſtigender für ihn wurde als die andere.

Es war unter den Uebrigen ſeines Standes lange noch nicht Tag, als der Prinz, voll unruhiger Begierde, zu erfahren, welche Folgen der ſeltſame Vorfall gehabt haben könnte, ſich bey Eleonoren melden ließ. Er wurde in ihr Schlafzimmer gebracht. Die Unglückliche hatte kein Auge geſchloſſen. Eine tödtliche Bläſſe bedeckte ihr Geſicht, und ſie wagte es nicht, ihre niedergeſchlagenen Augen zu ihrem Geliebten zu erheben. Endlich brach ſie, durch ſeine dringenden Bitten beſiegt, doch das Schweigen, und entdeckte ihm mit allen Umſtänden das unglückliche Geheimniß, welches ſie aus Scham ihm bisher verſchwiegen hatte, indem ſie ſagte:

Wiſſen Sie denn, Prinz, ich habe tauſend Verſuche gemacht, mich meinem Schickſale zu entziehen, zwey Mahl habe ich Ihnen, auf die Gefahr, meinem Gemahle Ihrer Rache oder Verachtung Preis zu geben, die Annahme Ihres Beſuches verweigern laſſen, doch ſchwebte mir Ihre Geſtalt unaufhörlich vor Augen, und war mir ein Gegenſtand des Schreckens und der Freude; die Worte, die Sie vor wenigen Stunden aus meinem Munde hörten, ſind mein Todesurtheil geweſen, das ich mir ſelbſt ſprechen muß. Ja, Prinz, mein Loos iſt ge-

llen, ich kann ihm nicht entfliehen. Ich bin dem
ode geweiht! —

Umsonst bath der erschreckene Prinz alle Hülfs-
ittel auf, die ihm sein Geist und sein Gefühl an
e Hand gaben, um die schrecklichen Phantome zu
rstreuen, die die Seele seiner Geliebten umschwe-
n, umsonst bediente er sich bald des Spottes, bald
s Ernstes, ihr das Trügerische oder Lächerliche
s Glaubens an Prophezeiungen, vorzüglich aus
licher Quelle fühlbar zu machen. Eleonorens See-
nkraft war völlig vernichtet, und alle Mittel, sie
ieder zu erheben, vergeblich.

Das Betragen der Madame Bing war indessen
allgemein bekannt, vorzüglich hatte der letzte
orfall, der nicht lange verschwiegen blieb, ein so
oßes Aufsehen gemacht, daß Herr Robinson nun
cht länger schweigen zu dürfen glaubte, sondern
inem Freunde in Sicilien eine umständliche Schil-
rung der Lebensweise seiner Gemahlinn übersand-
, um wo möglich noch in Zeiten die Verirrte wie-
r auf den rechten Weg zu bringen, und den völli-
n Bruch zwischen sich und ihr zu vermeiden.

In der That erhielt auch Eleonore nicht lange
rauf von ihrem Gemahle einen Brief, worin er
r schrieb, daß er nun ihre ganze schändliche Aufs-
führung wisse, die sie sich seit der Zeit seiner Abwe-
nheit schuldig gemacht habe, und daß er nächstens
lbst in Neapel eintreffen werde, um seine Schande
dem Blute ihres Verführers abzuwaschen.

Als der Prinz Collobrano den Inhalt des Brie-
s erfahren hatte, fiel es wie ein Blitzstrahl in seine
ele, er erkannte die ganze Größe seiner Schuld

gegen einen Mann, der ihn mit so vieler Güte und Freundschaft behandelt, und ihm als seinem Freunde den theuersten Schatz seines Lebens anvertraut hatte. Er beschloß daher seinen Umgang mit Eleonoren sogleich aufzugeben, eilte auf sein Landgut Formicola, das einige Meilen von Neapel entfernt lag, jedoch ohne seiner Gattinn, die er in der Hauptstadt zurück ließ, das Geringste von dem Kummer, der ihn verzehrte, zu sagen.

Kaum hatte er hier einige Tage, dem tiefsten Grame überlassen, eingeschlossen in das entlegendste seiner Gemächer, zugebracht, als er das Geräusch eines Wagens im Schloßhofe vernahm, und nicht lange, so lag Eleonore selbst in seinen Armen.

In einem furchtbaren Zustande von Wuth und Verzweiflung warf sie ihm vor, daß er der niedrigste Bösewicht sey, wenn er sie nun, nachdem sie ihm alles, was einem Weibe theuer seyn müsse, aufgeopfert habe, verlassen, und der Rache ihres erzürnten Gemahls bloß stellen wolle. „Morgen kommt er in Neapel an," sagte sie endlich zu ihm, „begib dich in sein Hotel, bewaffne dich mit diesem Dolche, den ich in meinem Busen trage, und — du weißt, was ich meine!" Zugleich versuchte sie wechselsweise bald die zärtlichsten Liebkosungen, bald die furchtbarsten Drohungen, um ihn zu bewegen, sogleich mit ihr nach Neapel zurück zu kehren, und übergab ihn zuletzt den Dolch.

Von Entsetzen ergriffen, und aller Besonnenheit durch diesen Auftritt beraubt, versprach der Prinz, sich den folgenden Tag bey ihr einzufinden. Er begleitete sie auf der Rückkehr noch über eine

Leile, und kehrte in der ſchrecklichſten Verwirrung
uf ſein Schloß zurück, um eine Nacht hier zuzu-
ringen, wie er ſie in ſeinem Leben noch nicht ge-
ben hatte.

Der Gedanke, Eleonoren, die ihm ſo viel ſelige
Stunden geſchaffen hatte, der Wuth ihres Gemahls
reis zu geben, ſie einer Rache auszuſetzen, die er
och herbey gezogen hatte, marterte ihn fürchterlich.
Schwankend zwiſchen Liebe und Tugend wußte er
icht, auf welche Seite er ſich neigen ſollte. Und-
ich ſiegte die erſte, und indem er glaubte, es fo-
ere die Pflicht der Dankbarkeit von ihm, dem ge-
iebten Weibe jetzt beyzuſtehen, und meinte, ſie
ielleicht, wenn er alle Schuld auf ſich nehme, ge-
gen ihres Gemahles Zorn beſchützen zu können, be-
gab er ſich nach Neapel, und langte in Eleonorens
Wohnung an.

Kaum war er bey ihr eingetreten, ſo erneuerte
ſie ihr Verlangen, und um aller Ungewißheit zu ent-
gehen, ſetzte ſie hinzu: „Meine Partie habe ich un-
veränderlich ergriffen. Gelingt mein Vorhaben,
ſo beſteigen wir ſogleich ein Schiff, das meiner ſchon
im Hafen wartet, und eilen mit vollen Segeln der
neuen Welt, meinem Vaterlande, zu!“

Der Prinz bebte vor Entſetzen, indeſſen hatte er
den Dolch unter ſeiner Kleidung verborgen, und
ſeine Unentſchloſſenheit wuchs mit jedem Augen-
blicke. Ihre Unterhaltung war von kurzer Dauer,
denn ſchon hörte man das Geräuſch eines Wagens
und — Herr Bing ſelbſt erſchien. Er trat ins Zim-
mer, warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf
den Prinzen, und ſtieß ſeine Gemahlinn ziemlich

unſanft in ein Cabinett, welche durch einen Blick voll Wahnſinn und Verzweiflung den bebenden Geliebten zu der ungeheuern That erneuerte, und ihm den Ort zeigte, wohin er fliehen ſollte. Allein das Gefühl der Scham überwältigte den nicht ſchlechten Prinzen, und von Gewiſſensbiſſen gequält, entfernte er ſich, ohne den Verſuch zu wagen, den Wunſch der Verzweifelnden zu befriedigen.

Ohne ſich in weitläuftige Erörterungen über das Geſchehene einzulaſſen, kündigte Herr Bing ſeiner Gemahlinn ſogleich an, daß, da er nun nicht länger, ohne ſich zu beſchimpfen, mit ihr leben könne, er ſie in den Schooß ihrer Familie zurück führen werde, mit der Betheurung, daß ihn von dieſem Entſchluſſe weder Bitten noch Thränen abzubringen im Stande ſeyn würden, und daß ſie ſich bereit halten ſolle, in zwey Tagen Neapel, den Schauplatz ihrer und ſeiner Schande, zu verlaſſen.

In dieſem Momente fühlte ſich Eleonore wie von einem Donnerſchlage getroffen, der ſchwerzlichſte Kummer bemächtigte ſich ihrer, und ſie unterlag ganz dem Schrecken ihrer empörten Einbildungskraft. Sie brachte immer in halblauten Tönen das Wort: Zigeunerinn, Schickſal, hervor, und nachdem ſie auf näheres Befragen ihres Gemahls, nach hundertmahliger Unterbrechung der Rede durch Weinen und fürchterliche Zuckungen, ihm das ganze Geheimniß entdeckt hatte, wurde ſie von dem heftigſten Fieber ergriffen. Sie hatte von nun an keinen Augenblick Ruhe, und jeder Augenblick ihres Lebens wurde ihr zur Qual. Vergebens wurden alle Aerzte Neapels herbeygerufen und

m Rath befragt, vergebens beth ihr ihr Gemahl,
weicht durch ihren Schmerz und durch ſeine natür-
che Gutmüthigkeit geleitet, ſeine volle Verzeihung
n. Mit ſchnellen Schritten nahte ſich ſchon der
od, ſeine Beute zu erhaſchen, und bezeichnete die
m Geweihte mit ſeinem unverkennbaren Zeichen.

Der Prinz der nach Formicola zurückgekehrt
ar, befand ſich in keiner ruhigeren Lage. Die Un-
ewißheit des Schickſals, dem ſeine Geliebte entge-
en ging, quälte ihn raſtlos. Umſonſt ſuchte er ſich
urch kleine und groſſe Geſchäfte auf ſeinem Lands-
ute, durch Beſuche in der Nachbarſchaft, durch
agdbeluſtigungen zu zerſtreuen und zu betäuben;
ichts verſchaffte ihm Ruhe, die unglückliche Bege-
enheit ſtand unaufhörlich vor ſeiner Seele. Er
rblickte immer nur das junge unerfahrne Weib,
as er durch ſeine Künſte verführt habe, und wel-
es ſeine unſelige Leidenſchaft dem Tode entgegen
ühre.

Eines Morgens, als er endlich, durch die
urchtbarſten Träume der Nacht ermattet, anfing,
nige Erquickung durch den Schlaf zu genießen,
weckte ihn plötzlich das Rollen eines Wagens.
in Bedienter trat in ſein Schlafzimmer und mel-
ete ihm, daß Herr Bing da ſey, und begehre,
aß er, der Prinz, ſogleich mit ihm in den Wagen
eigen, und mit nach Neapel fahren ſolle. Der
rinz zweifelte keinen Augenblick daran, daß es
errn Bings Abſicht ſey, in ſeinem Blute die ihm
ugefügte Schande abzuwaſchen. In gröſter Eile
leidete er ſich an und ergriff ſeinen Degen, feſt

entschlossen, sich selbst ohne Gegenwehr in den seines Gegners zu stürzen.

Von seinem Bedienten geführt, denn Kummer und Unruhe hatten ihn fast aller Kräfte beraubt, stieg er in Herrn Kings Wagen. Allein wie sehr wurde er durch den Anblick dessen überrascht! Weit entfernt, einen Gedanken an Rache zu hegen, hatte dieser vielmehr die Augen voll Thränen, und vermochte kaum aus gepreßter Brust einige Worte hervor zu stammeln.

Endlich sagte er zum Prinzen: Ich bin nicht in der Absicht gekommen, Sie zu beschimpfen oder Ihnen einen Vorwurf zu machen, viel weniger Sie zum Zweykampfe zu fordern. Hören Sie! Eleonore gibt vielleicht in diesem Augenblicke, als ein unglückliches Opfer des Glaubens an die Prophezeyungen einer Zigeunerinn, den Geist auf. In ihrer Geistesschwäche liegt der Grund meines und ihres Unglücks. In der Meinung, einem unabwendbaren Geschicke zu gehorchen, hat sie sich unerlaubten Genüßen hingegeben. Ihr Herz hat keinen Antheil daran, ich vergebe ihr, und um Ihnen dieses auf das deutlichste zu beweisen, folge ich ihrem Willen, denn in ihrem Auftrage bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, ihr zum letzten Mahle das Glück zu gewähren, Sie zu sehen. Noch ein Mahl will sie wenigstens in ihren bebenden Händen die Hand desjenigen halten, den sie so sehr geliebt hat. Ich selbst ersuche Sie um diese Gefälligkeit, und glaube, Sie werden Seelengröße genug besitzen, den Werth des Schrittes zu würdigen, den ich gethan habe.

Der Prinz erwiederte auf dieſes alles nicht ein
ort. Einem Kinde oder vielmehr einem Men-
en ähnlich, dem ſeine Vernunft verlaſſen hat,
i er ſich ohne den mindeſten Widerſtand fort-
ngen. Herrn Bing war der ſchnellſte Lauf ſeiner
erde nicht ſchnell genug. Er fürchtete den letz-
Athemzug ſeiner Gattinn nicht mehr auffaſſen
können, und vorzüglich, daß ſie ohne den Troſt
ben möchte, den noch ein Mahl zu ſehen, der
ſo glücklich und ſo elend gemacht hatte.

Endlich kamen ſie an. Alles im Hauſe war
tenſtill. Die weinenden Diener ſelbſt beſchwo-
den Prinzen, ihre Gebietherinn zu retten, und
hten ihm, durch Verſchweigung des bedenkli-
n Zuſtandes der Leidenden, Muth zu machen.

Mit thränenden Augen führte Herr Bing den
inzen zum Bette Eleonorens, und indem er leiſe
Vorhänge öffnete, ſagte er zu ihr: „Siehe!
eonore, ob ich dich nicht liebe? ob je dich je-
nd mehr geliebt hat als ich?“ —

Eleonore erwachte aus der Betäubung, in der
gelegen hatte, ihre Augen weilten bald auf
em Gemahle, bald auf dem Geliebten, ſie ſchien
gleich den einen um Verzeihung zu bitten, und
n andern zeigen zu wollen, daß er keine Schuld
ge, und daß er ihr noch immer theuer ſey.
dlich raffte ſie alle ihre Kräfte auf, nahm den
hängnißvollen Ring von ihrem Finger, und
kte ihm den Prinzen wieder an die Hand, in-
u ſie folgende Worte zu ihm ſagte:

„Laſſen Sie dieſen Ring nie von ſich, denken
dabey immer an Eleonoren! Und du, mein

Gemahl! vergib mir! ich verrieth dich, aber ich folgte dabey nur meinem unglücklichen Schicksale. Weine um mich, denn ich sterbe!" —

In der That gab auch wenige Augenblicke nachher die Arme den Geist auf. Lange stand der Prinz und ihr Gemahl im dumpfen Schweigen und mit lautem Weinen an ihrem Lager; bis endlich die Freunde beyder sie von dem schmerzlichen Anblicke entfernten.

So fiel in der Blüthe des Lebens ein Weib, geschmückt mit allen Tugenden und allen Reitzen der Natur, als ein Opfer des Aberglaubens und der Leidenschaft zugleich.

Herr Bing sammelte die Ueberreste seiner Gattinn, und führte sie dahin, wo ihre Verwandten ruhten.

In der Seele des Prinzen hinterließ diese Begebenheit einen unauslöschlichen Eindruck. Er ließ den Ring nie von seinem Finger, entsagte den flüchtigen Freuden der Liebe, lebte von nun an nur der Freundschaft, und suchte durch ein musterhaftes Leben seine frühere Schuld zu versöhnen.

Louise Dreyfuß.

Mörderinn eines schuldlosen Kindes.

Eine Kriminalgeschichte.

uise Dreyfuß, die Frucht unehelichen Beyschla-
, wurde im Jahre 1764 im Gefängnisse zu Ahl-
, einem im Herzogthume Lüneburg belegenen
nte, von einer hernach zum Zuchthause verur-
ilten Inquisitinn geboren. Von ihrem zwey-
Jahre an gab man sie bey dem dasigen Gerichts-
ner in Kost und Erziehung, wo sie 13 Jahre,
zu ihrer Confirmation, blieb.

Während dieser Zeit soll sie etwas eigensinnig
wesen seyn, auch wohl bey Gelegenheit Kleinig-
ten genommen haben. So oft sie hierüber oder
s andern Ursachen gezüchtiget wurde, weinte sie
ten, stellte sich vielmehr sehr störrisch und eigen-
nig, zeigte übrigens aber mehr Munterkeit, als
n stilles Temperament, und hatte auch ziemlich
ute Religionskenntnisse erlangt.

Seit dem diente sie innerhalb 3½ Jahren an
er verschiedenen Orten, wo man mit ihr zufrie-
en war, und sie hauptsächlich nur deßwegen wie-
er bald gehen ließ, weil ihre Kräfte zur Hausar-
eit zu schwach waren. Zuletzt trat sie bey dem

Einwohner Oelfken zu Düshorn, im Lüneburgiſchen, in Dienſt, der ſie nicht lange zu behalten dachte, weil ſie, wenn ihr etwas gebrüſſen wark, immer trotzig und eigenſinnig wurde. Anderswärts war ſie luſtiger, und erlaubte man ihr eben deßhalb gern mit ihrem Spinnrade auszugehen. Dieſes geſchah auch am 4. Aprill 1783 des Nachmittage, da ſie in ihres Nachbars Sanders Haus ging. Hier traf ſie unter andern Spinnerinnen nahmentlich Magdalena Walters an. Anfangs ſcherzte ſie mit ihr. Dieſe Unterhaltung artete aber bald in Ernſt aus, und es kam zu einem heftigen Wortwechſel. Die Walters warf der Dreyfuß eine Speckſchwarte zu, welche dieſe ergriff, und jener das Geſicht damit rieb. Hierdurch aufgebracht, gab die Walters der Dreyfuß den Schimpfnahmen Puckfaut. Letzte nannte erſtere dagegen Otje und Sinnekuſten. Die übrigen Spinnerinnen bemüheten ſich, den Streit beyzulegen, und bewirkten wenigſtens Stille.

Am Abende beym Weggehen ſoll aber die Walters den der Dreyfuß beygelegten Schimpfnahmen wiederhohlt haben. Hierauf rief letztere die Worte aus: Kum du Düfel, eck will deck kalt maken, „(Komm du Teufel, ich will dich kalt machen) und begleitete ſie mit dem Schwure:" Der Teufel ſollte ſie hohlen, wenn ſie es nicht thäte? Einige Anweſende ſtellten ihr die Abſcheulichkeit dieſer Aeußerungen, und die Folgen des Mordes vor. Sie erwiderte aber gleichgültig, das mache nichts, eines Todes könne ſie nur ſterben. Etwa 6 oder 7 Tage nach dieſem Vorfalle war die Dreyfuß mit

erſchiedenen Mädchen des Dorfes in der Brau-
erſchen Spinnſtube verſammelt. Bey ihnen fand
ch auch Johann Sander, der Halbbruder der
Magdalena Walters ein, mit der ſich die Dreyfuß
or einigen Tagen gezanket hatte, und neckte dieſe
orzüglich. Sie forderte ihn daher im Scherze
eraus aufs Freye. Sander entfernte ſich, kam
ber bald mit einem Eimer voll Waſſer zurück,
nd wartete an der Hausthür, um die Dreyfuß
u beſchütten. Als ſie ſich nun nicht heraus wag-
e, goß er nach ihr auf der Diele, verfehlte ſie
ber, und ging weg, um einen andern Eimer voll
Waſſer zu hohlen. Während der Zeit lief die
Dreyfuß davon, und ſuchte in dem Walterſchen
Hauſe Schutz, floh daſelbſt auf eine Kammer, wur-
de aber von Sander dahin verfolgt, in der Abſicht,
ſie zu begießen. Die Dreyfuß rief deſſen Mutter
zu Hülfe, welche auch herbey eilte, und ihrem
Sohne den Eimer wegnehmen wollte. Seine
Halbſchweſter Magdalene Walters ſuchte die Mut-
ter daran zu hindern. Es gelang ihr aber nicht,
und als ſie dieſes ſah, ging ſie nach dem benach-
barten Hauſe des Brotherrn der Dreyfuß. Von
hier ab rief ſie dieſer, welche noch vor dem Wal-
terſchen Hauſe ſtand, zu: ſie möchte ſtatt Lärm zu
machen nur nach Hauſe gehen und ſpinnen, denn
ſie ſpinne ja nicht einmahl ein Stück, und ha-
ſpele die Binde nicht voll.

Die Hausfrau, bey welcher ſie diente, hörte
das in ihrer Stube mit an, und fragte die Drey-
fuß bey ihrer Rückkehr nach Hau e: warum ſie die

Einwohner Oelfken zu Düshorn, im Lüneburgiſchen, in Dienſt, der ſie nicht lange zu behalten dachte, weil ſie, wenn ihr etwas geheißen ward, immer trotzig und eigenſinnig wurde. Anderwärts war ſie luſtiger, und erlaubte man ihr eben deßhalb gern mit ihrem Spinnrade auszugehen. Dieſes geſchah auch am 4. April 1783 des Nachmittags, da ſie in ihres Nachbars Sanders Haus ging. Hier traf ſie unter andern Spinnerinnen nahmentlich Magdalena Walters an. Anfangs ſcherzte ſie mit ihr. Dieſe Unterhaltung artete aber bald in Ernſt aus, und es kam zu einem heftigen Wortwechſel. Die Walters warf der Dreyfuß eine Speckſchwarte zu, welche dieſe ergriff, und jener das Geſicht damit rieb. Hierdurch aufgebracht, gab die Walters der Dreyfuß den Schimpfnahmen Puckfaut. Letzte nannte erſtere dagegen Otje und Sinnekußen. Die übrigen Spinnerinnen bemüheten ſich, den Streit beyzulegen, und bewirkten wenigſtens Stille.

Am Abende beym Weggehen ſoll aber die Walters den der Dreyfuß beygelegten Schimpfnahmen wiederhohlt haben. Hierauf rief letztere die Worte aus: Kum du Düfel, eck will deck kalt maken, „(Komm du Teufel, ich will dich kalt machen) und begleitete ſie mit dem Schwure:" Der Teufel ſollte ſie hohlen, wenn ſie es nicht thäte? Einige Anweſende ſtellten ihr die Abſcheulichkeit dieſer Aeußerungen, und die Folgen des Mordes vor. Sie erwiderte aber gleichgültig, das mache nichts, eines Todes könne ſie nur ſterben. Etwa 6 oder 7 Tage nach dieſem Vorfalle war die Dreyfuß mit

verſchiedenen Mädchen des Dorfes in der Brammerſchen Spinnſtube verſammelt. Bey ihnen fand ſich auch Johann Sander, der Halbbruder der Magdalena Walters ein, mit der ſich die Dreyfuß vor einigen Tagen gezanket hatte, und neckte dieſe vorzüglich. Sie forderte ihn daher im Scherze heraus aufs Freye. Sander entfernte ſich, kam aber bald mit einem Eimer voll Waſſer zurück, und wartete an der Hausthür, um die Dreyfuß zu beſchütten. Als ſie ſich nun nicht heraus wagte, goß er nach ihr auf der Diele, verfehlte ſie aber, und ging weg, um einen andern Eimer voll Waſſer zu hohlen. Während der Zeit lief die Dreyfuß davon, und ſuchte in dem Walterſchen Hauſe Schutz, floh daſelbſt auf eine Kammer, wurde aber von Sander dahin verfolgt, in der Abſicht, ſie zu begießen. Die Dreyfuß rief deſſen Mutter zu Hülfe, welche auch herbey eilte, und ihrem Sohne den Eimer wegnehmen wollte. Seine Halbſchweſter Magdalene Walters ſuchte die Mutter daran zu hindern. Es gelang ihr aber nicht, und als ſie dieſes ſah, ging ſie nach dem benachbarten Hauſe des Brotherrn der Dreyfuß. Von hier ab rief ſie dieſer, welche noch vor dem Walterſchen Hauſe ſtand, zu: ſie möchte ſtatt Lärm zu machen nur nach Hauſe gehen und ſpinnen, denn ſie ſpinne ja nicht einmahl ein Stück, und haſpele die Binde nicht voll.

Die Hausfrau, bey welcher ſie diente, hörte das in ihrer Stube mit an, und fragte die Dreyfuß bey ihrer Rückkehr nach Hauſe: warum ſie die

Binde nicht voll haſple? Dieſe erwiderte unwillig: ſind ſie denn nicht voll?

Einige Tage nachher fiel das Geſpräch im Brammerſchen Hauſe wieder auf die Walters; nun ſagte die Dreyfuß in der Spinnſtube; ſie wollte der Walters einen Knick geben, den ſie ihr Leben lang behalten ſollte, und wetzte zu dieſer ſchrecklichen That in Gegenwart der übrigen ihr Taſchenmeſſer auf dem Tiſchfuße.

Am Sonnabende den 12. April ſchlich ſie ſich des Abends um 5 Uhr in das Walterſche Haus, und legte ſich auf den Stall. Um halb zwölf Uhr, als ſie merkte, daß alles zu Bette war, ging ſie herunter in die Wohnſtube, und von da in die ihr bekannte Schlafkammer, wo die Witwe Walters, deren Tochter Magdalena mit noch einer dritten Perſon zu Bette lagen, entſchloſſen, wenn ſie ſämmtlich feſt eingeſchlafen wären, den Mord mit ihrem bey ſich habenden Taſchenmeſſer zu vollbringen. Die Witwe Walters, welche das Knarren der Thür gehört, blieb indeß noch wachend. Ihr Sohn, der ſich im Wirthshauſe aufgehalten hatte, kam um 12 Uhr nach Hauſe und fragte ſeine Mutter, ob ſie die Hinterthür verriegelt habe? Er habe ſie offen gefunden, und vermuthe daher feſt, daß Diebe im Hauſe wären. Man beſchloß deßwegen Licht anzuzünden. Indem hiervon geſprochen wurde, warf ſich die Dreyfuß aufs Bette, gab ſich nach geſchehener Anrede zu erkennen, und wendete vor, ſie hätte ſich verſpätet und die Thür zum Hauſe ihres Brotherrn, wie ſie hinein gewollt, ſchon verſchloſſen gefunden. Sie bath daher um

Herberge für die Nacht. Dieß ward ihr bewilligt, und nun legte sie sich bey der Witwe Walters in den geräumigen Platz der Magdalena, und schlief bis an den folgenden Morgen gegen zehn Uhr, ohne jener, die in dem Bette neben ihr ruhte, das geringste Leid zuzufügen. Nach dem Aufstehen verweilte die Dreyfuß noch eine Stunde im Waltersschen Hause, ohne die Tochter wieder zu sehen, weil diese zur Kirche gegangen war. Auf anhaltendes Bitten des Sanders genoß sie einige Kartoffeln, das ihr angebothene Butterbrot aber konnte sie nicht essen, weil sie schon am vorhergehenden Tage, als ihr der Gedanke angekommen war, die Walters zu ermorden, eine so quälende Angst überfallen hatte, daß sie sich ihrer nicht zu erwehren wußte.

Um 11 Uhr verließ sie das Waltersche Haus, und legte sich in eine zum Hofe gehörige Scheuer auf Heide nieder. Hier litt sie große Angst, und nahm ihre Zuflucht zum Gebethe, ohne aber Erleichterung davon zu empfinden. Auf ein Mahl entschloß sie sich, den vorhin mißlungenen Mord an dem jüngsten Kinde ihres Brotherrn Oelfken auszuführen. Sie wählte dieses hierzu, weil sie der Mutter darüber nicht gut gewesen, daß solche sie wegen des beschuldigten falschen Haspelns zur Rede gestellt, und deßhalb zu klagen gedroht hatte. Auch mochte sie das Kind selbst nicht leiden, weil es der Mutter alles angebracht, und diese darnach gehöret hatte. Sie glaubte überdem, „weil sie „sich einmahl verschworen gehabt, einen Menschen „zu tödten, der Walters aber nicht habe ankommen

„können, so wäre es gleich gut, wenn sie nur ei-
„nen andern umbrächte, und würde sie der Teufel
„abholen, wenn sie ihren Schwur nicht erfüllte.“

Sie ging daher des Nachmittags gegen 3 Uhr aus der Walterschen Scheuer in das Oelkische Haus, und legte sich auf den darin befindlichen Kuhstall, wo sie etwa zwey Stunden schlief. Um 11 Uhr des Nachts ging sie herunter in ihre Kammer, und legte statt der gewöhnlichen, bessere Kleider an, um ihrem Vorgeben nach, sich gleich nach vollbrachtem Morde bey dem Amte als Thäterinn anzugeben.

Um 12 Uhr verließ sie ihre Kammer, in einer Verfassung, wie sie versicherte, die es ihr eben so leicht gemacht haben würden, eher sich selbst, als das getödtete Kind umzubringen.

Sie ging zu der Schlafstelle, worin zwey Kinder ihres Bruderherrn lagen, mit dem Vorhaben, das jüngste, ein Mädchen von ungefähr 6 Jahren, zu ermorden. Sie setzte sich vorne in diesem Behältnisse nieder, und wie sie merkte, daß das Kind schläft, legte sie demselben die eine Hand auf den Kopf, und schnitt mit der andern mit ihrem gewöhnlichen Taschenmesser durch die Kehle des Kindes, woran es, ohne einen Laut von sich zu geben, starb.

Die Mörderinn warf nach vollbrachter That das Messer, weil es ihr zuwider ward, in den Kuhstall, legte sich wieder auf den Stall, wo sie vorhin ihr Lager gehabt, verlor ihre bisherige Angst, und schlummerte etwas ein. Es entstand darauf Lärm im Hause, indem der Bruder der Ent-

ibten aus dem Wirthshauſe zurück kam. Er weckte durch ſeine Ankunft die ſchlafende ältere Schweſter auf. Dieſe fühlte beym Erwachen die Wärme des vergoſſenen Bluts der Getödteten, glaubte, daß ſie krank ſey, und ſich übergeben habe. Sie rief ihren Bruder an, und dieſer weckte wiederum die Aeltern. Man entdeckte beym Lichte den traurigen Vorgang. Das Wehklagen der Aeltern und Geſchwiſter brachte die Nachbarn aus dem Schlafe, und ſo verſammelten ſich in kurzem viele Menſchen. Die Thäterinn hörte auf dem Stalle alles, was vorging mit an, unter andern auch, daß der Verdacht von der begangenen Mordthat, wegen ihrer Abweſenheit, auf ſie fällt.

Gegen 5 Uhr Morgens, nachdem es wieder im Hauſe ruhig geworden, ſtieg die Mörderinn von dem Stalle herunter in den Hof, und begab ſich von da auf den Weg nach Fallingboſtel, um ſich beym Amte anzugeben. Nahe vor dem Dorfe begegnete ihr ein Einwohner aus Fallingboſtel, der ſie fragte, wohin ſie wolle? Anfangs erwiederte ſie: ſie wiſſe es noch nicht; ob ſie nach Fallingboſtel oder Walsrode wolle. Als er ſie aber am Arme faßte und mitgehen hieß, ſagte ſie ihm, ſie hätte die vergangene Nacht nicht viel Gutes gethan, und auf die Frage, ob ſie dem Oelſkſchen Kinde den Hals abgeſchnitten habe? folgte die ganz freymüthige Antwort: Ja, das habe ich gethan.

Am Nachmittage wurde ſie auf Befehl der gegenwärtigen Obrigkeit in die Stube geführt, und ihr der mit einem Tuche bedeckte Leichnam des er-

merdeten Kindes gewiesen. Sie erschrak hierüber so wenig, als sie eine andere Rührung von sich sehen ließ, trat vielmehr mit einer ruhigen Stirn herzu, betrachtete das Kind, und erwiederte auf Befragen: Das ist das Kind, welchem ich die vergangene Nacht den Hals abgeschnitten habe. Während der Untersuchung fand die Dreyfuß Gelegenheit, aus der Haft zu entkommen. Sie nahm nebst wenigen Kleidungsstücken, auch ihre Bibel, Gesangbuch und Katechismus mit, und zwar, um der Strafe zu entfliehen, über Dorfmark und Ivenbruch nach Hamburg zu, in der Absicht, dort Dienste zu suchen. Jenseits Seenbruch wurde sie müde, die Beine fingen ihr an wehe zu thun, und als sie vor Angst nicht weiter kommen konnte, kehrte sie wieder um, auf den Weg nach Fallingbostel zurück.

In Dorfmark traf sie bey dieser Gelegenheit eine Frau an, von welcher sie gefragt wurde, wo sie hin gewesen sey? Sie erwiederte, daß sie zu Fallingbostel ausgebrochen sey und weggewollt hätte, weil sie aber nicht weiter kommen konnte, denke sie nach Fallingbostel zurück zu kehren. Sie bath zugleich, ihr den rechten Weg zu zeigen; ungeachtet aber dieses geschah, besorgte dennoch die Dreyfuß ihn zu verfehlen, und ersuchte deßwegen einige hinter ihr herkommende Leute, der Vogtschen zu sagen, sie möchte doch jemand schicken, der sie wieder nach Fallingbostel brächte, welches dann auch ihrem Wunsche gemäß geschah. Dem Menschenbeobachter ist schon jede nur geringe unwillkürliche Entfernung von der Brudertiebe,

ziem edelſten Triebe, dieſer Grundſtütze alles Er-
nglücks, äuſſerſt merkwürdig. Aber unendlich
rmehrt ſich für ihn die Wichtigkeit ſolcher Vor-
lle, wenn darin alle Spur des Gefühls jener
ſlicht ganz vertilgt iſt, wenn ihre Verläugnung
n einem Geſchlechte wahrgenommen wird, dem
uſt ſanfte Empfindungen, als ein Vorzugsrecht
genthümlich zu ſeyn ſcheinen; wenn dieſes ſich
einem Alter zeigt, wo der Reiz zu allgemeiner
heilnahme am lebhafteſten und ſtärkſten zu wir-
en pflegt; wenn dadurch kein wahres oder fal-
hes äuſſeres Glück erreicht werden kann, ſondern
ie Abſicht bloß auf Befriedigung verborgener in-
erer Verſtellungen und Neigungen gerichtet iſt.

Darum verdient dann auch die Geſchichte dieſer Mordthat in mannigfaltiger Rückſicht vorzügliche Aufmerkſamkeit. Ohne aber hier die Frage der Imputabilität zum Vorwurfe einer Unterſuchung zu machen, ſollen bloß einige pſychologiſche Muthmaſſungen über das Entſtehen des vorgetragenen Blutdurſtes angeführt werden *).

---

*) Ein etwas ähnliches, aber den Umſtänden nach nicht völlig gleiches Beyſpiel, von einer aus Rachſucht entſtandenen Mordluſt, die an einem unſchuldigen Menſchen geſtillt wurde, findet ſich in der Berliner Monathsſchrift November 1787. S. 443 u. f. w. welche ein Soldat Nahmens Habermann anführte. Die That geſchah übrigens gleichfalls mit dem gewöhnlichen Brotmeſſer; der Thäter war äuſſerſt ruhig nach der Handlung. Er ſah den blutigen Leichnam ohne Rührung. Er ſagte, er hätte

Ein auſſerordentlicher hoher Grad von Unempfindlichkeit, die vielleicht gänzlich Folge ihrer erhaltenen Erziehung war, ſcheint der Urſtoff zu ſeyn, woraus die Rachbegierde der Dreyfuß ſich bis zum erſten Mordentſchluſſe hinauf ſchnellte. Starrſinn lenkte ihn nach mißlungenem Verſuche auf einen andern Gegenſtand, und Aberglaube half ihn endlich mit vollführen.

Schon in der Kindheit war die Dreyfuß ſo fühllos, daß ſie bey erhaltenen Züchtigungen ſelten weinte, während der ganzen Inquiſition hat ſie kaum ein einziges Mahl in Rührung gebracht werden können, und ſelbſt der erſchütternde Anblick des von ihrer Hand erblaßten Kindes, machte keinen erweichenden Eindruck auf ihr Herz.

Hätte ſich indeſſen mit ihrer Unempfindlichkeit nicht Starrſinn und Aberglauben vereiniget, ſo würde die erhitzte Rachbegierde durch den erſten fehlgeſchlagenen Verſuch des vorgeſetzten Mordes nicht abgekühlt worden ſeyn. Im Gegentheile aber gewann das Verlangen nach der That nur deſto mehr Feſtigkeit, und ſie ſuchte ſich der Ausführung davon auf eine Art zu verſichern, die weniger Ungewißheit unterworfen war, als eine Wiederhohlung des erſten Unternehmens. Sie empfand Angſt, ſo lange ihr Entſchluß noch Vorhaben blieb,

---

a. ſo was thun müſſen, und erklärte dieſes dadurch, weil er den Vorſatz gehabt habe, den Fock zu ermorden, ſo ſey es Beſtimmung für die Unſchuldige geweſen, die der Mord getroffen, da er zuvor gar nicht hieran gedacht habe.

d verlor dieſe gleich nach vollendeter That. Nir-
nds zeigen ſich Spuren des Wankelmuths, ſeit
r erſten Drohung bis zum Anlegen des voraus
wetzten Meſſers. So beſtätigte dann auch dies
s Beyſpiel, daß den Verbrechern oft die Ausfüh-
ng nicht ſehr ſchwer fällt, wenn die That erſt
nmahl beſchloſſen war. Würde bey Kriminal-
rhören mehr darauf inquirirt, ſo hörte man
hrſcheinlich auch häufiger übereinſtimmige Ge-
ndniſſe mit der Ausſage des zu Wurzen hinge-
rteten Mörders Kramers, der bey ſich die Be-
erkung machte, daß, wie er den Entſchluß gefaßt
te, den Fuhrmann zu erſchlagen, und dieſen
edanken nur ein einziges Mahl gedacht habe; ſo
äre es ihm geweſen, als ſey ihm ein Stein vom
rzen gefallen. Sehr wichtig iſt es daher für
rſetzgeber und Erzieher, dem erſten Entſtehen des
orſatzes zu Uebelthaten entgegen zu wirken.

Die Furcht vor der Ahndung des Teufels, wenn
s gegebene Wort ihm nicht gehalten würde, wo-
t die Dreyfuß den begangenen Mord entſchul-
gte, gleichet ganz den Begriffen, welche zu den
iten der Hexen-Verfolgungen im Gange waren.
öchſt traurig iſt es, daß mit dem Einſturze der
heiterhaufen, die dieſen Unglücklichen errichtet
urden, von der Gewalt der böſen Geiſter über
n Menſchen, keine aufgeklärten Begriffe allge-
ein geworden ſind.

Das Urtheil der Richter über die erzählte Mord-
at theilte ſich zwiſchen zweyen Meinungen.
ine Hälfte erkannte den Mord von der Beſchaf-
nheit, daß Todesſtrafe eintreten könnte. Die

andere hingegen bezweifelte bey dem Beſchluſſe und der Ausführung der That, das Daſeyn eines ſo freyen Vernunftgebrauches, daß der Mörderinn die begangene Handlung völlig in dem Maße zugerechnet werden dürfte, welches voraus geſetzt zu werden pflegte, wenn man Leben ſtraft.

Weil nun nach der Verfaſſung im Hannöverſchen, weder der Buchſtabe des Geſetzes, wie in England, tödtet, noch auch unſere Gerichte gewohnt ſind, mit Franzöſiſchem Leichtſinne Blut zu vergießen; ſo ließ man der milderen Meinung den Vorzug: und ward von der königl. Landesregierung, die hierauf gebaute Verurtheilung zur lebenswierigen Zuchthausſtrafe beſtätiget.

Die Belagerung von Saragoſſa.

Es hat der Geſchichte der letztvergangenen Kriege nicht an Zügen gefehlt, welche wegen der in ihnen hervortretenden Tapferkeit, Entſchloſſenheit, Todesverachtung, Beſonnenheit in den bedenklichſten Augenblicken die Bewunderung der Welt zu erregen im Stande waren; allein nichts in dieſer Art läßt ſich vielleicht mit der Belagerung von Saragoſſa im Jahre 1808 vergleichen. Der Menſchenfreund muß es freylich bedauern, daß die Menſchen gerade den größten Aufwand ihrer

Kräfte zu ihrer gegenseitigen Zerstörung nur zu oft misbrauchen, indeß tröstet ihn der Gedanke, daß selbst ein solcher Misbrauch von der Vorsicht zum Besten der Menschheit geleitet werde.

„Die Belagerung Saragossa's — dieses Feuerherdes der Spanischen Insurrection, — heißt es in einer geistreichen Zeitschrift — in alten und neuern Zeiten durch die kühnsten Waffenthaten, durch unablösliche Anhänglichkeit an die Herrscherfamilie und durch einen Widerstand ohne Beyspiel so berühmt — ist die interessanteste Erscheinung in dem bisherigen Spanischen Kriege, weil Angriff und Vertheidigung gleich hartnäckig war, und weil hier eine Art von Krieg angewandt werden mußte, der unter allen der furchtbarste ist. Sie erinnerte an die in der Kriegsgeschichte so berühmt gewordenen Belagerungen von Antwerpen, Maltha, Calais und ähnliche, und zeigte den Muth der Spanier auf einer Höhe, wie sie nur Begeisterung und Fanatismus zu erreichen fähig sind."

Eben deßhalb glauben wir auch in diesen Gemählden dieser furchtbar erhabenen Kriegsscene einen Platz anweisen zu müssen.

„Schon im November wurde diese wichtige Festung von den Franzosen berennt: Moncey, Jünot und Lannes, drey der versuchtesten Feldherren des großen Kaisers der Franzosen, setzten ihr mit ihren besten Truppen mehrere Monathe hindurch zu, und sie ergab sich nicht eher, als bis die wichtigsten Werke und Gebäude in die Luft gesprengt, und der Platz Haus für Haus und Straße für Straße erobert war.

Die muthigen Bürger von Saragoſſa verlangten nach Entweichung ihres Königs und Thronerben einen Prinzen aus dem Hauſe Oeſterreich und nannten den Erzherzog Carl. Die Anhänglichkeit der Arragonier an die Oeſterreichiſche Dynaſtie hat ſich ſchon im vorigen Jahrhunderte berühmt gemacht, und jetzt nach Entfernung der Bourbons kehrte ſie feuriger zurück. Der Charakter dieſes Volkes, bemerkt der Verfaſſer des Aufſatzes, woraus dieſer Auszug genommen worden, iſt das Eigene, dem Deutſchen ähnliche, daß es mit ſeiner Zuneigung langſam und vorſichtig zu Werke geht und ausdauert bis in den Tod, ſo bald es einmahl gewählt hat.

Saragoſſa enthielt 50000 Streiter; die Oeffentlichen waren von fanatiſchen Mönchen beſetzt, welche dem Volke den Widerſtand zur Religionspflicht machten. Lügen und Wahrheit wurden unter einander gemiſcht, um die Gemüther der Menge zum furchtbarſten Haſſe gegen die Franzoſen zu entflammen. Zehn tauſend Mann hatten ſich von der bey Tudela geſchlagenen Armee der Inſurgenten dahin geworfen, groſſe Magazine waren aufgehäuft, und zwey hundert mit allem Nöthigen wohl verſehene Feuerſchlünde ſtarrten den Angreifenden Verderben drohend entgegen. Abſichtlich ließ man noch eine Communication der Stadt offen, damit ſie die Niederlage der Spaniſchen Armeen und den Einzug der Franzoſen in Madrid erfahren möchte. Die Mönche waren aber ſo klug genug alle dieſe Siege der Franzoſen dem Volke zu verhehlen; vielmehr ließen ſie mit allen

länden Niederlagen und ansehnliche Verluste
Französischen Armeen anschlagen, und auf öf-
lichen Plätzen verlesen; sie sprengten Todes-
berühmter Französischer Generals aus, und
ten von Kanzeln und an öffentlichen Orten die
nüther der Einwohner zu erbitten, auf alle mög-
Art in Wuth zu setzen. Wo ihnen dieses nicht
ngen wollte, nahmen sie ihre Zuflucht zur Ge-
, und erzwangen durch Strang und Feuer auch
en Muth, wo er sich eigentlich nicht fand.

Der Französische Kaiser, benachrichtiget von
hartnäckigen Widerstande der Einwohner von
agossa, befahl nun, den unterirdischen Krieg
n sie anzuwenden, und übertrug die Leitung
elben dem talentvollen General La Coste.
Spanier ihrer Seits befestigten Monte-Torte-
nd andere bedeutende Positionen mit aller Ein-
erfahrner Truppen. Am 21ten December
rieb sie die Division Suchet von den Höhen von
Lambert und erstürmte zwey Werke. Die
nier räumten sie erst, nachdem sie sie mit Tod-
bedeckt hatten. Die Französische Division Ga-
griff die Höhen von St. Gregoria an, nahm
stürmend mit dem Bajonette, und eroberte meh-
Schanzen. Marschall Moncey nahm durch
um die neuerrichteten Werke von Monte-Tor-
und machte Gefangene. Allein da dieser Feld-
erkrankte, übernahm Marschall Junot zu
unge Januars den Oberbefehl über die Belage-
gs-Truppen. Dieser fing seine Operationen
it an, daß er das Kloster St. Joseph, ein wich-
r militärischer Punct, von 3 Seiten angriff und

eroberte. Noch immer ließ man die Verbindungen der Stadt mit dem Lande frey, damit die Belagerten den Rückzug der Engländer erfahren, und ihre Hoffnung auf Entsatz aufgeben möchten. Allein nichts desto weniger setzten sie ihre Gegenwehr muthig fort, und ließen ihre Feinde jeden Schritt vorwärts mit Strömen Blutes erkaufen.

Am 20. Januar übernahm Marschall Lannes — der späterhin in der Schlacht bey Aspern und Eßlingen seinen Tod im Kampfe gegen die Oesterreicher fand — den Oberbefehl über das Belagerungs-Corps, und ließ sogleich bekannt machen, daß von nun an ohne alle Schonung gegen die Stadt verfahren werden solle, und daß man sie um jeden Preis erobern müsse. Vom 26. Januar an, ward die Stadt enger eingeschlossen, alle Verbindungswege derselben wurden gesperrt, und noch am nähmlichen Tage alle Batterien gegen dieselbe in Thätigkeit gesetzt.

Fünfzehn tausend Insurgenten, aus den Trümmern der geschlagenen Heere in den Gebirgen gesammelt, rückten zum Entsatze des Platzes an. Allein Marschall Mortier überfiel und schlug sie. Ein gleiches Schicksal traf mehrere kleinere sich nähernde Insurgentenhaufen, so daß die erste Hoffnung des Entsatzes den Belagerten gänzlich vereitelt, der Rücken der Belagerer gänzlich gesichert, und ihnen freye Hand gelassen wurde, ihre volle Macht gegen den Platz zu concentriren.

Am 27. schon hatte man durch die unermüdete Tag und Nacht fortgesetzte Thätigkeit der Französischen Artillerie auf mehreren Seiten Bresche eröffnet.

et, und die Division Grandjean bemächtigte sich
ürmend einiger 30 Häuser in der Stadt. Auf
em linken Flügel griff General Merlet zu gleicher
en die ganze Vertheidigungslinie der Spanier an,
nd warf sie nach dem hartnäckigsten Widerstande
urück.

Auf wiederhohlte Befehle des Kaisers ward die
Belagerung, der man es an keiner Art von Un-
erstützung fehlen ließ, mit äußerster Anstrengung
ller Kräfte betrieben, und man glaubte mit der
Aufnahme von Saragossa sich des Brennpunctes
emächtiget zu haben, von welchem alle Eruptio-
en des furchtbaren Vulkanes ausgingen. Nach
Ueberwältigung des linken Flügels lief man Sturm
egen die Hauptbreschen, und ein Pöhle von 17
ahren drang zuerst hinein. Am 20. wurden 60
Häuser und zwey Klöster durch Untermineirung ge-
ommen; und am 1. Februar fiel der den ganzen
Angriff leitende Artillerie-General la Coste von ei-
er Flintenkugel getroffen, ein Verlust der der gan-
en Armee äußerst empfindlich seyn mußte.

Als Palafox, der Befehlshaber in Sara-
gossa sah, daß es immer enger eingeschlossen wur-
de, both er alles auf, im Rücken der Franzosen
die Insurrection zu verstärken. Zu dem Ende
sandte er seinen Bruder, Don Francesko, in
Geheim nach Arragonien, um das bewaffnete Land-
volk zu sammeln. Dieser fuhr in einem kleinen
Boote bey Nacht den Ebro hinunter, langte glück-
lich an, und nahm seinen Aufenthalt in Alkas
nitz. Es gelang ihm, das Feuer des Aufstandes
schnell zu entzünden, und ein Corps zusammen

zu ziehen, womit er den Belagerern die Lebensmittel abschnitt. Aber diese waren von dem Vorhaben unterrichtet, und erstickten die Operation in der Geburt. Die Division Suchet zog sich auf dem linken Ufer des Ebro hinab gegen den Feind. General Vatier marschierte mit einigen tausend Mann in der Richtung von Alcaniz gegen die Insurgenten. Diese stellten sich bey Ascilla, wurden hier von zwey Seiten angegriffen und nach Alcaniz zurückgetrieben. Hier leisteten sie heftigen Widerstand, aber die Franzosen concentrirten sich, stürmten den Ort, nahmen Magazine und Waffen hinweg, und trieben den Feind vollends in die Gebirge zurück. So ward das ganze linke Ufer des Ebro von den Insurgenten gereiniget, und das Belagerungs-Corps konnte frey vor Saragossa agiren.

Trotz aller Fortschritte der Franzosen wurde doch immer jedes Haus von den muthigen Spaniern gleich einer Festung vertheidiget. Das Verderben wüthete um so fürchterlicher, da es sich dem Lichte entzog, und seine Blitze im Schooße der Erde versendete. Drey Minenangriffe wurden gemacht, und täglich sprangen Häuser durch Sprengung in die Luft. So gelangte man endlich auf unterirdischen Wegen bis zum Tirso, dem Hauptplatze der Stadt, bemächtigten sich der Universitätsgebäude, und bediente sich ihrer als feste Puncte zu neuen Angriffen. Drey Compagnien Mineurs und acht Compagnien Sapeurs waren mit dem unterirdischen Angriffe beschäftigt. Bisweilen stießen diese Nachtgeister unter der Erde auf einander,

und erſtickten ſich, wechſelsweiſe Bomben kreuzten ſich in den Lüften, und verbreiteten Tod und Verheerung in- und auſſerhalb der Stadt. Mit unter erfolgten Exploſionen, als verſänke der ganze Platz in einem Erdbeben. Nach zehn Tagen hatte man ſich auf ſolche Art eines Drittels der Häuſer bemächtiget, und darin feſten Fuß gefaßt.

Marſchall Lannes ließ nun unverweilt die Vorſtadt auf dem linken Ufer des Fluſſes angreifen, welche durch 7000 Inſurgenten vertheidiget wurde. General Gazan machte einen kühnen Angriff auf die Schweizer Kaſerne und nahm ſie mit Sturm. Am 17. donnerte eine Batterie von 50 Kanonen den ganzen Tag hindurch ununterbrochen fort. Thürme ſtürzten ein, ein groſſes Kloſter ward genommen, Gazan ſchnitt den heldenmüthigen Vertheidigern, die jede Anſtrengung der Franzoſen mit gleichen an das Unmögliche grenzenden Anſtrengungen beantworten, durch ein geſchicktes Manöver den Rückzug ab, indem er ſich der Brücke nach der Stadt bemächtiget. Dieſe Bewegung entſchied. Er machte 4000 Gefangene und nahm 36 Kanonen, der Reſt ward niedergemacht oder zerſtreut. Zugleich drang Jünot, mittelſt bedeckter Wege, mitten durch den Tirſo, und warf das groſſe Schulgebäude in die Luft, daß die fallenden Trümmer Häuſer und Menſchen begruben.

Nun erboth ſich die Junta zu capituliren, aber man achtete nicht darauf, nachdem ſie es zu dieſem Aeuſerſten hatte kommen laſſen. Eine neue Anzahl von Häuſern wurde durch Minen ge-

wommen, die ganze Stadt both ein Schauſpiel des Entſetzens dar, das ſelbſt den Feinden Stillſtand geboth. Geſchrey, Todesangſt, Sterbgewimmer, Verzweiflung, Gruppen des Schreckens an allen Enden; ein Drittel der Häuſer durch Minen in die Luft geſprengt, die andern von Bomben zerſchmettert, alle Straßen mit Leichen bedeckt, die man in dem Eifer der Vertheidigung wegzuräumen vergeſſen; Galgen und Kerker voll von Unglücklichen, welche ſich ein Wort von Nachgibigkeit hatten entfallen laſſen; die Nacht erhellt wie der Tag durch die brennenden Wohnungen der muthvollen Vertheidiger, an 200 Feuerſchlünde in den Straßen der Stadt aufgeſtellt, alle nicht ſtreitbaren Einwohner die meiſte Zeit in den Kellern, aus welchen ſie nur von Zeit zu Zeit wie Geiſter hervorkrochen, um die Trümmer ihrer Habe zu ſuchen, und auf dem Schutte ihrer ehemahligen Wohnungen umherzuwandeln.

Am 21. Februar endlich, alſo 27 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, befand ſich die ganze Stadt in der Gewalt der Franzoſen, nachdem dieſe eine Menge ihrer beſten Officiere, und Tauſende der verſuchteſten Truppen dabey verloren hatten. Die Garniſon wurde Kriegsgefangen, die Linientruppen konnten in König Joſephs Dienſte treten, aber wurden gefangen nach Frankreich geführt, alle Artillerie und Munition nebſt 100000 Gewehren ward den Siegern überliefert, General Lavol zum Gouverneur des Platzes ernannt.

Palafox, mit einem Schreckensausſchuße von 6 Mönchen, hatte die Vertheidigung gelenkt.

Er mußte endlich durch Erſchöpfung krank hinweggebracht werden. So endigte ſich dieſe merkwürdige Belagerung, nachdem ſie über 3 Monathe gedauert und alles aufgeſtellt hatte, was menſchliche Anſtrengung nur immer zu leiſten vermag.

Abenteuerliche Reiſe

des

Dorvo-Soulaſtre ꝛc.

(Beſchluß.)

Die Inſel, worauf wir uns befanden, denn leider wär es eine, war ſo außerordentlich niedrig, daß man, die wenigen Orte ausgenommen, wo ſich der Sand mehr aufgehäuft hatte, und eine Art von Erhöhung bildete, faſt überall auf derſelben im Waſſer ging. Wir haben ſie, wie man noch weiter ſehen wird, in ihrer ganzen Länge und in ihrer ganzen Breite durchwandert, und es iſt uns auf derſelben nicht ein einziger Stein, der auch nur ein oder zwey Loth ſchwer geweſen wäre, zu Geſicht gekommen. Sie beſtand ſchlechterdings aus nichts als aus Schlamm und Sand. Das Meer, das ſonſt überall reiche Quellen von Fruchtbarkeit auf die Ufer abſetzt, zeigt hier allein ei-

nen ſchmutzigen Geiz, und ſcheint dieſe Wehrlose der Unfruchtbarkeit aus keiner andern Urſache hervorzubringen, als, damit die Ungeheuer, die es in ſeinem Schoeße verbirgt, auf demſelben leben können. Wir ſtrengten alle unſere Kräfte an, um ein Mittel zu entdecken, wie wir Feuer anmachen könnten, allein es war alles vergebens, und wir mußten uns eben geduldig auf unſern Baum begeben, wo ſich ein jeder ſo gut er konnte eine Art von Bette zurecht machte. Ich für meine Perſon band mir mit dem einzigen Schnupftuche, das ich beſaß, den linken Arm an einem Aſte feſt, weil ich außer dem durch eine unwillkürliche Bewegung im Schlafe herunter zu fallen fürchtete. Bald hernach fing ich auch wirklich an einzuſchlafen, und würde wahrſcheinlich, ungeachtet der äuſerſt beſchwerlichen Lage, worin ich mich befand, die Nacht ziemlich gut zugebracht haben, wenn wir nicht durch das Bellen und Heulen ganzer Herden von Caimans beſtändig wären beunruhiget worden. Dieſe Ungeheuer verlieſen beym Einbruche der Nacht ihre Waſſerlachen, und ſetzten ſich zehn Schritte von uns gegen das Meer zu nieder, in welches letztere wir ſie wechſelsweiſe hineingehen und wieder heraus kommen ſahen, was ſie entweder bloß thaten um ſich zu waſchen, oder auch um ſich Beute zu holen; das letztere iſt jedoch nicht glaublich, weil jede Art von lebenden Weſen durch ihr abſcheuliches Concert nothwendiger Weiſe erſchreckt und entfernt werden mußte. Nachdem dieſe ſo äuſerſt widrige Scene ungefähr zwey Stunden gedauert hatte, ſo zerſtreute ſich endlich das

enſchliche Heer auf beyden Seiten an dem Ufer
, und wir hörten nur noch von Zeit zu Zeit das
ſchren derſelben, das man bald für das Bellen
Hunden, bald für ein höchſt klägliches Kinder-
ſchrey halten konnte. Die Furcht, die uns die
be dieſer Ungeheuer einflößte, war jedoch nicht
e einzige, was uns dieſe unglückſelige Nacht
durch quälte, ſondern die zahlloſen Mücken und
ſecten aller Art, womit dieſe ſumpfigen Gegen-
bedeckt ſind, marterten uns auch auf die al-
grauſamſte und faſt unausſtehlichſte Art. Be-
kt man nun noch, daß ein kalter, alles durch-
ngender Thau in einer ſolchen Menge, wie man
bey uns keine Vorſtellung davon machen kann,
abfiel, wobey wir vor Kälte bis in das innerſte
ark unſerer Knochen erſtarrten, ſo wird man
ungefähr einen Begriff von den ſchrecklichen
artern machen können, die wir während der zwölf
tlich langen Stunden der Dunkelheit auszuſte-
hatten.

Endlich gegen ſechs Uhr der Morgens zeigten
die erſten Strahlen der anbrechenden Morgene
be, und hier fingen wir an, unſer Elend erſt
t in ſeinem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Wir hatten zwar die empfindlichen Schmerzen,
uns die Stiche der zahlloſen Mücken und ande-
Inſecten verurſacht hatten, recht wohl gefühlt,
er was ſie für Wirkungen auf unſern Geſichtern
rvorgebracht hatten, wußten wir noch nicht.
war in der That ein ſchrecklicher Moment, als
r uns einander gegenſeitig zum erſten Mahle
ſahen; nur durch den Ton der Stimme und die

Kleider konnten wir einander noch erkennen, denn unſere Geſichter waren durch die zahlloſen Stiche ganz mit Blut unterlaufen, und durch die dadurch entſtandene Entzündung auf eine ſcheußliche Art entſtellt.

Glücklicher Weiſe fehlte es uns nicht an Seewaſſer, und wir empfanden auch, nachdem wir uns einige Zeit damit gewaſchen hatten, wirklich ein wenig Linderung. Die Caimans waren bey Anbruch des Tages ſämmtlich in ihre Schlupfwinkel zurück gekehrt, und da die Ungeheuer dem Menſchen nur alsdann gefährlich ſind, wenn er ihnen in den Wurf kommt; und ſie auch nicht anders als des Nachts auf Beute auszugehen pflegen, ſo waren wir jetzt in Rückſicht ihrer außer Sorgen.

Während wir noch mit dieſem Waſchen und mit den Anſtalten zu unſerer Abreiſe beſchäftiget waren, war Laprudence ausgegangen um friſches Waſſer zu ſuchen, allein er kam wieder zurück, ohne welches gefunden zu haben, und wir ſahen uns daher genöthiget, uns einzig und allein an unſere Flaſche mit Rum zu halten, die wir auch um ſo weniger Bedenken trugen ganz auszuleeren, da wir in der feſten Ueberzeugung lebten, daß wir nicht länger als höchſtens zwey Stunden zu gehen brauchten, um das Ziel unſerer Wünſche, unſer geliebtes Wachthaus, zu erreichen. Wir traten daher unſern Marſch mit frohem Muthe an, und wanderten immer längs dem Ufer hin; allein die Hitze der Sonne, die beynahe ganz gerade über unſern Scheitel ſtand, war ſo ſtark und niederdrückend, daß wir uns genöthiget ſahen, mehrere

Mahle stille zu halten, um ein wenig auszuruhen. Da wir nun mehrere Stunden auf diese Art und zwar ziemlich rasch fortgegangen waren, so fing natürlicher Weise nicht nur ein brennender Durst, sondern auch der Hunger an sich bey uns einzustellen.

Die Hoffnung, daß wir unser Ziel bald erreichen würden, erhielt uns jedoch immer bey Kräften, und, nachdem wir uns zum dritten Mahle ausgeruht, und dabey zu unserer Erquickung einige Quecken gekaut hatten, so machten wir uns abermahls auf den Weg, und gingen ununterbrochen fort, bis um vier Uhr des Nachmittags, wo wir uns aber insgesammt so gänzlich erschöpft fühlten, daß wir unmöglich weiter kommen konnten. Nunmehr fingen wir auch an, das Schreckliche unserer Lage in seinem ganzen Umfange einzusehen. Der Capitain Durant und Laprudence waren die einzigen, die noch einige Kräfte und einigen Muth besaßen; wir übrigen fielen aber, so bald wir stille hielten, kraftlos und fast ohne Leben unter einem wilden Guryara Baum nieder, der zwar keine Aepfel trug, aber uns doch mit seinem Schatten auf das wohlthätigste erquickte.

Der Capitain und Laprudence waren fortgegangen, um Wasser zu suchen, dieß war für den Augenblick unser dringendstes Bedürfniß, denn die Zunge klebte uns am Gaumen, und unser Athem war brennend heiß. Nach einer ewig langen Stunde, in der wir den Augenblick voraus zu sehen glaubten, wo wir auf die elendeste Art wür-

den verſchmachten müſſen, kam endlich Laprudence mit einem vor Freude ſtrahlenden Geſichte auf uns zugelaufen, und brachte uns die glückliche Nachricht, daß er welches gefunden habe, was ziemlich trinkbar wäre. Es iſt unbeſchreiblich, was die Worte unſers ehrlichen Negers für einen Eindruck auf uns machten! Verſchwunden war alle unſere Müdigkeit, verſchwunden alle düſtere Gedanken. Waſſer war jetzt alles, was wir wünſchten, und uns ſatt daran trinken zu können, war uns der Gipfel vom Glücke! Wir folgten unſerm Führer ſogleich mit ſchnellen Schritten nach, und kamen bald zu einer Waſſerlache, die ſich an einer niedern Stelle befand, ungefähr 100 Schritte vom Ufer entfernt. Das Waſſer in derſelben ſchmeckte zwar ſtark nach Seewaſſer, aber doch war es ziemlich trinkbar, beſonders für Leute, die ein ſo dringendes Bedürfniß, ihre Eingeweide zu erfriſchen, fühlten. Wir bekümmerten uns daher weder nach dem Geſchmacke, noch der Farbe dieſes Waſſers, das gelb und äuſſerſt trübe war, ſondern ſetzten uns neben der Lache auf die Erde nieder, und tranken davon im höchſten Uebermaße aus unſern Hüten, die uns bey dieſer Gelegenheit anſtatt der Gläſer dienten. Allein wie es bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich zu geſchehen pflegt, wir gingen dabey ſo unbeſonnen und unüberlegt zu Werke, daß uns dieſes Labſal ſehr leicht hätte tödtlich werden können. Anſtatt uns vorerſt den Mund damit auszuſpülen, und einige Schlucke davon zu trinken, ſtürzten wir es ſo ſchnell hinter einander und in einer ſolchen Menge hinunter, daß

unſere Mägen ſich dagegen empörten, und es ei-
nige Minuten nachher auf eine ſo gewaltſame Art,
wie wenn wir das heftigſte Brechmittel eingenom-
men hätten, wieder heraus warfen. Dem unge-
achtet waren wir dadurch weſentlich erquickt wor-
den, und würden gern die ganze Nacht an dieſer
Lache zugebracht haben, wenn wir uns nicht vor
den Caimans gefürchtet hätten. Wir füllten da-
her unſere Flaſche mit Waſſer an, um den Spani-
ſchen Capitain, den Eigenthümer der Barke, der
wegen allzu groſſer Erſchöpfung nicht hatte mit uns
zu der Lache gehen können, ebenfalls zu erquicken,
und kehrten hierauf wieder zu unſerem Guapara
Baum zurück.

Da wir die Hoffnung, unſer ſo ſehnlich ge-
wünſchtes Wachthaus bald zu erreichen, noch kei-
neswegs aufgegeben hatten, ſo beſchloſſen wir,
dieſe Nacht eben ſo wie die vorige zuzubringen,
d. h. uns auf dem Guapara Baum zu ſetzen,
und uns auf demſelben ſo weit es thunlich war,
feſtzubinden. Unſern Spanier auf den Baum hin-
auf zu bringen, war jedoch durchaus unmöglich,
denn ſeine Kräfte, die mehr durch den innern Kum-
mer, indem ſein ganzes Vermögen in ſeiner Barke
beſtanden hatte, als durch ſein Alter und die Müh-
ſeligkeiten, die er in der letzten Zeit zu erdulden
gehabt hatte, verzehrt worden waren, hatten ihn
jetzt gänzlich verlaſſen, und er war nicht mehr im
Stande, ſich auch nur im mindeſten zu helfen.
Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihn am
Fuße des Baumes zurück zu laſſen; allein der gut-
müthige Laprudence erboth ſich ſogleich, ohne die

Gefahr, die für ihn ſelbſt daraus entſtand, zu bedenken, die Nacht bey ihm zuzubringen. Dieſer wackere Neger war überhaupt ein Muſter von Treue und Anhänglichkeit und raſtlos thätigem Eifer. So bald es darauf ankam, uns übrigen nützlich zu werden, ſo fühlte er keine Müdigkeit und keine Beſchwerden mehr, und legte ſich ſelbſt nicht eher zur Ruhe nieder, als bis er uns alle die kleinen Dienſtleiſtungen, die in ſeiner Gewalt ſtanden, erzeigt hatte. Ich glaube mit Beſtimmtheit behaupten zu können, daß ohne ſeine unermüdete Thätigkeit mehrere von uns unter der Laſt des Elendes erlegen ſeyn, und wir das Ziel unſerer Rettung höchſt wahrſcheinlich niemahls erreicht haben würden.

Dieſe zweyte Nacht war noch weit ſchrecklicher als die vorige geweſen, und überſteigt wirklich jeden Begriff, den man ſich davon machen kann. Wir hatten nicht nur die nähmliche Furcht vor den Caimans, die rings um uns herum heulten, die nähmliche überaus peinliche Lage und die von zahlloſen Stichen der Mücken entſtehenden Martern auszuhalten; ſondern alles dieſes war uns jetzt noch weit empfindlicher, weil durch Uebermaß von Anſtrengung und Mangel an Nahrung unſere Kräfte auffallend abgenommen hatten. Hierzu aber kam auch noch der Anblick und das jämmerliche Winſeln des unglücklichen Gefährten unſerer Leiden, deſſen Krankheit ſich die Nacht hindurch in einem ſolchen Grade verſchlimmerte, daß er bey Anbruch des Tages faſt ohne Bewußtſeyn dalag. Er erhohlte ſich jedoch noch einmahl auf

einige Augenblicke, und schien seine eigene Lage ganz zu vergessen, um uns, die er ängstlich um sich beschäftiget sah, Trotz und Muth zuzusprechen. Er nahm feyerlich von uns allen Abschied, ermahnte uns, nicht an unserer Rettung zu verzweifeln, indem er eine Ahndung habe, daß wir alle Mühseligkeiten, die uns noch bevorstünden, glücklich überstehen würden, und bath uns zuletzt, wenn er todt seyn würde, seinen Leichnam so gut als möglich zu begraben, und für ihn zum Vater der Barmherzigkeit gemeinschaftlich zu beten. Er behielt zwar sein Bewußtseyn bis zum letzten Augenblicke seines Lebens bey, allein er sprach in der letzten Stunde nichts mehr, und gab auch auf einzelne Fragen, die wir an ihn thaten, keine Antwort; allein zuweilen gab er noch durch Zeichen zu erkennen, daß er uns verstanden hätte, und so wohl an der Bewegung seiner Lippen als an der Inbrunst, womit er von Zeit zu Zeit das in der Hand haltende kleine Crucifix an Mund und Brust drückte, sahen wir deutlich, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge bethete.

Der Tod dieses wackern Mannes machte uns auf einige Zeit das Gefühl unseres eigenen Jammers vergessen, und wir beweinten seinen Verlust von Grund unseres Herzens. So bald wir gewiß überzeugt waren, daß kein Funken von Leben mehr in ihm war, so fingen wir sogleich an, uns mit seinem Begräbnisse zu beschäftigen; theils mit unsern Händen, theils mit dem kurzen Säbel, den wir bey uns hatten, gruben wir für ihn in dem leichten Sande ein ziemlich tiefes Grab, und leg-

len ihn in seinen Kleidern hinein; hierauf knieten wir sämmtlich um dasselbe, betheten für ihn, so gut wir es zu thun vermochten, die gewöhnlichen Todtengebethe, und pflanzten alsdann das heilige Zeichen unserer Religion auf das Grab. Diese traurige Ceremonie hätte, wie man glauben sollte, uns vollends allen Muth benehmen, und unsere Kräfte gänzlich erschöpfen sollen, allein zu unserm eigenen Erstaunen brachte sie gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Wir fühlten uns weit stärker, weit muthvoller, und gingen nunmehr mit erneuerter Kraft dem Schicksale, das auf uns wartete, entgegen.

In einer Tasche des Verstorbenen hatten wir ein kleines linsenförmiges Vergrösserungsglas gefunden, ungefähr wie diejenigen sind, deren sich die Uhrmacher zur Untersuchung ihrer Arbeiten bedienen, und das der Capitain gebraucht hatte, wenn er in seinem Gebethbuche las. Dieses Glas hatten wir unzählige Mahle in seinen Händen gesehen, ohne daß der wesentliche Nutzen, den wir daraus ziehen konnten, jemahls einem von uns eingefallen wäre. Ihm allein können wir mit Recht die Erhaltung unsers Lebens zuschreiben; denn zuverlässig hätten wir die folgenden Nächte nicht auf die nähmliche Art wie die beyden vorhergehenden zubringen können, ohne früher oder später eine Beute der Caimans zu werden.

Jetzt aber fingen wir, da unterdeß die Sonne ihren höchsten Standpunct erreicht hatte, vermittelst unsers Brennglases einen von ihren Strahlen auf, und zündeten sogleich ein großes Feuer

n. Herrn Prudhomme und ich übernahmen
eyde das Geſchäft, es zu unterhalten, während
nſere vier Gefährten auf Kundſchaft ausgingen.
Dieſe kamen auch nicht eher wieder zurück als mit
nbrechender Nacht: ſie waren aber alsdann nicht
ur von Müdigkeit erſchöpft, ſondern auch außer
em in einem Zuſtande, der nahe an Verzweiflung
renzte. Sie hatten nicht nur kein Waſſer und
eine Art von Lebensmitteln gefunden, ſondern da-
egen die ſchreckliche aber nicht zu bezweifelnde
ntdeckung gemacht, daß wir uns keinesweges auf
em feſten Lande befanden, ſondern auf einer klei-
en Inſel, die durch einen ungefähr drey Stunden
eiten Canal von der Küſte getrennt war.

So ſehr dieſe Entdeckung auch geeignet war,
ns in Verzweiflung zu ſtürzen, ſo brachte ſie doch
ach dem erſten unwillkärlichen Schrecken eine be-
ndere heilſame Wirkung hervor. Sie zog uns
us der grauſamen Ungewißheit heraus, worin
ir uns ſeit drey Tagen befunden hatten, und die
n der That weit peinlicher geweſen war, als die
nzige Gewißheit unſers Unglücks, außer dem zwang
e uns auch, uns in Zukunft durchaus auf uns
lbſt zu verlaſſen, und bloß allein von unſern eige-
en Kräften unſere Rettung zu erwarten. Nach-
em wir nun eine Weile über unſere Lage nachge-
acht hatten, ſo mußten wir natürlicher Weiſe ins
eſammt mit einander darin übereinſtimmen, daß
ns nur ein einziges Mittel, uns zu retten, übrig
iebe, und daß dieſes in der Erbauung einer Flöße
eſtand; allein wie ſollten wir es anfangen, um
ine ſolche zu Stande zu bringen? Die Inſel war,

wie ich schon eben gesagt habe, ein niedriges sumpfiges Land, wo nichts als Lianen und einige krüppelhafte Staudengewächse zu finden waren, die, wenn wir auch eine noch so große Menge davon an einander festgebunden hätten, doch niemahls einen hinlänglich festen Körper, um uns alle zu tragen, und dem in diesem Canale ziemlich unruhigen Meere zu widerstehen, hätten ausmachen können. Auf den höhern Puncten der Insel standen zwar allerdings einige hohe und kernhafte Bäume, allein diese waren gewöhnlich nicht nur weit von dem Ufer entfernt, sondern es fehlte uns auch gänzlich an Werkzeugen, um sie zu fällen und zu bearbeiten. Dem ungeachtet konnten wir aber diesen Gedanken nicht aufgeben, denn er war der einzige, durch den wir eine mögliche Rettung vor uns sahen, und je mehr wir uns mit demselben beschäftigten, desto leichter schien uns auch seine Ausführung zu werden, so daß wir zuletzt sämmtlich vollkommen überzeugt waren, daß wir durch dieses Mittel unfehlbar würden gerettet werden. Die Unglücklichen überhaupt überlassen sich so gern jeder frohen Hoffnung, und suchen alle Einwendungen zu entfernen, die ihr Verstand dagegen machen kann, damit die glückliche Täuschung, worin sie sich befinden, und die sie auf eine Zeit lang das Gefühl ihres Unglücks vergessen macht, nur ja nicht verschwinden möge. In dem nähmlichen Falle befanden auch wir uns, denn schon nach einer Stunde fiel es keinem von uns mehr ein, nicht nur an der Möglichkeit, sondern an der völligen Gewißheit unserer baldigen Rettung zu zweifeln.

Diese

Dieſe frohe Ausſicht verſetzte uns in eine ungemein heitere Stimmung, die noch durch die Gewiſsheit erhöht wurde, daß wir dieſe Nacht auf dem Sande liegend und der Länge nach ausgeſtreckt, mit gutem Feuer umringt, und folglich ganz ſicher vor den furchtbaren Caimans, die uns beſonders in der erſten Nacht ſo ſehr geängſtiget hatten, ſanft und ruhig zubringen würden; wir waren ſogar beynahe geneigt, die Mahlzeit, die wir machten, für köſtlich und vortrefflich zu halten, ob ſie gleich in nichts weiter beſtand, als in Kräutern und in Queckenwurzeln. Auch gingen wir noch ein Mahl an die Lache um zu trinken, allein dieſes Mahl thaten wir es mit mehr Vorſicht als den Abend vorher, und fühlten daher auch keine Beſchwerden davon. Hierauf zündeten wir drey große Feuer an, in deren Mitte wir uns ſämmtlich niederlegten; einer von uns mußte immer wachen, um die Feuer zu unterhalten, und nach einigen Stunden wurde er von einem andern, dem er deßhalb ſelbſt aufweckte, abgelöſt. Wir brachten auf dieſe Art, frey von Sorgen und Unruhe, eine vortreffliche Nacht zu.

Mit neuen Kräften ausgerüſtet erwachten wir am andern Morgen, und waren nunmehr darauf bedacht, wie wir unſern Plan ins Werk ſetzen wollten. Unſer Wohlbehagen wurde noch dadurch vermehrt, daß uns der unermüdliche Laprudence eine kleine Quantität von vortrefflichem Waſſer brachte, welches er auf mehreren von den oben angeführten wilden Artiſchocken geſammelt hatte. Da wir uns jedoch auf der entgegengeſetzten Seite

der Insel von derjenigen befanden, die dem festen Lande gerade gegenüber lag, so faßten wir den Entschluß, vor allen Dingen quer durch dieselbe hindurch zu marschieren. Daß diese Unternehmung mit großen Schwierigkeiten verbunden war, sahen wir recht wohl ein, allein wir mußten uns dennoch dazu entschließen, weil wir befürchten mußten, daß wir mit einer Flöße, einem so äußerst schwer zu regierenden Fahrzeuge, das von jedem kleinen Hindernisse, so sie unter Wege antrifft, von ihrem Wege abgetrieben wird, nicht um die Spitze der Insel, wo sich die Wellen gewöhnlich heftiger zu brechen pflegen, würden herumfahren können.

Ehe wir diesen Ort verließen, der zu gleicher Zeit ein Zeuge von unserer Verzweiflung und von unserer wiederauflebenden Hoffnung gewesen war, besuchten wir noch ein Mahl das Grab unseres verstorbenen Gefährten, den wir mit herzlichem Bedauern hier zurückließen; es kostete uns Mühe, uns von seiner Ruhestätte loszureissen, allein unser neuer Plan, der unsere einzige Hoffnung und unser letztes Hülfsmittel zu seyn schien, verdrängte jeden andern Gedanken aus unserer Seele. Im Gehen unterhielten wir uns beständig davon, und zwar, als von einer Sache, an deren Ausführung gar nicht zu zweifeln wäre; dieß erhöhte immer mehr unsern Muth, und trug auch nicht wenig zur Aufrechthaltung unserer körperlicher Kräfte bey. Endlich nach einem mehr als siebenstündigen Marsche kamen wir auf dem entgegengesetzten Ufer der Insel an, aber freylich in einem höchst bejammernswürdigen Zustande. Unsere von Dornen zerrissene

üße fingen eben an, uns gänzlich den Dienſt zu
erſagen, und auch diejenigen unter uns, welche
tiefeln trugen, hatten ſo ſehr geſchwollene Füße,
aß man das Leder aufſchneiden mußte, um ihnen
nige Erleichterung ihrer Schmerzen zu verſchaf-
n. Bey dem erſten Blicke, den wir auf die ge-
enüber liegende Küſte warfen, hörte jedoch das
efühl unſerer Schmerzen ſogleich auf, und ein
ſchwarzer dicker Rauch, den wir zwiſchen den Bäu-
en, womit das jenſeitige Ufer bedeckt war, auf-
eigen ſahen, verwandelte dieſe Küſte in unſern
ugen in ein wahres Paradies, worin wir all
nſer Elend zu vergeſſen, und alle Güter des ge-
bten Landes zu finden hofften.

Nachdem wir uns vorerſt mit Kräutern und
urzeln erquickt und geſättiget hatten, ſo mach-
n wir uns ſogleich an unſere vorhabende Arbeit.
ie ſtärkſten unter uns entblößten die Bäume an
ren Wurzeln, ſo daß wir ſie mit Hülfe unſeres
rzen Säbels leichter durchhauen konnten; die
rigen ſchälten die Rinden von den gefällten Bäu-
en ab, oder hohlten Lianen herbey. Dieſe ver-
iedenen Beſchäftigungen wurden nicht nur ſo-
eich ordentlich unter uns vertheilt, ſondern wir
achten uns auch noch an dem nähmlichen Abende
die Arbeit ſelbſt, und zwar mit einem ſo raſ-
enden Eifer, daß man ſich ohne Rückſicht auf unſere
reckliche Lage durchaus keinen Begriff davon
achen kann.

Bis tief in die Nacht hinein arbeiteten wir
unterbrochen fort; alsdann aber zündeten wir
oße Feuer um uns herum an, und ſuchten unſere

durch den weiten beſchwerlichen Marſch, und die angeſtrengte Arbeit mehr als jemahls erſchöpften Kräfte durch Ruhe und Schlaf wieder zu ſtärken. Da wir am folgenden Tage abreiſen zu können glaubten; ſo machten wir uns mit den erſten Strahlen der Sonne wieder an unſere Arbeit. Nach wenigen Stunden befanden ſich auch die nöthigen Materialien alle an Ort und Stelle, und es kam jetzt bloß noch darauf an, das Werk ſelbſt in Stand zu ſetzen. Wir banden unſere gefällten Bäume mit der Rinde derſelben und den Lianen, die wir eingeſammelt hatten, feſt zuſammen, und ſtellten auf dieſe Art nach und nach eine Art von flachen Fahrzeug her, an deſſen einem Ende wir noch ein beſonderes Stück Holz befeſtigten, das uns einiger Maßen zum Steuerruder dienen ſollte. So bald wir mit dieſer mühſamen Arbeit fertig waren, befeſtigten wir dieſes Meiſterſtück der Schiff-baukunſt ſo gut wir konnten, in dem Sande, und legten uns alsdann auf einer nahe dabey befindlichen Anhöhe, nmringt von großen Feuern, zum Schlafen nieder. Wir warfen noch einen ſehnſuchtsvollen Blick auf das Land hinüber, welches das Ziel aller unſerer Wünſche war, nach dem unſere ganze Seele hinſtrebte, und wo wir bald das Ende unſers Unglücks und unſerer langen ſchrecklichen Leiden zu finden hofften.

Allein noch war der Becher des Jammers für uns nicht erſchöpft; wir ſollten ihn bis auf die Hefen leeren, wir ſollten nach und nach alle Grade des Unglücks aushalten, und dadurch bis an die

äußerſte Grenze der Verzweiflung gebracht werden.

Wir mochten ungefähr drey oder vier Stunden geſchlafen haben, als wir plötzlich durch die fürchterlichſten Donnerſchläge geweckt wurden. Der ehrliche Laprudence hatte eben der Unterhaltung des Feuers wegen gewacht, uns aber abſichtlich, um uns die unnöthige Sorge zu erſparen, nicht aufgeweckt.

Jetzt ſchien aber der ganze Himmel in Feuer zu ſtehen, und es war alles vereiniget, was man ſich bey einem Gewitter unter dem tropiſchen Himmel nur ſchreckliches denken kann. Die ſchwarzen, von Blitzen unaufhörlich durchſchnittenen Wolken goßen ganze Ströme von Waſſer auf uns herab, daß wir rings umher in Feuer, und gleichſam in einem brennenden Vulkane zu ſtehen ſchienen.

Natürlicher Weiſe war unſer erſter Gedanke auf unſere geliebte Flöße gerichtet. So wie ſie bisher der Mittelpunct aller unſerer Hoffnungen geweſen war, ſo wurde ſie in dieſem Augenblicke der Gegenſtand unſerer Angſt und unſerer bänglichſten Beſorgniſſe. Wir hatten ſie ſo gut als möglich auf dem Ufer, wo ſie war, erbaut worden, befeſtiget, allein das Meer ging fürchterlich hoch, und ſeine tobenden Wellen wälzten ſich ſogar bis an den Fuß der kleinen Anhöhe, auf der wir uns befanden, ungeſtüm hin. Sollten ſie wohl das ſchwache gebrechliche Werk unſeres Fleißes, das letzte Bret unſerer Rettung, verſchont haben? Dieß fragten wir uns gegenſeitig ununterbrochen, und leider war unſere Furcht nur allzu gegründet. Das

Meer hatte die Flöße in seinen Abgrund fortgerissen, und als endlich der Tag anbrach, sahen wir nichts mehr vor uns, als Verzweiflung und Tod.

Der Anblick unserer zertrümmerten letzten Hoffnung erfüllte uns mit Entsetzen; starr und unbeweglich blieben wir auf einem Flecke sitzen, und sahen gedankenlos und wie zernichtet in das weite Meer hinaus. Mehrere Stunden lang fiel es keinem aus uns ein, ein Wort zu sprechen und noch weniger das geringste zu thun. Zu dieser schrecklichen Lage gesellte sich jetzt auch noch ein anderes Uebel. Bisher war unsere Gesundheit ziemlich gut gewesen, denn unsere Kräfte hatten sich in einer fortdauernden Anspannung befunden, und ein beständiges Uebelseyn abgerechnet, das in unserer Lage sehr natürlich war, hatten wir immer noch Kräfte genug gehabt, um allen Mangel und alle Noth auszuhalten. Als wir aber nunmehr alle unsere Hoffnungen auf ein Mahl verschwunden sahen, so verließen uns diese Kräfte gänzlich, so wie der Muth, der allein sie bisher aufrecht erhalten hatte, und wir verfielen in einen Zustand der vollkommensten Stumpfheit. Wahrscheinlich wären wir auch in diesem Zustande umgekommen, wenn nicht ein sonderbarer Zufall, der durch die dem Menschen angebornen Sorge für seine Selbsterhaltung hervorgebracht wurde, wieder einen Funken von Lebenskraft in unserm fast erstorbenen Herzen angezündet hätte.

„Was starren wir hinaus in die Luft, rief auf ein Mahl der Capitain Durand mit einem Tone der Stimme aus, der die Verzweiflung in seinem In-

rn verrieth, und indem er raſch von der Erde
ſprang;" Alles iſt erlaubt, wenn es darauf an-
mmt ſein Leben zu erhalten. Wir müſſen eſſen,
enn wir nicht in wenigen Tagen einer nach dem
dern ſterben, und zwar aus Verzweiflung ſterben
ollen. Einer von uns muß alſo umkommen,
enn die übrigen gerettet werden ſollen, und dieſer
ne mußt Du ſeyn." Hierbey ſprang er auf den
men Laprudence los, ergriff ihn bey den Haa-
n, und wollte unſern unglücklichen Gefährten mit
em Säbel, den er in der andern Hand hielt, eben
iederſtoßen, als er durch das Geſchrey des Entſet-
ns, das uns allen ins geſammt ganz unwillkür-
ch entfuhr, daran verhindert wurde. Der Un-
ückliche gewann dadurch Zeit, ſich ſeinen Händen
entwinden, und da er jung und weit ſtärker war
s wir übrigen fünf zuſammen genommen, ſo hät-
er mit leichter Mühe den Barbaren, der ihn er-
orden wollte, entwaffnen und zur Erde niederwer-
n können. In dem edeln Herzen dieſes Negers
efand ſich aber kein Gefühl von Rache. Anſtatt
ch über ſeinen Feind, dem der Säbel aus der Hand
efallen war, herzuwerfen, fiel er vor ihm auf die
nie nieder, flehte ihn und uns ſämmtlich um Mit-
iden an, und verſicherte mit dem Tone der höch-
en Zuverſicht, daß noch nicht alles verloren wäre,
ndern, daß der gütige Gott ſich unſerer gewiß
och erbarmen würde. In der Seele des Capi-
ains Durand durchkreuzten ſich in dieſem Augen-
licke die ſchrecklichſten Gefühle. Er war von Na-
ur gut, mitleidig und großmüthig, und konnte die-
n Charakter nicht lange verläugnen; er ging jetzt

in dem allerplötzlichſten Wechſel aus dem Zuſtande einer wirklich thieriſchen Raſerey wieder zu den Gefühlen des Mitleids und der Menſchenliebe über. Dieſer plötzliche Wechſel machte aber einen ſo heftigen Eindruck auf ihn, daß er ſich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte; er ſchwankte und fiel, aber er fiel in die Arme des Negers, der von dieſem Augenblicke an und für ſein ganzes künftiges Leben ſein Freund und Bruder wurde. Sie lagen einander weinend in den Armen, und auch wir vermochten nicht unſere Thränen zurück zu halten.

Unſere Energie war zwar jetzt aufs neue aufgeregt, und wir konnten wenigſtens wieder überlegen, was wir thun müßten. Allein unſere phyſiſchen Kräfte waren ſo gänzlich erſchöpft, daß wir alle würden vor Hunger umgekommen ſeyn, ehe wir es nur dahin gebracht hätten, die Materialien zu einer zweyten Flöße geſammelt zu haben. Es war ſchlechterdings nöthig, daß wir irgend eine Art von Lebensmitteln auffanden, wenn noch einer von uns mit dem Leben davon kommen ſollte, und auch hierbey kam uns die Vorſehung abermahls mit rettender Hand zu Hülfe!

Wir waren insgeſammt mit der mühſamen Aufſuchung magerer Wurzeln beſchäftiget, als auf einmahl Laprudence mit einer Freude, die ihn verhinderte zu ſprechen auf uns zugelaufen kam. Wir folgten ihm ohne zu wiſſen was er wollte; allein wie groß war unſer Entzücken, als wir in der Entfernung von einigen hundert Schritten ein groſſes fettes Caiman, das von Wellen hergeſchwemmt worden war, todt auf dem Ufer liegen ſahen. Es

hatte noch nicht den allergeringſten unangenehmen Geruch, und ſein Fleiſch war ſo weiß und friſch, als wenn es eben erſt geſchlachtet worden wäre. In der Freude unſers Herzens machten wir nun unverzüglich ein groſſes Feuer an, brieten ſo viel von dem köſtlichen Fleiſche, als wir auf ein Mahl verzehren zu können glaubten, und hingen das übrige, in lange Stücke zerſchnitten, in den Rauch, um es uns für die Zukunft aufzubewahren. Wie herrlich ſchmeckte uns dieſe Mahlzeit! und wie ſehr wurden wir durch ſie mit neuem Muthe und neuem Eifer belebt, das verunglückte Werk ſogleich noch einmahl von vorn wieder anzufangen!

Ehe der folgende Tag geendet war, hatten wir auch wirklich ſchon wieder ſo viel Holz zuſammen gebracht, als wir zur Erbauung einer zweyten Flöße brauchten, und hiermit war der ſchwereſte Theil unſerer Arbeit ſchon vollendet. Wir hatten jetzt keine andere Furcht mehr, als daß ſich abermahls ein Sturm erheben, und unſere zuſammen gebrachten Materialien zum zweyten Mahle fortſchwemmen möchte. An dem Caiman hatten wir die reichlichſte und erquickendſte Nahrung, aber den Durſt konnten wir nicht befriedigen. Durch die Länge der Zeit hatten wir uns zwar einiger Maßen an das ſalzige Waſſer gewöhnt; allein den Durſt war es denn doch nicht im Stande zu löſchen; wenn wir aber öfters und immer nur ſehr wenig davon tranken, ſo verurſachte es uns doch einige Erleichterung, ohne uns übel zu bekommen. Den andern Tag wurde abermahls mit raſtloſer Thätigkeit gearbeitet, und die Flöße auch wirklich gegen Abend völlig zu Stande

gebracht. Wir befanden uns jetzt abermahls auf dem Puncte, das groſse Wagſtück zu beſtehen, das über unſer Leben entſcheiden ſollte!

Nachdem die Nacht ſehr ruhig vorüber gegangen, und die Sonne in aller ihrer Pracht erſchienen war, ſo fielen wir vorerſt ins geſammt auf dem Ufer nieder, um den Himmel um ſeinen Beyſtand zu unſerer Unternehmung anzuflehen; alsdann beſtiegen wir mit klopfenden Herzen unſer ſchwaches, ſo äuſſerſt zerbrechliches Fahrzeug. Wir brauchten acht volle Stunden Zeit, um die drey Stunden, welche die Inſel auf dem feſten Lande entfernt war, zurück zu legen. Endlich erreichten wir daſſelbe, und ſo wie ein Gebeth zu Gott unſer letztes Geſchäft vor unſerer Abreiſe geweſen war, ſo fielen wir auch jetzt, ſo bald wir am Lande waren, auf die Kniee nieder, um ihm den inbrünſtigſten Dank für unſere Rettung abzuſtatten. Bald nachher hörten wir mit unausſprechlicher Freude in der Ferne einen Ochſen brüllen; da wir nun auf allen Seiten mit Waldungen umringt waren, ſo beſchloſſen wir in der Richtung, wo dieſer Ton hergekommen war, in derſelben fortzugehen. Die Nacht brach jedoch an, ohne daſs wir eine menſchliche Wohnung erreichen konnten, und wir muſsten dieſelbe noch ein Mahl in dieſer einſamen Wildniſs zubringen; wir verlebten ſie zwar ſehr ſchlecht aber doch voll Muth und Hoffnung, weil es offenbar die letzte unſers Unglücks war.

Am andern Morgen gelangten wir zu einer Hütte in welcher eine Familie von Creolen wohnte, die hier eine Art von Schenkwirthſchaft führte, wo

oldaten von einem benachbarten Poſten, wahr-
lich das nähmliche Wachthaus, von dem die
inder uns geſagt hatten, ihre Bedürfniſſe an
, Bier und andern Lebens-mitteln einzukaufen
en. So bald der Officier, der dieſen Poſten
audierte, unſere Ankunft erfahren hatte, ſo
ſogleich ſelbſt zu uns, und erzeigte uns alle
von Gefälligkeiten. Den folgenden Tag ver-
e er uns Maulthiere, mit denen wir nach Ba-
e, und von da nach Havana reiſten. Hier
ch glücklicher Weiſe in dem Franzöſiſchen Con-
wen alten Bekannten und Freund, und wurde
om mit dem herzlichſten Wohlwollen und der
zeichnetſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen.
meine Unglücksgefährten hatten alle Urſache,
einem Betragen gegen ſie zufrieden zu ſeyn,
r verſchaffte ihnen ſo lange Wohnung und Un-
t, bis ſie im Stande waren, für ihr weiteres
ommen ſelbſt zu ſorgen.

Die ausgeſtandenen zahlloſen Beſchwerlichkei-
tten meine Geſundheit in einem hohen Grade
tet, und ich fühlte dieſes erſt in ſeinem ganzen
nge, als ich einige Tage lang der Ruhe und ei-
eſſern Pflege genoſſen hatte. Ich ſahe mich
genöthiget, über einen Monath zu Havana zu
n, ehe ich an meine Rückreiſe nach Europa
durfte. Endlich aber ſchiffte ich mich auf ei-
ſpaniſchen Fahrzeuge, das nach Cadix ſegel-
in, und kam, nach einer anderthalbjährigen
ſenheit aus meinem Vaterlande, glücklich und
ehalten in dieſer Stadt an.

Seltſame Schickſale eines Engländers.

In den ſiebziger Jahren lebte in London ein Mann in einem hohen Poſten, der ſich durch die wunderbaren Abenteuer ſeines Lebens wirklich auszeichnete. Er war kaum vier Jahre alt, als er von zwey Zigeunerinnen ſeinen Aeltern geraubt wurde. Sie zogen vierzehn Monathe mit ihm umher, und man hielt ihn völlig für verloren, als ihn ein Abdecker der Pferde eines Tages in Streat-ham-Lane, Surrey, hinter einem Zaune fand. Er war eben mit ſeinen Kameraden beſchäftiget, eine Gans zu rupfen, welche ſie aus einem benachbarten Bauernhofe geſtohlen hatten. Der Abdecker erkannte das Kind, bemächtigte ſich desſelben nicht ohne heftigen Zank, weil die ſaubere Geſellſchaft es nicht hergeben wollte.

Seinen Aeltern wieder gegeben, wurde der Knabe nach drey Monathen abermahls von der Sucht, umherzuſchweifen, befallen. Er machte ſich mit einer Weibsperſon auf, welche in Buckinghamshire bettelte. Einige öffentliche Beamte aus dem Kirchſprengel von Beacons-field ergriffen den kleinen Flüchtling, der ſeine eigentliche Wohnung endlich ſelbſt angab, und nun ſandte man ihn dahin zurück. Seine Aeltern brachten ihn auf eine Schule, wo er ſechs Jahre lang beträchtliche Fort-

e machte. Von einigen Kindern aus Field-
unterſtützt, beſtahl er einen ſeiner Bekannten,
eß ſich in einige andere ſolche Spitzbübereyen
yten. So ſtahl er oft Geldbeutel den Leuten
drünge aus den Taſchen, und ſein unſchuldi-
eſicht, ſeine Jugend, ſein reinlicher Anzug
n ihn immer von jedem Verdachte ſicher, und
terten ihn noch mehr in ſeinen ſchlechten Strei-
endlich aber wurde einer ſeiner Gefährten ge-
n, dieſes Ereigniß brachte ihn zur Beſinnung.
ſagte ſeinem gefährlichen Handwerke im zwölf-
hre ſeines Alters. Ein Spieler in Fower
nahm ihn nunmehr in Dienſte.

r lernte bey einem ſolchen Herrn viel, allein
bemerkte, daß ihn dieſer Burſche ſelbſt be-
ſo jagte er ihn fort. Er hatte indeſſen mit
iedenen Hausdieben Bekanntſchaft gemacht,
ch mit ihnen verbunden, da wurde er einſt auf
Strand über der That ertappt, in Unterſu-
gezogen, überführt, der Gnade des Königs
blen, und nach einem ſiebenmonathlichen Auf-
te zu Newgate mit Pardon entlaſſen.

a er äußerſt thätig war, ſo trat er in Dienſte
Advocaten, der die größte Hoffnung von ſei-
alenten faßte. Er wurde ſehr bald einer der
krieſten Schreiber in London, und verſtand
ılich die Kunſt, ein Writ zu copiren, oder
unglücklichen Schuldner den Händen der Ge-
gkeit zu entziehen. Das Gewerbe des letztern
ihm, er verließ daher die Dienſte des Advoca-
nd wurde ein Gerichtsdiener; wahrſcheinlich
r es auch bald bis zur Würde des Sheriffs ge-

bracht, hätte man ihn nicht unglücklicher Weise ertappt, wie er einen falschen Schwur aufnahm, um einen armen Teufel, der der Wachsamkeit und den Pfiffen der Gerichtsknechte zu entgehen suchte, in Verhaft bringen zu können.

Er bekam dieser unangenehmen Geschichte wegen den Abschied, und nun entschied er sich fürs Landleben. Er wurde als Gärtnerbursche bey einem Edelmanne zu Fort-Cray, in der Grafschaft Kent angestellt. Er wußte sich in diesem Hause so nützlich zu machen, daß man ihm einen Posten in dem Stalle gab, von da wurde er zum Laquay befördert, in welchem Posten er anfing, die Aufmerksamkeit und Zuneigung des schönen Geschlechtes sich zu erwerben.

Er war nun achtzehn Jahre alt, hatte eine vortreffliche Constitution, einen schönen Wuchs, und eine angenehme Gesichtsbildung. Er dachte jetzt auf die Flucht, und wollte dabey die Liebe, und sogar die Person der jüngsten Tochter seines Herrn mit sich nehmen. Indessen geschah es, daß die Kammerfrau der Herrschaft, welche ihn gern zum Manne gehabt hätte, und ihm bereits die Rechte desselben im voraus zugestand, in ihn drang, jenen Titel, mit dem er nun bald den des Vaters verbinden sollte, gehörig anzunehmen, daher mußte er eine Entscheidung fassen und sich erklären.

Unser Held, der seine Blicke weit höher richtete, wollte sich nicht ins Joch dieser Ehe schmieden lassen, er entfernte sich daher heimlich, mit nicht mehr als 22 Schillingen, zwey Kleidern und drey Hemden. Da er in den beyden Jahren, welche er

jener Familie zugebracht hatte, ſo ziemlich mit
n Sitten der groſſen Welt bekannt geworden war,
fand er bald eine Stelle als Kammerdiener bey
em jungen Herrn, der auf Reiſen gehen wollte.
fehlte ihm nichts als Zeugniſſe, allein dieſe wa-
unentbehrlich. Da er indeſſen keinen andern
hler begangen hatte, als daß er die Güte der
mmerfrau benutzte, ſo glaubte er ſich wohl an
ne alte Herrſchaft wenden zu können. Dieſe
chte denn doch auch keine Schwierigkeiten, ihm
verlangte Zeugniß auszuſtellen; und man war
zu um ſo geneigter, da das Kind geſtorben, das
chſpiel nicht weiter damit beläſtiget, und Miſſiß
igail noch wie vor Jungfrau war.

Nun befand ſich unſer junger Kent zu Paris.
liebte die Weiber, und hatte welche, allein er
ßte ſie ſich zu erhalten ſuchen, und die Einkünfte
ner Stelle ſchienen ihm viel zu unbedeutend, da-
r nahm er ſeine Zuflucht wieder zu ſeinem alten
lente, und wollte einſt ſogar unterſuchen, ob
s Portefeuille des Hofmeiſters ſeines jungen Herrn
ht einige Banknoten enthielte.

Er ſahe ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht, er
nd nichts als den Grundriß einiger Städte, durch
liche ſie gereiſt waren, nebſt einigen Blättern in
iffern, welche heftige Ausfälle auf die Regierung
thielten.

Das Verſchwinden des Portefeuilles lenkte den
rdacht auf ihn, und er wurde verabſchiedet.

Es blieb ihm nun keine andere Hülfsquelle mehr
rig, als ſein Verſtand, und er beſchloß ſie zu be-
uen. Die Bemerkungen des Portefeuilles wa-

ren bekannt, er zeigte sie einem seiner Pariser Bekannten. Dieser hielt ihn für einen Englischen Spion, und denuncirte ihn der Polizey. Sie verfehlte nicht sich seiner sogleich zu bemächtigen. Vergebens läugnete er, als man ihm die Chiffernschrift zeigte, dieselbe zu verstehen, vergebens erzählte er seine ganze Geschichte; er wurde in die Bastille gesetzt, und daselbst vier ganzer Jahre wie ein Mann vom Stande behandelt, während dieser Zeit lernte er Französisch und Italiänisch so gut, daß er beydes mit Leichtigkeit schreiben und sprechen konnte. Er studierte auch die Römische Geschichte, man gab ihm alle Bücher, ohne daß er wußte, auf wessen Verordnung und Kosten. Der durch den Herzog von Bedford abgeschlossene Friede gab ihm seine Freyheit wieder, und sein langer Aufenthalt in der Bastille erwarb ihm zu Paris viel Ansehen und Gewicht. Man gewöhnte sich am Ende daran, in ihm eine bedeutende Person zu sehen. Er zog auf England Wechsel, welche hier nicht acceptirt wurden, allein bey Ankunft der Peß, mit der sie zurück kamen, war unser Held seinen Gläubigern schon nicht mehr erreichbar; denn er beschloß nun, Europa nicht mehr als Laquay, sondern als ein Mann vom Stande zu durchreisen.

Seine Geschicklichkeit verschaffte ihm zu Rom viel Freunde. Hier stellte er sich als den eifrigsten Papisten, und wußte so gut über theologische Gegenstände zu sprechen, daß er der Favorit seiner Heiligkeit wurde. Er machte in dem Vaterlande der Cäsarn ganz gute Geschäfte, denn er zog Wechsel auf ein großes inländisches Handelshaus, und

machte

te ſich dann, wie gewöhnlich aus dem Staube;
n, da man ihn in Rom nicht ſo gut kannte als
aris, machte er ſich Creditbriefe von Kaufleu-
ieſer Stadt an Handelsleute zu Rom, welche
auch keinen Betrug ahndend, ſie honorirten.
Nachdem er hierauf Aegyptens Pyramiden be-
dert, die Alpen überſtiegen, ſein Geſicht an
flammen des Aetna gerötbet, dem Großſultan
Beſuch gemacht, der Kaiſerinn aller Reußen
Huldigungen dargebracht, und zu Amſterdam
Pfeife geraucht hatte, kehrte unſer Held nach
land zurück, und zwar dergeſtalt zu ſeinem
heile verändert, daß ihn niemand erkannte.
Ehe er noch alle Hülfsquellen, die er ſich durch
Falſa eröffnet, gänzlich erſchöpft hatte, hei-
ete er die Tochter eines reichen Mannes, der
lebt. (Im Jahre 1792) Dieſe Heirath ver-
ſte ihm 5000 Pfund Sterling erblicher Renten,
ie männlichen Nachkommen der Familie gener-
eine Stelle in dem Senate von Großbritan-
, und ein anſehnliches Amt unter der Staats-
altung des Lord-North. Niemand von ſeiner
ilie oder ſeinen Bekannten wußte um ſein Leben,
genommen der alte Lord ſelbſt, der zu befahrt
, um ſich deßhalb Beſorglichkeit zu machen.
erfuhr er alle Umſtände erſt ein Jahr vor dem
e unſers Helden, welcher den 31. Januar 1778
h einen Schlagfluß erfolgte.

Dieſer wunderbare Menſch, deſſen Abenteuer
ſo eben erzählt haben, beſaß ſehr viele löbliche
nſchaften. Er trieb die Freygebigkeit aufs äu-
e, und unterſtützte die Armuth, wie er konnte.

Vorzüglich suchte er seiner Familie nützlich zu werden. Er versorgte seinen Bruder und seine Schwester, ohne daß sie je erfuhren, wem sie ihr Glück zu danken hatten; er gab seinem Vater und seiner Mutter eine Pension von 200 Pfund Sterling, welche die guten Leute bis an ihren Tod genoßen, ohne zu wissen, daß sie sie ihrem Sohne verdankten. Alle seine in Italien und Frankreich gemachten falschen Wechselbriefe wurden in der Folge den verschiedenen Handelshäusern, auf die sie gezogen waren, genau bezahlt, indeß darf man nicht denken, daß unser Held in England den Nahmen beybehalten habe, unter dem er gereist war, oder daß er sich bey Bezahlung der Wechsel genannt habe. Von seiner schon längst verstorbenen Frau hat er keine Kinder gehabt. Sein ungefähr 16000 Pfund Sterling betragendes Vermögen ist unter seine Verwandten getheilt worden. Da einige von diesen sein Vertrauen zu gewinnen gewußt hatten, so theilte er ihnen kurz vor seinem Tode die angeführten Abenteuer seines Lebens mit, die in einem von Ihm selbst geschriebenen Tagebuche noch umständlicher erzählt sind. Indeß dürfte dieses Tagebuch, da es sich in den Händen seiner Verwandten befindet, wohl schwerlich ganz bekannt werden.

Peter Joſeph de Häſe.

Der Mädchenräuber.

n 25. September 1809 verurtheilte das Crimi-
Gericht zu Brügge einen gewiſſen Peter Jo-
h de Häſe zu zwölfjähriger Kettenſtrafe,
l er überwieſen worden war, ein 18jähriges
dchen mit Gewalt entführt zu haben, um ſie zu
brauchen. Die wahrhaft romanhaften Aben-
er dieſes Menſchen ſind aus den Prozeßacten ab-
ehmen, und laſſen ſich auf folgendes zurück füh-

Peter Joſeph de Häſe iſt zu Poperingen, im
partement der Lys, geboren. Er ward in der
tigen Armenſchule erzogen, und im 20. Jahre
Noviz ins Kloſter der Barfüßer zu Dünkirchen
genommen, welches er aber zur Zeit der Revo-
on wieder verließ. Darauf kam er nach Pope-
gen zurück, blieb dort eine kurze Zeit, ging nach
, und endlich nach Paris, wo er in der Vor-
t St. Antoine wohnte. Von dort begab er ſich
h Rom, ward ins Collegium von Tongerlo auf-
ommen; und während dieſer ganzen Reiſe trug
ie Franciſcanerkleidung, da dieſer Orden in Ita-
ſehr verbreitet iſt. Im Jahre 1792 kehrte er
h den Niederlanden zurück, und ward ein Mit-

glied der religiösen Gesellschaft, die Eremitage der heiligen Anna von Courtray genannt. Er verrichtete aber dort nur die Dienste eines gemeinen Laienbruders, und erhielt mehrmahls Klosterstrafen.

Im Jahre 1796 übergab Herr D**, ein sehr angesehener Kaufmann zu Courtray, seinen vierjährigen Sohn der Klosterschule, die mit der Eremitage zur heiligen Anna verbunden war. De Häse besuchte unter dem Vorwande, den Eltern Nachrichten von ihrem Sohne zu geben, das Haus des Herrn D**. Einmahl ward er auch zu Tische gebethen. Er wiederhohlte seine Besuche noch oft, bis Herr D** einsahe, daß de Häse unter dem Gewande des Eremiten einen schlechten Lebenswandel und entartete Sitten verberge, ihm daher den Zutritt in seinem Hause versagte, und öffentlich bewies, wie gering er ihn schätze.

Von diesem Augenblicke an scheint de Häse sich zur Rache entschlossen zu haben, indem er dieser Familie den empfindlichsten Schlag beyzubringen gedachte. Am 23. August 1796, da er von seinen Obern die Erlaubniß erhalten hatte, sich zu entfernen, um zu beichten, ging er nach Courtray, besuchte mehrere Eltern, deren Kinder in der Eremitage erzogen wurden, und unter dem Vorwande, daß er für das Haus einzukaufen habe, nahm er mehrere Summen auf als Vorausbezahlung der Pensionen. Dann ging er nach Menin, und zwar in das dortige St. Georgskloster, wo die 11 bis 12 jährige Tochter des Herrn D** sich als Kostgängerinn befand. Er gab sich für einen vertrauten Freund der Familie dieser jungen Dame aus, führte

brere bestimmte Nachrichten an, und wußte das
rauen der Nonnen so zu fesseln, daß man ihm
junge L** überlief, um sie ihren Aeltern zuzu-
ren.

Kaum hatte er dieses anvertraute Gut in sei-
Händen, so ging er mit Extrapost nach Lille.
s junge Mädchen fragte um die Ursache der
weichung von dem angewiesenen Wege. Sie
eit zur Antwort, das Leben ihrer Aeltern
ge davon ab, daß sie ihm, dem de Häie, al-
halben hinfolge, wohin er sie auch führen
rde, und diese Antwort war von den fürch-
chsten Drohungen begleitet. Das Kind von
recken ergriffen, ließ sich in eine Kammer des
sthofes einschließen, wo er abgestiegen war.
Häse aber verließ es hier, besuchte die Aeltern
rerer Zöglinge der Eremitage, und wußte sich
so geschickt, wie zu Courtray, mehrere Sum-
Geldes zu verschaffen. Da er ziemlich lange
dem Gasthofe wegblieb, und die junge D** sich
ihrem ersten Schrecken erholt hatte, fing sie
heftig zu weinen, ihr Schluchzen ward so stark,
es das Mitleid eines Fremden erregte; dieser
ch die Thür des Zimmers auf, und führte das
allen Gliedern zitternde Mädchen heraus, wel-
s erst dann wieder ruhiger ward, als es sahe,
es sich im Kreise der Familie des Gastwirths
nde. Sie fragte wo sie sey, und da sie erfuhr,
befinde sich zu Lille, fiel ihr ein vertrauter Freund
s Vaters ein, der dort wohnte, und sie bath,
man ihr diesen holen lasse. Durch einen un-
eiflichen Unglücksfall, bestellte der Ueberbrin-

ger der Bothſchaft dieſe ſo ſchlecht, daß der gerufene Mann nicht kam. Um zehn Uhr Abends kehrte de Häſe zurück, machte ſeine Anſprüche auf ſein Schlachtopfer geltend, ſchien ſie zu tröſten, ſpeiſte mit ihr, und legte ſich in derſelben Kammer, wo ſie lag, ſchlafen. Tages darauf reiſten ſie nach Pavie. De Häſe verband ſich dort mit einem jungen Menſchen aus Gent, und ſie faßten den Entſchluß, nach Italien zu gehen. Sie verkauften die Kleider der jungen D**, bedeckten ſie mit Lumpen, und lieſſen ſie barfuß an der Landſtraße betteln. Nachts war ſie den Mißhandlungen des de Häſe preis gegeben. So kamen ſie endlich nach Florenz, da gelang es dem Mädchen, das Herz des Begleiters von de Häſe zu rühren, und dieſer verſprach, ſie ihren Aeltern wieder zuzuführen. Doch dem de Häſe entging ihr Einverſtändniß nicht, und er dachte ſogleich darauf, ſich von einem läſtigen Zeugen zu befreyen, der ſeine verbrecheriſchen Genüſſe ſtören wollte. Er hatte dieſem jungen Genter, als Mittel der Sicherheit, einen regelmäßigen Paß mit dem Nahmen de Häſe übergeben, und er wußte, daß die Familie D** den Räuber ihres Kindes verfolgen laſſe Er ging alſo zur Polizey in Florenz, denuncirte ſeinen Begleiter als den de Häſe, welchen das Criminalgericht aufſuche. Der junge Menſch ward verhaftet, und antwortete, daß er de Häſe heiſſe, wie auch ſein bey ihm gefundener Paß auswieß. Man führte ihn zum Franzöſiſchen Reſidenten, dieſer ließ ihn ins Gefängniß werfen, und zeigte officiell an, der Räuber der Demoiſelle D** ſey nun verhaftet.

De Häſe, der ſich nun von aller Gefahr frey laubte, ging nach Rom, und wagte es dort am 4. October 1793, die Unglückliche zu ehelichen, ie er ſchon längſt als ſeine Beyſchläferinn behan- elt hatte. Aber ſchon am 28. d. M. ließ ihn der ranzöſiſche Ambaſſadeur Cacoult, dem man die ennzeichen, um den de Häſe zu entdecken, ein- eſandt hatte, verhaften, die junge C** erſt in ein loſter bringen, um ſie in der Folge ihren Eltern u ſenden.

Fünfzehn Monathe lang erwartete de Häſe in em Kerker zu Rom die Strafe ſeines Verbrechens, s er endlich, von den politiſchen Ereigniſſen be- ünſtiget, Mittel fand, zu entfliehen.

Er durchſtrich Italien, und ward mit einem Fable ſehr reich, nachdem er einen Kaufmann nach eapel, Palermo, Civita Vecchia und Genua be- eitet hatte, der ihn in der letzten Stadt verließ. r ſetzte ſeine Reiſe durch Italien, Tyrol, Schwa- n fort, und kehrte im Jahre 1799 nach den Nie- rlanden zurück.

Im Monathe September desſelben Jahres ließ ſich durch den Pfarrer der St. Jakobi Kirche zu ent mit einem Weibe trauen, welches er aber bald, t vier Monathen ſchwanger, wieder zurück ließ.

Sein Vermögen war durchgebracht, er ging ch Antwerpen, diente dort bey einem Brannt- inbrenner, von welchem er aber bald wegließ, r der Verfolgung wegen gemachten Unterſchrift entgehen. Er nahm nun in einem Bordell als echt Dienſte, und durch die Sparpfennige einer züchtigen, die er heirathete, ward er bald Wirth

in einem ähnlichen Hause. Da diese Frau starb, verkaufte de Häse Alles zu seinem Vortheile, und etablirte sich in Brüssel. Dort blieb er nicht lange, sondern reiste nach London, und kam von dort 1802 mit einem Kaufmanne zurück, der ihn nachher verließ, ohne daß de Häse sagen konnte, was aus ihm geworden sey.

Darauf ehlichte er im Anfange des Jahres 1803 seine dritte Frau, und zwar diese zuerst in gesetzlicher Form, mit ihr wohnte er in Brügge. Er errichtete dort eine Genever Distillation, war Eigenthümer zweyer Häuser, und lebte so ordentlich, daß die Polizey gar keine Ahndung hatte, daß er derselbe de Häse sey, welcher im Jahre 1796 wegen Mädchenraubes verdammt ward.

Dieß ist Hauptresultat, welches aus den Debatten der gerichtlichen Untersuchung hervorgeht, in Folge deren er von der Jury einstimmig für schuldig erklärt, und zu oben erwähnter Strafe verurtheilt ward.

Patkul, der Rebell.

Wenn wir den ſeltenen Menſchen, die ſich durch gewöhnliche Energie ihres ganzen Weſens vor len ihres Gleichen auszeichneten, und die Re- rer ihrer Schickſale werden, ſtatt daß gewöhn- e Menſchen von dem Strome der Zeit ſich kraftlos treiben laſſen, immer am liebſten einen Platz in ſen hiſtoriſchen Gemählden angewieſen haben, darf auch Patkul darauf mit allem Rechte An- uch machen.

Johann Reinhold Patkul war um das Jahr 50 in dem Gefängniſſe geboren, worin ſein Va- wegen Verdacht der Verrätherey eingekerkert r. Wenn der Charakter des Menſchen gar ſehr den erſten Eindrücken im Kindesalter abhän- iſt, ſo darf man die wilde, rachſüchtige, leicht ürnbare Gemüthsart Patkuls wohl mit dieſem en Lebensverhältniſſe und dem ſteten Anblicke es über ſeine Gefangenſchaft höchſt erbitterten ters zuſchreiben. Da ſeine Familie wohlha- d war, erhielt er auch eine ſehr ſorgfältige Er- ung. Er beſuchte in der Folge verſchiedene ſe, und ſeine Beobachtungsgabe ſammelte da- ſt Kenntniſſe, welche ihm eine nicht gewöhnliche igkeit zu Führung bedeutender und verwickelter ſchäfte gaben.

Nachdem er von ſeinen Reiſen zurückgekehrt war, widmete er ſich dem Stande des Kriegers. Seine feurige Thätigkeit fand bald Gelegenheit zur Uebung. Die Liefländer hatten von den Königen von Schweden verſchiedene Domainen als Belohnung der Dienſte erhalten, welche ſie jenen geleiſtet hatten. Carl XI. kam auf den Einfall, dieſe Domainen zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen wieder mit der Krone zu vereinigen. Man kennt dieſe Operation des Fiscus in Schweden unter dem Nahmen der Reduction. Anfangs ſchonte Carl die Liefländiſchen Edelleute, allein endlich traf der Schlag auch dieſe. Es erhob ſich ein allgemeines Geſchrey dagegen. Es wurde eine Deputation mit Gegenvorſtellungen an den Gouverneur von Liefland geſandt. Patkul hatte, wenn gleich noch ſehr jung, Beweiſe ſeiner Talente gegeben, und wurde ein Mitglied derſelben. Da der Gouverneur ſich ganz unbeugſam zeigte, ſo wandte man ſich an den König. Patkul fand Anfangs Zutritt bey Carl, allein die Gegenpartey ſiegte doch. Patkul kehrte nach Riga zurück, mit dem bitterſten Verdruße im Herzen. Die Liefländiſchen Stände wählten ihn nachmahls zu ihrem Organe. In einer in ihrem Nahmen an den Monarchen gerichteten Supplik enthüllte Patkul ohne Schonung das Elend und die Noth, welche Liefland drückte. Mit dieſen allgemeinen Klagen verbanden ſich auch gewiſſe Perſonalitäten.

Hoffer, ein Liefländiſcher Edelmann, hatte ſich durch ſeine unerbittliche Strenge das Wohlwollen Carls XI. erworben, und den Poſten eines

Generalgouverneurs von Liefland erhalten. Dieſe Stelle, verbunden mit ſeinem Charakter, mußte ihn zu einem ſehr furchtbaren Gegner für die unzufriedenen Liefländer machen. Vorzüglich war er es aber für Patkul. Anfangs hatte eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Geiſtes und Charakters ſie einander näher gebracht; allein die Liebe entzweyte ſie. Patkul hatte die gefährliche Geſchicklichkeit gehabt, jenem ſeine Geliebte zu entreiſſen. Die beleidigte Eitelkeit verzeiht einen ſolchen Fehler nicht leicht, am wenigſten einen Untergebenen. Haſtfer ließ auch Patkul ſchrecklich dafür büßen. Der Streit zwiſchen dem Liefländiſchen Adel und dem Schwediſchen Hofe war mit ſolcher Erbitterung geführt worden, daß die Widerſetzung des erſtern zum Gegenſtande eines förmlichen Criminal-Prozeſſes gemacht wurde. Man ernannte zur Einleitung deſſelben einen Kriegsrath, und Haſtfer wurde Präſident. Patkul ahndete ſein Schickſal und entwich. Als er ſich in Sicherheit glaubte, überſandte er dem Könige eine Schrift, worin er ſeine Flucht zu rechtfertigen ſuchte. Er brachte auch darin gegen Haſtfer die angemeſſenſten Klagen vor, und bath um einen Salvum Conductum, um nach Liefland zurück kehren, und ſeine Güter daſelbſt verkaufen zu können.

Indeſſen hatten ſich die unzufriedenen Edelleute wieder beruhiget. Furcht und Reue waren an die Stelle ihrer Kühnheit getreten. Sie wurden nach Stockholm beſchieden. Patkul begab ſich mit ihnen dahin. Er wurde nun der Hauptgegenſtand des Haſſes. Man verklagte ihn laut,

daß er den Samen des Aufruhrs ausgestreut habe. Patkul vertheidigte sich mit Muth und Wahrheit, aber auch mit der ihm eigenen beissenden Bitterkeit. Kurz darauf erfuhr er, daß man in Liefland gegen seine Besitzungen sich ein sehr willkürliches Verfahren erlaube, und Personen, welche ihm treu geblieben waren, schlecht behandle. Er entfloh von neuem, und hinterließ wieder eine Rechtfertigungsschrift und einen Brief an den König, worin er dessen Gnade anflehte.

Kaum war er verschwunden, so wurde ein Urtheil gegen ihn bekannt gemacht, das ihn verdammte, die rechte Hand, Ehre, Gut und Leben zu verlieren. Alle Unterthanen des Königs von Schweden wurden von der Kanzel herab ermahnt, ihn fest zu halten, wo er gefunden werden möchte.

Patkul hatte bey seiner Flucht sorgfältig alle Papiere mitgenommen, wodurch er sich rechtfertigen zu können glaubte. Er theilte sie den vornehmsten Criminalisten auf zwey Deutschen Universitäten mit. Diese Tribunale sprachen ihn frey, und gewährten ihm wieder eine Art von Sicherheit. Allein seine eigentlichen Richter waren unerbittlich geblieben. Nach fünf Jahren appellirte er von ihrer Sentenz an das große Publicum Europens, und ließ die Acten seines Prozesses drucken, ohne das Gutachten der beyden Universitäten zu vergessen.

In der Zwischenzeit hatte sich Patkul wechselseitig in Thorn, Berlin, der Schweiz, und vornehmlich zu Lausanne aufgehalten, wo er, um allen Nachforschungen zu entgehen, den Nahmen

Fiſcherling angenommen hatte. Zu Lauſanne ging er eine genaue freundſchaftliche Verbindung mit dem jungen Baron Forſtner ein, und um ſich die Zeit zu vertreiben, weihte er dieſen in die Politik ein, welche ihm ſelbſt ſo verderblich werden ſollte, und es ſchon geweſen war. Die Liebe, welche es nicht beſſer mit ihm gemeint hatte, als die Politik, füllte gleichfalls einen Theil ſeiner Ruheſtunden aus, täuſchte aber ſeine Hoffnungen. Indeſſen war dieß doch nicht die einzige Täuſchung ſeines unſteten Lebens. Sein junger Zögling reiſte nach Schweden, und nahm es auf ſich, die Stimmung Carls XI. in ſeiner Hinſicht genau zu erforſchen. Forſtner fand wirklich dazu Gelegenheit, und Patkul erfuhr, daß ihn der König ſchon lang für todt halte.

Nachdem Patkul Italien und Frankreich durchſtrichen hatte, erfuhr er, daß ſein Feind der unverſöhnliche Haſſer nicht mehr lebe. Er faßte neue Hoffnungen, machte neue Verſuche. Allein Carl der XII. hatte nicht nur den Haß ſeines Vaters gegen ihn geerbt, ſondern er hatte noch beſondere Beſchwerden gegen ihn. Der Hof von Berlin und der von Wien intercedirten für ihn, allein vergebens.

Patkul trat nun, entblößt von aller Unterſtützung und Hoffnung, in die Dienſte Auguſts des Königs von Pohlen. Es war gerade die Zeit, wo ſich der Fürſt, der Czar und der König von Dänemark gegen den jungen Carl XII. rüſteten. Mehr bedurfte es nicht, daß Patkuls Feinde ihm dieſen Krieg, oder wenigſtens doch den Antheil des

Königs von Pohlen an demſelben zur Laſt legten. Allein bedurfte wohl Auguſt perſönlich erſt angereizt zu werden, um die Eroberung Livlands zu verſuchen, welches ihm ſo bequem gelegen war, und deſſen Unzufriedenheit mit der Schwediſchen Herrſchaft erkannte? Ja, es ſcheint bewieſen zu ſeyn, daß Patkul ihn Anfangs davon abhalten wollte, doch zeigte er ihm zuletzt wohl das Mittel, wie das Unternehmen gelingen konnte.

Nachdem der Krieg einmahl entſchieden war, wurde Patkul mit einem Pohlniſchen General nach Moskau geſandt, um die Operationen mit dem Czaar zu bereden. Er fand daſelbſt eine Schwediſche Geſandtſchaft, welche noch die letzten Mittel verſuchte, um einen Bruch abzuwenden, und welcher Patkul nicht unverdächtig erſchien.

Kurz nachher drangen die Sachſen in Livland ein, und dieſen Moment wählte Patkul um daſelbſt wieder zu erſcheinen, und ſeine perſönliche Unzufriedenheit zu verbreiten, Intrizuen anzuſpinnen, und dem Könige von Pohlen Anhänger zu gewinnen. Brauchte es mehr, um den Haß Carls XII. auf den höchſten Grad zu treiben? daß er mit der politiſchen Rolle, welche er bisher geſpielt hatte, auch nun die militäriſche Kraftäußerung verband, wozu er noch geſchickter war, und daß man glaubte, er habe die Sächſiſchen Truppen in dieſem Feldzuge commandirt; daß man ſeinen Nahmen Patkul mit dem von Paikul, dem wirklichen Befehlshaber dieſer Truppen, verwechſelt, das war nun ziemlich gleichgültig. Genug er nahm thätigen Antheil an den kriegeriſchen Verſuchen der Pohlen

ievland. Bald werden wir ihn auch daſelbſt
General auftreten ſehen. Was blieb ihm
noch zur Vertheidigung übrig?

Damahls aber, im Jahre 1701, machte er ſeine
theidigung öffentlich bekannt. Er betheuerte
er Vorrede, daß er nicht aus perſönlichen
, ſondern durch die Nothwendigkeit veranlaßt,
ie Dienſte des Königs Auguſt getreten ſey.
e Vertheidigung wurde aber in Schweden mit
größten Unwillen aufgenommen, und Carl
. ließ ſie durch den Henker öffentlich verbren-
Seine Feinde ließen nun eine Gegenſchrift
einen, worin er ein Lügner, ein Niederträch-
, ein Verräther genannt wurde. Patkul
ließ ſich von neuen der ungeſtümen Heftigkeit
s Charakters, und antwortete durch gleiche
himpfungen.

Da er um dieſe Zeit in die Dienſte des Czaar
ten war, weil ihn der Schwache Auguſt nicht
r gegen den Haß ſeiner Räthe ſchützen konnte,
ermochte er Peter den Großen dahin, daß er
Schrift gleichfalls durch Henkers Hand ver-
nen ließ. Er wagte es öffentlich zu äußern,
die Stände Lievlands das volle Recht hätten,
Schwediſche Joch abzuſchütteln, und daß der
g von Pohlen bloß einen gerechten Krieg un-
ommen habe. Der Unglückliche glaubte, weil
es Schutzes zweyer Souverains genoß, dem
e ſeiner Feinde trotzen, und der Rache des
tbaren Carls entgehen zu können. Selbſt
weniger Zutrauen zu ſich ſelbſt, als Patkul
, hätte man das, wie er, glauben können.

Er hatte sich beyden, gegen Carl verbündeten Fürsten fast unentbehrlich gemacht. Peter sandte ihn nach Dresden zum Könige von Pohlen. Er wurde der geheime Vertraute und Unterhändler beyder Fürsten. Das Interesse, das er dem erstern für sich eingeflößt hatte, war so groß, daß er in seinem Beglaubigungsschreiben versprach, aus Patkuls Verzeihung einen förmlichen Artikel seines Friedens mit Schweden zu machen.

Patkul fand August ganz so wieder, wie er ihn verlassen hatte, d. h. voll Vertrauen und Freundschaft. Dieser Fürst mußte kurz darauf nach Pohlen zurück kehren. Patkuls unglückliche Thätigkeit suchte auch hier Nahrung. Er verwandte die Zeit, welche ihm Augusts Abwesenheit ließ, dazu, eine Bewaffnung gegen den König von Schweden zu Stande zu bringen. Allein das mißlang.

August und der Czaar hatten sich von neuem verbunden. Sie beschloßen einen Angriff auf Liefland, und Patkul befehligte nunmehr die Russischen Hülfsvölker in Pohlen, allein ohne Glück. Es kam zu Uneinigkeiten zwischen ihm und den Grafen Görtz, der gleichfalls ein Russisches Corps commandirte. Carl XII. siegte in Pohlen. Patkul hatte sich vornehmlich durch seinen Stolz viele Feinde erweckt, und besonders die Sächsischen Minister gegen sich aufgebracht. Der Czaar hatte freylich ihm den Auftrag gegeben, sich wegen der mißlungenen Operation in Pohlen zu beklagen, und er machte auf Befehl desselben den Oesterreichischen Gesandten den Antrag, die Russen aus Sächsischen

chen Dienſten in Oeſterreichiſche treten zu laſſen.
aß gab denn ſeinen Feinden vollends das Schwert
die Hand. Ihre Verläumdungen bey Auguſt
reichten endlich ihren Zweck, zumahl da dieſer
n Patkul ebenfalls perſönlich gekränkt worden
ar. Dieſer hatte ſelbſt eine Ahndung des Schick-
ls, welches ihm der Fürſt dafür bereitete. Ei-
ge Vorwürfe, ſagte er, die mir mein Dienſteifer
ngegeben hat, haben den König beleidiget. Er
t geſchworen ſich zu rächen, und wird dieſen
chwur beſſer halten, als die andern.

In der That wurde auch Patkul in der Nacht
m 8. December 1704, indeß Auguſt ſich zu
rodno befand, wo er eine Zuſammenkunft mit
m Czaar hatte, zu Dresden arretirt. Er hatte
h kaum zu Bette gelegt. Man ließ ihn nur ſo
el Zeit, ſich wieder anzukleiden, und brachte ihn
f die Feſtung Sonnenſtein. Hier wurde er in
enge Verwahrung gegeben. Man trennte alle
ne Bedienten von ihm, verſiegelte ſeine Papiere,
d entzog ihm jedes Mittel, den Czaar von ſei-
r Lage Nachricht zu geben.

Oeſterreichs und Dännemarks Geſandte erho-
n zwar ihre Stimmen zu ſeinem Beſten, indeſ-
n wurde nicht darauf geachtet, und ſie verlie-
n den Dresdner Hof. Der Prinz Gallizin pro-
ſtirte im Nahmen des Czaars gegen das Verfah-
n der Pohlniſchen Miniſter, gegen einen Geſand-
n dieſes Fürſten, den man des Nachts aus dem
ette geriſſen, und wie einen Räuber ins Gefäng-
ß geſchleppt habe.

August ſuchte ſelbſt in den Augen des Czaars ſeine Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen. Indeſſen mußte er kurz darauf Carls Uebermacht weichen und um Frieden bitten. Er erhielt ihn auch, allein unter den Bedingungen, daß er der Krone Pohlen entſagte, und den unglücklichen Patkul den Händen des erzürnten Siegers auslieferte.

In der Zwiſchenzeit war Patkul nach dem Königsſtein gebracht worden. Von hier wurde er einer Schwediſchen Wache den 28. März 1707 übergeben. Vergebens ſchrie Peter I. über die Verletzung des Völkerrechts in der Perſon ſeines Miniſters. August glaubte, weniger Gefahr dabey zu laufen, wenn er dieſem Trotz bot, als wenn er ſich von neuen den Folgen eines Krieges mit einem ſo furchtbaren Feynde ausſetzte, als Carl XII. war. Verſchiedene Geſchichtſchreiber, unter andern Voltaire, haben behauptet, August habe dem Commandanten von Königsſtein befohlen, ſeinen Gefangenen vor Ankunft des Schwediſchen Corps in Sicherheit zu ſetzen; allein Patkul ſey ein Opfer ſeines Geitzes geworden, weil er dem Commandanten die Summe nicht habe geben wollen, welche dieſer für ſeine Befreyung gefordert habe. Allein dieſe Anekdote ſcheint bloß von ſeinen Feinden erfunden zu ſeyn, um dadurch gewiſſer Maßen Auguſts Ehre zu retten. Man iſt nicht einig über den Ort, wohin nun der unglückliche Patkul geſchafft wurde. Genug, er wurde nach Pohlen, und zwar auf einem bedeckten Wagen, geführt, wo er nur durch einige Ritzen, die man darin gelaſſen hatte, Athem ſchöpfen konnte.

Mehrere Tage verstrichen zwischen seiner An-
ft an dem Orte, der nicht genau bekannt ist,
d seiner Hinrichtung. Man benutzte sie zu In-
uirung seines Prozesses vor einem Kriegsgerich-
dessen Präsident der General Rhönschild war,
n trotz seines unversöhnlichen Hasses wollte doch
rl XII. die Verurtheilung des berühmten Re-
len förmlich vollzogen wissen.

Zwey Tage erst vor seinem Ende wurde Patkul
er einer Bedeckung von dreyßig Mann nach Kasi-
s, einem Pohlnischen Dorfe, unweit der Stadt
sen, gebracht. Hagen, der Beichtvater des
hwedischen Regiments, dessen Bewachung ihm
l XII. anvertraut hatte, wurde abgeschickt, um
zum Tode zu bereiten.

Ich komme, sagte dieser zu ihm, ein trauri-
Herz mit dem Troste der heiligen Schrift zu
uicken.

Ich danke Ihnen, welche Nachricht bringen
mir?

Ich habe Ihnen etwas allein zu sagen. —

Der Officier, welcher gegenwärtig war, ent-
nte sich, Patkul ergriff nun in großer Bewe-
g die Hand des Geistlichen und fragte, was er
bringe.

„Ich bringe Ihnen," versetzte dieser, „eine
chricht, derjenigen nicht unähnlich, welche einst
König Ezechias aus dem Munde des Prophe-
erhielt: Bestelle dein Haus, denn du mußt
ben. Morgen wirst du das Licht nicht mehr
uen! —

Patkul warf ſich auf das Bett und weinte. Dann kehrte ihm ſeine natürliche Faſſung zurück, und er ſprach die Worte aus: Reduction! Haſtfer! Es war auch der Inhalt aller Veranlaſſungen ſeines Unglücks. Hierauf rief er ſehr laut:

O! Schweden, wenn ich dich verlaſſen habe, iſt es denn mit Freuden geſchehen? wohin ſollte ich mich flüchten? Ich konnte nicht in die Erde ſinken. Meine Religion ſchloß mich vom Kloſter aus. Ich hielt mich nur für ſicher bey den conföderirten Fürſten. Aber da ſagte man: Du haſt dich zu unſern Feinden geflüchtet, und ſo biſt du der Urheber dieſes blutigen Krieges. Welche Folge! Ich bin nirgends als Rathertheiler, ſondern überall als ein Verfolgter angekommen. Ehe ich nach Sachſen kam, war ſchon Alles arrangirt, der Vertrag mit Moskau unterzeichnet!"

Der Geiſtliche äußerte nun, daß er ſich jetzt doch nicht mehr mit weltlichen Händeln befaſſen ſollte.

„Laſſen Sie mir Zeit, mich davon loszumachen," ſagte er, „dann will ich nicht mehr davon reden!"

Nachdem er noch ſeinen Unwillen gegen Auguſt auf das lebhafteſte geäußert hatte, ließ er den Geiſtlichen auf einige Stunden von ſich. Als dieſer wieder erſchien, war Patkul ruhiger geworden, und ſagte:

Seyn Sie mir willkommen, Herr Paſtor, ich ſehe in Ihnen einen Engel des Herrn! Mein Herz iſt einer großen Laſt los. Es hat eine gänzliche Umänderung erfahren. Ich freue mich auf den Tod. Der Tod iſt doch beſſer als eine lange Gefangenſchaft. Aber welche Todesart ſoll ich denn leiden?

Das iſt noch ein Geheimniß. Nur der Oberſte weiß es. Es ſcheint, man wolle alles Aufſehen vermeiden.

Nun das iſt doch eine Gnade. Aber haben Sie mein Urtheil geleſen? Werde ich ungehört, unverurtheilt ſterben?

Ihr Urtheil iſt bereits hier, allein verſiegelt. Es darf erſt auf dem Platze eröffnet werden.

Hierauf führte Patkul verſchiedene Stellen der Bibel an, die er auf ſich ſelbſt anwandte z. B.

Nur durch Prüfungen können wir zum Himmelreiche eingehen! — Was ſind die Leiden dieſer Zeit gegen die Herrlichkeit, welche an uns ſoll offenbaret werden u. ſ. f.

Der Geiſtliche rieth ihm, ſein Teſtament zu machen. Patkul dictirte ihm ſogleich den erſten Artikel desſelben:

Ich bitte den König Auguſt, meinen Verwandten eine Summe von fünfzig tauſend Thalern auszuzahlen! —

Er unterbrach sich selbst, um von bedeutenden Dingen zu sprechen, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte:

Ach! Ja, es sind hier und da doch Freunde, die meinen Tod beweinen werden! Was wird die Churfürstinn sagen? und das Weib, das ich einst an mein Schicksal knüpfen sollte. O! melden Sie ihr meinen Tod und meine letzten Wünsche für ihr Glück! —

Hierauf bath er den Geistlichen hundert Ducaten und ein Exemplar des alten Testamentes in Griechischer Sprache anzunehmen.

Das war, sagte er zu ihm, mein treuer Gefährte in meinen Widerwärtigkeiten. Empfangen sie auch dieses kostbare Manuscript als ein Unterpfand meiner christlichen Gesinnung.

Nach einigen religiösen Aeusserungen zeigte Patkul Verlangen, ein wenig zu schlafen.

„Meine Sinne bedürfen Stärkung, sagte er, denn morgen muß ich Ruhe und Muth haben!"

Den andern Tag erschien der Geistliche um vier Uhr des Morgens wieder. Patkul stand sogleich auf. Er dankte Gott, indem er sagte: er habe lange nicht so ruhig geschlafen, als eben jetzt.

Um sechs Uhr sagte er: lassen Sie uns gehen zum Tode um Gottes Willen, ehe der Lärm zu groß wird.

Er betete einige Augenblicke, dann wandte er sich gegen die aufgehende Sonne und sagte:

Willkommen feyerlicher Tag! Du biſt mein Hochzeittag! Freylich wollte ich einen ganz anderer Art feyern, aber dieſer iſt mir noch heiliger! —

Er vernahm nun, daß man die Pferde anſpannte.

Gott ſey gelobt, ſagte er, man eilt nun. Ach man verkürze mir doch die noch übrige Lebenszeit, ſie wird mir ſo lang! —

Dann warf er einen Blick auf das Papier, worauf der Geiſtliche angefangen hatte, ſein Teſtament zu ſchreiben, und ſagte mit einem Seufzer:

Man wird nicht darauf achten!

Unterſchreiben Sie es doch wenigſtens! —

O Nein, ich darf meinen verhaßten Nahmen nicht mehr ſchreiben. Meine Verwandten werden ſchon auf eine andere Art meinen letzten Willen erfahren! —

In der That hatte er auch bereits ein anderes Teſtament gemacht, allein es wurde, wie er voraus ſahe, keines vollzogen.

Nun meldete ſich der Officier von der Wache. Patkul nahm ſeinen Mantel um, und ging mit dem Prieſter. Er ließ ihm den Ehrenplatz auf dem Todeskarren. Unter einer ſtarken Cavallerie-Bedeckung fuhr der Karren ſchnell nach dem Richtplatze. Unter Wegs umarmte Patkul nochmahls den Geiſtlichen, und empfahl ihm, das Weib zu tröſten, die ihm zur Gemahlinn beſtimmt geweſen war.

Das Schaffot war auf einem Gehaue bey dem Dorfe Kasimirs aufgeschlagen. Bey diesem Anblicke wurde Patkul von einem Schauder ergriffen. Er schloß den Beichtvater in seine Arme und rief: Lieber Herr Pfarrer: Bitten Sie Gott, daß er mich vor Verzweiflung schütze.

Ein Schwedischer Hauptmann las nun mit lauter Stimme das Urtheil, welches ihm verurtheilte, gerädert und geviertheilt zu werden. Bey den Worten Verräther des Vaterlandes zuckte er die Achseln, und blickte zum Himmel. Nachdem ihm der Henker den Ort der Hinrichtung gezeigt hatte, sagte er: Geschwind thue deine Pflicht. Dabey gab er ihm ein Papier und eine Summe Geldes. Während daß man ihn entkleidete und an vier Pfähle band, rief er dem Geistlichen immer zu: Bethen Sie zu Gott, daß er mich stärke in diesem Augenblicke!

Der Geistliche bath die Umstehenden, ein Vater Unser für den Unglücklichen zu bethen. Ja rief er, bethen Sie, bethen Sie!

Beym ersten Stoß, den er erhielt, schrie er mit kläglichen und fürchterlichem Tone: Jesus! erbarmt euch meiner! —

Seine Marter dauerte lang und war schmerzhaft, doch mehr wegen der Ungeschicklichkeit der Henker als auf Befehl derer, welche sie anordneten.

Viele Fürsten Europens versuchten es, Carls Strenge zu mildern, und der Czaar von Rußland ließ seine Klagen gegen die Schwäche Augusts überall erschallen, ja August selbst war außer sich vor

Schmerz über das entſetzliche Schickſal ſeines alten Freundes, und that Alles, was er vermochte, ſeinen Tod zu verhindern.

Hätte man dem unglücklichen Patkul nichts weiter als jene edelkühnen Schritte vorzuwerfen, welche er zum Beſten ſeiner unterdrückten Landsleute that, ſo würde man ihn das allgemeine gerechte Mitleid nicht verſagen können, und Carl XII. hätte den Abſcheu des ganzen Menſchengeſchlechts verdient; allein er predigte wirklich den Aufruhr durch Worte, Schriften und ſein Betragen. Uebrigens war er ein Mann von ſeltener Energie des Charakters und nicht gemeinen Kenntniſſen und Talenten. Sein Geiſt war reich an Hülfsmitteln aller Art in gefährlichen Lebenslagen, und er leiſtete denen, welchen er ſeine Thätigkeit widmete, bedeutende Dienſte.

Sawney Douglas.

(Aus dem Engliſchen.)

Sawney Douglas, eines Gerbers Sohn aus Port Patrick in der Grafſchaft Galloway in Schottland, ward den 10. September 1664 im 53ſten Jahre zu Tyburn gehängt. Er war einer der ab-

gefeimteſten Buben. Unter mancherley Verbrechen, die er beging, gehörte auch folgender argliſtiger Diebſtahl. Er kleidete ſich eines Tages ſehr ſauber, ſuchte mit aller Sorgfalt allen Mängeln der äußern Geſtalt abzuhelfen, und vielleicht war er einer derjenigen Lehrern, die durch ihre Erfindungen die Künſtler und Handwerker ſo ſehr in Athem ſetzen, daß es kaum einen äußern Fehler gibt, der nicht verdeckt werden könnte. So kärglich auch die Natur gegen uns in Austheilung ihrer Gaben geweſen ſeyn mag, ſo kann man doch durch die Hülfe ſolcher Tauſendkünſtler ein Modell des Bildhauers, ein Muſter des Mahlers werden. Wollen wir einen Zoll höher ſeyn, unſer Schuſter kann uns dieſen Zoll anſetzen; und unſer Strumpfhändler kann uns ein Paar Waden geben, die einen Dragoner beſchämen könnten. Die Unregelmäßigkeit des Wuchſes kann der Schneider, oder wenigſtens jener Künſtler verdecken, der tagtäglich bekannt macht, er verfertige ſtählerne Schnürleiber für alle und jede, die einen Anſatz von Verwachſen hätten. Es gibt allerhand verſchönernde Waſſer, welche die Leberflecken und Sommerſproßen des Geſichts vertreiben, und Kämme von Salben, die rothes Haar in das feinſte Braun verwandeln. Sawney verfehlte nicht, alle dieſe Mittel zu ſeinem Vortheile zu nutzen, gab ſich für einen vornehmen Cavalier aus, und beſchämte auch wirklich, was das Aeußere betraf, manchen Cavalier. Nach dieſen Vorbereitungen miethete er ſich eine Wohnung bey dem Apotheker Knowles, in der Tuttelſtraße in Weſtmünſter, deſ-

en einzige Tochter einen großen Brautschatz zu er-
warten hatte. Um sich dieses Reichthums zu be-
mächtigen, machte er dem jungen Mädchen fleißig
den Hof. Er nahm die Larve des aufrichtigsten
Liebhabers an, und erhielt nur in so fern den Zutritt
zu ihr, als sie es für eine Ehre hielt, eine Menge
seufzender Kreaturen in ihrem Gefolge zu haben,
die sich um ihren Besitz mit Hitze stritten, denn ihr
Herz war längst verschenkt. Endlich näherte sich
der entscheidende Zeitpunct, in welchem Sawney
eine zwar geflochtene, doch aber mit vielem An-
stande und Höflichkeit begleitete Antwort erhielt.
Der unglückliche Liebhaber verbiß seinen Schmerz,
und verschloß ihn in seinen Herzensschrein, wenn
gleich die Verachtung, besonders von einer Geliebten, eine Pille ist, die man zwar leicht hinunter
schlucken, aber nicht ohne Gesichtsverzerrung kauen
kann. Er nahm auch die Miene der Betrübniß
auf einige Zeit an, die er aber bald mit der Maske
eines philosophischen Heldenmuthes verwechselte;
daher er gegen seine Geliebte äußerte, der ihm
begegnete Unfall wäre eine Folge des Schicksals
menschlicher Dinge, dem ein Sterblicher sich mit
Geduld unterwerfen müsse; es dauerte alles nur
einen Augenblick, und es sey nichts in der Natur
stark genug, diesem Verhängnisse zu widerstehen.
Er werde sie daher künftig nicht mehr mit seinen
Liebesanträgen behelligen, hoffe aber doch, daß
sie ihm ihre Freundschaft und ihren Umgang auch
auf die Zukunft schenken werde. Sie ließ sichs
gefallen, und er erhielt um so viel mehr Erlaub-
niß zu diesem Umgange, weil der Vater ihn für

einen rechtſchaffenen Mann hielt. Und hierüber wird man ſich nicht wundern, wenn man weiß, daß dieſer Heuchler eben ſo ſehr Herr von ſeinen Reden, als von ſeinem Geſichte war. Er wußte ſich ſo zu verſtellen, daß man nie ſeine wahre Geſinnung erriet, und er konnte Vater und Tochter durch ſein heuchleriſches Weſen ſo einnehmen, daß ſie in ſeinen moraliſchen Charakter nicht das geringſte Mißtrauen ſetzten. Die Andacht war in dem Hauſe des Apothekers der Modeton, daher Sawney ihn auch annahm, wenn er ſich gleich bey ihm mit den verderbteſten Sitten paarte, und ſeine innern Geſinnungen ſich in beſtändigem Widerſpruche mit dem äußern Scheine befanden. Denn er ehrte die Tugend nur in ſo fern, daß er ſie nicht ins Geſicht beleidigte, liebte ſie aber viel zu wenig, um ſie in ſeinem Herzen wohnen zu laſſen. Genug, er bediente ſich ſeiner Talente, um das Mißtrauen einzuſchläfern, und die Leichtgläubigkeit zu überraſchen, wenn gleich unter ſeiner betrieglichen Stille das Ungewitter verborgen lag.

Miß Knowles wurde einige Zeit hernach kränklich, und da Sawney zu leben wußte, verfehlte er nicht, ſie zu beſuchen. Er unterhielt die Patientinn in Gegenwart des Vaters mit mancherley moraliſchen Betrachtungen, welche die Vergänglichkeit und die Abſicht dieſes Lebens zum Vorwurfe hatten. Unſer Leben, ſagte er, eilt wie ein Strom über abhängige Felſen mit gähen Fallen hinunter, und nichts, als das Andenken eines weiſen Genuſſes kann uns bey dem ſchnellen Fortlaufe der Zeit aufrichten. Der Menſch, der auf das Krankenla-

geworfen wird, hat vorzüglich auf den weiſen
uß ſeiner hienieden verlebten Zeit Rückſicht zu
nen, und muß ſich gefaßt halten, mit Muth
das Land jenſeits des Grabes zu wandern.
ihn Gott aber wieder geneſen, ſo iſt er aufs
verpflichtet, eine Pilgrimmſchaft fortzuſetzen,
er ſchon für vollendet hielt. Er muß alsdann
Gedanken faſſen, Gott hat mich auf ſeiner
ge gewogen, er hat mich nicht ſchwer genug
unden, und läßt mich noch auf der Welt, um
ch ein neues Leben die Zeit, die ich verloren
e, nachzuhohlen. Unter dieſen Betrachtungen
e ſich der Apotheker genöthiget, in ſeine Apo-
ke zu gehen, um ein wichtiges Recept zu ver-
tigen. Die Kranke fing an, in einen Schlaf
fallen, in welchem Sawney ſie gar nicht ſtören
llte, vielleicht bediente er ſich dieſer Gelegenheit,
ein Halsband von 32 ſchönen großen Zahlper-
abzuſchneiden, und verſchluckte zu deſto gro-
er Sicherheit alle dieſe Perlen nach einander.
rz hierauf kam der Apotheker zurück, und ſeine
chter erwachte aus ihrem Schlummer. Sie be-
rkte ſogleich den Verluſt ihrer Perlen, und fragte
ch ihnen. Herr Sawney wollte nichts davon
ſſen. So wohl der Apotheker als ſeine Tochter
nubten, er wolle mit ihnen einen Scherz treiben,
ein Sawney betheuerte im Ernſte, daß er weder
Perlen habe, noch wiſſe, wo ſie wären. Va-
r und Tochter ſagten hierauf, da niemand außer
awney gegenwärtig geweſen, und die letztere die
erlen um den Hals gehabt hätte, die man doch
ach allem Suchen weder im Bette, noch unter dem

Perle finden konnte, so wäre es eine wahre Unmöglichkeit, daß jemand anders als Herr Sawney sie besitzen sollte. Daher drangen sie in ihn, die Perlen heraus zu geben, weil sie von hohem Werthe wären, und so wohl Vater als Tochter noch über dieß eine besondere Liebe auf die Perlen geworfen hätten, da sie ein Familienstück waren, das über hundert Jahre bey ihren Vorfahren in Achtung gehalten worden. Allein alles Zureden war fruchtlos. Sawney hatte einen eisernen Kopf, einen ackiegenen und steifen Sinn, und da man immer fortfuhr, in ihn zu dringen, so belebte der Widerstand sein Herz nur mit einem desto stärkern Eifer bey seiner Behauptung, daß er von den Perlen nichts wisse, zu bleiben, und er überschrie und übertäubte wenigstens Vater und Tochter, wenn er sie gleich von seiner Unschuld nicht überzeugen konnte. Der Streit wurde immer hitziger, und der Apotheker war schon gesonnen, dem Herrn Sawney mit einem sinnlichen Argumente ins Gesicht zu fahren, als er durch das Erbiethen des Sawney sich zurück halten ließ, er wolle sich ganz nackt ausziehen, und alles visitiren lassen. Allein auch diese Unternehmung war fruchtlos, so, daß der Apotheker sammt seiner Tochter selbst staunten, wie es doch mit den Perlen zugegangen seyn möchte. Doch, als sie noch in diesen verwirrten Gedanken sich einander ansahen, kam der Geliebte und Verlobte der Miß Knowles mit drey Freunden ins Zimmer. Man klagte ihnen sogleich den Verlust der Perlen, mit Erzählung aller Umstände, und des standhaften Läugnens des Herrn Sawney. Der

räutigam mit ſeiner Geſellſchaft behaupteten hier-
uf ſteif und feſt, Herr Sawney müſſe wiſſen,
ohin die Perlen gekommen wären, weil Miß
nowles ſie vor dem Einſchlafen noch gehabt, und
leich beym Erwachen vermißt hatte, da doch nie-
and in dem Zimmer geweſen war als Herr Saw-
ey. Weil aber dieſer bey ſeinem Läugnen blieb,
ließ der Bräutigam einen Sack hohlen, und ſteck-
den Sawney ohne viele Complimente hinein.
ie ſchwuren ihm hierauf zu, ſie würden ihn zum
enſter hinaus werfen, wofern er nicht entdecken
ürde, wo die Perlen geblieben wären, wobey ſie
auch nicht an Rippenſtößen fehlen ließen. Wie
awney ſahe, daß man es ſo ernſtlich mit ihm
eine, rief er, er wolle die Sache entdecken. Man
eß ihn aus dem Sacke heraus, und er erzählte,
hätte die Perlen verſchluckt. Dieſe Nachricht
eſtimmte den Apotheker, ſogleich ein ſtarkes Vo-
itiv zu hohlen, welches man alles Widerſtrebens
es Diebes ungeachtet, ihm einzunehmen nöthigte.
s kamen in kurzer Zeit, vermittelſt dieſes kraft-
ollen Pulvers, die Perlen nach und nach zum
orſcheine. Doch wollte die 32ſte nicht erſchei-
en. Der Apotheker und die ganze Geſellſchaft
ielten daher für gut, den Dieb noch ein ſtarkes
rechpulver nehmen zu laſſen, wogegen aber
awney die dringendſten Vorſtellungen that, mit
em Anerbiethen, er wolle die noch fehlende Perle
it Gelde vergüten. Allein er mußte ſein wieder-
ohltes Bitten vor den Ohren tauber Gottheiten
uſtimmen, und er mußte ſich bequemen, noch ein
erzſtärkendes Pulver einzunehmen, das auch nach

fünf Viertel Stunden von glücklicher Wirkung war. Nach vollendeter Execution ſchickte man den auf einige Jahre hinreichend gereinigten Sawney zum Hauſe hinaus, und begleitete ſeinen taumelnden Abzug mit den eindringendſten Drohungen, ſich nie im Hauſe wieder ſehen zu laſſen.

General Melville.

(Beſchluß.)

Wir gingen höchſt luſtig zur Tafel, aßen viel und tranken noch mehr. Alles ging herrlich und in Freuden, als plötzlich — die Stimmen lauter wurden, und ohne daß ich wußte, wie der Streit angefangen hatte, mehrere Degen gegen einander gezückt waren. Die Wache kam, und ohne daß man fragte, wer Recht oder Unrecht habe, wurden wir alle, die ganze Geſellſchaft, gegriffen, in ein benachbartes Gefängniß geführt, und jeder beſonders eingeſteckt.

Bey mir war in einer Kammer ein Schottländer Hamilton, der mit mir nach Paris gekommen, und zufällig in dieſe Geſellſchaft gerathen war. Wir ſaßen acht Tage lang, ohne daß ein Menſch nach uns fragte. Alle Morgen kam ein Pfaffe,

um

im Hofe unſers Gefängniſſes Meſſe zu leſen;
e Nonne theilte uns einige kleine Brote aus,
nebſt der Bouteille Waſſer, die ſie uns gab,
ere ganze tägliche Nahrung ausmachten.

Endlich inquirirte man, jeden einzeln. Die
e Frage an mich war; ob ich bey der Lothrin-
hen Armee geweſen ſey? Ja. Aber ich trennte
h von ihr ſchon faſt noch an der Grenze des
chs, was ich auch wohl thun konnte, da ich
auf keiner Weiſe verpflichtet war. So ging
alsdann nach Paris, um einen Bekannten zu
yen, mit dem ich nach Schottland gehen könnte.

Man fragte mich weiter, ob ich nicht bey dem
raßenraube geweſen ſey, der unweit Orleans
übt worden, da man Wägen, mit königlichen
ldern beladen, beraubt, und mehrere Perſonen,
dabey waren, umgebracht habe?

Ich erwies leicht die Unmöglichkeit meines
beyſeyns, denn erſt ſeit einigen Wochen war
aus England gekommen, und dieſer Straßen-
ub hatte ſich ſchon vor längerer Zeit zugetragen.
e von eurer Geſellſchaft, mit denen ihr gefan-
wurdet, fuhr mein Inquiſitor fort, bezeugen
doch wider euch. Wahrſcheinlich ſprach er ſo,
ß, mich in Furcht zu ſetzen. Wenn es ſo ſeyn
le, antwortete ich, ſo ſind ihre Ausſagen Un-
hrheit. Doch um zu verſuchen, ob man nicht
hr aus mir herausbringe, wurde ich in ein Loch
ſteckt; nach einigen Tagen aber, wegen meinen
eichförmigen Ausſagen, wieder in das alte Zim-
er gebracht.

Noch einige Zeit blieben wir im Gefängniſſe. Endlich aber erklärte man uns, daß wir frey ſeyn und gehen könnten, wohin wir wollten, nur müßten wir den Kerkermeiſter vorher bezahlen. Das gab eine Ausſicht in die Ewigkeit, denn wir hatten kein Geld. Es kamen aber ein Paar Jeſuiten, die bothen uns ihre Hülfe zur Freyheit an, wenn wir katholiſch werden wollten. So hohnvoll wir ihren erſten Vorſchlag dieſer Art abwieſen, ſo gefliſſentlich kamen ſie alle Tage mit neuen Bitten, Verſprechungen und Drohungen, und wie alles nichts helfen wollte, verbothen ſie den Nonnen, von deren Mildthätigkeit wir lebten, uns weiterhin Brot zu bringen. Das gute Kind, das aber doch in aller Stille mit den Jeſuiten zuſammen geſpielt haben mag, warf uns gleichwohl von Zeit zu Zeit ein Brot zu, gerade wie es hinreichend war, daß wir nicht Hungers ſtarben.

Mein Kamerad unterlag endlich, und änderte ſeine Religion. Natürlich veranlaßte dieſes, daß man nun doppelte Angriffe auf mich machte; ich blieb aber ſtandhaft, und ſelbſt das machte keinen Eindruck auf mich, wie ſie mich einſt meinen alten Kameraden ſehen ließen, in was für einem glücklichen Zuſtande er nun ſey. Ich blieb, und trieb ſie endlich ſo weit, daß ſie mich Verſtockten unter tauſend Verwünſchungen verließen; den Tag darauf ließ mich auch der Kerkermeiſter laufen; wo ich aber nun einen Biſſen Brot bekommen ſollte, wußte ich nicht.

Man ſagte mir, der Coadjutor, Cardinal von Retz, der damahls in ſeine Cabalen gegen den Hof

nd das Miniſterium am tiefſten verwickelt war, ehme eine Schottiſche Garde an; er trauete einer ranzöſiſchen nicht. So bald ich mich meldete, urde ich mit Vergnügen angenommen, und er= ielt täglich einen viertel Thaler. Es waren gute eiten, wir hatten nichts zu thun, als in der aroſſe dem Cardinale zu folgen, wenn er aus= ihr. Unſere Carabiner waren zwar immer gela= en und ſchußfertig, wir verbargen ſie aber ſorg= ältig.

Bald war ich bey dem Cardinale ſo beliebt, aß er mir das Commando ſeiner Garde anver= raute. Ich bekam doppelten Sold, ſo daß ich ir etwas erſparen konnte, um mir beſſere Klei= er machen zu laſſen. Hätte es nur lange ge= auert! Aber der König pardonnirte dem Parla= ente ſeine Rebellion, und kam nach Paris zu= ück, und da der Cardinal keine Garde unter den ugen ſeines Herrn beybehalten konnte, ſo dankte uns ab, ich erhielt mit dem freundlichſten Ab= hiede zum letzten Geſchenke vier bis fünf Piſto= n. Ob es ſchon wieder mit mir zu Ende war, gab der Himmel mir doch gleich wieder eine neue ußſicht.

Schomberg, der unter dem Herzoge von York e Schottiſchen Gensdarmes commandirte, ſchickte ach mir und meinem Kameraden, ſchloß mit uns, ab jeden ein Pferd und Geld genug, um die übri= e nöthige Equipage zu kaufen, auch einen Pe= enten beritten zu machen. Alsdann ſollten wir n der Compagnie ſtoßen, die in der Unter-Picar=

die in den Winterquartieren ſich befand. Dort brachten wir auch wirklich unſern Winter zu.

Wir wären aber in dieſen von Natur ſonſt gutem Lande Hungers geſtorben, ſo ruinirt war es durch den Krieg, wenn nicht die Jagd bisweilen etwas abgeworfen hätte; denn unſere Wirthe konnten uns nichts als Kaſtanien geben. Als der Frühling kam, ging es ins Feld; es geſchah aber nichts Bedeutendes. Die nächſten Winterquartiere hatten wir zu Montenenai in Champagne, von da brachen wir auf, um das von den Spaniern belagerte Arras zu entſetzen.

Es gab keinen ſchöneren Anblick, als unſere Compagnie. Sechzig Mann, die alle wenigſtens commandierende Officiere geweſen waren, jeder einen oder zwey Bedienten bey ſich. Der Marſchall von Turenne, der uns commandirte, gab uns auch die Ehre des erſten Angriffes auf die Spaniſchen Linien. Wir brachen heftig ein und mit Glück. Wir würden auch unſere gleich erſten Siege noch weiter getrieben haben, wenn nicht Turenne ſelbſt unſere Hitze gemäßiget hätte. Der Prinz von Condé ſah ſich damahls zwar gezwungen, ſich zurück zu ziehen, denn die Spaniſche Armee verlor ihre Bagage, und auch die Mannſchaft ſelbſt litt durch eine ſchreckliche Niederlage, allein Condés Rückzug war doch ſo ſchön, daß er für einen Sieg galt, und zwar für einen wie bey Rocroy oder bey Nördlingen.

Nachdem Arras entſetzt war, führte uns der Marſchall von Turenne zur Eroberung von Quesnoy. Ich bekam Befehl, die Fouragirer zu com-

ndiren, welche einige Meilen von der Armee in
em Dorfe waren, wo ſie ihre Bündel bald voll
tten. Um aber deſto ſicherer zu verhindern,
ß ſie nicht von den Feinden überfallen würden,
ſtirte ich mich auf eine Höhe. Als meine Leute
on zum Abzuge wieder bereitet waren, hörte ich
nen Bedienten aus dem Fenſter eines Hauſes ru-
n: Hierher, hier iſt noch viel Proviant.

Meiner Schuldigkeit nach hätte ich nicht vom
eſſen weichen ſollen, aber ich war einmahl zu
lem Unglücke beſtimmt. Ueberzeugt, daß keine
efahr mehr für uns da ſey, wollte auch ich mei-
n Theil von der Beute haben, ſtieg vom Pferde,
nd folgte unvorſichtig den Beute begierigen in
s Haus hinein.

Kaum war ich eben, ſo hörte ich mehrere Pi-
olenſchüſſe; meinen Leuten, die ich angegriffen
h, wollte ich zu Hülfe eilen; der Feind hatte
er ſchon die Thür beſetzt. Er drohete alle zu ver-
ennen, die ſich vertheidigen würden; ich ergab
ich demnach als Kriegsgefangener, und wurde
gleich beraubt. Als ob ich für Croaten präde-
tirt wäre; es waren wieder Croaten, die mich
tten.

Doch behandelten ſie mich dieß Mahl menſch-
ber, als das erſte Mahl. Sie führten mich ins
ager zu ihrem Obriſten, der mir ſehr ſchön that,
n er mich Polniſch reden hörte, der mir auch
eine Kleider würde haben zurück geben laſſen,
enn er nur hätte auffinden können, wer ſie mir
enommen hatte. So übel ich campirt war, ſo
ußte ich doch dieſen Abend mit mehreren andern

Officieren an seiner Tafel speisen. Wer hätte nun noch ein Unglück geahnet, und doch drohte mir gerade jetzt das schrecklichste meines Lebens.

Unter andern Gesprächen während der Tafel hatte ich auch erzählt, wie ich ehedem in Flandern Capitain in Spanischen Diensten gewesen wäre; und kaum hatte ich dieß erzählt, so sah ich, wie aufmerksam einer der Herren an der Tafel wurde. Er faßte mich sogleich recht fest ins Auge, sah mich lange so an, und so bald wir vom Tische aufstanden, ging er zum Obersten, und sprach mit ihm eine Zeit lang ins Ohr. Bald nachher erklärte man mir, daß ich ins Hauptquartier zu dem Prinzen von Condé gebracht werden müßte. Der Croaten-Oberste schrieb einen Brief dazu; ich wurde unverweilt fort geführt.

Wie ich vor dem Prinzen kam, fragte er mich nach meinem Vaterlande, ob ich in Flandern unter den Spanischen Truppen gedienet hätte, und da ich dieß bejahete, rief der Prinz voll Zorn: Fort, fort! also derselbe, von dem man mir schrieb!

Auf alle meine Bitten, mich doch weiter zu hören, achtete der Prinz gar nicht. Es ging gleich zur nächsten Wache; der Profos kam, und schloß mich an Händen und Füßen. Auf alle meine Fragen, warum man mit mir, einem Kriegsgefangenen, so verfahre? erhielt ich nur die Antwort; dieß sey der Befehl des Prinzen. Gott! auf welche höchst schmähliche Art wäre ich nicht aus der Welt gekommen, wenn mich nicht ein Zufall noch gerettet hätte!

Ich ſah den Generalmajor Des Marais vor-
ber gehen, und rief ihn zum Fenſter hinaus mit
llen Kräften. Des Marais war mein alter Gön-
er und Freund, er kannte mich, unter ihm hatte
ch ehedem in Flandern gedient; er zauderte auch
einen Augenblick, mir zu helfen, ſo ſchnell er
ur vermochte. Er befahl den wachthabenden Of-
cier, mir ſo lange nichts geſchehen zu laſſen, bis
r mit dem Prinzen geſprochen habe, eilte ſogleich
um Prinzen, brachte den Prinzen aus dem Irr-
hume, der mich für einen Deſerteur hielt, und
efahl nachher höchſt großmüthig meine Ranzion,
aß ich es allein ihm verdankte, endlich wieder zu
einer Compagnie, die in der Nähe lag, zurück
ekommen zu ſeyn.

Doch ich machte nach dieſer Ranzionirung
berhaupt nur noch eine Campagne in Franzöſi-
chen Dienſten, dann verließ ich dieſelben völlig.
s war gar kein Avancement, und ich hatte ſchon
eine 31 Jahre. Einer meiner Kameraden, auch
in Schottländer, Moliſſen und ich, beſchloßen
ach Pohlen zu gehen, wo wirklich Schwediſcher
rieg war, und wo wir viel Glück hofften.

Unter Wegs, noch ehe wir nach Amſterdam
amen, von wo aus wir zu Schiffe nach Königs-
erg gingen, verloren wir zwar unſere Bagage;
in Wechſelbrief indeſſen, den wir retteten, war
inreichend, uns bis an Ort und Stelle zu brin-
en, und ein Scharlachmantel, den Moliſſen auch
och mit gerettet hatte, und der ihm doch noch
in ſtattliches Anſehen gab, machte in Königsberg.
aß dieſer mein Freund dort bald unter kam, und

unter dem dortigen Regimente Waldeck eine Compagnie erhielt. Mit mir währte es etwas länger. Doch lernte ich endlich einen Landsmann, einen Dragoner-Obersten daselbst kennen, von dem ich in Hoffnung auf die nächste vacante Compagnie, unterdessen die Stelle eines Capitainlieutenants annahm. Das war nun, verglichen mit dem, wie ich vorher stand, sehr zurück gedient; allein ich hatte Hoffnung, und in den Jahren, die ich damahls hatte, ist man noch nicht müde, es mit der Hoffnung zu versuchen.

Man kann es aber endlich werden, wenn die Täuschungen gar zu schnell auf einander kommen. Ich that meinem Obersten so treffliche Dienste, ich trieb ihm die Contributionen mit dem glücklichsten Erfolge ein, und vorzüglich nur Eintreibungen der Contributionen war mir von ihm aufgetragen worden, aber am Ende der Campagne fand ich mich doch betrogen; er hatte eine vacant gewordene Compagnie einem andern gegeben. Was er jetzt auch vom baldigen Majorwerden zu mir sprach; so nahm ich doch meinen Abschied, ging zum Grafen von Waldeck, dessen Regiment noch in Königsberg war, und der behielt mich so lange bey sich, bis bessere Aussichten sich öffnen würden.

Wir sahen diesem ganz nahe entgegen. Churfürst Friedrich Wilhelm schloß so eben mit König Carl Gustav von Schweden seinen Off- und Defensivtractat, und versprach, beständig bey der Schwedischen Armee auf seine Kosten 4000 Mann zu halten. Gleich nach geschlossenem Tractate vereinigte sich der Churfürst mit dem Könige, und ich

z mit dem ersteren in Gefolge des Generalieu-
is der Brandenburgischen Völker, des Grafen
drich von Waldeck, dem mich sein Bruder drin-
dst empfohlen hatte.

Ein volles Jahr trieb ich mich in Pohlen her-
, ohne am Ende etwas zu seyn, ohne Hoffnung
erhalten, etwas zu werden, ohne irgend einis
Gewinn, so nahe ich oft meinem Glücke zu
n glaubte, oder wenigstens reich zu werden
meinte. Mancher damahligen Vorfälle kann
mich nicht ohne Beschämung, Reue und Aerger
nnern. Einst bath ich mir von unserm Gene-
le 25 Mann Reiterey aus, um einmahl zu
rsuchen, ob ich nicht einen Fang thun könnte,
r mir endlich alle meine, bisher vergebliche Mühe
zgelten sollte. Lange streiften und ritten wir
rgebens umher und fanden nichts, weil sich da
tts finden ließ, wo man die Ersaken zu Win-
ngern gewohnt hat; voll Mißvergnügen, schon
serm Lager wieder ganz nahe zu seyn, fanden
dlich noch meine Leute in einer Mühle zwey Ju-
n, die sich versteckt hatten, und die sie mir zu-
leppten. Wir machten ihnen die Hölle sehr
ig, sie sollten zeigen, wo sich etwas finden lasse,
nd wie ich ihnen, bloß um sie recht zu schrecken,
age mit dem Tode drohete, schoß endlich aus
nem unglücklichen Mißverständnisse einer meiner
ate einen dieser Juden auf der Stelle todt. Nun
ag wohl der andere an, sogleich zu beichten.
Wir sollten seines Lebens schonen, er wolle uns
n einen Ort führen, wo wir für unser ganzes Le-
en reich werden würden. Er führte uns also

nach einem gewissen Moraste hin; hier habe, wie er wisse, ein Pohlnischer Commissär einen Sack voll Geld versenkt. Wir sondirten mit unsern Degen, das Wasser war zu tief. Wir ließen Stangen hohlen, und siehe, da fand sich endlich der Sack, schwer und voll. Um bey dem Theilen dieses großen Funds durchaus nicht gestört zu werden, luden wir den ganzen uneröffneten Sack auf einen Wagen, den wir aus der Mühle hatten kommen lassen; wir waren aber kaum im Lager, kaum in voller Sicherheit, so ging es ans Eröffnen, und alles, was sich darin befand, war lauter kleines Kupfergeld.

So wurden meine zuverlässigsten Erwartungen nicht bloß einmahl getäuscht, sondern ich war am Ende der ganzen höchst angreifenden Campagne eben so arm, so leer als vorher, denn selbst noch das Bißchen, was ich Beute gemacht hatte, stahl mir am Ende mein Bedienter. Der einzige Mensch, auf dem ich mich noch verlassen zu können schien, Graf Friedrich von Waldeck, mein einziger und größter Freund und Gönner, starb am Ende des Feldzuges in meinen Armen, und ich ging zwar nun wieder zu seinem Bruder, dem Grafen Josias, und begleitete diesen ins Clevische, wohin ihn der Churfürst schickte, und half ihm dort Truppen anwerben. Allein, wie wir nun beyde am Ende unserer Bemühung zu seyn glaubten, so reducirte der Churfürst das ganze Regiment, und ich als jüngster Capitain wurde verabschiedet. Vier und dreyßig Jahre nun alt; und noch lief ich ohne ein gesichertes Brot in der Welt herum.

Auch Graf Josias von Waldeck verließ um diese Zeit die Brandenburgischen Dienste, und schickte mich zum Könige Carl Gustav, der sich gerade damahls auf seiner großen Expedition gegen Dänemark in Holstein befand, um diesem seine Dienste anzubiethen. Der König von Schweden nahm sie auch mit Vergnügen an, und wo der Graf versorgt war, war auch ich bald versorgt; endlich einmahl, wie es schien — hatte ich meinen Glückspfad gefunden.

Ich wurde ins Bremische geschickt, dort ein Dragonerregiment aufzurichten. Durch Hülfe des damahligen Gouverneurs zu Stade, des Grafen Dohna — denn der eigentliche Gouverneur Graf Königsmark war noch zu Danzig in Dänischer Gefangenschaft — gelang es mir auch, die Werbung glücklich zu Stande zu bringen. Es gelang mir, das weitere Eindringen der Dänen in das Bremische zu hindern; ich wurde Obristlieutenant bey dem neuen Regimente; ich überwand auch manchen Verdruß, den mir Graf Königsmark machte, da er aus seiner Dänischen Gefangenschaft zurück kam; allein König Carl Gustav starb, der Friede zu Oliva wurde geschlossen, mein Regiment wurde abgedankt, ich mußte wieder Dienste suchen, und so auch mein Freund Graf Josias von Waldeck, der die Schwedischen Dienste gleichfalls verließ.

Ich eilte unverweilt nach London, um dem neuen Könige Carl II., der so eben wieder von seinem Volke auf den väterlichen Thron gerufen wurde, theils meine eigenen Glückwünsche, theils auch

die Glückwünsche des Grafen von Waldeck zu überbringen; der neue König hatte von den Zeiten der Trübsal her manche Verbindlichkeit gegen den Grafen. Seine Majestät waren außerordentlich gnädig gegen mich, und erkundigten sich mit vieler Güte, da sie sich auch meiner sehr wohl erinnerten, wie es mir nach der Schlacht bey Worcester ergangen sey. Ich erzählte mit wenigen Worten meine Schicksale. Der König sagte mir tausend verbindliche Dinge, versicherte mich, daß er nie des Grafen Dienste, nie meine Dienste vergessen werde, und — entließ mich. Nun ging ich also nach Teutschland zurück. Bald vierzig Jahre hatte ich auf mir, und wenn ich schon jetzt wiederum nichts war, ich war doch königlich Schwedischer Oberstlieutenant gewesen, und hatte nunmehr bald die Ehre, Major in Chur-Cölnischen Diensten zu werden. Vom Schwedischen Oberstlieutenant zum Major eines geistlichen Churfürsten!

Als ich nähmlich nach Teutschland zurück kam, so warben die Teutschen Fürsten, um dem Kayser ihre Contingente bey dem ausgebrochenen Türkenkriege zu schicken, Truppen. Auch der Churfürst von Cöln sollte ein Infanterie Regiment nach Ungarn schicken, und gab dem Grafen Josias von Waldeck den Auftrag, dieses Regiment zu errichten. Der Graf nahm den Auftrag an, unter der Bedingung, daß ich Oberstlieutenant bey dem Regimente wurde; allein gerade diese Stelle hatte schon der Churfürst einem seiner eigenen Vettern versprochen, der freylich gar nichts vom Kriege

and. Und doch wäre es dem Grafen höchst
ig geweſen, mich bey dem Regimente zu ha-
denn er ſelbſt hatte nie bey der Infanterie
ent. Ich entſchloß mich alſo, auch dem Gra-
zu Gefallen, mit der Stelle eines Majors zu-
en zu ſeyn, und der Himmel verhalt mirs,
der Oberſtlieutenant blieb bey der nächſten
n Gelegenheit im Kriege, ich erhielt alſo ſeinen
.

Kaum war unſer Regiment in Steyermark an-
mmen, wo unſere angewieſenen Winterquar-
waren, ſo erhielten wir Befehl, zu dem G. a-
Serini zu ſtoßen, der noch vor Eröffnung der
pagne einige Unternehmungen wagen wollte.
der allerheftigſten Kälte, (gerade aber auch
bey dieſer konnten wir in dieſem Lande war-
en) rückten wir vor Fünfkirchen, eroberten
Stadt im Sturme, und gingen vor Sigeth, wo
die Stadt auch bald eroberten, die Citadelle
den Türken laſſen mußten.

Bey Eröffnung der Campagne ſelbſt erhielt ich
wichtige Stelle eines General-Quartiermeiſters,
trotz der vielen Verdrießlichkeiten, die mir
er General, Graf von Hollach, machte, behielt
behauptete ich doch dieſe Stelle unter allge-
nem Beyfalle, es gelang mir ſogar, den Gra-
ſo von meinem Muthe und meinem Charakter
überzeugen, daß er mein Freund wurde. Die
lagerung von Canischa mußten wir nach einem
rſuche, indem wir ungefähr fünf Wochen lang
arret hatten, endlich aufheben, und nach Se-
war uns zurück ziehen, wo nun wir von den

Türken belagert wurden. Trotz alles unſers Widerſtandes eroberten auch die Türken Serinwar am hellen Tage im vollen Sturme, und faſt die ganze Garniſon wurde niedergemacht, weil die erſten, die ſich dem Raab-Fluſſe hinüber ins kaiſerliche Lager flüchteten, die Brücke abbrachen, und ſo alle übrige den Türken preis gaben. Vor unſern Augen riſſen die Türken die Feſtungswerke nieder, und wir machten nicht die geringſte Bewegung, es zu hindern. Sie häuften alle Todte auf einen Haufen zuſammen, verbrannten dieſelben, um der Anſteckung zuvor zu kommen. Das trieb aber uns auf der andern Seite des Raab-Fluſſes ſchnell hinweg, denn der Wind, der vom Serinwar herkam, brachte uns von dieſem Haufen verbrannter Leichname eine ganz verpeſtete Luft.

Wir marſchirten alſo längs dem Raab-Fluſſe, eben ſo der Feind auf der andern Seite. Es ging bis St. Gotthard. Hier ſehten endlich am hellen Tage vor unſern Augen, — der Feind ſah uns nähmlich für Fliehende an, — 7000 Mann Türken über den Strom, meideten die nieder, die ihnen den Uebergang ſtreitig zu machen ſuchten, und brachten Schrecken und Furcht unter unſere ganze übrige Armee.

Bey ſo vielen Gelegenheiten dieſer Art ich auch war, ſo erſtaunenswürdige Wirkungen eines panikſchen Schreckens ſah ich nie als damahls. Es gab ganze Regimenter, wo ſich die Soldaten die Köpfe herabhauen ließen, ohne aus ihren Gliedern zu weichen, und ohne den geringſten Widerſtand

thun. So hatte ſie der Schrecken ergriffen! le ſchrien immer nur mit lauter Stimme zur hei- gen Maria; dieſe mag es nun wohl wegen des etümmels der Schlacht nicht gehört haben. Ge- iß wäre die Niederlage der Kaiſerlichen völlig ent- heidend geweſen, wenn nicht die Franzöſiſchen ruppen, die Ludwig der XIV. dem Kaiſer zu ülfe geſchickt hatte, den Türken den Sieg noch triſſen hätten. Coligny und la Feuillade fielen zur rechten Zeit auf die Türken ein, daß dieſe ch dem Strome zurück getrieben wurden, und der ößte Theil erſoff.

Bekanntlich brachte der Sieg bey St. Gotthard n Frieden. Unſere Beſtimmung in Ungarn war füllt, die Ueberreſte des Regiments führte ich ch Bonn zurück. Der Churfürſt nahm mich au- rordentlich gnädig auf, ich erhielt eine goldene ette, ſein Portrait mit Diamanten, und da er nſt alle Officiere abdankte, ſo behielt er doch mich, b mir eine Compagnie von 200 Mann, und ertrug mir die Commandanten-Stelle zu Linn. as Gouvernement zu Bonn bot er mir an, wenn katholiſch werden würde, was ich aber ab- lug.

Während ich zu Linn war, hatte der Churfürſt n Cöln die Abſicht, der Stadt Hildesheim ſich zu meiſtern, und ich erhielt Befehl, die Sache zu nterſuchen. Mir ſchien ſie leicht ausführbar. Wahrſcheinlich hätte ſie der Churfürſt unternom- en, wenn nicht gerade damahls, nach dem Tode es Herzogs Ludwig von Zelle, zwiſchen Herzog eorg Wilhelm und Herzog Johann Friedrich der

groſſe Hannöveriſche Succeſſions-Zwiſt ausgebro-
chen wäre. Als der Churfürſt ſeine Nachbarn ſich
bewaffnen ſah, ſo fürchtete er, ſie möchten durch
ein unerwartetes Dazwiſchenkommen ſeine Unter-
nehmung zernichten, er ſchob ſie alſo auf.

Jener Succeſſions-Streit wurde indeſſen bald
durch einen Vergleich gehoben, doch dankte deſ-
wegen aber keiner von beyden Herzogen ſeine ein-
mahl geworbenen Truppen ab. Die Holländer,
welche damahls mit dem Biſchofe von Münſter im
Kriege begriffen waren, tractirten mit ihnen we-
gen Ueberlaſſung dieſer Truppen. Dieſe erhielten
ſie auch, aber um noch mehr ungerüſtet zu ſeyn,
warben ſie neue, und man ſuchte Officiere. Da
der Graf von Waldeck, mein alter Freund, Gene-
ral der Lüneburgiſchen Truppen war, ſo koſtete es
mich auch keine Mühe, in Zelliſche Dienſte zu kom-
men, ich wurde Commandant zu Zelle, und erhielt
eine freye Compagnie.

Dreyzehn Jahre lang bin ich nun ſchon (1678)
in den Dienſten des Herzogs Georg Wilhelm von
Zelle, und auch da, noch als Mann von 48 Jah-
ren, erfuhr ich manches, was mir gewaltig zur
Prüfung diente. Ich gönnte es meinem alten
Kameraden Meliſſen ſehr gern, daß, da er, erſt
nach mir, in die Dienſte des Herzogs Georg Wil-
helm trat, er doch ſogleich die Stelle eines Ober-ſt-
lieutenants erhielt. Ich glaube, auch Chauvet
hat verdient, was Herzog Georg Wilhelm 1667
für ihn that; daß er ihn mit Hintanſetzung aller
Oberſten, ſo aufgebracht auch dieſe über das Glück
des neuen Ankömmlings waren, ſogleich zum Ge-
neral-

ralmajor machte. Chauvet hatte für wahr alle genſchaften, die einen großen Feldherrn ausma- n.

Aber das that mir wehe, daß während der lagerung von Braunſchweig (1672) meine Com- gnie unter das Regiment de Fraize geſteſten, d bey der nächſten vacant gewordenen Oberſten- elle ich übergangen, dieſe aber einem andern geben wurde, auf die bloße Empfehlung von auvet, der meinen Competenten ehedem in ankreich kennen gelernt hatte. Doch dieß Mahl tte mein Glück nur gezaudert. Fraize, der ſvergnügt war, verlangte bald ſeinen Abſchied, erhielt ſein Regiment, das zu Harburg in Quar- r lag. So wurde alſo Harburg der Ort meines ſenthaltes, bis endlich der 1672 ausgebrochene ländiſch-Franzöſiſche Krieg auch die Lüneburgi- en Truppen nach den Oberrhein rief. Das ge- ah im Jahre 1674.

Gewiß war die Campagne, die Turenne 1674 Elſaß gegen uns machte, eine der ruhmvolle- n ſeines ſonſt ſo thatenvollen Lebens. Hätten er alle Truppen ſo ihre Schuldigkeit gethan, wie Lüneburgiſchen, ſo würde ſich Turenne, wie er bſt geſtand, nicht haben retten können. 1675 lagerten und eroberten wir Trier, ſchlugen den arſchall von Crequy, und bekamen ihn bey der bergabe von Trier gefangen. Dieſer Tag bey ier bleibt mir ewig gedenkbar. Achtzehn Wun- n bekam ich. Ich lag unter dem Haufen, über lchen hinweg die Franzoſen den Flüchtigen nach- gten. Kaum wurde ich noch gerettet, aber was

mir auch ewig Freude macht, selbst das besondere Unglück, das ich litt, war eine der nächsten Veranlassungen des Sieges. Die Franzosen, nachdem sie unsere Cavallerie, und besonders mein Bataillon geworfen hatten, glaubten schon, ihres Sieges gewiß zu seyn. Ein großer Theil unserer Armee aber kam ihnen in den Rücken, eroberte ihr Lager, und da sich hierauf auch die Flüchtigen wieder ermunterten, so kamen die Franzosen zwischen zwey Feuer, die sie, vollends bey der Unordnung, in die sie geriethen, gar nicht ausdauern konnten.

Den Feldzug von 1676 machte ich im Bremischen gegen die Schweden, als Alliirte von Frankreich. Wir eroberten Stade nach einer kurzen Belagerung. Bey dieser Belagerung verlor ich meinen Freund Meissen, und sein Verlust war für mich doppelt empfindlich, weil ich auch wieder bey dieser Gelegenheit die Tücke des Glücks erfuhr. Meissen war Brigadier gewesen, und ich hatte alle Ursache zu glauben, daß ich ihm nachfolgen würde, da er der älteste Oberste im herzoglich Lüneburgischen Dienste war, und bey allen Gelegenheiten meine Schuldigkeit gethan hatte. Doch erhielt ein anderer den Platz, und selbst auch nicht einmahl das Gouvernement von Stade wurde mir zu Theil, sondern ich erhielt Befehl, nach Pommern zu gehen, und da, unter einem Generalmajor, mit dem ich nicht Ursache hatte zufrieden zu seyn, als Oberst zu dienen.

Eines solchen Lebens wird man endlich überdrüßig. Ein Mann von 32 Jahren war ich; dieß-

uren genug trug ich an meinem Leibe; kein Aven-
tement ſchien mir werden zu wollen; ich beſchloß
alſo abzudanken, und ſagte, wie dieſen Entſchluß,
ſo alle meine Beweggründe dem General Chauvet,
mit der Bitte, die Sache dem Herzoge geradezu
vorzutragen. Ich weiß nicht, was eigentlich
Chauvet gethan haben mag; aber einige Tage
nachher erhielt ich andere Verhaltungsbefehle,
mein Obriſtlieutenant wurde mit einem Bataillon
meines Regiments nach Pommern geſchickt, und ich
ging mit dem andern Bataillon in Garniſon nach
Zelle. Der Nimweger Friede brachte alsdann bald
ganz Europa Ruhe, und einmahl endlich auch mir
einige Belohnung meiner allein nur in herzoglich
Lüneburgiſchen Dienſten nun ſchon dreyzehn Jahre
ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten. Ich wurde
Droſt zu Gifhorn, und erhielt den Titel eines Bri-
gadiers.

Seitdem fiel in meinem Leben nichts Merkwür-
diges mehr vor; ich wurde meinem Alter und mei-
ner Ordnung nach Generalmajor; lebe noch glück-
lich, ein ſtilles ruhiges Leben im Schooße meiner
Familie, und danke der Vorſehung, die mir noch
Muße geſchenkt hat, auch an Gott und ein zu-
künftiges Leben zu denken. Ich möchte nicht mehr
in dieſer Welt von vorn anfangen.

Johann Denzer von Hengstbach,

der Kinderdieb.

Seit mehreren Jahren setzte dieser Mensch die Bewohner des linken Rheinufers durch Mordbrennen, Kinderraub und Diebstähle in Schrecken und Furcht. Verschiedene gegen ihn angestellte Streifzüge waren ohne Erfolg. Man ergriff ihn zwar in dem Dorfe Engelberg, und verhaftete ihn im Zuchthause zu Zweybrücken; allein er entwich aus demselben mit einem andern Spießgesellen während der Untersuchung. Zum zweyten Mahle arretirten ihn einige Gensdarmen, denen er gleichfalls entwischte. In Valbern sollten endlich seine Freveltaten ihr Ziel erreichen. Hier saß der Räuber mit einem Tags zuvor entführten 11jährigen Knaben im Wirthshause vergnügt beym Weine, als plötzlich zwey Reiter zu seiner Gefangennehmung erschienen. Eiligst entfernte er sich aus der Stube und entging seinen Verfolgern durch die Küche. Er wurde jedoch, mit Hülfe der Bauern auf dem Felde eingeholt, ergriffen und dem Friedensgerichte zu Weinweiler übergeben. Bey dem daselbst gehaltenen Verhöre bekannte er sich zu eilf verschiedenen Mordbrennereyen, zu viersachem Kinderraube, und fünf Pferdediebstählen, und er-

klärte unter andern, „daß es ſchade ſey, daß er ſeine ſeit anderthalb Jahren geſammelten Erfahrungen nun nicht mehr benutzen könne! Im Jahre 1801 wurde er dem peinlichen Gerichte zu Mainz überliefert, und nach gehöriger Unterſuchung das Todesurtheil über ihn geſprochen. Er vernahm dieß mit groſſer Gleichgültigkeit, und ſtarb unter der Guillotine. — Denzer war ein unehelches Kind zu Zinningen 1776 geboren, er ſtand einige Zeit unter den Zweybrückiſchen Truppen, dann als Marquetender bey der Preuſſiſchen Armee, er verheirathete ſich 1796 in Elſaß, verließ aber ſeine Frau, trieb ſich lange in der Gegend herum, und öffnete die Bahn ſeiner Verbrechen durch einen Pferdediebſtahl. Er fing auch an, Kinder zu entführen, um Geld zu erpreſſen. So hatte er einem Bürger zu Münchweiler ſeinen 15jährigen Sohn geraubt, und ſchrieb nun dieſen eigenhändigen Brief an ihn:

Wann ihr leben wollt, ſo befolgt dieß Schreiben. Erſtlich muß alles verſchwiegen bleiben, wann wier euch gut zu rath ſeyn ſo löſet euer Kint ihr habt in Stundtzeit, ihr liefert 200 Luter ſage zweyhundert Luter in Gold und Krennthaler, ihr bints in ein weis Sarvedt und tragts an den weſchen Krate vom Brunnen herüber legt ihrs in die Straß und gebt eures Weges: der Johannes Germann nemlich, der bringt, darf ſich nicht fürchten, auf den Platz zu geben, er nimmt ein Licht zur Bekleidung, wel-

des er wieder nach Haus mit nimmt, und wofern ers in Ordnung überliefert wird, oder die geringste Bewegung gemacht wird, so ist nicht nur der Junge sein Leben, sondern wenn wir keins kriegen, schicken wier zu todt von der Familien ihr werd ausgerodt und vertilgt, das Schreiben liefert ihr so gut wie das Geld bringt den buben Schu, Strumpf und Lebensmittel nach Verhältniß kommt er los oder wird getödt, die Ursach werden wir auch mit den Bub schicken.

Unterschrieb. Schmeib Kuhr.

Unter diesen Brief mußte der Knabe mit eigener Hand folgendes schreiben:

„Liebe Aeltern errettet mir mein Leben, Daniel thauert nicht gelt."

Dann schrieb der Räuber: „wenn alles in Ordnung überliefert ist, so habt wier Friedten, sondern säumt Euch nicht."

Dann mußte der Knabe abermahls eigenhändig setzen: „Lieber Vater und Mamma, liefert es in Ordnung; damit ich das Leben erhalte, und ich bitte eich um gotteswillen wann ich ja schon nichts hab, als das Leben, ist genug."

Daniel.

Diesen Brief endete der Räuber mit folgenden Worten:

„Zum Wahrzeichen lezen wir ein Stange in den Weg, wo ihrs hinlegt."

Hanno und Zelida.

Sclaven-Scene aus Braſilien.

„Das Geſetz nöthiget den Herrn, ſeinen Sclaven frey zu laſſen, ſo bald dieſer die Summe, zu welcher er billiger Weiſe geſchätzt werden mag, aufzubringen im Stande iſt: und das iſt faſt die einzige Begünſtigung, deren dieſe entwürdigte Menſchengattung ſich rühmen darf.“

„Seynor O., ein reicher Pflanzer im Diſtricte der Minen, hatte unter ſeinen zahlreichen Sclaven einen, Nahmens Hanno, der auf der Pflanzung geboren war, und deſſen natürliche Anlagen ihm einen Werth gaben, welcher den ſeiner Mitbrüder bey weitem überſtieg. Kaum hatte Hanno das Alter erreicht, da jeder Zephir ein Seufzer der Liebe zu ſeyn ſcheint, als ſeine heiſſeſten Wünſche auf Zelida fielen; ein junges Mädchen, das ihm an Jahren gleich war, und bey dem nähmlichen Herrn als Sclavinn diente. An ihr bemerkte ſein parteyiſches Auge alles, was der Geſtalt Schönheit ertheilt, was das Herz liebenswürdig machen kann. Ihre Leidenſchaft war wechſelſeitig, ſie war mit ihnen aufgewachſen, und hatte mit ihrem ganzen Weſen allgemach an Kraft zugenommen, aber Hanno, obgleich Sclave, fühlte menſchlich,

und ſeine edle Seele empörte ſich bey dem Gedanken, dieſe Sclaverey auf ſeine Kinder zu vererben, die in der That das einzige Geburtsrecht iſt, welches ſie von ihren Vätern überkommen."

„Sein Geiſt war energiſch, ſeine Beſchlüſſe unwandelbar. Während er ſeine tägliche Arbeit verrichtete, und wegen ſeines Fleißes und ſeiner Treue ausgezeichnet wurde, machten es ihm außerordentliche Arbeiten und die höchſte Sparſamkeit möglich, etwas zu erübrigen, ohne ſeinen Herrn um die Zeit, welche er ihm zu widmen hatte, im geringſten zu bevortheilen. Nach ſieben Jahren belief ſich ſein Erſpartes auf die Summe, zu welcher der Werth einer Sclavinn angeſchlagen wird. Die Zeit hatte ſeine Zuneigung zu Zelida nicht verringert, und die einfachen, kunſtloſen Bande wechſelſeitiger Zärtlichkeit hielten ihre Herzen vereiniget. Die Abweſenheit des Senor D., die zwey Jahre dauerte, war ein Hinderniß für Hanno's Lieblingswunſch, Zelida frey zu kaufen, und dieſe hatte ihm unterdeſſen einen Sohn und eine Tochter geboren. Ob ſie gleich Sclaven von Geburt waren: ſo bekümmerte doch dieſes Hanno nicht, denn er hatte jetzt ſeinen kleinen Schatz um eine Summe vermehrt, die hinreichend war, um auch ihnen die Freyheit kaufen zu können."

„Nach der Rückkehr des Senor O. ſuchte ihn Hanno mit ängſtlichen Streben dahin zu bewegen, daß er ihm die Wohlthat des Geſetzes vergönnte, allein mit der ſchmutzigen Habſucht ſeines Herrn war zu wohl bekannt, war er vorſichtig genug, zu verſichern, daß ein gütiger Freund ihm das Geld

vorzuſtrecken geſonnen ſey. Senor D. willigte ein, die Summe anzunehmen, und es wurde ein Tag feſtgeſetzt, an welchem die Documente von der Obrigkeit ausgefertiget werden ſollten."

„An dieſem Tage floh Hanno auf Flügeln der Hoffnung zum Hauſe ſeines Herrn, während, wie leicht zu denken iſt, bey der Ausſicht, denen, welchen ſeine Seele angehörte, ohne längern Verzug ihre Freyheit zu verſchaffen, die herzlichſte Freude ſeinen Buſen ſchwellte. Er überreicht das Geld — man bemächtiget ſich desſelben als des Eigenthums des Senor D., das ihm geraubt worden ſey. Hanno, nicht fähig den Darleiher, auf welchen er ſich berufen hatte, zu ſtellen, wurde verdammt, und die Grauſamkeit ſeines Herrn erſchöpfte ſich, als er bey ſeiner Strafe die Ausſicht führte."

„Noch blutend von der Peitſche kehrte er in ſeine Hütte zurück, welche, obgleich die Wohnung der Sclaverey, bisher von dem milden Einfluſſe der Liebe und Hoffnung nicht freudenleer geblieben war. Er fand ſeine Gattinn, wie ſie eben ihre zarte Tochter ſaugte, während ſein Sohn, noch unfähig zu geben, ſie mit ſeinen luſtigen Bewegungen auf dem Erdboden vergnügte. Ohne auf Zelida's ängſtliche Fragen zu antworten, redete er ſie ſo an:

„Um dir deine Freyheit zu verſchaffen, die mir „theurer war, als meine eigene, habe ich mir ſeit „dem erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft jede „Labung verſagt, die meine Knechtſchaft mir erlaubte. Um dieſes Zweckes willen habe ich in

„jenen Stunden der Erholung, welche man uns „gestattet, und die meine Mitbrüder zum Vergnü„gen anwenden, gearbeitet, habe ich mir von mei„nem kargen Cassavemahle *) noch abgebrochen, „habe ich mein Stück Tabak verkauft, **) bin ich „mitten in der brennendsten Hitze des Sommers, „mitten in der schneidendsten Kälte des Winters ***) „nackend gegangen. Ich hatte das Ziel aller mei„ner Sorgen und Entsagungen erreicht, und diesen „Morgen zahlte ich deinem Herrn den Preis für „deine Freyheit, und für die Freyheit deiner Kin„der; aber da das Document von der Obrigkeit „bestätiget werden sollte, legte er auf das Geld, „als auf sein Eigenthum, Beschlag, beschuldigte „mich des Diebstahls, und bestrafte mich wegen „eines Verbrechens, welches meine Seele verab„scheut. Meine Bemühungen, dir die Freyheit „zu verschaffen, sind mißlungen. Die Früchte „meines Fleißes sind, wie die Arbeiten der Sei„denraupe, dahin — eine frische Nahrung für

---

*) Cassave — das aus der Wurzel des Maniok bereitete Brot.

**) Tabak wird von den Negern nächst dem Rum für den größten Luxusartikel angesehen.

***) Das Land Brasilien erhebt sich von der See an, bis zum Gipfel der Cordilleras, und mithin nimmt die Kälte zu je weiter man in die höheren Gegengenden kommt. Der District der Minen bringt Europäische Früchte hervor, und ist der Kälte ausgesetzt.

„die Schwelgerey unſers Tyrannen; die Blüthen „der Hoffnung ſind abgefallen für immer, und, „unglücklicher Hanno! der Becher deines Elendes „iſt voll! Doch — ein Weg, ein ſicherer, aber „ſchreckenvoller Weg iſt übrig, dich, liebes Weib, „von der Geiſel des Tyrannen, oder von der Ent„ehrung, welche Wolluſt dir droht, zu befreyen, „euch, theure Kinder, aus den Händen eines fühl„loſen Ungeheuers, und aus einem Leben voll un„abſehbaren Elends zu retten.“

„Hierauf ergriff er ein Meſſer, ſtieß es in den Buſen ſeines Weibes, und während noch ihr Blut rauchend von ihr ſtrömte, durchbohrte er die Bruſt ſeiner Kinder.“

„Da er ergriffen und vernommen wurde; ſo ſagte er im Tone männlicher Feſtigkeit.“ „Ich „tödtete mein Weib und meine Kinder, um eine „unglückliche, knechtiſche Exiſtenz zu verkürzen; „aber ich ſchonte meines eigenen Lebens, um mei„nem übermüthigen Tyrannen zu zeigen, wie leicht „es iſt, ſeiner Macht zu entgehen, und wie wenig „die Seele eines Negers Tod oder Martern fürch„tet. Ich erwarte freylich die äußerſten Qualen, „die Eure Grauſamkeit nur auszuſinnen vermag, „aber Schmerz verachte ich ſo“ — er drückte bey dieſen Worten einen eiſernen Nagel in den Arm, und zog ihn durch das Fleiſch hindurch — „und „den Tod wünſche ich, um mich wieder mit mei„nem Weibe und meinen Kindern zu vereinigen, „die ſchon in dem Lande unſerer Väter, in wel„ches grauſame Weiße nicht hinein gelaſſen wer„den, eine Wohnung für mich bereitet haben.“

„Selbſt die ſtolze Apathie der Portugieſen wurde durch eine ſolche Appellation an ihre Gefühle gerührt. Der Sclave erhielt Pardon und Freyheit; Senor D. mußte eine ſchwere Geldſtrafe erlegen, und die unwürdige Magiſtrats-Perſon, die ſich zu ſeiner Niederträchtigkeit hatte brauchen laſſen, wurde ihres Amtes entſetzt.“

Der Mörder aus Bruderliebe.

Katharina H** war eine achtzehn- bis neunzehnjährige, von Geſtalt nicht uneben, von Denkungsart ziemlich wohllüſtige Böhmiſche Landdirne. Da ſie das einzige Kind ihrer Eltern, und zukünftige Erbinn eines recht artigen Bauerngutes war, ſo bewarben ſich viele junge Burſche um ihre Gunſt. Sie gab dem Sohne ihres Nachbars, Anton S., ſichtlich den Vorzug vor allen andern. Er machte immer ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter auf Kirch- und Spazierwegen, auch ihr Kammerfenſter fand er des Nachts offen. Doch ihre Eltern ſtimmten nicht zu dieſer Wahl. Sie unterſagten ihr ſtreng und plötzlich allen Umgang mit ihm, und zwangen ſie endlich, einen Schmied aus der nah gelegenen Stadt Cy's zu heirathen.

Diese Heirath schlug aus, wie gezwungene Ehen gewöhnlich ausschlagen. Der vor der Hochzeit schon verhaßte Gatte ward ihr nach derselben noch verhaßter. Alltäglich zankte sie sich mit ihm; was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; auch mit ihrem vorigen Liebhaber setzte sie unter der Hand den vertrautesten, jetzt zweyfach unerlaubten Umgang fort. Ziemlich lange hielt die Geduld des beleidigten Ehemanns aus, doch unvermeidlich war sie keineswegs. Da er Anfangs das Nachgeben, und dann die ernstliche Vermahnung fruchtlos versucht hatte; so schritt er endlich zur Schmiede-Rhetorik, und ließ sie seine schwere Hand tüchtig fühlen. Sie lief wehklagend zu ihren Aeltern; doch diese versicherten, es sey ihr recht geschehen. Auch hier ohne Unterstützung kroch sie zwar daheim dem Scheine nach zu Kreuze, doch im Herzen hegte sie Gift und Galle. Zu allen, selbst zu den schändlichsten Gegenmaßregeln hielt sie sich nun für berechtiget.

Sie erklärte daher bey der nächsten heimlichen Zusammenkunft ihrem Buhlen geradezu: Sie sehe es nicht länger bey ihrem Wüthriche aus. Er müsse ihr von ihm helfen, oder er habe es nie mit ihr gut gemeint. Sein eigener Vortheil sey damit verbunden. Denn so wie sie jetzt Witwe werde, stehe sie auch unter Niemands Bothmäßigkeit mehr, sey fast noch einmahl so reich als vorher, und werde dann ihm mit Freuden ihre Hand reichen.

Anton stutzte gewaltig bey dieser Rede und meinte, das Ding sey sehr schwer, wo nicht gar

unmöglich auszuführen. Aber sie wußte alles ihm leicht zu machen, zeichnete sogar ihm Schritt für Schritt den Weg vor, den er einzuschlagen habe. — Uebermorgen, sagte sie, sey Sonntag und zugleich der Nahmenstag ihres Vaters. Ganz gewiß werde sie dann nebst ihrem Manne ins väterliche Haus gehen. Inmittelst wolle sie sich nach Möglichkeit zwingen, ihrem Liebhaber recht schön thun, und ihn dadurch kirren, daß er sie diesen Sonntagabend in die Schenke zur Musik führe. Dort wolle sie bleiben bis gegen eilf Uhr. Wenn sie nun heimgingen, führe sie ihr Weg bey einem Teiche zwischen einigen Weiden hin, wo es am Tage schon düster, und des Nachts gewiß völlig einsam sey. Hier sollte Anton auspassen. Zum Zeichen, daß sie es wären, und daß niemand sonst mitgehe, wolle sie vom weiten schon ein Liedchen trillern. Dann soll er rasch vorspringen, ihrem Manne entweder einen Strick über den Kopf werfen, oder mit einem Beile einen so kräftigen Streich aufs Hinterhaupt versetzen, daß er hinstürze. Sie selbst wolle ihn dann schon erdrosseln helfen. Daß sie zwey eines Einzigen der sich dessen nicht vermuthend, und über dieß wahrscheinlich halb trunken sey, Meister werden würden, sey gar keine Frage.

Sie fiel, indem sie dieß sagte, ihrem Liebhaber um den Hals, wies ihm die Merkmahle der seinetwegen, wie sie vorgab, erhaltenen Schläge, streichelte, herzte ihn, weinte wohl gar ein Paar Thränen; kurz, that alles mögliche, um ihn anzufeuern, und er — widerstand nicht länger;

it Hand und Mund ward man einig, daß der rhaßte Ehemann die Mitternachtsſtunde des näch- n Sonntags nicht mehr ſchlagen hören ſollte. r Vermeidung alles Argwohns wollte man nach ollbrachtem Morde ihn berauben, und ſeine Mör- rinn, abſichtlich hier und da blutrünſtig geritzt, lle in die nächſten Häuſer eilen, allda Räuber er Mörder ſchreyen, und die Leute zu Hülfe ru- n, wenn keine Hülfe mehr möglich ſey.

So ſchied man von einander. Aber kaum war nton wieder allein, kaum überdachte er, was er rſprochen hatte, genauer, da ſtellten ſich auch ven wieder Bedenklichkeiten in Menge bey ihm n. Der Schmied war ein großer, baumſtarker erl; wenn der erſte Schlag in der Dunkelheit er Eile ihn verfehlte; wenn er dann ſelbſt über inen Angreifer herfiele; wenn der genoſſene Trunk ine ohnedem beträchtlichen Kräfte eher verſtärkt, s geſchwächt hätte; wenn auf ſein Rufen andere enſchen herbeyeilten? — Alles dieß waren öglichkeiten, die in Antons Kopfe bald zu Wahr- einlichkeiten wurden; welche den ganzen Sonn- end ihm tiefſinnig umhertrieben, und ihn end- ch Sonntag Morgens zu dem Entſchluſſe bewo- n, noch einen Gehülfen ſich anzuwerben. Er tte einen Bruder, Georg mit dem Vornahmen, r einige Jahre älter, und Knecht auf einem be- achbarten Meierhofe war; ein guter, ehrlicher urſche, der mit Bruder Anton ſtets im beſten Ein- erſtändniſſe gelebt, um ſeine ehemahlige Liebſchaft it Katharinen gewußt, die Fortdauer ihres Um- anges ebenfalls ſchon gemerkt, doch nie in etwas

sich eingemischt hatte. Zu ihm ging jetzt Anton, vertraute ihm alles haarklein, und schloß mit der Bitte, Abends, seinen Begleiter und Beystand zu machen.

Aber mit Abscheu verwarf Georg einen solchen Vorschlag; mit wärmsten Eifer drang er in seinen Bruder, das ganze Unternehmen aufzugeben. Nicht blos von der Seite der Gefahr, mehr noch von der Abscheulichkeit des Verbrechens selbst nahm er seine Gründe her, daß ein Weib mit solchen Vorsätzen durchaus nicht Liebe verdiene, daß dem Vollbringer einer so abscheulichen That, auch wenn sie unentdeckt bliebe, sein Gewissen durchs ganze Leben elend mache, das stellte er ihm mit den hellsten Farben vor, und ließ nicht eher ab, bis er von ihm das Versprechen erhielt, seinen Anschlag wenigstens für dieß Mahl noch zu entsagen. Anton hatte bey des Bruders letztern Worten wirklich gerührt zu seyn geschienen, hatte ihm mit merklichen Zittern die Hand darauf gegeben, daß er von ihm nach Hause gehen, und nach Sonnenuntergang nicht mehr vor die Thürschwelle, geschweige an den bewußten Ort sich begeben wolle. Gleichwohl traute Georg nicht völlig. Nach dem Abendessen, als er alle ihm zukommende Arbeit verrichtet, erbath er sich von seinem Dienstherrn die Erlaubniß, noch ein Stündchen wegzugehen, und eilte ins väterliche Haus. Anton war nicht allda. Georg sah in der Schenke nach, und fand ihn dort eben so wenig. — Ha, was gilts! er lauert schon am Teiche! so dachte er, und flog gleichsam mehr hin, als daß er ging. Sein Argwohn

wohn war leider nur zu gegründet. Er traf ihn hinter einer dieſer Weiden mit Strick und Beil bewaffnet.

Jetzt — dieß bezeugte nachher beym Verhöre Anton ſelbſt mit Thränen! — jetzt wandte Georg noch ein Mahl alle ihm mögliche Beredſamkeit an, ſeinen Bruder zur Rückkehr zu bewegen. Da er wohl ſah, daß ſein Gewiſſen durch Leidenſchaft und Eigennutz verblendet, ſich über alle Sträflichkeit der That wegſetzte, ſo ſuchte er ihn durch Vorſtellung der Unmöglichkeit, daß ſo ein Mord unentdeckt bleibe, zu ſchrecken. Ja, er ſchwur hoch und theuer, daß er jetzt gleich zum Richter hineilen, alles anzeigen, und dieſem Bubenſtücke zuvor kommen wolle, wenn Anton nicht ſtracks mit ihm heimgehe. — Dieſe letzte Drohung wirkte; Anton entſchloß ſich endlich zum Mitgehen. Aber indem er kaum einige Schritte fortgeſchlichen war, ſchlug es auf dem Kirchthurme in Cy*n eilf Uhr, und in dem der Zaudernde ſtehen blieb, um, wie er ſagte, zu zählen, hörte er von weitem ſchon die unſelige Loſung — hörte ſingen, und erkannte gar leicht Katharinens Stimme. Unaufhaltſam riß er ſich jetzt von ſeinem Bruder los, und ſtürzte auf den Ort zu, von wannen der Schall herkam.

Stockſtill und unentſchloſſen ſtand Georg einige Augenblicke da. Was ſollte er auch thun? Dem Wüthenden nacheilen, ihn rufen — ſeinen eigenen Bruder verrathen? Oder auf dem Heimwege fortſchreiten und alles gehen laſſen, wie es gehe? Peinlich genug war dieſe Lage, doch was darauf folgte, war noch peinlicher. Denn kaum

ein oder zwey Minuten ſpäter vernahm er ein dumpfes Getöſe, raſch darauf einen harten Fall und Antons Ruf: „Um Gotteswillen, Bruder, zu Hülfe! er bringt mich um!“ Hier verließ Georgen alle Faſſung, ja, faſt alles Bewußtſeyn. Ohne zu wiſſen, was er eigentlich thue, floh er hinzu, erblickte — ſo viel es der Ort und die Finſterheit der Nacht zuließen — zwey Männer, die auf dem Erdboden, zuſammen ringend, lagen, und hörte, daß der untere nochmahls röchelnd rief: „Bruder, rette mein Leben! ſchlage zu!“ — Nicht einmahl einen Stock hatte Georg in der Hand; aber leider ſahe er in dieſem Augenblicke das Beil blinken, das Antons Fauſt beym Falle entſunken war. Raſch griff er darnach, und führte auf das Haupt des eben liegenden Schmieds einen ſo gewaltigen Streich, daß dem Unglücklichen ſtracks die Hirnſchale zerſpaltete, und er mit einem lauten, jammervollen: Jeſus Maria! ſeinen Gegner fahren ließ. Leicht wand ſich Anton nun wieder hervor, und erdroſſelte denjenigen vollends, der ohnedem ſchon mit dem Tode rang.

Alles dieß war das Werk einiger wenigen gräßlichen Minuten. Georg hatte gleich nach vollführtem Streiche das unſelige Werkzeug des Mords weit von ſich weggeſchleudert. Ohne weiter auf ſeines Bruders Zuſpruch zu achten, ohne einen Augenblick länger zu verziehen, floh er querfeldein über Aecker, Steine, Gräben, ſeiner Heimath zu. Anton folgte ihm bald darauf mit gleicher Haſt. An Verbindung des Erworbenen gedachte er weiter nicht; kaum war er ſich ſo viel gegen-

wärtig, daß er das weggeworfene Beil aufſuchte und mitnahm.

Auch die Ehebrecherinn, trotz des kalten Blutes, womit ſie den Plan der ganzen Schandthat entworfen, trotz der Genauigkeit, womit ſie ihn Anfangs befolgt hatte, war nachher gewaltig von ihrer Rolle abgewichen. Schon an dem kleinen, für ſich unbedeutend ſcheinenden Umſtande, daß der Angriff nicht, wie verabredet worden, hinterrücks, ſondern vorwärts geſchah, ſcheiterte ihre Faſſung. Als ſie nun vollends ſah, daß jener erſte Streich nicht genüglich wirkte, daß der entſchloſſene Mann ſeinen Angreifer packe und werfe, da entſank ihr aller Muth, mit Hand anzulegen. Sie ergriff die Flucht und ſchrie ſo ängſtlich: Hülfe! Hülfe! als ob ſie wirklich dieſelbe wünſche. Zwar faßte ſie ſich in einer ziemlichen Entfernung wieder, blieb ſtehen, horchte, erkannte Antons Stimme und ſchöpfte neue Hoffnung, daß ihr Bubenſtück doch noch gelungen ſey. Aber umzukehren wagte ſie doch nicht, weitern Lärm zu machen noch minder. Sie wanderte vielmehr ſo gerade nach Hauſe, legte ſich ſo unbefangen zu Bette, als habe ſie nichts mehr zu beſorgen, zu verantworten, zu verheimlichen *).

*) Ueber nichts hat man bey Leſung von Criminalacten ſich mehr zu verwundern, als über die wenige Vorſicht, welche Verbrecher anwenden, ihre That unentdeckt, oder ſich ſelbſt verdachtlos zu machen. Bis zur Ausführung der That ſelbſt haben ſie oft alles überdacht, was vorzukehren, was

Sehr natürlich, daß daher am andern Morgen, als man den Leichnam fand, und die Ge-

---

aufzubiethen war; haben es oft mit einer Schlauheit gethan, die man anstaunen möchte. Ueber dasjenige, was nach derselben folgen kann, oft folgen muß, sind sie ganz unbesorgt, oder sehen die unwahrscheinlichste Entschuldigung, ein bloß halsstarriges Läugnen (welches sie über dieß selten durchsetzen) als genügend an. Ganz unerklärlich für den Erforscher des menschlichen Herzens ist eine solche Verblendung zwar nicht. Stärke der Leidenschaft zieht alle Aufmerksamkeit nur auf einen einzigen Punct hin; um diesen zu erreichen, spannt die Seele des Menschen alle Kräfte an, nützt alles, was ihn dahin leitet, aber was jenseits desselben liegt, gilt ihr gleichviel. Der elende Trost: kommt Zeit, kömmt Rath! genügt ihr schon. — Dennoch bleibt es allerdings oft erstaunenswürdig, wenn man sieht, bis zu welchem Grade von Blindheit der Geist des Menschen herabsinken, wie er so ganz seinem eigentlichen Endzwecke (der doch immer Verbesserung seines Zustandes seyn soll) zuwider handeln, und in Verbrechen sich stürzen kann, deren traurigster Erfolg unausbleiblich ist. Ich will hier, zur Bestätigung, aus dem Kreise eigener Erfahrung, nur zwey Beyspiele anführen, die vor kurzem erst sich zutrugen, und wo man schwören sollte, nur ein Wahnsinniger (was beyde Verbrecher doch gewiß nicht waren) könne so handeln.

Ein junger Bauer im Kön**ger Kreise heirathete eine Dirne aus einem benachbarten Dorfe. Sie brachte ihm ungefähr hundert Gulden Heirathsgut mit, und diese verthat er, der immer zum Wohlleben und Nichtsthun einen großen Hang ge-

litthat, die mit ihm vorgenommen werden, er-
nnte — ſehr natürlich, daß wenn der erſte Ver-

---

habt hatte, binnen Jahresfriſt. Jetzt begehrte er, ſeine Frau ſolle von ihren Aeltern neue Barſchaft hohlen. Sie that es wirklich, und brachte, indem ſie ihr erſtes Wochenbett geltend zu machen wußte, fünf und zwanzig Gulden mit. Auch dieſe waren nach einigen Monathen durchgebracht, und als er wieder in ſein armes Weib drang, als ſie endlich wiewohl etwas langſam ging, kam ſie — mit leeren Händen zurück. Ihr Vater habe geradezu erklärt, daß er den Lebzeiten nichts mehr heraus gebe. Gewaltig hoch empfand der Nichtswürdige dieſe Weigerung, beſchloß ſich zu rächen, und nahm zum Gegenſtande der Rache die unſchuldigſte Perſon von allen, ſein eigenes armes Weib. Kaum hatte ſich dieſe, müde von ihrem Gange, etwas geſtiger als ſonſt, mit ihrem Kinde an der Bruſt zu Bette gelegt, als er ſie wüthend überfiel, und zu erdroſſeln ſtrebte. So unerwartet der jungen Frau dieſer Angriff kam, ſo herzhaft wehrte ſie ſich. Aber freylich lag ſie endlich unter. Der Unmenſch droſſelte ſie mit ſolcher Gewalt, daß ihr die Augen aus dem Kopfe ſprangen, und brach ihr zuletzt das Genick über dem Bettbrete. Dann nach vollbrachter Schandthat ſetzte er ſich noch ein Viertelſtündchen vor die Hausthür, rauchte gemächlich eine Pfeife Tabak, ging darauf in eine Bodenkammer, und ſchlief ſanft und tief bis im Morgen hinein. Eine Magd, die ins untere Zimmer kam, die ermordete Frau in der ſchrecklichſten Lage, den ſchreyenden Säugling zu ihren Füßen fand, machte zuerſt Lärm. Die Gerichte kamen, und der verhaftete Mörder geſtand ſo fort alles. Ja, da einer

dacht ſeiner Erwerbung, oder wenigſtens einer Theilnahme an derſelben, diejenige Perſon traf,

---

von den Gerichtsperſonen ihn fragte: Warum er denn die arme Frau erſt ſo lange gemartert, da er ſie doch wohl auf eine leichtere Art hätte tödten können? war ſeine ganze Entſchuldigung: Es dauerte ja nicht über zehn Minuten!

Ein anderer junger Bauernſohn aus eben dieſem Kreiſe hatte die Jägerey erlernt, und ſich immer untadelhaft aufgeführet. Unvermuthet hörte er, daß ſein Vater dem jüngern Bruder die Wirthſchaft übergeben wolle. Dieß kränkte ihn; er ging heim und fragte nach dieſem Bruder, der gerade auf dem Felde war. Man ſagte ihm, er werde bald kommen. Gelaſſen ſetzte er ſich ans Fenſter des Wohnzimmers für ebenen Erde, die Flinte neben ſich, ſeine Miene ſo gleichgültig, als möglich. Endlich erblickte er den Bruder in der Scheune gegen über. — — „Komm doch her, Franz,“ „rief er, indem er das Fenſter öffnete, „ich habe „dir etwas zu ſagen!“ — Der unbeſorgte kam. Raſch griff der Jäger nach dem Gewehre, und ſchoß ihn, daß er zuſammen ſtürzte. An keine Flucht dachte er, an Läugnen eben ſo wenig. Auch wäre das letztere Unſinn geweſen, da im Hofe und in der Stube wenigſtens ſechs bis acht Zeugen waren. — „Er habe das Gut haben wollen!“ war beym Verhöre ſeine ganze Ausrede. Von Verrückung des Verſtandes ließ ſich in allen andern Puncten auch nicht die kleinſte Spur auffinden.

Verbrechen dieſer Art — wenn bey den Thätern derſelben nicht etwa ein offenbarer Lebensüberdruß herrſchte — dünkten mich von jeher die unerklärlichſten zu ſeyn. Begehung des Laſters

mit ihm ausgegangen, ohne ihn heimgekehrt,
, wie man wohl wußte, zuweilen in Zwieſpalt
ihm geweſen war. Sie ward verhaftet, läug-
e ein Paar Stunden durch alles, und geſtand
n — was ſie wußte. Georgens Mitſchuld
r ihr ſelbſt fremd; dieſe erfuhr man erſt bey
ens Gefangenſetzung und erſtem Verhöre. Als
Unglückliche die Gerichten ins Haus ſeines
enſtherrn eintreten ſah, ging er ihnen ſelbſt ent-
gen, und geſtand, noch ungefragt, mit tauſend
ränen ſein unwillkürliches Vergehen. Gern
ten im Verfolge die Urtheilsſprecher das Schick-
dieſes Unglücklichen gemildert. Doch der Buch-
bē der Landesgeſetze war allzu klar dagegen. Es
rden ihm acht Jahre harten Gefängniſſes, der
ebrecherinn aber dreyßig, und ihrem Buhler
nfzehn Jahre zuerkannt.

Wohl möglich, daß vielen Leſern dieſe Ge-
ichte ſehr gleichgültig ſcheint, weil ſie nur Per-
nen vom niedrigſten Stande aufführt; aber auf

ſelbſt wird uns, in einer Welt, wie die unſerige iſt, leider nur zu begreiflich. Aber wie man bey ſo plumpen Maßregeln auf Strafloſigkeit hoffen, oder ohne dieſe Hoffnung eine Handlung begehen könne, die nothwendig zum Untergange führen muß, dieß läßt ſchwer ſich faſſen. Auch die Entſchuldigung: daß Thaten dieſer Art gewöhnlich nur von rohen Menſchen begangen werden, iſt nichts weniger als ausgibig: denn dieſe rohen Menſchen zeigen bey tauſend andern Vorfällen Beſinnungskraft genug.

mich, als ich ſie zuerſt aus dem Munde eines der glaubwürdigſten, mit jedem Umſtande des Verhörs genau bekannten Zeugen erfuhr, machte das Schickſal dieſes unglücklichen Jünglings einen ſo tiefen Eindruck, daß ich es viele Tage lang nicht aus dem Sinne mir ſchlagen konnte. Armer Georg, als du ſo warm deinen Bruder abriethest, als du hineiltest, ihm vom Morde zurück zu reiſſen, da ahndetest du gewiß nicht deine eigene Verwickelung in ſeine Freveltat: nicht, daß du ein Beyſpiel mehr werden ſollteſt: wie wenig irgend ein Menſch für die Unſträflichkeit ſeiner nächſten Stunde ſichere Bürgſchaft leiſten könne.

Der Gaunerheros in der Schweiz.

Im May des Jahres 1811 lockte mich der ſchöne Frühling in die freye friedliche Schweiz. Nach verſchiedenen Wanderungen kehrte ich eines Abends in Freyburg im Gaſthofe zu Krämern ein, wo mich am andern Morgen das ſtarke Geläute der Glocken im nahen Thurme der gothiſchen Stiftskirche ſchon früh weckte. Vor Tagesanbruch noch verließ ich mein Nachtlager, um kühle Morgenluft einzuathmen, und freute mich ſchon zum voraus, auf das herzerhebende Schauſpiel, welches

ein Sonnenaufgang am Gebirge gewährt. Ich wählte den höchſten Standpunct der Stadt, und lagerte mich neben dem auf einem hohen Hügel von Quaderſteinen erbauten ehemahligen Jeſuiten-Collegium, deſſen geräumige und ausgedehnte Gebäude, von mehreren Seiten mit hohen dicken Mauern eingeſchloſſen, die ganze Stadt, wie eine Citadelle, in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht beherrſchen, zumahl dieſes Inſtitut als das Freyburgiſche Kapitolium angeſehen werden kann. Kaum hatte ich Zeit, meine Gedanken zu ſammeln, als mich die Ankunft mehrerer Menſchen ſtörte, die ich wegen der Dunkelheit nicht unterſcheiden konnte. Sie verfügten ſich ſämmtlich in die Kirche, welche von einen geöffnet ward. Meine angeborne Neugierde trieb mich auch hinein.

Nur ein Paar düſter ſcheinende Lampen verbreiteten ein magiſches Halbdunkel in den weiten Hallen dieſes ſchönen Tempels.

Auf einem Nebenaltare brannten zwey Leuchter. Nach einigen Minuten trat ein feſtlich gekleideter Prieſter vor den Altar, auf den Stufen deſſelben knieten ein ſchön gekleideter Mann und ein hochgeſchmücktes Frauenzimmer, die beyde von gleichem Alter zwiſchen dreyßig und vierzig Jahren zu ſeyn ſchienen. Zwey Herren mit Klapphüten unter dem Arme, und dem Galanteriedegen zur Seite, ſtanden links und rechts. Nun ſah ich, wohin das abzweckte. Der Geiſtliche räuſperte ſich, und begann folgender Maßen:

„Unergründlich ſind die Schlüſſe der weiſen allmächtigen Vorſehung; die wir ſchwache Men-

ſchen, weder zu ahnen noch vorhin zu beſtimmen vermögen. Dieſe göttlichen Tempelhallen vereinigen ein edles Paar. An den Stufen dieſes Altars knien zwey Menſchen, welche das vom Allvater geleitete Schickſal ſonderbar zuſammenfügte, um ſich lebenslänglich wechſelſeitig zu beglücken. Was unmöglich ſchien, wird hier zur Wirklichkeit."

Nach dieſem feyerlichen Eingange, dem noch einige fromme Ausrufungen folgten, die ich wegen ihrer Alltäglichkeit wieder vergeſſen habe, hielt der Prieſter ein. Ich benutzte die wenigen Augenblicke, um an Rabeners Abhandlung: „die Ehen werden im Himmel geſchloſſen" zu denken, die ich oft, ſo wie ſeine übrige Schriften mit Vergnügen geleſen habe, und noch leſe, obſchon ſie nicht mehr zur Modelektüre gehören.

Der Prieſter fuhr fort:

„Hier kniet Herr Johann Baptiſt von Tarette, von Clerval bey Beſançon, aus einem alten hochadelichen Geſchlechte entſproſſen; ein würdiger Enkel ſeiner hehren Ahnen. Dem Throne und der Kirche ſeiner Väter treu ergeben, ward er ein Opfer der gräßlichen revolutionären Volkswuth, welche vor geraumer Zeit ſein Vaterland erſchütterte und verheerte. In drückenden Feſſel, gleich einem Böſewichte, nach Breſt geſchleppt, ſchmachtete er lange in den ſcheußlichſten Kerkern jener Stadt mit allen Mühſeligkeiten des Lebens kämpfend. Der bittere Kelch ſeiner unbeſchreiblichen Leiden ſchien ſein Maß erreicht zu haben, als plötz-

lich ein tröstender rettender Engel erschien. Gott verläßt seine Gerechten nie.

„Die hochadeliche Frau Ursula, geborne Schoucan von Latour, Witwe von Pedro, von Fettan, im Hochgerichte Unter-Engadin in Graubündten, welche zu meinen Füßen kniet, obschon in glänzenden Umständen lebend, besuchte doch jeden Morgen aus edlem Triebe die zahlreichen Unglücklichen, welche in Brests Gefängnissen trauerten, blasse Bilder des Elends. Vor vielen andern zogen sie Herrn von Parettes schöne Physiognomie, seine edle Gestalt, seine muthige Hingebung in sein herbes unverschuldetes Schicksal, an. Sie versorgte ihn großmüthig, ohne ihn je gekannt zu haben, mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen, und verschaffte ihm endlich seine gänzlich Freyheit durch ihren Einfluß bey den Häuptern der damahligen Regierung. Froh reisete Herr von Parette nach seiner Heimath, mit Empfehlungsschreiben und Reisegeld reichlich von ihr versehen, die ihm zur Wiedererlangung seiner verlornen beträchtlichen Güter wohl zu statten kamen, obschon während seiner langen Gefangenschaft humanerer Herrscher ans morsche Ruder des zerrütteten Staates getreten waren. Er verdankte seiner edlen Retterinn nicht nur des Lebens Bestes, seine Freyheit, sondern auch seine Reichthümer. Unauslöschlicher Dank erfüllte sein ganzes Herz gegen sie.

„Wer sollte es glauben, auch dieser edle, uneigennützige Engel mußte geprüft werden, um mit neuem Glanze hervor zu gehen. Die Gräuel ver-

abſcheuend, welche die gewaltſame Staatsumwälzung Frankreichs nach ſich zog; erbittert über die blutdürſtigen Ungeheuer, ein Auswurf der Hölle vom Himmel zur Strafe der ſündigen Menſchen geſandt, die an der Spitze aller Verwaltungen ſtanden, um zu morden, und die heiligſten Rechte der Menſchheit mit Füßen zu treten, verband ſich die edle Witwe von Pedro mit noch andern gutdenkenden angeſehenen Leuten der Stadt Breſt zu Lieferungen an die Engländer, in der Hoffnung, ihnen Mittel an die Hand zu geben, das niedergeſchmetterte Reich von ſeinem gänzlichen Umſturze zu retten. Wie eitel ſind der Menſchen Entwürfe! — Eine verruchte Kreatur entdeckte das löbliche Unternehmen. Sogleich ward dieſe tugendhafte Dulderinn ergriffen, mißhandelt, und in einen finſtern Kerker geworfen, wo nichts als die größten Qualen ihrer warteten. Um ihre Verbindeten nicht in das Verderben zu ſtürzen, nannte ſich dieſe Hochherzige freywillig als die einzige Schuldige. Wenig fehlte, ſo hätte des Henkers Beil ihr edles Leben auf der Guillotine geendet. Doch durch die Allmacht der göttlichen Vorſehung entkam ſie dieſem gräulichen Schickſale. Sie ward nach Tours geführt, wo ſie in einem engen Gefängniſſe mehrere mühvolle Jahre in äußerſter Nothdurft zubrachte. Ganz ihren Empfindungen überlaſſen, überdachte ſie das Schreckliche ihrer peinlichen Lage. Sie wog das Vergangene mit der Gegenwart und Zukunft. Ein himmliſcher Strahl des göttlichen Lichts hellte ihre dunkeln Begriffe auf. Sie erkannte die Nichtigkeit ihrer erſten reformirten Religionslehren, und

von einem wackern Geistlichen unterstützt, dem es einige Mahl gelang, die Gefangenen mit Worten voll geistlicher Salbung zu trösten, entsagte sie ihren Irrthümern, und bekannte sich zur römischen allein selig machenden Religion. Nach einigen kummervollen Jahren ward sie, von allem entblößt, freygelassen. Ohne Hülfsmittel verlebte sie einige Zeit in Deutschland, weil sie nicht zu ihren Verwandten in Grosbritten Zuflucht nehmen wollte, die sie wegen ihrer Abtrünnigkeit von ihrer Irrlehre verachtet und verstoßen hätten. Sie kam hierher, wo sie mehrere Monathe zubrachte, von gottesfürchtigen Personen unterstützt, und wo sie endlich Herr von Parette fand, der sie aller Orten aufsuchte, so bald er von ihrem Unglücke unterrichtet worden war. Er bot ihr seine Hand, und seine Reichthümer an, als eine billige Vergeltung der ihm erwiesenen unschätzbaren Wohlthaten!"

Hier endete der Priester das Geschichtliche dieser merkwürdigen, wohlgestellten Rede. Während der feyerlichen Stille, die darauf folgte, vergoßen alle Zuhörer Thränen der innigsten Rührung und Theilnahme. Nach den gewöhnlichen Formen und Ceremonien schritt der Geistliche zur Trauung dieses wegen seiner sonderbaren Schicksale interessanten Paares.

Ich verließ die Kirche, um die Sonne in ihrem Purpurkleide aus der Dämmerung hervor treten zu sehen, und um mich an ihrem herrlichen Anblicke zu laben und zu stärken. Während ich dieß schöne Schauspiel, das kein menschliches erreis

den kann, ganz hingegeben anſtaunte, traten die Hochzeitgäſte, unter denen ſich viele anſehnliche Herren und Damen befanden, aus der Kirche und begleiteten die Neuvermählten nach ihrer Wohnung, wo ſie ein gut beſtelltes Frühſtück freudig verzehrten.

Den ganzen Tag hindurch war dieſe Hochzeit, auf die ich ſo unvermuthet geſtoßen war, das Thema zu allen meinen geheimen Unterhaltungen. Schade iſt es, dachte ich, daß Chriſtian Friedrich Henrici, Picander genannt, nicht mehr lebt, der bekanntlich drey Octav-Bände Hochzeitgedichte ſchrieb, die heutige hätte ihm reichhaltigen Stoff dazu gegeben, an welchem es dem guten Dichter gewiß oft gefehlt haben mag.

Was ferner von der Geſchichte folgt, habe ich zwar nicht mit eigenen Augen, wie die Copulation geſehen, aber von zuverläſſigen Freunden und Bekannten erfahren, deren Ausſagen vollgültig ſind.

Nach beendigtem Frühſtücke reiſete Herr von Parette mit ſeiner Gemahlinn, in Geſellſchaft einiger Damen und Herren nach Peterlingen (Paverne) wo ſie zu Mittage ſpeiſeten. Als ſie am Nachtiſch ſaßen, und um die Runde Geſundheiten tranken, hörte man Kutſchen auf dem Pflaſter des Städtchen raſſeln, die vor einem gegenüber ſtehenden Gaſthofe hielten, und aus welchen einige ſchöne arme Mädchen ſtiegen, die daſelbſt einkehrten. Ein etwas ungeſtümer, aber gutmüthiger Jüngling, der mit dem Herrn von Parette vertrauliche Freundſchaft geſchloſſen hatte, ſprang

ſogleich vom Tiſche um ſich nach den hübſchen Mädchen zu erkundigen. In einem Hui war er wieder zurück, und raunte dem letztern, etwas zu laut, ins Ohr: des Demoiselles de Lyon et de Genève qui vont à Berne.

Nach einiger Zeit verließen beyde, unter dem Vorwande, ferner Reiſe-Anſtalten zu treffen, den Tiſch. Frau von Parette ward darüber unruhig und ging ans Fenſter. Zu ihrer größten Beſtürzung ſah ſie ihren bloß angetrauten Ehemann mit ſeinem Freunde in das Gaſthaus ſchleichen, wo die ſchlanken Mädchen, die ſehr frech ausſahen und ſehr locker gekleidet waren, ſich befanden. Nun fing ſie ſchrecklich an zu jammern und zu klagen, daß ſie mit einem ſolchen Wüſtlinge, der ihr ſo viel von Tugend vorgeſchwatzt habe, unauflöslich verbunden ſey; wenn ſie das vorher nur hätte ahnen können, ſo wäre ſie lieber in ihrer Dürftigkeit geblieben, von dem reichen Sünder habe ſie doch kein Glück zu hoffen. Sie vergoß unter herzzerreiſſendem Schluchzen und Stöhnen einen Strom von Thränen. Mit vieler Mühe konnte man ſie einiger Maßen beruhigen, als Herr von Parette wieder in das Gaſtzimmer trat, und ſo bald er von der Urſache ihrer rothgeweinten Augen unterrichtet wurde, ſie mit vieler Beredtheit von ſeiner Unſchuld verſicherte. Er habe nur, ſagte er, die Tugend ſeines Freundes prüfen wollen, um ihn noch mehr ſchätzen zu lernen; er müſſe ihm aber nun hier ein ruhmvolles öffentliches Zeugniß geben; denn gegen alle verführeriſche Lockungen und Künſte der ſchlauen gefälligen Mädchen habe der-

ſelbe mit männlicher Kraft glorreich gekämpft, und die Feuerprobe glücklich beſtanden. Mit Enthuſiasmus redete er zum beſchämten Jünglinge: „du biſt tugendhaft und meiner Liebe und Freundſchaft werth; empfange die Weihe durch einen brüderlichen Kuß, und bleibe dir und mir treu!“

Mehr bedurfte es nicht, um die tief bekümmerte Frau zu tröſten, die am Halſe ihres Gatten wegen unzeitiger Eiferſucht, und ungerechtem Zweifel an ſeiner Tugend um Vergebung bath, welche er ihr auch mit einem herzlichen Kuße zuſicherte. Nach dieſer Trauerſcene trank man Kaffeh und Liqueurs. Die Stunde der Trennung ſchlug. Herrn von Parettes Begleiter wollten die Zeche bezahlen, allein er war ihnen ſchon zuvor gekommen. Nach vielen Für- und Gegenreden ließ er es ſich endlich gefallen, daß ſie die fremden Weine, den Kaffeh und die Liqueurs auf ihre Rechnung nehmen durften. Mit vieler Theilnahme ſchied man von einander, nachdem Herr von Parette verſprochen hatte, nach Beendigung ſeiner Geſchäfte in der Heimath ſogleich wieder zu kommen, um einige glückliche Tage im Kreiſe ſeiner guten Freunde zu leben.

Nach einigen Monathen traf Herr von Parette mit ſeiner Gattinn wirklich wieder in Freyburg ein. Er hatte während ſeiner Abweſenheit in Clerval einige ſeiner minder beträchtlichen Güter veräußert, die Bezahlung derſelben aber in Wechſeln genommen, weil er kein bares Geld aus Frankreich mit ſich führen durfte. Nun wünſchte er ſie zu Gelde zu machen. Der Banquier, dem

er

r ſie antrug, kannte das Haus nicht, auf wel-
ches ſie geſtellt waren, und verlangte eine Bürg-
ſchaft. Die leiſtete Parettes junger Freund ſo-
gleich, weil er mit den häuslichen Angelegenhei-
ten desſelben ſehr bekannt war. Herr von Pa-
rette hatte nähmlich vor ſeiner ehelichen Ver-
bindung mit der Witwe von Pedro einen Heirathsc-
Contract in Freyburg geſchloſſen, worin er ihr,
Falls er vor ihr ohne Kinder ſtürbe, 100000 fl.
zuſicherte. Nebſt dem erhielt ihre Tochter noch
als Zeichen ſeiner Zufriedenheit, mit einer ſo an-
ſehnlichen adelichen Familie verbunden zu wer-
den, i Jahr ſ iſt ſchon 50000 fl. Als bey der
Stipulation der Notar fragte, ob er Franzöſi-
ſche oder Schweizer-Franken ſchreiben ſollte,
ſagte Herr von Parette nach einigem Beſinnen:
„Da wir jetzt in der Schweiz ſind, ſo ſchreiben
ſie auch alles in Schweizergelt!“ Sein junger
Freund war zu dieſer Stipulation als Zeuge be-
rufen worden, und da ihm Herr von Parette zu
der Hand der reichen Tochter von Pedro ei-
nige Hoffnung gegeben hatte, trug er kein Be-
denken, dieſen ſehr begüterten Mann bey dem
Wechsler um eine beträchtliche Summe zu verbür-
gen, worauf ihm dieſer das Geld auszahlen
ließ.

Nachdem Herr von Parette noch verſchiedene
Sachen von Werth eingekauft hatte, die er bey
ſeiner nahen Zurückkunft zu berichtigen verſprach,
reiſte er nach Chur in Graubündten, um
das ebenfalls bedeutende Vermögen ſeiner Gemah-

linn, das durch eine unvermuthete Erbschaft noch vermehrt worden war, einzuziehen.

In der Hauptstadt Graubündtens verweilte Parette nicht lange, sondern miethete sich auf unbestimmte Zeit im schönen Marktflecken Malans ein, wo er nun die sehr anmuthige Amalie von Pedro, seine Stieftochter aufführte, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit aller Männer Blicke fesselte. Da der Ruf ihres Reichthumes durch die Heirath ihrer Mutter mit dem Herrn von Parette auch bis in Graubündtens Thäler erschollen war, wozu die hundertzüngige Fama ohne Zweifel das ihrige reichlich beygetragen hatte, fehlte es auch wohl nicht an Anbethern, welche die holde Amalia wie Schmetterlinge umflatterten. Zu dem gesellte Herr von Parette noch Schmausereyen, so daß er bald der Bekannten und Freunde genug hatte, die entweder mit der freundlichen Tochter koseten, oder sich mit der geschwätzigen Mutter unterhielten, und zur Abwechselung mit dem zutraulichen heitern Wirthe zechten, der ihnen seine erstaunungswürdigen Abenteuer erzählte.

Mittlerweile hatte Herr von Parette neue Wechsel von verkauften Gütern in Clerval erhalten, die er sogleich einlösen wollte. Da dieselben aber in Chur nicht ohne Caution angenommen wurden, so verstanden sich sogleich einige Herren dazu, dem Vater zu gefallen.

Dringende Geschäfte nöthigten Herr von Parette mit seiner Familie nach Mailand zu ge-

ben. Höchſtens in ein Paar Wochen verſprach er zurück zu ſeyn. Am meiſten vermißte man ſeine liebenswürdige Tochter, deren Abreiſe um ſo mehr ſchmerzte, da ſie viele Verehrer gefunden, und einigen auch Hoffnung auf ihre Hand gegeben hatte.

Es verſtrichen einige Monathe, man hörte nichts vom Herrn Parette; ſeine Wechſel kamen mit Proteſt zurück, die Bürgen mußten ſie nun honoriren; denn in Mailand konnte er nicht ausfindig gemacht werden. Die Papiere, welche Parette in Freyburg verſilbert hatte, hatten das nähmliche Schickſal.

Die Geſchichte machte gewaltiges Aufſehen. Verſchiedene Umſtände derſelben wurden, wie dieß ſtets zu geſchehen pflegte, verkleinert oder vergrößert; doch die vorhin angeführten Thatſachen ſind zuverläſſig. Was und wer die eigentlichen zwey Hauptperſonen dieſer Erzählung waren, erhellt aus folgendem:

Vor der Franzöſiſchen Revolution reiſete ein Engliſcher Lord durch Clerval. Er brach ein Rad an ſeinem Wagen. Man ließ den nächſten Schmied rufen, der den Schaden eilig ausbeſſerte, und dadurch den ungeduldigen Britten in Stand ſetzte, ſogleich weiter zu fahren. Dieß gefiel dem Sonderlinge, der dem aufgeräumten Parette (ſo hieß der Schmied) den Vorſchlag machs

te, sammt seiner Familie mit nach England zu gehen, wo er ihm eine vortheilhafte Schmiede, auf einem seiner Güter zusicherte. Da sich der Schmied nicht in den besten Glücksumständen befand, packte er seine Habseligkeiten, so wie seine Frau und Kinder, eilfertig zusammen, und reiseten den andern Tag eilfertig mit dem Lord ab. In England bezog er sogleich die ihm versprochene Schmiede, in welcher er sich sehr wohl gefiel, weil seine Sachen gut gingen.

Sein ältester Sohn Jean-Baptiste konnte sich mit seinem muntern, offenen, freyen Wesen so vortheilhaft bey dem Britten einschmeicheln, daß er ihn mit seinen Söhnen erziehen ließ. Hier bildete sich der junge Parette, allein sein Hang zur Spitzbüberey, verleitete ihn zu so vielen Schelmereyen und bösen Possen, daß ihn der alte Lord endlich, nach fruchtlosem Strafen in sein Vaterland zurück schickte. Hier fand er nun bey dem Ausbruche der Französischen Staatsumwälzung reichlichen Stoff zu Befriedigung seiner gaunerischen Neigung; doch glückte ihm die Verfertigung falscher Assignaten nicht, die ihn auf die Galeere nach Brest brachte.

Hier machte er mit der Ursula Schoucan, von Fettan in Unter-Engadin, Bekanntschaft, die in Brest einen Pasteetenbäcker, Nahmens Pedro geehelicht hatte, und wegen Diebereyen eingesperrt worden war. Ihr Vater, der eine elende Hütte neben einem Thurme bey Fettan in Graubündten bewohnte, nach welchem sie sich

vermuthlich de la Tour heissen mochte, fristete sich das Leben mit Schuhflicken und hausiren.

Ohne Zweifel hatten sie schon in Brest oder nachher irgend in einem Winkel Frankreichs den Plan ausgesponnen, allzu gutmüthige Schweizer zu bethören; denn nicht nur durch die falschen Wechsel verschaffte sich Parette viel Geld in Freyburg und Chur, sondern erhielt im erstern Orte noch von verschiedenen Leuten, bedeutende Summen Geldes, durch die Prahlerey mit seinen beträchtlichen Gütern, und die Bigotterien der schlauen Ursula Schoucan, seiner Buhldirne, welche sogleich bey allen Bethschwestern Unterstützung und Hülfe fand, und auch sogar Geistliche, die doch schon oft von Convertiten betrogen worden waren, in ihr Interesse zu ziehen wußte, so, daß sie mehr Credit fand, als irgend ein ehrlicher Handwerker, dem dadurch das Glück seines ganzen Lebens begründet worden wäre.

In Freyburg hatten sie in ihrer Wohnung Effecten, und mehrere schwere, verschlossene Kisten zurück gelassen, da nun dieselben auf Begehren einiger Gläubiger gerichtlich untersucht wurden, um den Werth an die Bestrechthabenden auszuliefern, fand man nichts als schlechte alte Kleider, Amulette, Rosenkränze, aszetische Bücher, zerbrochene Flaschen und dergleichen. Die schweren Kisten, auf welche die Gläubiger ihre Hoffnung gestützt hatten, enthielten Kieselsteine.

Wie es verlautet, wurde dieſes verſchmitzte Paar vor einiger Zeit in Hamburg eingezogen, und nach Beſançon gebracht, wo es von den Gerichten den verdienten Lohn ſeiner Verbrechen erwartet, oder vermuthlich ſchon erhalten hat.

Möge indeſſen dieſe wahre Geſchichte nicht ohne Früchte bleiben, und ihren Zweck vor Leichtgläubigkeit zu warnen, nicht verfehlen! Dieß wird für die geringe Mühe des Niederſchreibens mein beſter Lohn ſeyn.

Der räthſelhafte Unbekannte.

(Abenteuerliche Scene aus Marlboroughs Leben.)

Daß öfters die Wahrheit höchſt unwahrſcheinlich iſt, dieß wird ein jeder erfahren, der mit offenen Augen lebt, und die Urſachen mit ihren Wirkungen zu vergleichen, ſich die Mühe nehmen will: daß aber das Allerunwahrſcheinlichſte öfters nicht wahr ſey, davon hat niemand beſſere Gelegenheit, ſich zu überzeugen, als der Richter. Dieſer darf daher, in Criminal-Fällen, wo von ſeinem Ausſpruche Ehre und Leben abhängt, mit einer bloßen

Wahrſcheinlichkeit ſich niemahls begnügen. Der folgende Fall iſt ein neuer Beweis, welche Behutſamkeit erfordert wird, wenn auf bloße Wahrſcheinlichkeit ein Urtheil gegründet werden ſoll.

Der, als Feldherr berühmte, Herzog von Marlborough, erhielt am 29. November 1757 ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Mylord.“

„Ceremonien ſind, in den meiſten Fällen, unnütze Geſchäfte, vorzüglich für Perſonen, deren Gemüth ſich in einem ſolchen Zuſtande befindet, wie das meinige. Darum will ich Ihnen geradezu ſagen, aus was für einem Beweggrunde, und zu welchem Zwecke ich dieſen, für uns beyde intereſſanten Brief an Sie ſchreibe. Erfahren Sie alſo, daß meine jetzige Lage von ſolcher Art iſt, daß ich gänzliche Vernichtung einer längeren Fortdauer derſelben vorziehen muß. Verzweifelte Krankheiten erfordern verzweifelte Mittel: und Sie ſind der Mann, dem ich mir auserſehen habe, daß er mir in der Welt forthelfe, oder daß ich ihm aus der Welt helfe. Ich habe niemahls die Ehre gehabt, unter den Großen zu leben; der Inhalt meiner Vorſchläge wird daher auch nicht ſehr höflich ausfallen: allein eben dieß diene Ihnen zum Beweiſe der Wahrheit desjenigen, was ich jetzt vortragen will. Schon ſeit einiger Zeit habe ich mir Mühe gegeben, ein Mittel auszuſinnen,

wie ich andere aus der Welt ſchaffen kbnne, ohne dabey mein eigenes Leben in Gefahr zu ſetzen. Dahin habe ich es nunmehr gebracht, und ich trotze den Geſetzen. Nun die Anwendung hiervon. Ich bin in Verzweiflung, und es muß für mich geſorgt werden. Dieß ſteht in Ihrer Macht. Ich aber muß die Neigung, mir Dienſte zu leiſten, in Ihnen rege machen. Entſchließen Sie ſich hierzu. Verſchaffen Sie mir einen hinlänglichen Lebensunterhalt: wo nicht, ſo wird Ihr Leben ein Ende haben, bevor noch die gegenwärtige Parlaments-Sitzung ſich endiget. Ich habe mehr als Einen Grund, gerade Sie zuerſt, bey dieſer Gelegenheit, zu meinem Ziele zu machen. Ich gebe Ihnen aber die offenherzige Warnung; weil die Mittel, deren ich mich bedienen werde, unfehlbar tödtlich ſind, indem alle Macht der Heilkunſt gegen dieſelben nichts vermag. Würdigen Sie das, was ich ſage, nur der mindeſten Aufmerkſamkeit: ſo verſäumen Sie ja nicht, künftigen Sonntag um zehn Uhr Vormittags (oder am Montage, falls es des Sonntags regnen ſollte) den Verfaſſer des gegenwärtigen Briefes, an dem Wege nach Kenſingtön, bey dem erſten Baume jenſeits der Barriere von Hyde-Park, aufzuſuchen. Stillſchweigen und Erfüllung dieſer Bitte ſind die einzigen Mittel, Sie vor einer zweyten Gefahr zu ſchützen: denn Sie wiſſen wohl, daß es noch ein anderes Land gibt, wo man, aus ganz andern Gründen, ihren Tod gern ſehen würde. Ich aber kenne die Welt viel zu gut, um nicht ein Geheimniß dieſer Art in

meinem Busen gänzlich zu verschließen. In wenigen Tagen wird es entschieden seyn, ob ich Ihr Freund bin oder Ihr Feind."

„Falton."

„N. S. Sie werden selbst einsehen, daß es meine Meinung ist, Sie sollten allein kommen. Verlassen Sie sich darauf, daß die Entdeckung irgend einer Hinterlist in diesem Geschäfte Ihnen den Tod bringen wird. Da ich niemand etwas von der Sache gesagt habe, so bin ich ganz sicher: denn ich kann auf keine andere Weise, als durch mein eigenes Geständniß, überwiesen werden."

Der Herzog begab sich am folgenden Sonntage, um zehn Uhr Vormittags, nach dem bestimmten Orte in Hyde-Park. Er kam zu Pferde, mit Pistolen am Sattelknopfe, ohne Ueberrock, so, daß sein Stern deutlich zu sehen war. Er war zwar ganz allein; indessen hatte er, in einem andern Theile des Parkes, einen seiner Freunde hingestellt, der sich aber in solcher Entfernung hielt, daß er schwerlich bemerkt werden konnte. Als der Herzog auf den bezeichneten Baum zuritt, bemerkte er niemand bey demselben, oder in der Nähe desselben, den er als Verfasser des Briefes hätte in Verdacht haben können. Einige Zeit ritt er in der Gegend hin und her: als aber niemand erschien, ritt er wieder weg. Da er schon ziemlich weit weg war, bemerkte er in der Entfernung, daß jemand, unweit des Baumes, auf der Brücke stand, und in das Wasser herab sah. Der Herzog

ritt alſo zurück, und neben dem Manne auf der Brücke vorbey, der ſich an ihn nicht kehrte, ſondern fortfuhr, in das Waſſer hinab zu ſehen. Der Herzog hatte erwartet, daß der Mann ihn anreden würde; allein er fand ſich in ſeiner Erwartung betrogen. Er ritt bald darauf noch ein Mahl vorbey: und als der Mann ſich eben ſo wenig, als das erſte Mahl, nach ihm umſah, oder ihn anredete, machte der Herzog eine Verbeugung, und fragte:

„Haben Sie mir nicht etwas zu ſagen?“

„Nein! ich kenne Sie nicht.“

„Ich bin der Herzog von Marlborough. Nunmehr, da Sie mich kennen, werden Sie mir gewiß etwas zu ſagen haben.“

„Nein! ich weiß nichts, was ich Ihnen zu ſagen hätte.“

Der Herzog ritt hinweg, und erhielt am andern Tage einen zweyten Brief folgenden Inhaltes:

„Mylord.“

„Ich ſchreibe Ihnen, um Ihre, am vorigen Sonntage bewieſene Pünctlichkeit, in Rückſicht auf Zeit und Ort unſerer Zuſammenkunft, anzuerkennen. Sie ſelbſt waren Schuld, daß nichts dabey heraus kam. Das Aufſehen, welches Sie durch Ihre Bewaffnung ſo wohl, als durch den Ordensſtern machten, war unnütz, und fiel zu ſehr ins Geſicht. Sie hatten keines Begleiters vonnöthen:

denn Sie konnten doch an einem so öffentlichen Orte wohl keinen Angriff erwarten; auch war es nicht meine Absicht Ihnen etwas Böses zu thun. Wenn Sie künftigen Sonntag, um eilf Uhr Vormittags, an der West-Seite der Westminster-Abtey spazieren gehen wollen; so wird Ihnen Ihr Scharfsinn behülflich seyn, den rechten Mann auszufinden. Diesen reden Sie an, und ersuchen ihn, ein Paar Mahl mit Ihnen auf und ab zu gehen. Bey näherem Nachfragen werden Sie bald seinen Nahmen und Wohnort erfahren. Nach dieser Addresse haben Sie die Gefälligkeit, am folgenden Tage durch die kleine Post, für zwey bis drey hundert Pfund Sterlinge Banknoten hin zu senden. Seyn Sie ja nicht allzu neugierig. Es steht bey Ihnen, mich Ihnen, unter gewissen Bedingungen zu verpflichten. Ich habe Freunde, auf die ich mich verlassen kann: allein sie pflegen nicht zu bellen, ehe sie beissen."

Auch dieß Mahl erschien der Herzog zu der bestimmten Stunde an dem bestimmten Orte. Er ging fünf bis sechs Minuten hin und her, bevor er irgend jemand sah, auf dem er hätte Verdacht haben können. Endlich erschien der nähmliche Mann, den er zuvor im Parke gesehen und angeredet hatte. Es kam dieser in Gesellschaft eines andern gut gekleideten Mannes herein, der ein wohlhabender Kaufmann zu seyn schien, und beyde betrachteten die Bildhauerey der Monumente. Nach einiger Zeit ging der Fremde nach dem Chore, der andere aber, welcher in dem Parke gewe-

ſen war, drehte ſich um, und ging auf den Herzog zu. Der Herzog ſprach: „Haben Sie mir etwas zu ſagen? Steht irgend etwas zu Ihren Befehlen?“

„Nein, Euer Gnaden, nichts.“

„Ey! Sie müſſen mir etwas zu ſagen haben.“

„Nein, Euer Gnaden, nichts.“

Hierauf verließ ihn der Herzog, ging aber noch eine Zeit lang auf der linken Seite hin und her, während jener auf der rechten Seite der Kirche hin und her ging, in der Abſicht, ihm Zeit zu geben, wenn er ſich vielleicht anders beſinnen ſollte. Allein es kam zu keiner ferneren Unterredung. Der Herzog hatte damahls mehrere Perſonen verkleidet in der Abtey ſich verſtecken laſſen. Alle dieſe ſollten, auf ein gegebenes Zeichen, herbey eilen, und ſich des Mannes bemächtigen, den ihnen der Herzog anzeigen würde. Das Zeichen ward aber nicht gegeben, und der Herzog ging nach Hauſe.

Ein Paar Tage hernach, erhielt er abermahls einen Brief folgenden Inhaltes:

„Mylord.“

„Ich bin völlig überzeugt, daß Sie am vorigen Sonntage Geſellſchaft bey ſich hatten. Dieß ſchreibe ich der Schwäche der menſchlichen Vernunft zu. Allein ein ſolches Verfahren iſt eben nicht ſchön, und könnte ſchlimme Folgen haben, ohne

daß dabey der beabsichtigte Zweck erreicht werden kann. Sie werden mich bald wieder sehen; dem Anscheine nach zufällig. Dann können Sie leicht ausfinden, wo ich hingehe. Nachher dürfen Sie nur zu mir schicken, so werde ich Euer Gnaden aufwarten. Ich hoffe indessen, ganz allein bey Ihnen mich zu finden, und werde nicht anders als lispelnd sprechen. Bey unserer Zusammenkunft müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß kein Theil unserer Unterredung bekannt werden soll. Erfüllung dieses Versprechens, nebst Bewilligung des in den vorigen Briefen Verlangten, sind die Bedingungen Ihrer Sicherheit. Im Falle der Nicht-Erfüllung, oder irgend eines Planes, mich zu greifen, wird meine Rache langsam, aber nur desto sicherer seyn. Mehr, als einen starken Verdacht, können Sie doch nicht auf mich bringen, und es läßt sich zehn gegen eins wetten, daß Sie bey einer Klage gegen mich nicht durchdringen werden."

Nunmehr hielt sich der Herzog für überzeugt, daß der Mann, den er im Parke und in der Westminster-Abtey gesehen hatte, der Verfasser der Briefe seyn müßte. „Denn," sagte er, „der Briefsteller schreibt mir ja: „Sie werden mich „bald wieder sehen; dem Anscheine nach zufällig. „Hieraus erhellet, daß nicht nur der Schreiber „des Briefes mich gesehen hat, sondern daß auch „ich ihn gesehen haben muß, und zwar so, daß „ich mich seiner erinnern, und ihn wieder erken„nen kann. Wie könnte er sonst schreiben: ich

„würde ihn bald wieder sehen; dem Anscheine nach „zufällig, ihn aber dennoch erkennen und bemer„ken, wo er hingehe?“

Der Herzog sah indessen weder den Mann, den er für den Schreiber der Briefe hielt, noch irgend jemand anders, den er deßwegen im Verdachte haben konnte. Aber ungefähr zwey Monathe später erhielt er den folgenden, von einer andern Hand geschriebene Brief:

„Mylord.“

„Ich habe Grund zu glauben, daß ein gewisser Barnard, Sohn des Bau-Directors in Abingdon Buildinge, sich im Besitze einiger Geheimnisse befindet, welche die Sicherheit Euer Gnaden sehr nahe angehen. Sein Vater ist eben jetzt auf dem Lande. Dieser Gelegenheit könnten Sie sich bedienen, um ihm desto heimlicher auszufragen. Jede weitere Einmischung in die Sache würde für Euer Gnaden unnütz, für mich aber gefährlich seyn. Ich verharre

„Ihr wahrer Freund.“

„Anonymus.“

„N. S. Barnard geht öfters nach Storeys Gate's Kaffeh-Hause.“

Acht bis zehn Tage nach dem Empfange dieses Schreibens sandte der Herzog einen gewissen Metrick nach Storey's Gate's Kaffeh-Hause, und ließ Herr Barnard sagen, daß er ihn zu sprechen

wünſchte. Barnard folgte der Einladung. So bald
r erſchien, erkannte ihn der Herzog für eben den=
ſelben, den er im Parke und in der Weſtminſter=
Abtey geſehen hatte. Er nahm ihn alſo mit ſich
n ein Zimmer, und ſchloß die Thür hinter ihnen
u. Dann fragte ihn der Herzog, wie vor=
nahls: ob er ihm irgend etwas zu ſagen hätte?
Barnard erwiederte: Nein, er hätte nichts zu ſa=
gen. Hierauf hohlte der Herzog die erhaltenen
Briefe, und las ihm dieſelben vor. Barnard
hörte aufmerkſam und mit Erſtaunen zu, aber
ohne alle Zeichen und Furcht. Der Herzog be=
merkte: er fände es äußerſt ſonderbar, daß Brie=
fe dieſer Art, in einer ſo korrekten und zierlichen
Sprache geſchrieben wären. Barnard erwiederte:
„es kann auch ein ſehr gelehrter Mann ſehr arm
„ſeyn.“ Als ihm der Herzog den vierten und
letzten Brief vorzeigte, in welchem ſein Nahme
vorkam, ſagte Barnard: „Sonderbar! mein Va=
ter war damahls wirklich auf dem Lande.“ Die=
ſe Rede beſtärkte den Herzog in ſeinem Verdachte,
daß Barnard der Schreiber der Briefe ſeyn müßte,
weil er äußerte, ſein Vater ſey damahls wirklich
auf dem Lande geweſen, ungeachtet der Brief
kein Datum hatte. Der Herzog entließ ihn hier=
auf, mit der Bemerkung: wenn er unſchuldig
wäre, ſo müßte ihm noch mehr daran liegen, als
dem Herzoge ſelbſt, den Urheber der Briefe, vor=
züglich des letzten, zu entdecken. Er lächelte und
empfahl ſich.

Bald nachher ließ ihn der Herzog in Verhaft
nehmen, und klagte ihn als Urheber der Briefe

an. Allein die Untersuchung, welche im May 1758 sich endigte, zeigte, daß Barnard unschuldig war.

Barnard bewies, daß er, an demjenigen Sonntage, welcher in dem ersten Briefe an den Herzog zur Zusammenkunft bestimmt worden, auf Befehl seines Vaters nach Kensington, zu dem Aufseher des Wegegeldes gegangen wäre, um daselbst einen Auftrag auszurichten, den er ganz genau und bestimmt angab. Er bewies, daß er, zu Folge dieses Auftrages, nach Kensington gegangen wäre; daselbst der Aufseher des Wegegeldes gesprochen hätte; nachher mit seinem zu Kensington wohnenden Oheime, in dessen Hause, und in Gesellschaft mehrerer dahin gebetbenen Personen, zu Mittage gegessen hätte; und daß er dieser Gesellschaft erzählt habe, wie im Parke, der Herzog von Marlborough auf ihm zugeritten wäre, ihn angeredet, und ihn gefragt hätte, ob er ihm nicht etwas zu sagen habe? Dieß bezeugten: Barnard der Vater, welcher seinem Sohne den Auftrag gegeben hatte, nach Kensington zu gehen; der Wege-Aufseher, bey welchem er den Auftrag ausrichtete; sein Oheim, bey welchem er des Mittags speiste; und verschiedene andere Personen, welche mit ihm an der Tafel seines Oheims gesessen hatten.

In Rücksicht auf seine Zusammenkunft mit dem Herzoge in der Westminster-Abtey, bewies er: daß Herr Jakob Greenwood, ein reicher Bierbrauer von Deptford, an dem genannten Sonn-

Sonntage Morgens zu ſeinen Vater gekommen wäre, und daſelbſt das Frühſtück eingenommen hätte; daß dieſer Herr Greenwood ihn nachher gebethen, er möchte ſich anziehen, damit ſie nach dem Parke gehen könnten; daß Barnard nur nach vielem Bitten nachgegeben; daß, bey dem Eingange des Parkes Barnard hinein gehen wollte, wovon ihn aber Greenwood abhielt, und ihn erſuchte, mit ihm in die Weſtminſter-Abtey zu gehen, weil er, der vom Lande komme, einige nun aufgerichtete Denkmähler in derſelben noch nicht geſehen hätte. Eben dieſer Greenwood war der Begleiter Barnards, den der Herzog für einen wohlhabenden Kaufmann angeſehen, wie oben erzählt worden. Barnard hatte ſeinem Freunde erzählt, daß der Herzog ihn im Parke angeredet hätte. So bald daher der Herzog auf ſie zuging, ſagte Greenwood: „Da kommt der Herzog.“ Dann entfernte er ſich, um zu ſehen, ob derſelbe mit Barnard wieder ſprechen würde. Alles dieſes bezeigte Herr Greenwood; und es erhellte, daß Barnard auf jenen Tag keine Zuſammenkunft in der Weſtminſter-Abtey verabreden konnte, indem er unmöglich früher, als an den Tagen, da es geſchah, wiſſen konnte, daß er nach dem Parke, oder nach der Abtey gehen würde.

Herr Barnard bewies auſſer dem durch die glaubwürdigſten Zeugen: daß er allen ſeinen Freunden und Bekannten den ihm auffallenden

Umſtand ſeiner Unterredungen mit dem Herzoge im Parke und in der Weſtminſter-Kirche erzählt habe; daß ſein Vater ein ſehr angeſehener und reicher Mann ſey; daß er Hoffnung habe, nach deſſen Tode deſſen Geſchäft fortzuſetzen; daß es ihm nicht an Geld fehle, und nie an Geld gefehlt habe; daß er ein äußerſt ordentliches und eingezogenes Leben führe, und ohne Schulden ſey. Barnard war unſchuldig, und wurde von den Richtern losgeſprochen.

Indeſſen blieb doch die ganze Sache ein undurchdringliches Geheimniß, welches auch niemahls aufgeklaret worden iſt. Vorzüglich unbegreiflich ſchien es, wer den letzten Brief geſchrieben haben möchte. Niemand konnte aus dem, was Barnard von Zeit zu Zeit über das Betragen des Herzogs gegen ihn, geſagt hatte, argwohnen: „daß er ſich im Beſitze einiger Ge„heimniſſe befände, welche die Sicherheit des „Herzogs angingen.“ Auf der andern Seite ſchien es nicht weniger unbegreiflich, daß irgend jemand, der von dem Herzoge gehört haben möchte, er hätte drohende Briefe erhalten, darauf gekommen ſeyn ſollte, Herrn Barnard als den Urheber der Briefe anzugeben.

Der Herzog reiſte bald nachher nach Frankreich, wo er an der Spitze der Brittiſchen Truppen landete, dann aber nach Deutſchland, wo er den Oberbefehl über die königliche Großbri-

tannische Landmacht übernahm: und es ist allerdings merkwürdig, daß er, kurze Zeit nach Uebernehmung dieses Oberbefehls, nähmlich am 20. October 1758. starb.

Johann Georg Wochatz,

der verſchmitzte Bilderdieb.

Wochatz der Sohn eines Soldaten, ward im Jahre 1750 zu Dresden geboren. Er zeigte viel Verſtand, ward fleiſſig zur Schule angehalten, und bekam überhaupt keine ſchlechte Erziehung. Er lernte die Schuhmacher-Profeſſion, und erlangte darin viel Geſchicklichkeit. Nachdem er eine Zeit lang auf der Wanderſchaft geweſen war, wurde er in Braunſchweig Meiſter, wo er ſich auch, da er ſo viel Arbeit hatte, daß er acht Geſellen beſchäftigen konnte, recht wohl befand. Um dieſe Zeit wird er mit einem gewiſſen Herrn von Poniker bekannt geworden ſeyn, auf deſſen Veranlaſſung er Braunſchweig verließ, und nach Dresden zog. Hier heirathete er ſeine noch lebende Frau.

In Dresden vernachläſſigte er ſeine Profeſſion ganz, und fing etwas neues an, wodurch er ſich zwar in ſeiner Art als einen talentvol-

len unternehmenden Kopf auszeichnete, aber seinem unruhigen Geiste eine ganz falsche Richtung gab. Er zeigte nähmlich einige Kenntnisse vom Krapp-Baue, und wußte allerhand blendende Hoffnungen von der Einträglichkeit dieses Productes für Sachsen zu machen. Man schenkte ihm zu dem Ende zu dem neuen Anbaue ein Stück Land, und ließ ihn noch manche vortheilhafte Unterstützung zufließen. — Hier schlug nun Wochatz seine Wohnung auf, und legte sich mit ganzem Eifer auf den Krapp-Bau. Es gelang ihm auch wirklich sehr damit, denn nach seiner eigenen Versicherung hatte er für mehrere tausend Thaler Pflanzen verkauft. Er machte viel Aufsehen damit, und mußte auf verschiedenen herrschaftlichen Grundstücken dergleichen Plantagen anlegen. Ja, er ließ es bey dem Krapp-Baue nicht allein bewenden, sondern er versuchte auch Cochenille zu erzeugen, wobey man ihm, damahls wenigstens, das Zeugniß gab, daß er viel Scharfsinn und Betriebsamkeit bewiesen habe.

Dieß war die äußerliche Lage seiner Umstände; und er wäre gewiß eins der nützlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden, wenn er moralisch besser, und nicht List und Habsucht die Triebfeder aller seiner Unternehmungen gewesen wäre.

Da er die Idee hatte, in Böhmen eine Fabrik anzulegen, und ihm die Zeit, wo es auf

erlaubten Wegen geſchehen konnte, zu lang dauerte, ſo glaubte er ſeinen Plan eher und leichter ausführen zu können, wenn er einige Diebſtähle ins Werk zu ſetzen ſuchte, die ſich der Mühe verlohnten: ſeiner außerordentlichen Liſt und Schlauigkeit wegen, verdienen einige davon hier erzählt zu werden.

Den erſten Diebſtahl verübte er im Jahre 1783 den 16 April zu Uebigau im Churkreiſe, in dem daſelbſt befindlichen churfürſtlichen Palais; dieſer war ſchon ziemlich bedeutend. Dieſem folgten mehrere kleinere auf Landhäuſern und Dörfern. Im October 1785 erſtieg er die im Zwinger zu Dresden befindliche churfürſtliche Kunſtkammer, woraus er verſchiedene Sachen von Werth entwendete. Hierauf beging er mehrere Diebſtähle in der Gegend von Dresden. Im Jahre 1786 beſtahl er die churfürſtliche Kunſtkammer zum zweyten Mahle, und gleich darauf erbrach er das churfürſtliche Schloß zu Moritzburg, und ſchnitt daſelbſt alle Treſſen von Stühlen und Betten ab: in demſelben Jahre erſtieg er die katholiſche Kirche in Dresden, und beraubte den Hochaltar ſeiner Bekleidung. Späterhin erſtieg er das Logie des Amtshauptmanns von Wallborf, und entwendete da, außer Uhren und andern Geräthſchaften, eine große Summe Geldes.

Man ſieht ſchon hieraus, wie kühn dieſer Menſch war, doch ſein größtes Wagſtück beſtand

in Beraubung der churfürstlichen Bildergallerie. Den 21. October 1788 kletterte er, um nicht von der Schildwache bemerkt zu werden, über eine vor der Englischen Treppe befindliche Klempner-Bude hinweg, und gelangte durch diesen Umweg auf die Treppe hinauf. Hier zerschnitt er das Drahtgitter, brach einige Leisten ab, nahm eine Glasscheibe heraus, und kam durch diese Oeffnung in die Bildergallerie. — Bey diesem Unternehmen begünstigte ihn freylich eine überaus stürmische Nacht. — Er nahm das berühmte Bild der Magdalena von Correggio, das bekannte judicium Paridis von van der Werft, und noch einen alten Mannskopf von Seybold. Mit diesem kostbaren Raube entkam er glücklich, und verbarg ihn in seinem Hause in einem Bienenkorbe.

Man möchte fragen, was für Ursachen Wochaz zu diesem Raube gehabt habe? Viele behaupten, er habe es gethan, um sein Genie im Stehlen zu zeigen: er selbst gibt den Kauf eines Böhmischen Klostergutes, und die Anlegung einer Krapp-Plantage als die Ursache davon an: er habe auch geglaubt die Bilder sicher nach Holland schaffen zu können. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Raub allgemeines Aufsehen erregte, und man both alles auf, die gestohlenen Schätze wieder zu erlangen. Wochaz hatte sogar die Verwegenheit, sich den folgenden Tag in der Gallerie einzufinden, und

ſich durch den Augenſchein von dem Aufſehen, den der Raub machte, zu überzeugen. Man ſetzte 1000 Ducaten Belohnung für denjenigen aus, der die geſtohlenen Bilder, beſonders die Magdalena, wieder herbeyſchaffen würde, und verſprach, ſogar den Thäter ſelbſt zu verſchweigen, wenn er ſie wieder brächte. Dieß war auch der einzige Weg die Sache zu entdecken; und Wechaz verrieth ſich dabey auf eine Weiſe, die abermahls beweiſt, daß eine lang verborgene Uebelthat doch endlich ans Licht kommt. Er wollte ſich nähmlich, da er wohl ſah, daß er die Bilder, ohne Aufſehen zu erregen, nicht würde verkaufen können, den Gewinn von 1000 Ducaten nicht entgehen laſſen: dem zu Folge legte er die beyden Bilder, ohne die Magdalena, nebſt einem Billet, an die katholiſche Kirche, worin er Ort und Zeit beſtimmte, wo und wenn man die Belohnung hinlegen, und dagegen die Magdalena finden ſollte. Dieß alles wurde vom Nachtwächter gefunden, und an die Behörde geliefert, wofür er 100 Thaler Belohnung erhielt.

Da man nun hierdurch dem Diebe näher auf die Spur zu kommen glaubte, ſo ſtellte man an dem von ihm angezeigten Orte eine Schachtel, worein man eine Aſſignation auf 1000 Ducaten legte, wie man verſprochen hatte. Dieſe Schachtel brachte er auch wirklich weg; allein er fand doch nicht für gut, ſich wegen

der Assignation zu melden, und verrieth sich hierbey immer noch nicht. Indessen beschäftigte man sich mit dem von ihm geschriebenen Billete, und viele bekamen es zu lesen. Von ungefähr kam es jemand in die Hand, der irgendswo einige Rechnungen gesehen, und dem besonders das Wort Churfürst sehr auffiel, das wie bey jenen Rechnungen mit W geschrieben war. Man verglich die Handschriften mit einander, und es fand sich, daß kein anderer, als der Schreiber, der Bilderdieb seyn konnte. Er wurde arretirt, und ins Amtsgefängniß gesetzt: es kostete Anfangs viel Mühe, ehe man ihm zum Geständnisse bringen konnte, und nur erst, als man in seinem Hause die Magdalena fand, gestand er den Diebstahl, und eine ganze Reihe Verbrechen ein.

Man brachte ihn darauf den 16 November 1789 nach Zwickau aufs Zuchthaus, wo er mit 12 Hieben zum Willkommen empfangen, und in eins der festesten Gefängnisse gethan wurde, in welchem man ihn mit Kette und Stein belegte: dennoch fand er einige Zeit darauf Gelegenheit, eine Partie Hanf (da man ihm zum Schuhmachen brauchte) auf die Seite zu bringen, woraus er sich einen Strick verfertigte, um sich bey erster Gelegenheit daran herablassen zu können, allein sein Vorhaben wurde entdeckt, und er in noch strengere Gewahrsam gebracht.

Wodurch er sich aber hauptsächlich seinen Aufenthalt im Zuchthause verschlimmerte, und sich

einer noch härtern Behandlung aussetzte, als ihm ohne dieß angedihen wäre, war, daß er sich nicht für straffällig hielt, indem seine Diebstähle keinem Menschen Schaden gethan, sondern er nur solche Sachen hätte zu entwenden gesucht, die keinem etwas genützt hätten: ein neuer Beweis, daß je länger der Mensch seinen bösen Neigungen und Lastern nachhängt, er desto weniger auf dem Wege der Tugend zurück zu bringen sey, zugleich aber auch ein trauriger Beleg für die Behauptung, daß insonderheit das siebente Geboth weder in unsern Schulen theoretisch zergliedert, noch im gemeinen Leben practisch anterisirt und aufrecht erhalten wird!! —

Neue
allerie der Abenteuer,

oder

mählde unbegreiflicher, beyspielloser
ignisse, ergreifender Anecdoten und erstaun-
cher Züge aus dem Leben der Menschheit
und Unmenschheit.

ämmtlich aus der wirklichen Welt.

Von Rittgräff.

Erster Theil.

Oder

der Gallerie von Abenteuern

dritter Theil.

Grätz,
druckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.
1819.

Vorwort.

egenheiten, auf welche Ver- und Haupt-
er, wie auf vorſtehendem Titel, angewen-
werden können, haben das Intereſſe des
likums von jeher mächtig angereizt und ge-
lt; denn es liegt in der menſchlichen Natur,
dem Außerordentlichen auch außerordentlich
irt zu werden. Nebſtdem iſt unſere Leſe-
an „pikante“ Lectüre ſchon dergeſtalt ge-
nt (wenn man nicht eben ſagen will: ver-
nt), daß alles Uebrige keinen rechten blei-
den Eingang mehr finden will.

Die kürzlich erschienene Gallerie von Abenteuern, 2 Bände, hat viel Abnehmer und Leser gefunden. Gegenwärtige neue Gallerie 2 Bände, oder der vorige dritte und vierte Band, ist mit solcher Wahl und Sorgfalt angelegt worden, daß der Herausgeber sich versprechen darf, die Liebhaber würden mit eben der Lust und Befriedigung darin einher wandeln, und das ist auch der einzige Zweck und Anspruch, den er hat.

Wien im May 1818.

Inhalt

des

erſten Theiles.

Seite

Djezzar, Baſcha von Acre, ein beyſpielloſer Wütherich. 1

eodor Servalois. Eine Inquiſitionsgeſchichte aus dem vorigen Jahrhunderte. 10

uley Iſmael, der Blutdurſtige. 18

freah. Beytrag zur Geſchichte menſchlicher Grauſamkeit. 31

ie Familie Beane, ein ſchreckliches Beyſpiel menſchlicher Ausartung. 39

Seite

Robespierre's Sturz. 46

Urban Grandier. 50

Jourdan, der Kopfabhacker. 67

Barrere. 79

Agnes Gräfinn von Orlamünden, geborne Herzoginn von Meran. 87

Anna Boleyn. 110

Kirschke, der Mordbrenner. 117

Fatima. Empörendes Beyspiel weiblicher Eifersucht. 130

Djezzar, Paſcha von Acre,

ein beyſpielloſer Wütherich.

Weit entfernt zu glauben, daß die bloſe Erzählung von Grauſamkeiten einem menſchlichen Gemüthe Vergnügen machen könne, bewahren wir dennoch die grauſenerregenden Thaten einzelner Menſchen auf, um dem Pſychologen Stoff für Nachforſchungen, und dem Erzieher Winke zu geben, wohin die menſchliche Natur ſich ohne zweckmäßige Leitung verirren könne.

Achmet, mit dem Beynahmen Djezzar, war in Bosnien als ein Chriſt von ſehr armen Aeltern geboren. Schon in ſeinem Knabenalter zeigte ſich ein wilder Charakter. Er war noch nicht ſiebenzehn Jahre alt, als er ein Mädchen, das er liebte, deſſen Gunſt er aber nicht erhalten konnte, ermordete. Wegen dieſer Mordthat mußte er ſein Vaterland fliehen. Er verdang ſich als Matroſe auf ein kleines Fahrzeug, das nach der Türkey ſegelte. Seine wilde Gemüthsart, ſein unerträglicher Stolz und ſein gebietheriſches Weſen in ei-

nem noch ſo jugendlichen Alter machten ihn indeſſen bey ſeinen Kameraden bald verhaßt. Von Zänkereyen kam es zu Schlägereyen, wodurch er gezwungen wurde das Fahrzeug zu verlaſſen, und erſt in Romelien, nachher in Natolien herum zu irren. Er befand ſich in der äußerſten Dürftigkeit und ſtarb faſt vor Hunger. Dieſer Zuſtand vermochte ihn, ſich an einen Türkiſchen Sclavenhändler, der Sclaven nach Aegypten führte, ordentlich zu verkaufen.

Bey ſeiner Ankunft in Cairo ließ er ſich beſchneiden, doch rettete ihn dieß nicht vom Sclavenſtande. Er wurde zum Verkaufe ausgeſtellt; da ihm denn ſein gutes Anſehen und ſein ſtarker Körperbau das Glück verſchafften, bey Ali Bey als Soldat in Dienſte genommen zu werden. Hier zeichnete ſich Achmet durch militäriſche Geſchicklichkeit und durch blinden Gehorſam gegen ſeinen Herrn aus. Er wurde beſonders bey Blutgeſchäften als Handlanger gebraucht, mußte bald von einem Bey den Kopf hohlen, bald einen Cacheſ erwürgen, oder ein Dorf in Brand ſtecken und deſſen Einwohner niederſäbeln laſſen, und immer, wenn er ſolche Befehle erhielt, konnte man ihm zum Voraus das Vergnügen, Blut zu vergießen, an den Augen abſehen.

Nach mehrern Handlungen dieſer Art, die er mit kalter Grauſamkeit ausführte, erhielt er von ſeinen Kameraden, ja von ſeinem Herrn ſelbſt den Nahmen Djezzar, der ſo viel als Schlachter oder Erwürger bedeutet, und den er nun auch beſtändig führte. Er war or-

entlich ſtolz auf dieſen Nahmen, den er nur zu ehr verdient hatte. Achmet wurde er benannt, ls er zur mahomedaniſchen Religion übertrat.

Er wurde in der Folge Paſcha von Acre und nlezt, zum Unglücke Syriens, Statthalter von Barut. Dieß war die Epoche wo er ſeinen Blut- urſt unverhohlen zeigte. Vielleicht wäre es lehr- eich, alle ſeine begangenen Grauſamkeiten mit llen Umſtänden bekannt zu machen; man würde ann ſehen, bis zu welchem Grade ein mit einem uſſerordentlichen Charakter und mit heftigen Lei- enſchaften begabter Mann die ihm verliehene der ſelbſt errungene Gewalt mißbrauchen kann. Wir ſchränken uns hier bloß darauf ein, einige hatſachen anzuführen, welche Djezzars ſchreckli- he Grauſamkeit deutlich ins Licht ſetzen.

Bey der Belagerung von Barut wurden ei- es Tages mehrere feindliche Gefangene gemacht. Djezzar ließ ſie vor ſich bringen, überhäufte ſie it Schmähungen und ließ ſie ſodann lebendig nmauern. Dieß geſchah ſo, daß der Kopf und ie Hände dieſer Unglücklichen aus ihrem Grabe ervorragten, und ſie auf dieſe Weiſe bis zum erſcheiden den Mißhandlungen der Soldaten aus- eſetzt waren. Ihre zuſammengebundenen Hän- e wurden zu Pfoſten gebraucht, woran man die ferde anband.

Ein junger Sclave, den er liebte, hatte inen Knabenſtreich begangen, eine nur leichtſin- ige Handlung die man ſonſt leicht überſieht. Djezzar aber befand ſich gerade in ſeiner ſchreck- chen Laune.

„Bringt ihn her," rief er — der Knabe erscheint und entschuldigt sich zitternd, da er die wilden Blicke seines Herrn sieht, der sie unverwandt auf seine Person richtet. Nach einem Stillschweigen von wenigen Augenblicken ergeht aus des Tyrannen Munde das schreckliche Urtheil! „Erdolcht ihn hier vor meinen Augen!" Die ihn umgebenden Mameluken bleiben unbeweglich, keiner von ihnen wagt es die Hand aufzuheben und ein Kind niederzustoßen, das der Liebling seines Herrn ist. Nun erschallen die Worte: „Warum zögert ihr? stoßt ihn nieder!" — Alle stehen erschrocken und keiner wagt es sich zu bewegen. Der in Wuth gesetzte Djezzar springt auf das Kind zu. In diesem Augenblicke fallen alle Mameluken auf die Kniee, der Tyrann bleibt stehen, scheint sich etwas zu beruhigen, wirft einen Blick auf das Schlachtopfer, und nun zieht er seinen Dolch und stößt ihn dem Kinde in die Brust.

Wenn dieser Wütherich glaubte, daß ein Einwohner in seiner Statthalterschaft Geld gespart hatte, so ließ er ihn vor sich kommen und forderte von ihm eine Summe, die dem muthmaßlichen Reichthum des Mannes angemessen war. Weigerte er sich, oder befand sich der Gedrängte in der Unmöglichkeit, die verlangte Summe zu liefern, so ließ ihn Djezzar den Bauch und die Fußsohlen zerprügeln. Bestand er noch auf seinem Unvermögen, so ließ er ihm Ohren und Nase abschneiden, auch wohl die Augen ausreissen, oder sonst zu Tode martern. Hatte er von dem Manne nichts herausbringen können, so ließ er die

ran kommen, und ihr, wenn ſie nicht ſo fort
ndeckte, wo das Geld aufbewahrt wurde, die
rüſte mit einem Schraubenſtocke ſo entſetzlich und
nhaltend zuſammenpreſſen, bis die Unglückliche
nter Höllenmartern den Geiſt aufgab.

Bey einer Empörung der Mameluken gegen
n, waren dieſe ſelbſt bis in ſeinen Harem ge-
rungen, und er bekam nun Anwandlungen von
ifersucht, welche faſt zur wüthendſten Raſerey
ieg. Alle Weiber ſollten gemordet werden, die
eiſten derſelben aber waren entflohen, dennoch
lieben noch genug übrig, um ſeine Rache zu küh-
n. Einer jeden dieſer Unglücklichen wurde die
odesart von ihm ſelbſt beſtimmt, die am we-
igſten ſchön waren, ſo wie die alten, wurden
nter einander in Fahrzeuge geworfen, auf die
fene See geführt und erſäuft. Andere wurden
lederne Säcke und ſo in den Meerbuſen von
cre geworfen. Diejenigen, deren Martern man
och mehr verlängern wollte, mußten erſt alle
rten gräßlicher Qualen dulden, hernach
arf man ſie lebendig in einen tiefen Brunnen,
as Grab mehrerer der vornehmſten Officiere,
us dem die giftigen Dünſte von den verfaulten
eichnamen emporſtiegen. Die jüngſten und ſchön-
en wurden von ihm eigenhändig verſtümmelt,
nd ihnen die Bäuche aufgeſchnitten. Unter die-
n Schlachtopfern befand ſich eine Sclavinn von
ußerordentlicher Schönheit, ſie war die jüngſte,
nd geliebteſte von allen. Dieſe ſparte Djezzar
s zuletzt auf, ermordete ſie auf das Grauſam-

ſie mit eigenen Händen, und ſchien ſich an dieſer gräßlichen Handlung recht zu ergetzen.

Hier iſt eine Schilderung dieſes Mannes, der im Jahr 1803 ungefähr 70 Jahre alt war. Es ſind Angaben, geſammelt von einer groſſen Anzahl Franken und Griechen, die ihn perſönlich gekannt und oft mit ihm zu thun gehabt haben.

Djezzar war von groſſer Statur und ſtarken Muskeln, er hatte eine regelmäßige und ſchöne Figur, eine weiße lebhafte Geſichtsfarbe, einen wilden Blick und funkelnde Augen. Er war muthig, verwegen, unermüdlich, jähzornig, mürrig, unverſöhnlich, und bisweilen auch verſtellt. Geſchickt in allen körperlichen Uebungen, wußte er dieſe ſchon bey den Mameluken erlangten Fertigkeiten noch bis in ſein Alter zu erhalten; den Säbel ſo gut wie Schießgewehr zu gebrauchen, einen Dromedar geſchickt zu reiten und ein wildes Pferd zu bändigen. In den ſchwierigſten und gefährlichſten Augenblicken wußte er geſchwind ſeinen Entſchluß zu faſſen, und faſt immer verdankte er den glücklichen Erfolg ſeinem Muthe, ſeiner Kühnheit und beſonders der Raſchheit, womit er ſo wohl ſeine Angriffe, als ſeine Vertheidigungsplane ausführte.

Dieſer Mann ließ ſich bey den vielumfaſſendſten Entwürfen auch auf die kleinſten Dinge ein, wodurch er die Liſtigſten überraſchte. Er mochte gern reden, und wenn die Unterredung etwas lange dauerte, ſo ſah man ihn wechſelsweiſe von den intereſſanteſten Gegenſtänden zum Detail von Geſchäften und von den ernſthafteſten Materien zu

den feinſten Scherzen übergehen, und das mit einer Klarheit, mit einer Beſtimmtheit und Genauigkeit, die beweiſen, daß alles in ſeinem Kopfe auf das Bewunderungswürdigſte geordnet war.

Man ſah ihn faſt im nähmlichen Augenblicke Befehle zur Verwaltung ſeiner Provinz ertheilen, Befeſtigungswerke und Bauunternehmungen leiten, einen Plan zu einem Feldzuge entwerfen, den Bau eines Schiffes anordnen, Blumen pflanzen, den Putz ſeiner Weiber beſtimmen und das Muſter zu einer Stickerey zeichnen.

Er war einfach in ſeinen Sitten und ließ ſich bisweilen ſogar herab, mit den Einwohnern von Acre vertraut umzugehen. Dem Scheine nach mitleidig theilte er ſelbſt den Armen die Arzneymittel aus, die er ihrem Uebel am zuträglichſten glaubte. Oft ließ er Unglückliche, die mit Vertrauen zu ihm kamen, an ſeiner Seite niederſetzen, tröſtete ſie durch Worte und reichte ihnen Nahrungsmittel mit eigenen Händen; auch hatte er beſtändig in ſeinem Pallaſte ungeheuere Keſſel mit Reiß zum Behufe der Dürftigen auf dem Feuer ſtehen; ferner wurde alle Wochen ſehr regelmäßig eine Summe Geldes an die Armen gegeben. Dennoch liebte Djezzar das Gold, und war ſehr ſinnreich, es bey denen, die es beſaßen, zu entdecken. Nie hat wohl jemand ſich ungerechtere Mittel erlaubt, ſich dieſes Metall zu verſchaffen.

Wie alle mächtige Menſchen liebte auch dieſer Tyrann die Schmeicheley, wie alle, denen es

an Bildung fehlt, konnte er das niedrige Speichellecken nicht von dem verdienten Lobe unterscheiden. Da dieſe ſeine Schwäche allgemein bekannt war, ſo bedienten ſich diejenigen, die etwas bey ihm durchſetzen wollten, allezeit dieſes untrüglichen Mittels.

Dieſer Djezzar, der alles verſpottete, was auf Erden heilig iſt, der keine andern Geſetze kannte, als ſeinen Eigenſinn und ſeine Launen, keinen Führer hatte, als ſeine Leidenſchaften, keinen andern Zügel, als die Unmöglichkeit weiter zu gehen, dieſer Mann war jedoch allen religiöſen Vorurtheilen und allen Pöbel-Irrthümern unterworfen.

Man ſah ihn zu gleicher Zeit die meiſten Vorſchriften der katholiſchen Religion und auch das Geſetz der Mahomedaner befolgen. Man ſah ihn Geiſter beſchwören, Zaubereyen veranſtalten, und die Geſtirne um Rath fragen. Bey ihm wurden Mönche und Derwiſche, Prieſter und Imans, Sterndeuter und Zauberer, Aerzte und Marktſchreyer, alle auf eine ausgezeichnetere Art aufgenommen, und wechſelsweiſe, ſo wohl bey den einfachſten Handlungen, als bey den ſchwierigſten Vorfällen zu Rathe gezogen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer argliſtige Mann dadurch auf einen unwiſſenden, abergläubiſchen und verworfenen Pöbel wirken wollte. Auch ließ er das Gerücht ausſprengen, daß er ein Zauberer ſey, und daß er durch Hülfe der mit ihm im Gemeinſchaft ſtehenden guten und böſen Geiſter alles entdecken könne, was gegen ihn ange-

ſponnen werde; daß er, ſo unterſtützt, im Stande ſey, alle ſeine Feinde zu vernichten, ſo wie alle ſeine Unternehmungen leicht auszuführen. Nicht bloß in Syrien und in den Gebirgen des Libanon, war man von Djezzars Zaubereyen überzeugt, ſondern auch zu Damascus, zu Aleppo, zu Bagdad, wo ſich vielleicht nicht zehn Menſchen unterrichtet genug befanden, um die Sage zu bezweifeln.

So war dieſer Paſcha beſchaffen, der in unſern Tagen ſelbſt noch, nach geendigtem Revolutions-Kriege, den ſüdlichen und weſtlichen Theil Syriens beherrſchte.

Man ſieht aus obiger Schilderung, daß die Natur aus ihm einen außerordentlichen Menſchen gemacht hatte, durch eine ſorgfältige Erziehung und durch die leitenden Rathſchläge eines Weiſen wäre er vielleicht ein großer Mann geworden, unglückliche Umſtände aber bewirkten, daß aus ihm ein Böſewicht, ein Tyrann, ein neuer Phalaris wurde.

Zum Glücke der Menſchheit iſt dieſes Ungeheuer vor einigen Jahren geſtorben.

Theodor Servalois.

Eine Inquisitionsgeschichte aus dem vorigen Jahrhunderte.

Ich war — erzählt der unglückliche Mann in einem weitläuftigern, in Französischer Sprache besonders gedruckten Aufsatze, woraus das Folgende ein Auszug ist — ich war in Marseille von wohlhabenden Aeltern geboren, lernte die Wundarzeneykunst, konnte als ein junger rascher Bursch dem Triebe nicht widerstehen, mein Glück über'm Meere zu suchen und — fand mein Unglück.

Weder Vater noch Freunde konnte mich zurück halten. Ich ging nach Indien, und war fest überzeugt, mit Gold beladen wieder dereinst nach Marseille zurück kehren zu können. Aber so gut sollte es mir nicht werden! Ich hielt mich einige Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf, verweilte auf der St. Lorenzinsel, ging über Mozambik, Sokotora, nach Surate, über Ceilon nach Goa, und von da nach Daman, einer kleinen, artigen und sehr regelmäßig gebauten Stadt, zu den Besitzungen der Portugiesen in Indien gehörig, wo ich mich einige Zeit aufhielt, viel Geld mit glücklichen Curen verdiente, vornehme Bekanntschaften machte, und mich sehr wohl befand.

Wir Franzoſen ſind ein wenig leichtſinnig, und ich machte mich beſonders dieſes Fehlers theilhaftig. Nicht ſelten lief meine Zunge mit dem Kopfe davon, und das Nachdenken kam gewöhnlich erſt, wenn ſeine Ankunft zu ſpät war.

Ein junger Franzoſe, der nur auf ein wenig Kopf Anſpruch machen kann, ſpricht über alles, und oft ſpricht er, ohne dabey etwas zu denken, als daß er ſpricht. Das war auch mein Fehler. — Ich hatte viel geleſen, und wollte immer gern auskramen, was ich geleſen hatte, um durch dieſes Wiederkäuen meiner Lektüre auf Rechnung anderer zu glänzen. Beſonders war es mir unmöglich, irgend einen witzigen Einfall zu unterdrücken, und hätte ich mich dadurch in die augenſcheinlichſte Gefahr geſetzt. Bey uns iſt viel über die Religion geſchrieben worden, es wird viel darüber geſprochen, und wir ſind nicht ſo bigot, wie die Portugieſen. Ich dachte noch viel toleranter und freyer darüber, als viele meiner Landsleute darüber denken, und nahm mir folglich auch zu Daman, was ſehr einfältig war! die Freyheit, Wahrheiten und Meinungen zu ſagen, die dort gar keinen Cours hatten. Mit einem Mahle wurde mir von einem Freunde geſteckt, man habe mich und meine Meinungen angegeben.

Man ſtellte mir die Folgen vor, und ich beſchloß ſogleich, meinem Unglücke zuvor zu kommen. Daher ging ich zu dem Commiſſär der Inquiſition, dem ich empfohlen worden war, geſtand ihm offenherzig, daß ich bey dieſer und jener Gelegenheit etwas unbeſonnen, und zu frey über

Heiligenbilder, Rosenkranzeskräfte und dergleichen gesprochen hätte, und empfahl mich in seinen Schutz. Auch bath ich ihn um Verhaltungsregeln wegen der Zukunft. Der gute Pater gestand mir offenherzig, daß mein vorlautes Betragen viele andächtige Leute beleidiget und geärgert habe; daß er glaube, ich habe es nicht so böse gemeint; daß es mir zieme, mich vorsichtiger zu betragen und mich nach Glauben und Sitte der Menschen zu richten, unter und mit denen ich friedlich leben wolle. Da war ich nun sehr zufrieden, weil ich wußte, daß ich nach den Gesetzen der Inquisition nicht konnte in Verhaft genommen werden, da ich mich selbst angeklagt hatte; versprach dem Pater, mich zu bessern und nahm mir ernstlich vor, künftig behutsamer zu seyn und meine Zunge fein im Zaume zu halten. Meine Angelegenheiten wären nun auch wirklich nicht so übel geworden, als sie nachher wurden, wäre nicht noch etwas ins Spiel gekommen, das mir besonders den Untergang bereitete: Liebe und Eifersucht mischten sich ins Spiel. Und das bekam mir übel.

Der damahlige Gouverneur in Daman, Don Manuel Mendozza, liebte eine gewisse Dame, bey der ich Zutritt hatte, und wo ich lieber gesehen wurde als er. — Noch hatte ich einen zweyten Rival an einem gewissen Priester, der Secretär des heiligen Officii war, und die bezeichnete Dame mit seinen verliebten Anträgen sogar im Beichtstuhle bestürmte, aber für sich und seine Leidenschaft nichts erhalten konnte. Gleiches Schicksal vereinigte die beyden unglücklichen Liebhaber ge-

gen mich, und der Untergang wurde mir, ihrem glücklichen Nebenbuhler, geſchworen, eben als ich ganz ſicher zu ſeyn glaubte. Sie drangen mit vereinigten Kräften in den Commiſſär, daß er über meine eigene Anklage Bericht nach Goa, an den Großinquiſitor abſchicken mußte, und als ſie es einmahl dahin hatten, wußten ſie von dort aus auch einen Befehl zu meiner Verhaftnehmung auszuwirken. Das geſchah am 24. Auguſt 1673 des Abends, als ich ganz unbeſorgt von einer ſehr angeſehenen Dame Donna Franceska Pereira kam, deren Nichte ich von einer ſchweren Krankheit ſo eben wieder hergeſtellt, und die ich mir eben deßwegen ſehr verbindlich gemacht hatte. Sie hatte mich ſchon mit Geſchenken beynahe überhäuft, und hatte mir ſogar ein Haus, dem ihrigen gegenüber, zur Wohnung eingeräumt, welches ich ſo eben beziehen wollte, als mir der Criminalrichter, Ovido de Crime in Daman genannt, entgegen kam, und mir befahl, ihm zu folgen. Sogleich wurde ich in ein Gefängniß gebracht, und wußte nicht einmahl, auf weſſen Befehl. Als ich bald darauf erfuhr, daß ich ein Gefangener des heiligen Officii ſey, verlangte ich den Commiſſär zu ſprechen. — Er war ſo eben nach Goa verreiſet, hieß es. Der Gouverneur ſchickte einen ſeiner Pagen an mich ab, und ließ mich ſeines Beyſtandes und ſeiner Theilnahme verſichern. Der ſchwarze Prieſter weinte Thränen der verſtellten Beſorgniß an meinem Gitter, und ich — blieb im Gefängniſſe.

Dieſes Gefängniß war ein Aufenthalt der fürchterlichſten Schrecken und die gefühlloſen Mauern waren oft Zeugen der ſchrecklichſten Verzweiflung unſchuldiger Gefangenen. Es beſteht aus zwey großen Sälen, von denen der oberſte für die Weiber, der unterſte aber für die Männer beſtimmt iſt, die in die Klauen der heiligen Inquiſition fallen. Der untere Saal iſt in zwey Zimmer, (wenn ich ſie ſo nennen darf,) abgetheilt, von denen das größere etwa 40 Schuh lang und 15 Schuh breit iſt, das andere aber etwa zwey Drittheile dieſer Weite hat. In dieſem Bezirke waren nun ungefähr unſerer vierzig Perſonen gebannt, wo wir nicht einmahl einen beſondern Ort hatten, unſere Nothdurft zu verrichten, und in einem beſtändigen Dampfe von Geſtank natürlicher Ausleerungen ſchmachten mußten. Meine Freunde riethen mir, an den Großinquiſitor nach Goa zu ſchreiben und mich ſelbſt anzuklagen. Ich that es. Ich weiß, daß er das Schreiben erhalten hat. Aber ich erhielt keine Antwort, und mußte in Geſellſchaft vieler Schwarzen in meinem Kerker ohne Aenderung meiner Lage fortſchmachten.

Donna Franceska, meine großmüthige Freundinn, verſorgte mich indeſſen reichlich mit Eſſen, und ließ mich oft von den Ihrigen beſuchen und tröſten. Meine Mitgefangenen empfingen davon reichlich von mir, denn dieſe Unglücklichen bekamen nichts, als was ihnen barmherzige Seelen aus der Stadt brachten, und mußten oft den ſchrecklichſten Hunger leiden. Endlich kam im

December, — ſo lange mußte ich in dem abſcheulichen Kerker ſchmachten — der Commiſſär von Goa zurück, und mit ihm der Befehl an uns arme Gefangene, uns reiſefertig zu machen. Wir wurden zu Schiffe gebracht. Die Schwarzen wurden je ihrer zwey und zwey an einander gefeſſelt, ich aber und ein Portugieſe, als Weiße, erhielten die Ehre, beſondere Feſſeln zu tragen. Ja, der Commiſſär war ſo höflich, mich wiſſen zu laſſen, daß er mir die Wahl unter den beyden für mich und meinen Landsmann beſtimmten Eiſen laſſe. Ich ließ mich bedanken, und wählte die die bequemern, ob ſie gleich die ſchwereren waren. Am Ufer nahmen meine Freunde Abſchied von mir, und ihre Thränen vermehrten meinen Jammer und erhöheten die Empfindung meiner Schmerzen.

Am erſten Tage im Jahre 1674 ſtachen wir in See und landeten zu Baſaim, wo wir in den Stadtkerker zu andern gefeſſelten Unglücksgenoſſen gebracht wurden, und in ihrer Geſellſchaft, nach ſechs Tagen, wieder von hier ab und nach Goa ſegelten. Hier wurden wir zuerſt in das erzbiſchöfliche Gefängniß, Aljouvar genannt, gebracht, und ſodann zwey Tage darauf, nach der Santa Caſa des heiligen Officiums geführt, wo uns in einem großen Saale die Eiſen abgenommen wurden, und ich der erſte unter meinen Unglücksgeſellen war, der ins Verhör gebracht wurde. Man nennt das Zimmer, in welchem man verhört wird, den Tiſch des heiligen Gerichts. Rund herum war dieſes Gemach mit blauen

und zitronengelben Teppichen behangen. An der Wand hinauf erhob sich ein großes Crucifix, und an der Tafel saßen der Secretär und der Großinquisitor, Francesko Delgods Ematos, ein Weltpriester, ungefähr 40 Jahre alt. Bey meinem Eintritte in das Verhörzimmer ließ ich mich sogleich auf meine Knie nieder. Der Großinquisitor befahl mir aufzustehen, weil diese Verehrung ihm nicht gebühre. Mir machte diese Aeußerung Muth, weil ich in derselben den Zug der Menschlichkeit meines Richters erkannte, den ich hier, wo ich war, nicht zu finden hoffte. Ich wurde hierauf um meinen Nahmen, mein Alter, mein Vaterland, und meinen Stand gefragt. Ich beantwortete diese Frage aufrichtig. Es erging sodann die zweyte Frage an mich: ob ich wisse, aus welchen Ursachen man mich in Verhaft genommen habe? Ein freyes Bekenntniß in diesem Falle setzte man hinzu, sey allein vermögend, mir meine Freyheit wieder zu schenken.

Was that ich nicht darum? Thränend und abermahls fußfällig bath ich nun mein Bekenntniß anzuhören. Wider mein Vermuthen sagte nun mein Richter ganz gelassen, als ich seine Forderung erfüllen wollte: „Genug! — Die Sache hat keine Eile, und ich habe jetzt wichtigere Geschäfte abzuthun, als mich bey solchen Kleinigkeiten aufzuhalten. Ich will euch wissen lassen, wenn ich einmahl Zeit habe, euch anzuhören.

Ich war wie vom Donner gerührt. Meine Thränen flossen häufiger. Das wurde aber nicht bemerkt. Mein Richter gab das Zeichen mit einem

ſilbernen Glöckchen, und der Gefangenwär-
meiſter des heiligen Gerichts, Alkaide genannt,
herein. Ich wurde von ihm auf einen lan-
Gang geführt, und der Secretär folgte uns
. Man brachte meinen Koffer, und er wur-
n meiner gegenwart geöffnet. Ich ſelbſt wur-
uf das genaueſte durchgeſucht. Meine Knöpfe
den ſogar abgeſchnitten, und mein Ring wur-
nir genommen. Nichts blieb mir übrig, als
Schnupftuch und mein Roſenkranz; einige
ſtücke ausgenommen, welche ich in das eine
band eingenäht hatte, und die der Spürkraft
Unterſucher entgangen waren. Ueber meine
hen wurde nun ein Verzeichniß verfertiget,
es ich unterſchreiben mußte. Der Secretär
mir ſein Wort, daß ich bey meiner Befrey-
alles wieder erhalten würde; aber ich erhielt
ich nichts wieder, das nur einiger Maßen von
the war.

Jetzt führte mich der Alkaide mit unbedeck-
Haupte in eine Zelle von zehn Quadratſchuh.
mir der Kopf geſchoren, wo ich allein meinen
achtungen überlaſſen wurde, und wo ich kei-
Menſchen wieder ſah, als meinen Wärter,
er mir mein kärgliches Frühſtück oder das
tags- und Abendbrot brachte.

Die Santa Caſa hat über zwey hundert Zel-
ohne die unterirdiſchen Gefängniſſe, welche
er geſtopft voll Gefangener ſind, die ſo wohl
acht und verwahret werden, daß es beynahe
völlige Unmöglichkeit iſt, zu entfliehen. Ein
, den ſein Unſtern in dieſes unheilige heili-

ge Haus führt, erhält als Meubeln, einen irdenen Topf, sich in demselben zu waschen, und einen andern, Gurtuleta genannt, mit Trinkwasser mit einer Pucara oder Trinkschale, einen Besen, einen Nachttopf und einen Strohsack. Wundärzte und Beichtväter besuchen die Kranken, aber die letzte Oehlung erhält kein Sterbender. Ja es wird weder geprediget, noch Messe gelesen in der Santa Casa. Wer stirbt, wird ganz im Stillen begraben, und trifft es sich, daß einer nach dem Tode des Todes schuldig erkannt wird, so werden seine Gebeine ausgegraben und verbrannt.

Was das Personale des Gerichts betrifft, so müssen meine Leser wissen, daß es in Goa zwey Inquisitoren gibt, deren einer Inquisitor mor, oder Großinquisitor, genannt wird, und ein Weltpriester, der andere aber ein Dominicanermönch ist. Die Deputados do Santo Officio sind Mönche von allerley Orden, kommen aber nur, wenn sie gefordert werden, zum Gerichte. Celificadores do S. O. sind diejenigen, welche die verdächtigen Bücher untersuchen und lesen müssen. Sie haben gar keinen Sitz im Gerichte. Dann sind noch ein Promotor, ein Procurator und Advocat da, deren Schutzreden aber den Beklagten nichts helfen, weil diese nie Recht gegen das Inquisitionsgericht erhalten können, wenn sie einmahl eingezogen worden sind. Die Familiares do S. O. sind die Büttel des Gerichts. Sie dienen aus Ehre und es gibt Grafen und Edelleute unter denselben, weil man es sich zur Gnade rechnet, dem hei-

ligen Gerichte hülfreiche Hand leiſten zu dürfen. Sie tragen als Ehrenzeichen goldene Pfennige mit dem Wapen des Gerichts geziert, dem ſie ſehr gewiſſenhaft dienen.

Zuweilen, höchſtens alle zwey Monathe beſuchen der Großinquiſitor und ſeine Secretäre die Gefangenen, und hören ihre Klagen an. Das alles iſt aber nur Scheinverdienſt um die Gerechtigkeit, denn die Wärter der Gefangenen geben nach Belieben mit denſelben um, und werden ſelten über ihr Betragen gegen dieſelben zur Rechenſchaft gezogen, noch ſeltener aber beſtraft. Uebrigens laſſen dieſelben den armen Gefangenen ihre Freymüthigkeit hart entgelten, und geißeln ſie nicht ſelten unbarmherzig, wenn ſie ihnen nur das Geringſte zur Laſt legen können.

Doch wieder zu mir und meiner eigenen Geſchichte.

Auf mein wiederhohltes, dringendes Bitten, kam ich endlich nach vier Wochen zum Verhöre. Der Alkaide und zwey ſeiner Gefährten hohlten mich dazu ab. Mit bloßen Füßen und bloßem Haupte, in einer ſehr armenſündermäßigen Kleidung, wurde ich vor das ehrwürdige Tribunal geführt, deſſen äußerlicher Gnadenſchein ſeine innere Unbarmherzigkeit verdeckt. Nach meinem abgelegten Eide auf das Meßbuch, alles geheim zu halten, was ich hier ſehen und hören würde, und die Wahrheit aufrichtig zu geſtehen, klagte ich mich nun alles deſſen an, was mir bewußt war. Dieſe Aufrichtigkeit gefiel. Eine gute Vermahnung ſchloß das Verhör, ich mußte das Pro

tokoll versiegeln, und wurde wieder in meinen Kerker zurückgeführt. In der Mitte des Februars wurde ich zum zweyten Mahle vor das Gericht geführt, in Glaubensgebräuchen examinirt und nochmahls ermahnt, alles zu sagen, was ich wisse, daß mich verdammen könne. — Ich schwur, nichts mehr zu wissen, erhielt abermahls Ermahnungen und wurde wieder in mein Gefängniß gebracht. Hier bemächtigte sich meiner nun die höchste Traurigkeit. Mein Leben wurde mir zur Last und ich beschloß, dasselbe durch einen freywilligen Hungertod zu enden. Indem fiel mir ein, daß ich einmahl zu Daman freymüthig über die Inquisition gesprochen hatte. „Dieses Bekenntniß wird man von mir verlangen," sprach ich bey mir selbst und ließ mich abermahls zum Verhöre melden. Dazu kam ich nun endlich nach vier Wochen. Als ich aber mein Bekenntniß ablegte, sagte man mir, daß es das nicht sey, was man von mir zu wissen verlange, und schickte mich wieder in meinen Kerker zurück. Meine Melancholie nahm nun zu, und ich wurde wirklich krank. Nach einem Aderlasse suchte ich mich zu verbluten; man kam dahinter, und gesellte mir einen Schwarzen zu, der wegen angeklagter Zauberey im Kerker saß. Dieser Unglückliche mußte mir fünf Monathe Gesellschaft leisten, und als man mich nun ruhiger glaubte, wurde er wieder von mir getrennt.

Nun wurde ich rasend. Meine Brust und mein Gesicht trugen Zeichen meiner Raserey. Ich

Aelſchte mich ſelbſt, und endlich fiel ich auf
tollen Gedanken, abermahls mein Leben durch
Verblutung zu endigen. Ich ſchliff an ei-
meiner Töpfe eines meiner verborgenen Gold-
ke ſo ſpitzig, als es nur möglich war, und
te mir damit die Pulsadern der Arme zu öff-
. Faſt hätte ich mich verblutet und mein
nſch zu ſterben wäre erfüllt worden, wäre nicht
von ungefähr meine Viſitation gekommen,
mich in meinem Blute fand. Ich wurde ſo-
ch verbunden, und das Erbarmen, das man
mir hatte, war, daß ich in Feſſeln gelegt
rde. Ich wurde auf eine andere Zelle gebracht
erhielt abermahls einen Schwarzen zum Ge-
ſchafter, den man aber bald wieder von mir
nte. Meine Schwachheit vermehrte ſich täg-
; zum Gerippe war ich abgezehrt. Meine
den waren unausſprechlich groß. Und ſo brach-
ch beynahe wieder ein Jahr zu. Man brach-
nlich hierauf einige Mahl wieder zum Verhöre,
der Promotor klagte mich öffentlich der Ket-
ey an. Ich antwortete mit ungemeiner Ge-
wart des Geiſtes, und machte meinen Richtern
zu ſchaffen. Aber dieſe Menſchen haben im-
Recht, und ihre Schlachtopfer müſſen Un-
ht behalten. Alle Morgen vernahm ich nun
Jammern und Aechzen der Gefolterten, und
in Zuſtand wurde immer bedenklicher.

Endlich nach einer zweyjährigen Haft, er-
ien der Tag, der mein Schickſal entſcheiden
te. Dieſes war der 12. Januar 1676. Der
Laide erſchien ſehr früh an dieſem Tage, gab

wir eine Kleidung, befahl mir, dieſelbe anzuziehen, und mich fertig zu halten, wenn er mich rufen würde. Meine Kleidung war ein langes, enges, ſchwarzes Gewand mit weißen Streifen, und ich legte es zitternd und voll Erwartung an. Man hohlte mich bald darauf ab, und führte mich in einen langen ſchmalen Gang, in welchem die Schlachtopfer der Inquiſition, gegen zwey hundert an der Zahl ungefähr, auf beyden Seiten, ſtill und unbeweglich wie Marmorſäulen ſtanden. Nur wenig Lampen gaben der traurigen ſchwarzen Gruppe ein ſchreckliches Helldunkel, in welchem wir diejenigen Schlachtopfer der Inquiſition, welche verbrannt werden ſollten, in einer Seitenkammer bemerken konnten. Viele Beichtväter ſuchten den Unglücklichen Troſt einzuſprechen, und bedeckten die Grauſamkeit ihres Gerichts mit dem Mantel chriſtlicher Liebe und der theilnehmendſten Beſorgniß für die Seelen der Verurtheilten.

Indeſſen erhielten wir in dem Gange, jeder eine gelbe Wachskerze und ein Bündel Kleider wurde herbey gebracht, die wie Meßgewänder, oder Schulterröcke gemacht waren, von gelber Leinwand, auf beyden Seiten mit rothen Andreaskreuzen bemahlt. Man nennt dieſe Röcke Sanbenitos, und diejenigen, welche ſie tragen, kommen mit der Strafe am gnädigſten davon. Diejenigen aber, welche überwieſen ſind, geläugnet zu haben, oder zurückgefallen zu ſeyn, tragen eben ſolche Röcke, deren Grund aber grau, mit der Perſon des Leidenden auf einem Scheiter-

ufen bemahlt ist. Die Flammen schlagen über
ch, Teufel umschweben die Flammen, und die
ahmen der Schuldigen nebst ihren Verbrechen
nd darauf zu lesen. Man nennt diese Röcke
Samarra. Aber, die sich anklagen, wenn man
nen ihr Urtheil gesprochen hat, tragen Sama-
as mit unter sich brennenden Flammen.

Man stellte mich unter die Zauberer und Ket-
er, und ich erhielt nebst fünf andern auch zum
opfputze eine spitzige Mütze von Kartenpapier
emahlt mit Teufeln und Feuerflammen. Man
ennt diese Mützen Carrochas, und die Schrift
avon gab uns die Benennung: Zauberer. Gleich
ber darauf nahm man mir, als sey ein Versehen
eschehen, die Mütze wieder ab, und setzte sie
inem andern auf; ein Umstand, der mich doch
in wenig wieder tröstete. Nun erhielten wir Er-
aubniß, bis auf weitere Ordre uns niederzuset-
en. Wir lagerten uns also auf dem Fußboden,
iele mit Aechzen, wenige ganz still.

Jetzt vertheilten unsere Wärter Brot und
Feigen. Ich hatte keinen Appetit, ob ich gleich
den Abend zuvor nichts gegessen hatte, und wol-
te nichts annehmen. Da sagte der Wärter zu mir:
Nehmet das Brot zu euch, und steckts in euern
Sack, wenn ihr jetzt auch nicht essen mögt, denn
ihr werdet gewiß Hunger bekommen, ehe ihr wieder
herein kommt. Die Worte dieses Menschen ga-
ben mir Trost. Ich nahm Brot und Feigen,
und meine Furcht verbrannt zu werden, verschwand
augenblicklich. Der Tag grauete. Die Gegen-
stände wurden deutlicher. Die düster brennenden

Lampen waren nach und nach verlöſcht. Es ſchlug fünf. Die Glocken des Doms ertönten. Das war das Zeichen des glänzenden Auto da fé, auf welches das Volk in Scharen herbey ſtrömte. Auf den Geſichtern der Schlachtopfer des Gerichts ohne Gerechtigkeit wurden die innern Bewegungen ſichtbar. Angſt und bange Erwartung mahlten ſich in den Blicken.

Der fürchterliche Glockenton war das Signal unſers Aufbruchs. Einzeln wurden wir hinaus gelaſſen, und jeder erhielt von den verſammelten Einwohnern aus der Stadt, deren Nahmen der Secretär auf einer Liſte vor ſich hatte, einen Begleiter, der ihm, nach der Gerichtsſprache, als Pathe, zugeſellt wurde. — Das wird den guten Leuten als eine Ehrenbezeigung angerechnet. — Mein mir zugetheilter Pathe war der Admiral der Portugieſiſchen Flotte in Indien. Ich war nun auf der Straße, und die Proceſſion begann feyerlich.

Die Brüderſchaft der Dominicaner, deren Ordensſtifter Urheber der Inquiſition war, hatte die Ehre und das Vorrecht, den Zug zu eröffnen. Vor dieſen Herren her wurde die Fahne des heil. Gerichts getragen. Sie war koſtbar mit dem Bildniſſe des Urhebers der Inquiſition geſtickt. In der einen Hand hielt er in effigie ein Schwert, und in der andern, einen Oehlzweig. Ueber ihm waren die Worte: Justitia et misericordia zu leſen!!! Auf die Geiſtlichkeit folgten die Gefangenen, einer nach dem andern, mit ihren Kerzen, ihre Pathen zur Seite. Die weniger Schul-

gen waren die erſten, und da ich nun einmahl iner derſelben ſeyn ſollte, ſo gingen über Hun- rt meiner Mitbrüder vor mir her. Wir waren le barfuß, und liefen in dem Zuge, der länger s eine Stunde dauerte, auf den kleinen Kieſel- einen, mit welchen Goa gepflaſtert iſt, die Fü- blutig und wund.

Durch die längſten Straßen wurden wir gleich- m ſpazieren geführt, und von einer unzählbaren enge Zuſchauer, die zu dieſem Feſte aus allen Ge- enden Indiens herbeygekommen waren, begafft. o wurden wir endlich, mit Scham und Schan- bedeckt, in die Kirche des heiligen Franziskus ebracht, wo dieß Mahl das Auto da fé gehalten erden ſollte. Neben dem ſchwarz umhangenen nd mit ſechs ſilbernen Leuchtern, auf welchen roße Wachskerzen brannten, beſetztem Altare wa- en zwey Bühnen, rechter Hand nahmen der Groß- quiſitor und ſeine Räthe Platz, auf der andern efand ſich der Vicekönig und ſein Hof. Gegen em Hochaltare über lagen auf einem andern Al- are zehn offene Meßbücher. Von hier bis an ie Thür waren auf beyden Seiten Schranken, mit itzen für die Verurtheilten und ihre Pathen, er- ichtet. Mitten durch ging ein etwa drey Schuh reiter Gang.

Als ich nun ſaß, hatte ich Muße und Auf- merkſamkeit genug zu ſehen. Nach denen, wel- e wie ich, mit unbedecktem Haupte gingen, ka- en jene mit den beſchriebenen Mützen. Hinter nen her trug man ein großes Crucifix mit ge- gen die Vorangehenden gekehrtem Geſichte. Hier-

auf folgten zwey Personen, und vier Bildsäulen in natürlicher Größe, auf langen Stangen gebunden, getragen, nebst eben so vielen Kästen, in welchen sich die Gebeine des Abgebildeten befanden. Daß das Angesicht des Crucifixes gegen die Vorangehenden gewendet war, bedeutete die Barmherzigkeit gegen dieselben, die man, ob sie gleich den Tod verdient hätten, dennoch weit gelinder zu bestrafen gesonnen war. Diejenigen aber, gegen welche das Crucifix den Rücken wendet, haben keine Gnade zu hoffen. Die Kästchen, in welchen sich die Gebeine der Verstorbenen befanden, waren auch schwarz und mit Flammen und Teufeln bemahlt.

Als nun jedermann Platz genommen hatte, bestieg der Provinzial der Augustiner die Kanzel und predigte.

Als die Predigt geendigt war, wurden die Nahmen der Inquisiten von der Kanzel abgelesen und ihre Verdammungsurtheile bekannt gemacht. Von diesen wurden dann die Meßbücher geküßt, und sie mußten ein vorgesprochenes Glaubensbekenntniß ablegen. Meine Anklage war, daß ich die Kraft der Taufe bezweifelt, die Anbethung der Bilder lächerlich gefunden, und ein Crucifix gelästert; daß ich mich erkühnt hätte, allzufrey über das heilige Officium zu sprechen. Dafür nun wurde ich in den Bann gethan, meiner Güter verlustig erklärt, ich aber aus Indien verbannt, und zu fünfjähriger Galeerenstrafe, wie auch noch zu andern Bußen verdammt, die mir der Inquisitor besonders auferlegen würde.

Nach meinem abgelegten Glaubensbekenntnisse war ich froh, daß ich mein Brot verzehren konnte, denn die Feyerlichkeit nahm schier einen ganzen Tag hinweg, und es waren wenig Menschen, die nicht so gut wie ich in der Kirche essen mußten. Nachdem endlich alle Rechtssprüche abgelesen waren, zählte uns der Inquisitor vom Kirchenbanne los und ungefähr 20 Priester gaben uns Schläge mit Spießruthen, als Zeichen der Absolution. Nun durften auch die Pathen mit uns sprechen, was vorher nicht geschah. Sie erkannten uns jetzt für ihre Brüder, nachdem wir absolvirt waren. Die Unglücklichen, welche zum Tode verdammt waren, wurden hierauf dem weltlichen Gerichte überliefert, und wurden zum Scheiterhaufen geführt, wo sie, wie die beschriebenen Bildsäulen und Gebeine, ihre Existenz — in den Flammen verloren, weil die barmherzige Inquisition kein Blut vergießen will.

Ich war wirklich sehr froh, als ich endlich wieder in meinen Kerker zurück geführt wurde, und schlief sehr ruhig, als man mich früh weckte, und mich nebst meinen Unglücksgesellen in das Pönitenzhaus brachte, wo wir uns täglich mußten examiniren, in Glaubenslehren unterweisen, und Messe lesen lassen.

Hierauf wurden uns Kirchenbußen auferlegt, und endlich nach vier Wochen wurde ich auf ein Schiff gebracht, welches nach Portugal segelte, und meiner entlediget. In Lissabon kam ich in das Gefängniß, die Galeere genannt; weil man daselbst keine wirklichen Galeeren hat, und

erhielt das Zeichen meines Sclavenstandes, die Kette. —

Endlich gab mir die Fürbitte des Leibarztes der Königinn meine Freyheit wieder, und im Julius 1677 durfte ich in mein Vaterland zurückkehren, nachdem ich vier lange Jahre das Unglück empfunden hatte, ein Gefangener eines so genannten heiligen Gerichts zu seyn.

Muley Ismael, der Blutdurstige.

Wenn man aus der Geschichte Beyspiele vertiegerter Wütheriche entlehnen will, so pflegt man noch immer zu den berüchtigten Unmenschen Roms, einem Nero und Caligula zurück zu gehen. Es ist wahr, die Erzählung ihrer Gräuel erregt Schaudern, und man würde in Versuchung gerathen, sie für eine düstere Ausgeburt antiaristokratischer Köpfe zu halten. Aber der Republikanergeist hatte unter jenen Kaisern in Rom ausgewehet, und wenn er sich noch schwach bey einem Schriftsteller regte, so erhob er sich doch niemahls bis zu dem Enthusiasmus, der den Regenten flucht, weil er Regent ist, sondern kündigte sich bloß, wie

ym Tacitus, in ſchwermüthigen Klagen an, n letzten Verſuchen des Mannes, der ſeinen ruck und ſeine Ohnmacht fühlt. Ueber dieß ſtim- en alle Geſchichtſchreiber in der Charakteriſtik ner Fürſten ſo ſehr überein, daß man nicht an e Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln darf, ob- alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit aufzuheben. lſo: Nero und Caligula waren in der That die nmenſchen, wofür man ſie nun über 17 Jahr- nderte lang angeſehen hat. Dennoch thäte man nen Unrecht, wenn man ſie für die einzigen ütheriche in ihrer Art halten wollte, oder auch ur für die letzten.

Muley Iſmael vergoß allein vielleicht ehr Menſchenblut, als jene beyden zuſammen nommen. Er lebte noch im Anfange des 18. ahrhunderts. Die Thatſachen, welche hier aus inem mörderiſchen Leben aufgezeichnet ſtehen ſol- n, verbürgt das Anſehen Addiſons, der ſie aus n Berichten Europäiſcher Geſandten am Hofe es Tyrannen zuſammengetragen hat.

Gewöhnlich ertheilte Muley Iſmael den uropäiſchen Geſandten zu Pferde, auf einem gro- en freyen Platze, Audienz. Eine Schar von lkaiden oder Statthaltern der Provinzen, um- aben ihn barfuß; zitternd, mit niedergeſchlage- en ſcheuen Blicken horchten ſie auf jedes ſeiner Worte, und begleiteten es mit einem betäubend- en Geſchrey: „Groß iſt die Weisheit des Kai- ers, unſers Herrn! Der Kaiſer, unſer Herr re- et wie ein Engel vom Himmel!“ Wollte er dem Geſandten einen verzüglichen Beweis ſeiner Hö-

tung geben, so geruheten seine barbarische Majestät in dessen Gegenwart, mit hoher Hand, einige aus seinem Gefolge niederzusäbeln, oder mit ausserordentlicher Geschicklichkeit mit dem Speer zu durchbohren. Herr von St. Olce, Franzöſiſcher Gesandter, bezeugt, daß bey seiner Abſchiedsaudienz zwey Mohren auf dieſe Weiſe ihr Leben eingebüßt hätten, und gibt die Anzahl aller vom Kaiſer eigenhändig ermordeten Unterthanen auf 40,000 an.

Um ſich recht furchtbar zu machen, kündigte er ſeine blutigen Schauſpiele oft durch eine beſondere Tracht an. Alle Großen des Reichs, die ihm in der Nähe waren, verſteckten ſich, wenn er in gelber Kleidung erſchien, und wagten es nicht, ſich ihm zu nähern, ehe er ſeinen Blutdurſt durch eine Ermordung gelöſcht hatte. Die Einwohner der Hauptſtadt Mequinez erkundigten ſich alle Morgen ſorgfältig darnach, ob der Kaiſer ausreiten werde? ob er guter Laune ſey — welche Kleidung er trage? — Auf Bauten verwendete er große Summen, aber jeden kleinen Fehler eines neuen Gebäudes mußten alle Arbeiter mit dem Leben büßen. Selbſt Fremde waren nicht ſicher vor ſeinen unmenſchlichen Behandlungen. Ein Engliſcher Schiffscapitän überreichte ihm ein ſchön gearbeitetes Beil. Se. Marocanſiſche Majeſtät nahmen es an, und verſuchten ſeine Schärfe an dem Ohre des Europäers, der ſich glücklich ſchätzte, noch ſo gut davon gekommen zu ſeyn. Empörender als alles dieſes war die Wuth dieſes Tigers in Menſchengeſtalt gegen ſeine eigene

züglich geliebte Gemahlinn. Sie hatte die rmeſſenheit in ſeiner Gegenwart eine Blume ab- flücken, und — ein Fußtritt ſtreckte die ſchö- Sultaninn mit dem Kinde, welches ſie unter em Herzen trug, todt zu Boden. Bald dar- muſte auch ſein Vezier unter ähnlichen Fuß- ten ſeinen Geiſt aufgeben. Die That gereuete , und um den Ermordeten vor dem Volke ſei- Liebe, freylich ein wenig zu ſpät — zu bezei- , ließ er den Arzt hinrichten, der ihn nicht der aufwecken konnte.

Vorkommende Streithändel ſchlichtete er mpt, aber nach Grundſätzen, die für den Klä- eine Genugthuung ſchrecklicher machten, als s erlittene Unrecht ſeyn konnte. Ein Alkaide lagte ſich bey ihm über ſeine Frau. So oft ihr eingefallen war, hatte ſie — eine ehemahlige nkubine des Kaiſers — ihren geduldigen Ehe- nn am Barte gezupft. Iſmael bedauerte ihn gen dieſer bey den Morgenländern unerhörten ſchimpfung, und, um ihn ins Künftige davor er zu ſtellen, ließ er ihm ſogleich, Haar für aar, ſeinen Bart ausreiſſen.

Unermeßliche Reichthümer ſtrömten in ſeine chatzkammer, er ließ ſie an abgelegenen Orten die Erde verſcharren, und neben ihnen die erkzeuge dieſer Heimlichkeit. Auf einem Spazier- te begegnete ihm ein Statthalter mit ſeiner Schaf- rde. „Wem gehört dieſe Herde?“ fragte ihn der rſt. „Deinem Knechte, o Iſmael, du Nachkom- en Haſſans!“ — „Ich hielt mich, erwiederte Mu- , für den einzigen Eigenthümer in meinem Lande!“

Mit dieſen Worten durchbohrte er den Alkaiden, und theilte die Herde unter ſein Gefolge aus.

Dieß Wenige iſt ſchon zu viel, um Schauder zu erregen, und um zu überzeugen, daß Nero, im Vergleiche mit Muley, ein Menſch zu nennen iſt. Und doch hieß dieſer Fürſt der Großmüthige, der Rechtgläubige, der Diener Gottes. Muhameds Geſetze hielt er ſo ſtrenge, daß er in ſeinem ganzen Leben keinen Wein koſtete, und ſeinem Nachfolger ein geſchriebenes Verzeichniß von 75,000 gehaltenen Gebethen hinterließ.

Alkreah.

Beytrag zur Geſchichte menſchlicher Grauſamkeit.

Ich wurde im Kriege überwunden, ſo erzählt nach St. Johns Verſicherung Alkreah ſelbſt; ich wurde zum Gefangenen gemacht und erwartete meinen Tod; bald aber fand ich, daß der Krieg wegen eines von Europa angekommenen Schiffs entſtandenen war, deſſen Befehlshaber dieſen Angriff auf unſere Nation unternommen hatte, um ſeine Ladung für die gemachten

Ge-

efangenen auszutauſchen. Mit vielen andern einer unglücklichen Landsleute wurde ich, an Händen und Füßen gefeſſelt, an Bord ſeines chiffs gebracht. Ein ungewöhnlicher Geſtank, e eingeſchloſſene Luft und Mangel an Bewegung gen mir eine Krankheit zu, die ich noch nie ge- hlt hatte, und da ich nicht zweifelte, daß ich kauft wäre, um gegeſſen zu werden, wünſchte mein Schickſal auf dem Lande überſtanden zu ben.

An dem Tage, wo ich das Land aus dem eſichte verlor, vergoß ich bittere Thränen. Um eine Glieder auszuruhen, klemmte man mich r Länge nach unter andere meiner Leidensgefähr- n ein, ohne daß man mir Raum ließ, mich n der Stelle zu bewegen. Jeden Tag wurde , wenn die Reihe an mich kam, mit einigen dern auf eine kurze Zeit in die Höhe gezogen, n friſche Luft einzuathmen, und zur Bewegung urde ich zum Tanzen gepeitſcht. Ich bekam ge- de ſo viel von einer Speiſe, an die mein Gau- en nicht gewöhnt war, und die ich nicht hinun bringen konnte, als ich bedurfte, um mein ben zu friſten; und mein ganzes Getränk be- nd in einem kleinen Maße ſtinkenden Waſſers. Taima! o ihr alle meine Landsleute! kann ich das Schreckliche euers Schickſals vergeſſen, s wir über die große See kreuzten! — Ihr Kind urde von ihrer Bruſt geriſſen, wurde mit an- rn Kindern über Bord geworfen, um den für e Weiber und Männer beſtimmten Platz ſo viel glich zu erweitern. Taima hörte nicht auf,

die Luft mit ihrem Geſchreye zu erfüllen, und die Stimmen der andern Mütter vereinten ſich, um zum Ohre des Barbaren zu dringen, der über das Schiff befahl — vielleicht macht die Natur ſelbſt eine aufrühreriſche Bewegung. Taima wurde aufs Verdeck gebracht, und mit eigenen Händen warf der Herr ihr Kind vor ihr in die See. Die unglückliche Mutter warf dem menſchlichen Teufel ihre Feſſeln ins Geſicht, und ſprang wahnſinnig in den Ocean, dem Tode und ihrem Kinde in die Arme. Dieß war das Schickſal Taima's auf der weiten See!

Als ich wieder Land erblickte, that ich einen Sprung, warf mich auf die Erde nieder, und ſchrie laut voll Freude: Nun werden ſie mich eſſen, und der arme Alfreah wird wieder nach Guinea zurück gehen! Ich wurde ans Land gebracht; aber, ach! ſie aßen mich nicht! Ich fand viele von meinen Landsleuten ſchon hier, die mir ſagten, daß ich mein ganzes Leben durch arbeiten müßte. Weil ich jung, rüſtig und ſtark war, wurde ich bald von meinen Schiffskameraden getrennt.

Es iſt hart, mit ſchwerem Herzen zu arbeiten. Ein Stock, woran unten ein Stück Eiſen befeſtiget war, wurde mir in die Hand gegeben, und mir befohlen, mit andern die Erde umzugraben. Ich grub, aber mit ſolchem Widerwillen, daß ich viele Peitſchenhiebe bey der Arbeit davon trug. Eines Tages verklagte man mich wegen meiner Unwilligkeit beym Graben bey dem weißen Manne, der die Aufſicht über das Land führ-

Alkreah, ſagte er zu mir, du magſt nicht
eiten, verſuch doch einmahl, ob dir die Peit-
beſſer ſchmeckt. Vier von meinen Landsleu-
, die nicht ungehorſam zu ſeyn wagten, er-
ffen mich; mein Rock, die einzige Lumpe, wo-
man mich bedeckt hatte, wurde mir über den
of geſchlagen. Ein anderer Schwarzer, der
eiber genannt, ſtand in kleiner Entfernung von
und ſchlauderte die Spitze ſeiner Peitſche mit
cher Schärfe auf meinen Rücken, daß jeder
eich mit lautem Knalle mir ein Stück Fleiſch
riß. Dieſe Hiebe wurden wiederhohlt, bis
von den Schultern bis zu den Hüften rohes
iſch war. Ich wurde nun aufgehoben, und
weiße Mann fragte mich, wer um nichts und
der nichts mich füttern und Sorge für mich
gen ſollte? Ich war fühllos dagegen; denn
wurde nur mein Hunger geſtillt, weil ich noch
en Fleck Erdreich zu meinem Lebensunterhalte
flanzt hatte; und ich ſagte in meiner Sprache:
reah hatte in ſeinem Vaterlande zu eſſen. —
reah kannte niemahls den Hunger. — War-
habt ihr Alkreah vom Hauſe genommen? War-
aßt ihr ihn nicht, und ſchaffet ihn nicht aus
Welt?

Zeit, Gewohnheit und Furcht machten, daß ich
in mein Schickſal ergab. Ich grub mit Ge-
, wenn nicht mit Vergnügen. Ich pflanzte
ſt Nahrung für mich; ich machte Feuer in
ner Hütte an, ich nahm mir ein Weib und
gte Kinder: allein ich haßte meinen Tyrannen
bearbeitete ſein Land nur aus Furcht, weil

bstere Marter die einzige Quelle von Arbeit und Fleiß war.

Mein Sohn, der die Peitsche fürchtete, lief in die Wälder und versteckte sich; ich wurde um seinetwillen ins Gefängniß geworfen, Tag und Nacht darin gehalten und gepeitscht oder gescholten, bis er zurück kam. Dann wurde ich losgebunden, um ihn zu halten, während unser Tyrann siedenden Zucker auf seinen nackten Rücken träufelte, und dabey unser verspottete, und sich an unserer Qual zu weiden schien.

Meine Tochter beging ein Versehen. Sie wurde ausgezogen, mit der Peitsche geschält, und ihr wunder Rücken eingesalzen. Immer wieder und wieder wurde diese Strafe ihr für dasselbe Versehen auferlegt. Das arme Kind starb, und ich erhielt Befehl, sie in eine Grube zu graben. Meine zweyte Tochter zog die Augen des Aufsehers auf sich, und reitzte seine Begierden. — Sie lebte bey ihm, reinigte sein Haus, besserte seine Kleider aus, pflegte ihn in Krankheiten, und brachte ihm gesunde Kinder. Sein letztes Kind, ein neugeborner Knabe, lag lächelnd an der Brust seiner Mutter, von welcher er Nahrung und Leben erhielt. Die arme Mutter hatte gewagt, einen Funken Eifersucht und natürlicher Sittsamkeit blicken zu lassen, als der neugebackene Tyrann sie durch offenbaren Vorzug einer andern beleidigte! Eine Sclavinn sollte Eifersucht blicken lassen! — Auf seinen Befehl zur Erde ausgestreckt, schlug das arme Mädchen den harten Erdboden mit der Brust, welche die Nahrung seines eigenen Kindes enthielt,

n deres eine Minute zuvor geſchwelgt hatte.
ohnmächtig, athemlos und blutend hatte ſie
Wuth des Elenden noch nicht geſtillt, der ſie un-
en Händen des Treibers wegriß, um ſie un-
hlich mit ſeiner eigenen Peitſche über Bruſt
Geſicht zu ſchlagen. Ich ſah die Wunden,
ſchlug, ich ſah noch lang nachher die Nar-

Ich fuhr fort, zu arbeiten, ich ſtand lange
er Sonne auf, und ſah ſie, mit der Schau-
meiner Hand, untergehen. Um Mittag
e mir eine kleine Friſt vergönnt, um einen
g oder eine in Häringsbrühe getauchte Yams-
el zu verzehren, und mich zur Ruhe zu le-
Müdigkeit lag noch auf meinen ſchweren
ern, als der Schall der Pfeife mich aufs
forttrieb. Schnelle Abwechslung von Hit-
d Kälte, mit Arbeit, und ich möchte wohl
unabläſſiger Arbeit, begleitet, entnervte
Sehnen, ich wurde ohnmächtig und ſank
oden. Meine Geſundheit, meine Stärke
nd dahin. Ich wurde in eine Hütte ge-
, die man ein Badezimmer nannte, das
ige Aufbehältniß der Kranken, um da den
en periodiſchen Beſuch eines weißen Mannes,
e Doctor hießen, abzuwarten.
Drey Tage nachher kam dieſer Badſtubendoc-
der mich auf den erſten Blick für verloren er-
, und den Ausſpruch that, daß ich meine
gebrühe nie wieder würde verdienen kön-

Dieß war mein Urtheil! O hätten meine Käufer mich umgebracht und verzehrt, wie viel Dank wäre ich ihnen schuldig geweſen? Welches Elend hätten ſie dem armen Alkreah erſpart!

Mein mehr als barbariſcher Herr wollte mich nicht ſelbſt eſſen, ſondern verdammte mich lebendig von den Krähen verzehrt zu werden. Um die Koſten für einen unbrauchbaren Sclaven zu erſparen, ſollte ich, als wäre ich todt, mit dem Rücken an ein Bret gebunden werden, ſo zwar, daß ich kein Glied rühren könnte, und auf dieſe Art ſollte ich nach Carrion Crow Gulley gebracht werden.

Von den Wohnungen der Menſchen entfernt, ungefähr eine Meile hinter ſeinem Hauſe, in der Spalte zweyer Hügel, denn es kann kein Thal genannt werden, ſteht ein Felß, wohin, an ein Bret gebunden, alle diejenigen gebracht werden, die der Arzt für unheilbar erklärt, um daſelbſt umzukommen, und von fleiſchfreſſenden Krähen verſchlungen zu werden.

An dieſen Felſen ward ich befeſtiget; allein, obgleich halb todt, both ich den erhaltenen Befehlen Troß, weil ich zu krank war, um in Verdacht gezogen zu werden. Ich kroch in dieſen Wald; ich ſicherte meinen Rücken von dem Höllenhunde. Alkreah iſt heim gegangen; bald wird er ſein väterliches Ufer erreichen, vor dem er nicht zum zweyten Mahl verkauft werden kann. — Sieh ich bin noch ſtark genug, mir ein ſeichtes Grab zu graben. — Ich lege mich hinein, und ach! bedecke es, wenn du kannſt! — —

Die Familie Beane,

hreckliches Beyſpiel menſchlicher Ausartung.

hrend der Regierung der Königinn Eliſabeth
England wurde in der Grafſchaft Oſt-Lothian,
9 Meilen von Edinburg, ein gewiſſer Saw-
Beane geboren, der ſeinen Nahmen, gleich
der edelſten Menſchen, nur auf die entge-
eſetzte Weiſe zur Unſterblichkeit gebracht hat.
e Aeltern erwarben ſich ihren nothdürftigen
halt durch Graben und Taglöhner-Arbeit,
erzogen ihren Sohn zu derſelben Lebensart.
ar auch ſchon ſo weit, daß er ſein Brot ge-
verdienen konnte; allein, weil er äußeror-
ch faul war, und jede Anſtrengung, um ein an-
iges Unterkommen zu erhalten, ſcheute, ſo
f er ſeinen Aeltern und begab ſich mit einer
eperſon von gleichem Schlage in den wüſte-
Theil der Grafſchaft. Hier ſchlugen ſie ih-
lufenthalt in einer, nach der Seeſeite zuge-
n, Felſenhöhle auf, und verlebten fünf und
zig Jahre, ohne irgend eine andere menſch-
Wohnung beſucht zu haben.

Während dieſer Zeit nun bekamen ſie eine groſſe Menge Kinder und Enkel, welche von ihnen in nichts unterwieſen, wodurch ſie ihren Unterhalt anſtändig hätten erwerben können, ohne alle ſittliche und religiöſe Grundſätze erzogen, wie die Raubthiere lebten. Allein, da der Menſch in ſeiner Verwilderung ſchrecklicher iſt, als das wildeſte Thier, ſo war ihnen der bloſſe Raub nicht mehr genug, ſondern ſie mordeten oft nur aus blinder Mordluſt; obgleich ſie wohl eben ſo oft die Furcht, ſich entdeckt zu ſehen, veranlaſſen mochte, die Beraubten zu tödten.

Die Menſchen, welche in jene Gegend kamen, verloren ſich, und man konnte nie mit Gewißheit, ſelbſt nicht mit Wahrſcheinlichkeit erfahren, wo ſie hinkommen mochten. So bald die Ungeheuer einen Menſchen beraubt und ermordet hatten, brachten ſie ihn in ihre Höhle. Hier ſchnitten ſie den Leichnam in Stücke, ſalzten die verſtümmelten Glieder ein und verzehrten ſie nachher als ihre einzige Nahrung; und ungeachtet dieſe Mörderfamilie mit der Zeit ſehr zahlreich wurde, ſo hatten ſie doch immer einen Ueberfluß an ihrer abſcheulichen Speiſe, ſo daß ſie oft bey Nachtzeit die Glieder der Ermordeten weit von ihrer Wohnung in die See warfen, und nur die beſten Stücke des Körpers behielten. Oft wurden nun dieſe Glieder zum Entſetzen Aller, die es ſahen oder hörten, an verſchiedenen Stellen ans Land geworfen. Bald wurde das Vermiſſen derer, die in ihren Geſchäften dieſe Gegend beſuchen mußten, ſo häufig und allgemein, daß ganze Di-

ieten in lautes Wehklagen und Jammern aus-
achen.

Endlich gerieth alles in der umliegenden Ge-
nd in Aufruhr. Man ſandte verſchiedene Spio-
in dieſe Gegenden, aber viele kehrten nicht zu-
ck, und die, welche zurück kamen, waren in
ren Geſchäften nicht glücklich geweſen. Verſchie-
ne unſchuldige Reiſende wurden aus Argwohn
ufgehoben und ohne Umſtände ungerechter Weiſe
ufgehangen; verſchiedene unſchuldige Gaſtwirthe
rden bloß deßhalb hingerichtet, weil Perſonen,
e ſich verloren hatten, bey ihnen eingekehrt wa-
n: daher gaben verſchiedene derſelben, welche
der weſtlichen Straße von London wohnten,
s Furcht eines ähnlichen Schickſals, ihre Wirths-
aften auf, und wählten ein anderes Gewerbe.
ie Reiſenden ſelbſt litten dadurch den größten
achtheil, denn ſie wußten zuletzt nicht mehr,
o ſie einkehren ſollten; die ganze Gegend ſah
durch wie ausgeſtorben aus.

Allein, trotz der Strenge, womit die Obrig-
it jeden Verdacht verfolgte, und ſelbſt unſchul-
ge beſtrafte, konnte doch niemand die Urheber
eſer beyſpielloſen Grauſamkeiten ans Licht brin-
n, und man überließ endlich die Entdeckung der-
lben der Vorſehung.

Die Familie des Sawney war zuletzt anſehn-
dentlich zahlreich geworden, und jedes Mitglied
rſelben erleichterte durch thätige Mitwirkung das
ollbringen jener ruchloſen abſcheulichen Thaten.
on Fußgängern griffen ſie bisweilen vier, fünf
s ſechs zuſammen an, von Reitern aber nicht

mehr als zwey. Sie waren dergestalt besorgt, daß nicht etwa einer entkäme, daß sie nach allen Seiten einen Hinterhalt ausstellten, theils um sich gegenseitig zu unterstützen, theils um die Entfliehenden sogleich nieder zu machen. Der Ort, den sie bewohnten, war einsam und öde, und zur Zeit der Fluth drang das Wasser fast auf eine Strecke von zwey hundert Ellen in ihre unterirdische Wohnung ein, welche beynahe eine Englische Meile unter der Erde fortlief. Als daher einige Bewaffnete ausgeschickt wurden, alle Schlupfwinkel weit umher zu untersuchen, nahmen sie von dieser Felsenhöhle gar keine Notiz, weil sie nicht vermutheten, daß menschliche Wesen an einem solchen Orte wohnen könnten.

Die Anzahl der von diesen Kannibalen Ermordeten wurde nicht genau bekannt; allein man vermuthet, daß sie in den fünf und zwanzig Jahren wenigstens tausend Menschen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, geschlachtet und aufgezehrt hätten.

Die Art, wie sie zuletzt noch entdeckt wurden, war folgende:

Ein Mann kam eines Abends nebst seinem Weibe auf einem Pferde von einem Jahrmarkte und gerieth in den Hinterhalt dieser Böswichter, welche ihn und seine Frau würhend anfielen. Der Mann, um sich zu retten, wehrte sich mit Degen und Pistolen auf das tapferste. Auch tödtete er einige mit dem Pferde nieder. Mitten im Streite aber fiel sein Weib vom Pferde, und wurde sogleich vor den Augen ihres Mannes er-

morbet. Einige weibliche Kannibalen ſchnitten ie in die Kehle und ſogen ihr Blut aus, worauf ie ihr den Bauch aufſchnitten, und die Einge- weide herausriſſen. Dieſer Anblick machte den Mann ganz wüthend, und er wehrte ſich mit der äußerſten Anſtrengung aller Kräfte; allein er wür- de gewiß nicht entkommen ſeyn, wenn nicht der Anblick von zwanzig bis dreyßig Perſonen, wel- che von demſelben Jahrmarkte zurückkamen, die Mörder genöthigt hätte, eiligſt in ihre Höhle zu fliehen.

Dieſer Mann nun, der erſte, der ihnen ent- kommen war, erzählte der ganzen Geſellſchaft die fürchterliche Begebenheit, und ſchilderte ihnen das entſetzliche Schauſpiel von der Ermordung eines Weibes, deſſen Leichnam die Mörder zwar eine Strecke fortgetragen, aber nicht ganz weg- gebracht hatten. Alle geriethen in Entſetzen und Angſt, zogen mit dem Manne nach Glasgow und erzählten die Begebenheit dem Bürgermeiſter der Stadt, der ſogleich an den König Bericht abſtat- tete.

Ungefähr drey oder vier Tage nachher kam der König ſelbſt mit vier hundert Mann an den Ort, an welchem ſich jener traurige Verfall er- eignet hatte, und befahl alle Felſen und Gebüſche zu durchſuchen, ob man die Rotte vielleicht ent- decken könnte. Der Mann, der ſein Weib hier eingebüßt hatte, war der Führer, auch hatte man ſo genannte Bluthunde, d. h. Hunde, wel- che die Witterung des Blutes aufzuſpüren und zu verfolgen wußten, mit genommen.

Lange Zeit konnte man keine Spur einer menschlichen Wohnung entdecken, denn wenn auch die ausgesandten Leute an die Höhle kamen, so gingen sie doch nicht hinein, sondern suchten an der Seeküste hin. Aber einige Hunde, welche glücklicher Weise in die Höhle gingen, erhoben sogleich ein fürchterliches Geheul und Gebell, so daß der König selbst mit seinen Begleitern hervorgelockt wurde, und in die Höhle hineinblickte. Sie konnten Anfangs nicht begreifen, wie etwas menschlichen an einem Orte verborgen seyn könne, wo sie nichts als undurchdringliche Finsterniß gewahr wurden. Doch als die Hunde ihren Lärm vergrößerten, weiter hinein gingen und nicht zurück kommen wollten, fingen sie an zu glauben, daß doch dazu eine ungewöhnliche Veranlassung seyn müsse. Man zündete nun Fackeln an, und eine große Menge Menschen ging durch die verwickeltesten Gänge, bis sie zuletzt die Wohnungen der Ungeheuer erreichten. Jetzt kamen auch die übrigen nach und erschraken dergestalt über den unerwarteten Anblick, daß sie fast zu Boden sanken. Beine, Arme, Schenkel, Hände und Füße von Männern, Weibern und Kindern, hingen im Rauche. Viele menschliche Glieder waren eingesalzen; Geld, Silber, Uhren, Ringe, Schwerter, Pistolen, Kleider, Linnen und unzählige andere Dinge, welche die Mörder den Ermordeten abgenommen hatten, waren aufgehäuft oder hingen an den Seiten der Höhle.

Sawney's Familie bestand damahls ohne ihn, aus seiner Frau, acht Söhnen, sechs Töch-

tern, achtzehn Enkeln und vierzehn Enkelinnen, welche alle in Blutſchande erzeugt waren.

Alle wurden ergriffen und gebunden. Was man von Menſchenfleiſch fand, wurde begraben. Hierauf belud man ſich mit der Beute, die man fand, und kehrte mit den Gefangenen nach Edinburg zurück. Wo ſie durchgingen, ſtrömte alles hinzu, um dieſe Familie von Kannibalen in einem polizirten Staate zu ſehen. Am Ende ihrer Reiſe wurden ſie vor Gericht gebracht, und ſchon der nächſte Tag war das Ende ihres Lebens, denn alle wurden zu Leith hingerichtet.

Ihre Todesſtrafe war dem Geiſte jener Zeiten angemeſſen, wo man Martern mit Martern vergalt, und mit der Strafe den Begriff einer äußern Wiedervergeltung verband.

Den Männern ſchnitt man die Schamtheile ab, und verbrannte ſie vor ihren Augen. Hierauf wurden ihnen Arme und Beine abgehauen, ſo daß ſie ſich in kurzer Zeit zu Tode bluteten. Das Weib, die Töchter und Enkel, mußten dieſer Beſtrafung zuſehen, dann wurden ſie alle, auch die kleinſten Kinder, verbrannt.

Alle ſtarben ohne die kleinſte Spur von Reue. Sie fluchten vielmehr, und ſtießen bis zum letzten Lebenshauche die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus.

Robespierre's Sturz.

Bekannt iſt es, daß die ſo genannte Schreckensregierung in Frankreich ſich mit dem Tode Robespierre's endigte, und daß von dieſer Zeit an jenes ſchöne, von dieſem Ungeheuer verwüſtete Land von neuem anfing, das Glück einer menſchlichen, feſten Regierung zu empfinden; allein, nicht ſo bekannt iſt es, daß die Urheberinn dieſer Wohlthat zum Theile die berühmte und geprieſene Madame Tallien geweſen iſt.

Robespierre, obgleich auf dem Gipfel der Macht, wurde doch heimlich von der Furcht geplagt, welche verſchiedene gerichthabende Mitglieder der damahligen Nationalverſammlung ihm verurſachten. Tallien war unter der Zahl derer, welche der Deſpotismus dieſes Ungeheuers empörte. Die Sachen ſtanden ſo, daß in wenig Augenblicken das Ungeheuer fallen, oder diejenigen ſelbſt aus dem Wege räumen mußte, die ſeine Macht unwillig duldeten, und dennoch mit feiger Unterwürfigkeit ihm zu gehorchen ſchienen. In ſeinem Proſcriptionswahnſinne berechnete er mit Schaudern die Kühnheit eines Barras, die rohe und hinreiſſende Beredſamkeit eines Legar-

ere, die Gewandtheit und Popularität eines Tal-
ien. Madame Cabarrus ſtand ſchon damahls
mit dieſem letztern in Verbindung. Um ihn zu
ürzen, wollte ihm Robespierre eine in Bourdeaux
ngezettelte Verſchwörung andichten. Ein Unter-
ändler des Wütherichs kam nach Fontenay aux
oſes und lud die Madame Cabarrus ein, die-
em verhaßten Anſchlage beyzutreten. Sie ver-
eigerte es mit edlem Unwillen. Man ließ ſie
u Paris in einen Kerker werfen, und als man
ach einigen Tagen ihren Muth durch Furcht und
chwäche gedämpft glaubte, ſchickte Robespierre
en blutgierigſten ſeiner Mordgeſellen an ſie ab.
ie Riegel gehen auf. Der elende Menſch tritt
or die Gefangene, die auf feuchtem Strohe lag,
nd mit elendem ſchwarzen Brote kümmerlich ihr
aſeyn friſtete.

„Ich bringe dir den Tod oder das Leben,
rach er zu ihr, bedenke dich wohl, ich lege dir
as einzige Mittel vor, das dich vom Blutgerü-
e retten kann. Robespierre ſelbſt ſendet mich.
allien's Leben iſt dem Wohle der Nation gefähr-
ch! Staatsurſachen zwingen den Ausſchuß, ihn
ächten. Unterſchreibe dieſes Papier — (dieß
ar nähmlich ein angeblicher Brief von ihr an
obespierre; ſie rechtfertigte ſich darinnen wegen
er Verſchwörung zu Bourdeaux; allein eben die-
Vertheidigung bezeugte die Wirklichkeit der
erſchwörung) — ſo wirſt du den Augenblick
ey, und durch dieſen Gehorſam gegen den mir
ufgetragenen Befehl retteſt du dich und das Va-
rland."

„Noch einmahl! bedenke dich wohl, mein Befehl sagt, daß ich entweder dein Gefängniß aufschließen oder dich unverzüglich vor das Blutgericht führen soll.“

„Kehrt zurück zu dem, der euch gesandt hat,“ versetzte das großherzige Weib, „sagt Robespierre, daß auch im Kerker mein Muth größer ist, als seine Gewalt. Er zittert auf seinem eisernen Throne, und ich bin ruhig in meinen Banden, nie werde ich das Leben durch eine Niederträchtigkeit erkaufen, gehet! befreyet mich von euerer Gegenwart.“

Der Bothschafter ging wüthend davon. Kaum war er weg, so wollte Madame Cabarrus, die wohl einsah, daß sie nur noch einige Stunden zu leben habe, sie benutzen, um den Tallien von dem ihn bestimmten Schicksale zu benachrichtigen, und ihn zu bewegen, einen letzten Versuch zu wagen, Frankreich den blutgierigen Händen zu entreissen, die es unterdrückten. Es mußte schriftlich geschehen, sie sah keine Hoffnung es zu bewerkstelligen. Des Abends erlaubte man ihr in einem Hinterhofe umher zu gehen. Hier sann sie traurig ihrem Plane nach, als plötzlich ein Salatstrunk über die Mauer zu ihren Füßen herab fiel. Sie hob ihn mechanisch auf und bemerkte, daß er sich zerlegen ließ. Nun eilte sie in ihren Kerker zurück, und findet in diesen Trümmern ein Papier, daß ihr in den Beystand einer ihr ergebenen Person anbiethet, und ihr auf die Nacht alle nöthigen Schreibmaterialien verspricht.

Die-

Dieſer wohlthätige Engel war ein Weib. Sie hielt Wort. Durch ihre Vermittlung ſchrieb Madame Cabarrus folgenden Brief an Tallien:

„Eben geht der Polizey-Miniſter „von mir. Er kündigte mir an, daß „ich morgen vor das Tribunal, d. i. „auf die Blutbühne geführt werden ſol„le. Wie wenig gleicht dieſes dem Trau„me, den ich dirſe Nacht hatte. . . . „Robespierre war nicht mehr, „und die Gefängniſſe ſtanden „offen. Vielleicht würde ein einziger „beherzter Mann hinreichen, den Traum „zu verwirklichen, allein Eure ſchnöde „Feigheit wird ſchuld ſeyn, daß nie„mand übrig bleiben wird, dem dieſe „Wohlthat zu Gute kommen kann. Le„ben ſie wohl!“

Dieſe wenigen Worte eines edlen Weibes weckten den Muth und die Energie Talliens und ſeiner Freunde. Der neunte Thermidor erſchien. Robespierre fiel. Tallien antwortete:

„Haben ſie ſo viel Klugheit, als „ich Muth haben werde, und vor allen „Dingen beſänftigen ſie ihre Phanta„ſie.“

Freylich war der Dienſt, den Madame Cabarrus damahls der guten Sache leiſtete, eine bloß mittelbare Urſache dieſer Begebenheit; darum aber bleibt ihr Muth und ihre Geiſtesgegenwart gleich bewundernswerth.

Lange schon vor dem neunten Thermidor übte sie ihre edle Herrschaft in Bourdeaux über die Volksrepräsentanten aus. Nie hatten Verstand und Schönheit einen beglückendern Einfluß. Mehrmahls bewirkte sie die Auflösung des dortigen Revolutions-Ausschusses, und da sie die Grausamkeit der Gesetze nicht hindern konnte, es wieder herzustellen, so entriß sie ihm doch eine Menge Schlachtopfer. In Paris verdankten ihr damahls eine Menge Menschen Freyheit, Vermögen und Leben.

Urban Grandier.

Man hat oft berühmten Dichtern den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Böſewichter zu schwarz schilderten, und dadurch eine Satyre auf die menschliche Natur machten; allein abgesehen von den Vertheidigungsgründen, die sie aus der Natur ihrer Kunst und des Zweckes jedes ihrer Werke hernehmen könnten, dürften sie sich nur auf die Geschichte berufen, und diese bitten, ihre Annalen aufzuschlagen, und mancher Tadler würde, beschämt durch die bloße Wirklichkeit, verstum-

; denn oft wird es einem menſchlichen Ge-
he ſchwer, ja faſt unmöglich, an das zu
ben, was die Erfahrung als unwiderleglich
Augen legt. Nachfolgende Geſchichte liefert
einen ſchrecklichen, aber in den kleinſten Um-
en wahren Beweis.

Urban Grandier war zu Anfange des ſie-
ehnten Jahrhunderts Pfarrer zu St. Pierre
Marſche in Loudun, einer Stadt in der Pro-
Poitou, und beſaß daben noch eine ande-
hr einträgliche geiſtliche Pfründe, ein Glück,
urch er ſich den Neid und die Feindſchaft der
ten ſeiner Amtsbrüder in der Stadt zuzog.
mehr aber wurde dieſer Haß dadurch ver-
t, daß er ſich durch die Feinheit und An-
lichkeit ſeines geſelligen Betragens das Ver-
en faſt aller Familien des Ortes, welche auf
en Rang Anſpruch machten, zu erwerben
e. Vorzüglich begünſtigten ihn die Weiber.
r dieß ſtand er in dem Rufe eines Mannes
vorzüglichen Talenten, und die Jeſuiten, auf
Collegium zu Bourdeaux er ſeine Studien
ndet hatte, waren öfters ſelbſt die Verbrei-
eines Lobes geweſen.

Unter den Geiſtlichen haßten ihn am meiſten
Mönche, weil er gegen ihre Orden gepredigt
; allein vielleicht hätten ſie doch, trotz aller
engung, nichts gegen den Mann vermocht,
n ſeinem Geiſte ſo viel Vertheidigungswaffen
, welche er ſchon oft mit Glück gebraucht hat-
wäre nicht ein Mann auf ihre Seite getreten,
ihren geiſtlichen Willen durch ſeinen weltli-

ihen Arm unterſtützen konnte, wir meinen den Cardinal Richelieu. Dieſer nähmlich hatte zu der Zeit, als er ſich genöthiget ſah, nach ſeiner Provinz Couſy in dem Loudüniſchen Sprengel zu flüchten, einen äußerſt heftigen Streit mit Grandier bekommen, weil dieſer ihm bey einer Proceſſion den Vorrang verweigerte, auf den Richelieu gar keinen Anſpruch machen konnte, da jener der erſte Geiſtliche der Stadt war. Dafür ſchwur der beleidigte Prälat ihm Rache, die er aber nicht eher befriedigen konnte, als bis er ſein Ordenskleid mit der Hofkleidung vertauſcht hatte. Die Gelegenheit dazu fand ſich auf eine höchſt ſonderbare Art. Einige Koſtgängerinnen bey den Urſuliner-Nonnen zu Loudun machten ſich den Spaß, die alten Schweſtern und Matronen durch allerley Spukereyen zu ängſtiger. Um dieſe Zeit gerade wurde ein gewiſſer Mignon, vom heiligen Kreuzcapitel, Beichtvater der Urſullinerinnen. Er war einer von Grandier's heftigſten Feinden, und längſt auf eine Gelegenheit bedacht geweſen, dieſem einen recht empfindlichen Streich zu verſetzen. Kaum war er in dem Kloſter eingeführt, ſo erfuhr er erſtlich durch das Gerücht den Spuk, den der Satanas hier treibe, und bald darauf beichteten ihm die alten bethörten Nonnen umſtändlich alles, wodurch ſie geängſtiget und gequält würden. Die jüngern Koſtgängerinnen wurden zum Theil von ihrem Gewiſſen genagt, und bekannten gleichfalls in der Beicht, daß kein anderer Teufel als ſie ſelbſt im Kloſter geſpukt habe. Der verſchmitzte Pater wußte die

eichtgläubigkeit der einen und die Geſchicklichkeit
er andern zu einem Plane zu benutzen, der von
nn an von ihm verfolgt wurde. Er wußte nähme
ich nach und nach die pfiffigſten und gewandte
en Nonnen dahin zu bringen, daß ſie vorgaben,
e würden von einem böſen Geiſte beſeſſen, der
ein Daſeyn in ihnen durch alle die Verzuckungen
u erkennen gebe, welche ſie durch ihre Spukereyen
geſchickt und leicht zu machen gelernt hatten.
a einige von ihnen erklärten ſogar bey den mit
nen öffentlich vorgenommenen Beſchwörungen,
er Teufel ſey durch einen Roſenſtrauß in ſie ge
ahren, den ihnen Urban Grandier zuge
ſchickt habe.

Man ſuchte nun den Beſchwörungen einen
chtlichen Beweis zu ſichern, und ſtellte ſie in
egenwart des Amtmanns von Loudun und einis
r Aerzte an; allein hier wurde theils aus Ver
hen der ſchändlichen Schauſpielerinn, theils
rch die bey den unparteyiſchen Zuſchauern ſich
ßernde Ahndung einer Betriegerey, dieſelbe auch
irklich entdeckt, indem mehrere der Beſchwörungs
rſuche auf eine komiſche Weiſe ſich endigten.
lein da die Mönche, die ganze Geiſtlichkeit,
gar einige Magiſtratsperſonen und ſelbſt der
iſchof von Poitiers, Grandier's erbitterte Feins
waren, ſo dauerten dieſe ärgerlichen Exorzis
en noch einige Monathe fort. Endlich erfuhr
r Biſchof von Bourdeaux, als er ſeine Priorey
t. Jouin, unweit Loudun, beſuchte, den Vors
ang. Er ſah zu gut ein, daß hier eine unedle

Triebfeder wirke, und die Unschuld leicht in die gröſste Gefahr gerathen könne. Er erlieſs daher zu Anfang des Jahres 1633 eine Verordnung, worin das bey den Beſchwörungen zu Beobachtende vorgeſchrieben wurde, und welche darauf abzweckte, den bey der Sache obwaltenden Betrug ans Licht zu bringen. Kaum war dieſe Verordnung erſchienen, ſo zogen auf ein Mahl alle Teufel ohne Exorzismen aus, und das Publikum konnte nicht länger über die eigentliche Quelle dieſer Abſcheulichkeiten getäuſcht werden. Die Aeltern nahmen ihre Kinder aus dem Urſulinerkloſter, und niemand wollte den Nonnen wieder Koſtgängerinnen anvertrauen. Härter hätte der Betrug nicht beſtraft werden können, denn der Verluſt des Rufs der Heiligkeit hatte, auſser der Kränkung ihres Stolzes, auch bedeutende irdiſche Nachtheile für ſie. Grandier, im Gefühle ſeiner Unſchuld, triumphirte, aber leider! zu früh.

Um dieſe Zeit war ein Befehl des Königs ergangen, alle feſten Schlöſſer im Reiche, die an den Grenzen ausgenommen, zu ſchleifen. Der Cardinal Richelieu gab dem Staatsrathe Laubardemont den Auftrag, unter andern auch die Burg zu Loudun demoliren zu laſſen. Dieſer war einer der treueſten Anhänger des Cardinals, und wurde von dieſem oft gebraucht, gewiſſe heimliche Aufträge zu vollziehen, wozu nicht jeder gebraucht werden konnte, oder ſich wollte gebrauchen laſſen. Vielleicht konnte alſo, da der Cardinal gewiſs den gehaſsten Grandier nicht vergeſſen hatte, der öffentliche Auftrag, den Lau-

bardemont erhielt, noch einen geheimen auf Grandier ſich beziehenden enthalten, oder er konnte wenigſtens nicht ohne Abſicht vom Cardinale gerade hierher geſandt worden ſeyn.

Bey ſeiner Ankunft zu Loudun wurde er ſogleich von Grandier's Feinden beſtürmt, die ihm dieſen Geiſtlichen als einen Hexenmeiſter ſchilderten, der die Nonnen zu Loudun dem Teufel überantwortet habe; auch klagten ſie ihn als Verfaſſer eines plumpen Pasquills an, das vor langer Zeit ſchon auf den Cardinal gemacht und bald wieder vergeſſen worden war, woran jedoch Grandier nicht den geringſten Antheil gehabt hatte. Sie führten hierauf den Staatsrath in das Urſulinerkloſter, und ließen ihn verſchiedene von ihnen angeſtellte Beſchwörungen mit anſehen, wo die geſchickteſten unter den vorgeblichen Beſeſſenen die unerhörteſten Unanſtändigkeiten begingen.

Laubardemont wurde in den Plan der Böſewichter eingeweiht, und reiſte mit der Verſicherung ab, ihnen volle Rache an dem verhaßten Manne zu verſchaffen, indem er den Cardinal Richelieu alles zu entdecken verſprach. Unterdeſſen trieben die Exorziſten ihr Weſen immer kühner fort. Ein Franziskaner, Lactantius, ſchrieb ſogar ein Buch, worin die Nahmen aller Teufel, ſo wie der Mädchen, in welche ſie gefahren waren, nebſt einer Schilderung deſſen, was jene mit dieſen vorgenommen hatten, aufgezeichnet waren. Die Abſicht dieſer Schrift war keine andere, als die, den Pöbel auf die Seite der Beſchwörer zu ziehen, und gegen Grandier unverſöhnlich aufzu-

bringen, und ſie war an ſich nicht ſchwer zu erreichen. Zu gleicher Zeit ſchrieben die Kapuziner von Loudun an den berüchtigten Pater Joſeph, den Liebling des Cardinals, es ſey ausgemacht, daß Grandier der Verfaſſer der Schmähſchrift: la cordonnière de Loudun ſey.

Richelieu glaubte nunmehr alles hinlänglich vorbereitet, um den vernichtenden Schlag auf ſeinen verhaßten Feind niederfallen zu laſſen. Er ertheilte nun zum zweyten Mahle der Laubardemont den Auftrag nach Loudun zu gehen, um dem äußern Anſcheine nach die Sache gehörig zu unterſuchen, eigentlich aber nur um den Plan der Rache gegen den unglücklichen Grandier zu vollſtrecken. Er kam den 3. December zu Loudun an, und ließ ſogleich alle Feinde Grandier's bey ſich zuſammen kommen, um mit ihnen Rath zu halten.

Hier wurde nun beſchloſſen, ſich vor allen Dingen der Perſon des Grandier zu bemächtigen, und Laubardemont benutzte dazu ſeine ganze Gewalt, ſo, daß dieſer ohne alle verhergegangene Unterſuchung auf dem Wege zur Kirche ergriffen, und in gefängliche Haft gebracht wurde. Aus Furcht, er möchte doch vielleicht Mittel finden, durch ſeine Freunde ins Geheim das Volk gegen die Ungerechtigkeit zu erbittern, um dadurch ſeine Befreyung zu bewirken, ließ man ihn nach dem Schloſſe Angers ſchaffen, wo er vier ganze Monathe eingekerkert gehalten wurde, durch ſein edles Benehmen aber und ſeine wahre Religioſität aller Herzen gewann. Die Verwandten und Freunde

des Unglücklichen, die ſein Schickſal abndeten, ſetzten alles mögliche in Bewegung, bedienten ſich aller in den Geſetzen geſtatteten Mittel, die auch dem entſchiedenſten Böſewichte nicht verweigert werden, eine Rechtfertigung des Angeſchuldigten bey den höhern Gerichtshöfen einzureichen, allein umſonſt; mit Verletzung aller Gerechtigkeit, ſogar mit Gefahr eines gewaltſamen Benehmens der Beleidigten verhinderte man dieß, und zeigte faſt unverhohlen, daß man nur ſeinen Tod, und nicht ſeine Rechtfertigung wolle.

Am 9. April 1634 wurde der Verhaftete aus ſeinem Gefängniſſe zu Angers nach Loudun in einen eigenen Kerker gebracht, den der jetzige Beichtvater der Urſulinerinnen, Mignon, beſonders für ihn hatte bauen laſſen. Ohne genauere Beſchreibung wird man leicht denken können, wie derſelbe beſchaffen war, und wie der Gefangene behandelt wurde. Er mußte auf faulem Strohe liegen, bekam die ſchlechteſte Nahrung, und genoß nicht einmahl der Wohlthat, nur einen Strahl des Tages zu ſehen. Aber mit heldenmüthiger Faſſung ertrug der Arme alle dieſe Leiden, in der feſten Ueberzeugung, daß ſeine Unſchuld doch endlich ſiegen werde. Wir ſetzen, um unſern Leſern einen Blick in die Seele des edlen Mannes thun zu laſſen, den Brief hierher, den er damahls an ſeine Mutter ſchrieb, welche über das unerhörte Schickſal ihres Sohnes der Verzweiflung nahe war.

„Ich habe ihren Brief, beſte Mut-
„ter, nebſt allem erhalten, was ſie mir

„geſchickt haben, die Strümpfe ausge„nommen. Ich ertrage meine Leiden mit „Geduld, und beklage ihren Kummer „mehr als den meinigen. Ich befinde „mich nicht wohl, weil ich kein Bett „habe, ſuchen Sie mir doch das nei„nige zu verſchaffen; denn wenn der „Körper nicht ruhen kann, wie ſoll da „der Geiſt Kräfte behalten? Schicken „Sie mir auch ein Brevier, eine Bibel „und einen Thomas a Kempis, um mich „tröſten und ſtärken zu können. Seyn „Sie ruhig, ich hoffe feſt, daß Gott „meine Unſchuld an den Tag bringen „werde. Grüßen Sie alle meine Freun„de.“

Jetzt erſchien auch der berüchtigte Pater Joſeph in eigener Perſon zu Loudun, und es wurden nunmehr die Beſchwörungen der beſeſſenen Nonnen mit noch größerm Aufſehen als je vorher fortgeſetzt, indem jener zugleich den Grundſatz als unwiderſprechlich aufſtellte: „daß ein gehörig beſchworener Teufel gezwungen ſey, die Wahrheit zu bekennen und ſeine Ausſage die Gültigkeit eines gerichtlichen Beweiſes vertrete!“ ein Satz, der den armen Grandier ohne Rettung verderben mußte, und über dieß eine Menge anderer ſchrecklichen Folgen haben konnte, weil er gewiſſer Maßen die Geiſtlichkeit zum Herrn über Leben und Tod der Laien machte. Indeſſen wurde er wirklich vor der Hand bey dem Verfahren gegen Grandier zur Richtſchnur genommen,

Unzählige Menschen strömten von allen Orten und Enden nach Loudun, um Augenzeugen der wundervollen Erscheinungen zu werden, welche das Gerücht nicht verkleinert hatte. Allein die Teufel wollten doch fast nie die Wunderdinge leisten, welche man sich von ihnen versprach. Z. B. einer von denen der Aebtissinn, — sie hatte nähmlich deren nicht weniger als sieben im Leibe — wollte sie zwey Fuß hoch in die Luft führen. Pater Lactanz, der die Beschwörung vernahm, ermahnte ihn alles Ernstes, Wort zu halten, doch umsonst, er vermochte das nicht. Um das Publikum zu täuschen, versuchte es zwar die Aebtissinn, sich ein wenig in die Höhe zu heben, allein einer der Ungläubigen unter den Zuschauern hob den Saum ihres Gewandes auf und zeigte der Versammlung, daß sie auf die Spitzen der Füße trat. Ein anderer Teufel drohte, durch den Mund einer Besessenen denjenigen, der einen lauten Zweifel an seiner Macht äußern würde, sogleich durch die Luft fortzuführen. Der Abbe Guillet, ein Mann, der lange schon über die Narrheit der Besessenen und Beschwörer gespottet, und sich über die Bosheit der Letztern vernehmlich erzürnt hatte, wagte es laut zehn den drohenden Teufel zu verhöhnen. Aller Augen richteten sich auf ihn, und man glaubten ihn schon in der Luft zappeln zu sehen, aber unangefochten blieb der kühne Mann stehen, und die Exorzisten geriethen in die größte Verlegenheit.

Das Murren über die schändlichen Betriegereyen wurde nunmehr zu Loudun allgemein, und

auch die Leichtgläubigſten fingen an in ihrem Glauben zu wanken. Man ſuchte nunmehr durch Gewalt dem einreiſſenden Unglauben Schranken zu ſetzen. Laubardemont ließ daher eine Verordnung bekannt machen, wodurch unter Androhung einer Geldbuße von 10.000 Livres, oder nach Befinden einer Leibesſtrafe, einen jeden verbothen wurde, über die Beſchwörer zu Loudun und die Beſeſſenen zu ſpotten. Dieſes wirkte wenigſtens ſo viel, daß man es nicht mehr wagte, mit ſeiner Meinung öffentlich herauszurücken, ſondern bloß im Stillen ſeine Zweifel nährte. Allein die höchſt angreifenden und erſchöpfenden Scenen, welche die Nonnen unaufhörlich vorzuſtellen genöthiget wurden, vermochten dieſe endlich ſich ſelbſt lieber der größten Gefahr auszuſetzen, als dieſe Rollen noch ferner zu ſpielen. Die Schweſter Clara bekannte daher öffentlich in der Schloßkirche, als man ſie eben exorziſiren wollte, daß alles, was ſie ſeit vierzehn Tagen geſagt und gethan hätte, lauter Betriegerey und Verleumdung gegen den unſchuldigen Grandier ſey, wozu ſie von dem Pater Lactanz und dem Pfarrer Mignon beredet worden ſey. Sie verſprach zugleich, wenn man ſie von den Beſchwörern befreyen wolle, alle Boßheiten derſelben zu entdecken. Dieſes Bekenntniß wiederhohlte ſie zwey Tage hinter einander, und am dritten verſuchte ſie ſogar beym Ausgange aus der Kirche, den Exorziſten zu entwiſchen; allein ein Mönch hielt ſie auf, und zwang ſie mit Gewalt umzukehren. Dem ungeachtet folgten bald mehrere Nonnen dem Beyſpiele die-

er Schweſter, und erklärten ihre Beſchuldigungen, durch Grandier behext worden zu ſeyn, gerade zu für Lügen und fremde Eingebungen. Dadurch nun geriethen die Verſchworenen in die augenſcheinlichſte Gefahr, die ganze Frucht ihrer Anſtalten zu verlieren, und ſelbſt vielleicht ſogar in das Unglück zu ſtürzen, welches ſie dem unſchuldigen Grandier bereitet hatten. Sie eilten daher, ohne ihm eine Vertheidigung zu geſtatten, oder ihm die gegen ihn aufgeſtellten Urkunden und Beweiſe nur mitzutheilen, zu Fällung des Urtheils, und ſo wurde denn von Laubardemont und den Commiſſarien am 18. Auguſt 1635 folgender Maßen gegen Grandier erkannt:

„Wir erkennen den Pfarrer, Urban Grandier, des Laſters der Zauberey, der Beherung und teufliſcher „Beſitzung mehrerer Nonnen der Stadt „Loudun ſchuldig und überwieſen, und „verurtheilen ihn daher vor der Hauptthür der Sanct Peters Kirche und der „Kirche der heiligen Urſula, in bloßem „Haupte mit einem Stricke um den Hals „und mit einer zweypfündigen brennenden Kerze in der Hand. Buße zu thun, „und Gott, den König und die Obrigkeit „knieend um Verzeihung zu bitten; wenn „dieſes geſchehen, ſoll er auf den heiligen Kreuzplatz gebracht, auf dem „daſelbſt errichteten Scheiterhaufen an „einen Pfahl gebunden, und ſo nebſt „ſeinem mit dem Teufel geſchloſſenen

„Pactum, seinen magischen Charakte-
„ren, und seinem im Manuscripte ge-
„fundenen Buche, wider die Ehelosig-
„keit der Priester, lebendig verbrannt,
„seine Asche aber in die Luft gestreuet
„werden."

Vor Fällung des Todesurtheils ließ man den Wundarzt Fourneau zu Grandier in den Kerker bringen, mit dem Befehle, den Gefangenen nicht nur alle Haare abzuschneiden, sondern ihm sogar die Nägel und Augenbraunen auszureißen. Allein der Wundarzt weigerte sich in Grandiers Gegenwart diesem grausamen Befehle zu gehorchen. „Wahrlich," sagte Grandier, „sie sind der einzige Mensch, der Mitleid mit mir hat." Lieber Herr!" versetzte dieser, „sie sehen nicht alle Leute!"

Man suchte hierauf an seinem Körper die so genannten Teufelszeichen auf, allein man fand alles ganz natürlich und nicht das mindeste Ungewöhnliche oder Außerordentliche. Vorher schon hatte ihn ein anderer Wundarzt, einer seiner Feinde dadurch gemartert, daß er ihm, eben um vorgeblich jene Zeichen zu suchen, die Sonde tief ins Fleisch gestoßen hatte. Endlich wurde er in den Saal des Gerichtshofes geführt, wo sogar mehrere Damen vom Stande und selbst die Gemahlinn des Laudardemont sich nicht scheuten, die Verurtheilung des Unglücklichen mit anzuhören. Der Pater Lactanz nahm hier nach vielerley Mißhandlungen noch eine Beschwörung mit ihm vor, worauf dann der Greffier das schreckliche Urtheil ver-

las. Grandier hörte es mit Faſſung an und wendete ſich dann zu den Richtern, indem er ſagte:

„Meine Herren! ich rufe Gott und die heilige Jungfrau zu Zeugen an, daß es mir nie in den Sinn gekommen iſt, mich mit dem böſen Geiſte zu verbinden, daß ich von keiner andern magiſchen Kunſt weiß, als welche mich Gottes Wort gelehrt, und nie einen andern Glauben bekannt habe, als den der heiligen apoſtol. katholiſchen Kirche. Ich entſage dem Teufel und allem ſeinen Weſen, wie ich es ſtets gethan habe, auch jetzt, und flehe unſern Heiland an, daß mir ſein am Kreuze vergoſſenes Blut zu gut kommen möge. Aber ſie, meine Herren, beſchwöre ich, das ausgeſprochene Urtheil zu mildern und meine Seele nicht in Verzweiflung zu ſtürzen.“

Allein dieſe Worte, ſo bewegt und rührend ſie auch geſprochen wurden, rührten keines dieſer von Fanatismus verhärteten Herzen. Man brachte ihn nun auf die Folter, um, wie man vorgab, das Geſtändniß der Mitſchuldigen von ihm zu erpreſſen, eigentlich nur um ſeine Martern zu mehren. Die Kapuziner und Franziskaner waren dabey gegenwärtig und legten ſelbſt dabey Hand an, indem ſie zugleich den Leidenden mit Schmähungen überhäuften. Dieſer wurde dabey öfter ohnmächtig, allein man rief ihn durch immer heftigere Schmerzen zum Bewußtſeyn zurück. Die Menſchheit ſchaudert ſchon vor den Gräueln, wel-

che jetzt verübt wurden, was hatte der Unglückliche erst bey der Hinrichtung zu erwarten?

Er verlangte, weil er vielleicht jetzt schon zu sterben hoffte, einen seiner ehemahligen Freunde, dem Pater Grillaut von den Barfüßern, seine Beicht ablegen zu dürfen; allein auch dieses wurde ihm hartnäckig verweigern, und man schlug ihm dazu seinen Todfeind den Pater Lactanz vor, den er auch endlich annehmen mußte; indeß fand doch Pater Grillaut Gelegenheit, einen Augenblick vor seiner Hinrichtung zu ihm zu dringen und ihm zuzurufen:

„Erinnern sie sich ihres Heilandes, der durch Tod und Martern zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte. Ueberlassen sie sich nicht der Verzweiflung. Ich bringe ihnen den Segen ihrer Mutter. Wir wollen Gott bitten, daß er ihnen gnädig seyn möge."

Wie ein Trosteswort vom Himmel erfreute und stärkte diese liebevolle Rede seines alten Freundes das Herz des Unglücklichen. Mit ruhiger Miene wandte er sich zu ihm, und bath ihn, bey seiner Mutter nunmehr Sohnesstelle zu vertreten, indem er ihn zugleich versicherte, daß er in dem beruhigenden Bewußtseyn seiner Unschuld, und in dem festen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit sterbe.

Als Grandier den Scheiterhaufen bestiegen hatte, wollte er die Erlaubniß benutzen, vor seinem Tode noch zum Volke zu reden; allein die Mönche, die nicht von seiner Seite wichen, schütteten ihm eine solche Menge Weihwasser ins Gesicht,

ht, daß es ihm die Sprache versagte, und als zum zweyten Male den Mund aufthat, verloß ihn ein anderer Mönch denselben durch ei- n Kuß.

„Das ist ein wahrer Judaskuß!“ rief Grand- r erzürnt; aber das wüthende Ungeheuer erff ein eisernes Crucifix, stellte sich, als ob er dem armen Sünder küssen lassen wollte, und lug ihn damit einige Mahl ins Gesicht.

Das Versprechen, das der mitleidige Hen- dem Verurtheilten gegeben hatte, ihn zu erssseln, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde, konnte ebenfalls nicht erfüllt werden, da die nche, die davon Nachricht bekommen hatten, den Strick, der zu diesem Zwecke bestimmt war, en Knoten geknüpft hatten. Grandier hatte r noch so viel Kraft, den Strick höher hinauf ziehen, allein Pater Lactanz ergriff eine Hand l Streh, zündete es an einer Fackel an, fuhr Unglücklichen damit unter das Gesicht, und ie: „Willst du noch nicht in dich gehen, Nichtsrdiger, und dem Teufel entsagen?“

„O, versetzte Grandier, ich habe nichts mit Teufel zu schaffen, ich entsage seinem Wesen trane auf Gottes Barmherzigkeit!“

Der Pater, ohne des Gerichtsfrohns Be- zu erwarten, griff dem Henker sogleich selbst Handwerk, und zündete den Scheiterhaufen Als der Unglückliche auch die letzte Hoffnung s weniger schmerzenvollen Todes sich genom- sah, rief er mit lauter Stimme: „Wo bleibt Versprechen, das ich erhalten habe? Pater

Lactanz, es iſt ein Gott im Himmel, der wird Richter ſeyn zwiſchen dir und mir!“

Der Gerichtsjrohn rief nun dem Henker zu, den Grandier zu erdroſſeln, allein ſchon konnte man ſich der Flammen wegen dem Verurtheilten nicht mehr ohne Lebensgefahr nähern; der Strick verbrannte, und noch lebend fiel der Arme in die Flammen.

Und ſolche Gräuel geſchahen zu einer Zeit und unter einer Regierung, welche ſtolz darauf war, den andern Nationen an Kultur und Humanität um ein Jahrhundert voraus zu ſeyn!

Pater Lactanz ſtarb einen Monath darauf unter den furchtbarſten Gewiſſensqualen in einem eigenen Zuſtande von Raſerey, wo er ſein Bewußtſeyn nie verlor. Die Einwohner der Stadt Loudun fühlen ſich noch jetzt tief gekränkt darüber, daß in ihren Mauern eine ſolche Abſcheulichkeit ausgeübt worden, welche kaum den Jahrhunderten der roheſten Barbarey verziehen werden konnte.

Jourdan, der Kopfabhacker.

reitig eins der gröſsten moraliſchen Unge-
r, das auf dem blutigen Schauplatze der
zöſiſchen Revolution ſeine teufliſche Rolle ſpiel-
und, Gott ſey Dank! ausgeſpielt hat! Die-
Kerl hieſs eigentlich Jouve und war der Sohn
Dorfweinſchenken in der Nachbarſchaft von
: en-Velay. Er lernte das Handwerk eines
chmieds und heirathete in ſeinem achtzehnten
r.

Bald nachher verlieſs er ſein Weib und ſeine
er, und verband ſich an der Franzöſiſchen Gren-
it einer Bande von Schleichhändlern. Er
nete ſich unter ſeinen Mitbrüdern dadurch aus,
er mehrere Accisbeamten tödteten. Endlich
e er gefangen, nach den Gefängniſſen zu Va-
gebracht und verurtheilt, lebendig gerädert zu
en. Er floh aus dem Gefängniſſe. Nun irrte er
Zeit lang unter dem angenommenen Nahmen
dan umher. Dann kam er nach Paris, trieb
ſt das Schmiedehandwerk und ernährte ſich
ben von dem Schleichhandel.

Als am 14. Julius 1789 die Revolution
rach, war er vorzüglich thätig. Er half die

Mauth- oder Accishäuser verbrennen, die unglücklichen Fouten und Berthier hinrichten, und am 6. October war er einer der Haupträdelsführer, oder vielmehr eins der Hauptwerkzeuge in der Hand der Königsmörder. Man weiß, daß es an diesem Tage auf das Leben der königlichen Familie abgesehen war. Diese entging den Klauen der Böswichter theils durch die Flucht aus ihren Zimmern, theils durch Lavettens treue Standhaftigkeit. Aber die ihrem Könige ergebenen Gardes du Corps wurden an dem Tage von dem wüthenden Pöbel überall verfolgt und mehrere davon ermordet: ein Ungeheuer mit einer hohen Mütze hackte den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nachher vom Pöbel auf Stangen gesteckt und im Triumphe in Versailles herumgetragen wurden.

Der Kopfabhacker ging herum, zeigte sein blutiges Beil und seine mit Blut besprizten Arme und Kleider, und wenn er einen Garde du Corps antraf: so drohete er mit dem Beile, daß er ihm den Kopf abhacken wolle. Nachdem er den zuerst ermordeten Garde du Corps, Deshutes', den Kopf abgehackt hatte, rief er voll Freude aus: „Da liegt schon einer, aber er soll nicht der letzte seyn!" dann ging er zu einem nahe dabey stehenden Schweitzer und forderte, mit seinen von Blut triefenden Händen, eine Prieſe Tobak. Der Schweitzer legte ihm zitternd eine Prieſe auf die Hand, die das Ungeheuer begierig schnupfte. Bald nachher schlug er den zweyten Kopf ab, und rief nachher überlaut: Was! nur zwey Kö-

ſe? ich hatte wenigſtens auf drey hundert ge-
echnet!

Darauf ging das Ungeheuer in ein Wein-
aus, ließ ſich Wein geben und ſagte: „Ich bin
müde und dennoch habe ich den beſten Streich
erfehlt, die Königinn, man wird nicht mit
ir zufrieden ſeyn!“

Als es in Paris nachher ruhig wurde, be-
ab ſich Jourdan nach Avignon, zeichnete ſich
nter der patriotiſchen Räuberarmee vorzüglich
us; und da er von Paris eine ſehr beträchtliche
Summe Geldes mitbrachte, ſo gelang es ihm,
ch Anhänger zu verſchaffen.

Patrix, der vorige Anführer der Räuber-
ande, wurde eben damahls von ſeiner eigenen
rmee erſchoſſen, weil ſie ihn in Verdacht hatte,
aß er allzu menſchlich ſey. Statt dieſes hinge-
chteten Generals wählte nunmehr das Räuber-
eer den Kopfabhauer Jourdan, einen Ge-
eral, der ihrer in aller Rückſicht würdig war.

So bald er gewählt war, fiel er über den
lutenden Leichnam ſeines Vorgängers Patrix
er; hackte ihm die Finger ab; ſteckte dieſelben
inen nach den andern in den Mund, ſchmauchte
amit, als wenn er Tobak rauche; ging in die-
er Stellung in dem ganzen Räuberlager umher
nd ſuchte ſeinen zerlumpten, patriotiſchen Mit-
rüdern hierdurch zu beweiſen, daß er der ihm
bertragenen Stelle würdig ſey.

Der Kopf des ermordeten Generals Pa-
rix wurde abgehackt, auf eine Stange geſteckt,
nd nach Avignon getragen.

Nach der Plünderung und Verheerung der Stadt Sarrian zog die Armee der Räuber gegen das Lager zu Sainte Cecile. Am 23. April 1791 belagerten sie die Stadt Carpentras. Sie wurden zurück geschlagen. Hierauf verheerten sie die ganze Gegend um diese Stadt. Sie verbrannten und plünderten die Häuser und ermordeten die Einwohner derselben, welche nicht die Flucht genommen hatten. Am 25. April kamen die Räuber abermahls vor Carpentras, und beschossen die Stadt acht Stunden lang mit glühenden Kugeln.

Abermahls waren sie genöthiget sich zurück zu ziehen. Die Belagerten vertheidigten sich sehr tapfer. Sie thaten öftere Ausfälle, tödteten mehr als sechs hundert Mann von der Armee der Räuber, und trieben dieselben zurück bis nach Monteur. Eine Frau, Madame de Champreud, welche sich in Carpentras eingeschlossen befand, that Wunder von Tapferkeit. Während der Belagerung zeigte sie sich immer an den gefährlichsten Stellen. Der Commandant der Stadt, Herr Descaffier verhielt sich eben so tapfer als klug.

Die Räuber hoben noch einmahl die Belagerung auf, und fuhren fort, das Land zu verheeren. Häuser, Scheunen, Aecker, Weinberge, alles wurde verbrannt und zerstört. Die unglücklichen Einwohner flohen vor ihnen, und wo sie hin kamen, da fanden die Räuber alle Wohnungen verlassen und leer. Nunmehr zog diese Armee, welche aus ungefähr 6000 Mann bestand, nach den benachbarten Städten, Cavaillon, Ther, Caumont, Baume, Aubignon, Piolens und er-

preßte von den unglücklichen Einwohnern große Summen Geldes. Jourdan Kopfabhauer war der General, und unter ihm kommandirten Chebran, der Abbe de Fontvielle und der Abbe Cline de la Roudere.

Am 6. May kam die Armee der Räuber abermahls vor Carpentras und versuchte die Stadt durch Sturm einzunehmen. Die Räuber liefen an zwey Orten zugleich Sturm. Die Belagerten hielten sich ruhig und schossen nicht. Die Räuber wurden hierdurch nur desto dreister und rückten mit ihrer ganzen Macht heran. Als sie aber nahe genug waren, wurden die, mit Kartätschen geladenen Kanonen, von den Wällen auf sie losgebrannt. Viele von ihnen fielen, und eine noch größere Anzahl derselben ward, in einem Ausfalle der Belagerten getödtet. Die Uebrigen retteten sich durch die Flucht.

Jourdan zog nun, mit dem Ueberreste seiner Armee, nach Avignon zurück. In dieser Stadt forderte er von den Einwohnern ein patriotisches Geschenk von 6000 livres. Sie weigerten sich, dasselbe zu bezahlen, und sammelten, an dessen Statt, eine Steuer, für die Witwen und Kinder der bey Carpentras gebliebenen Räuber. Jourdan ward unwillig über diese Weigerung. Er rebete, und setzte eine Proscriptionsliste auf. Er erklärte: daß er mit dem Betragen des Bürgerrathes zu Avignon höchst unzufrieden sey, und daß er sich genöthiget sehen würde, die Regierung selbst zu verwalten. Alle Einwohner zitterten bey dieser schrecklichen Drohung. Jourdans Soldaten

forderten Geld von ihrem Generale. Dieser wendete sich noch einmahl an den Bürgerrath von Avignon und verlangte auf der Stelle 24,000 Livres an Geld, und einen Vorrath von Schießpulver und Kanonenkugeln. Die Mitglieder des Bürgerrathes Duprat, Journal, Mainvolle und Lecuyer unterstützten die Forderung des Jourdans, aber die größere Anzahl der Rathsherren verweigerten dieselbe.

Jourdan drohete der Stadt Avignon, daß sie seine Rache fühlen solle. Bald verließ er die Stadt mit seiner Armee, plünderte und verheerete das umliegende Land und belagerte noch ein Mahl (am 25., 26. und 27. May) die Stadt Carpentras. Er beschoß die Stadt mit glühenden Kugeln. Die Einwohner schlugen ihn abermahls, mit einem beträchtlichen Verluste, zurück.

Um diese Niederlage unter den Räubern zu bewirken, bedienten sich die Einwohner der Stadt Carpentras einer ganz eigenen Kriegslist. Die Armee der Räuber hatte sich, in der Ebene, in einiger Entfernung von der Stadt, gelagert, und aus diesem Lager schoß dieselbe glühende Kugeln in die Stadt. Die Einwohner brachten, auf die Gipfel der höchsten Häuser, große Töpfe mit Pech angefüllt. Dieses Pech wurde angesteckt, und so bald die Töpfe in vollen Flammen standen, erhoben die Einwohner ein jämmerliches Geschrey. Die Räuber hielten dafür, ihre glühenden Kugeln hätten die Stadt in Brand gesteckt; das Geschrey sey ein Geschrey des Schmerzens und der Ver-

öflung; und es ſey folglich nunmehr der rech-
Zeitpunct vorhanden, um anzurücken, um zu
ndern und zu morden. Sie eilten jauchzend
jubelnd herbey. Aber als ſie nahe genug
en, öffnete ſich plötzlich eine verſteckte Batterie,
die mit Kartätſchen geladenen Kanonen rich-
n unter der Räuberbande eine ſchreckliche Nie-
lage an.

Die Räuber eilten zurück in ihr Lager und
gab Jourdan ſeiner Cavallerie Befehl, die Tod-
und die Verwundeten abzuhohlen. Die Art
dieß geſchah, war einer ſolchen Armee wür-
. Die Räuber nahmen Stricke mit ſich, von
en ſie das eine Ende an dem Schwanzriemen
Pferdes und das andere an dem Verwunde-
befeſtigten. So eilten ſie in vollem Galopp
ück und ſchleppten die Verwundeten hinter ih-
Pferden her, bis ſie ſo weit waren, daß die
nonen der Belagerten ſie nicht mehr treffen
nten.

Der General Jourdan ſchien über dieſe Nie-
lage ſehr entrüſtet, und er ſchrieb nach Avig-
n: „Die Rache kocht in meinen Adern.“
vengeance bouillonne dans mes vei-
s.)

Mit dem Bürgerrathe zu Avignon hatte ſich
t Jourdan wiederum ausgeſöhnt. Er erhielt
es, was er nur verlangte; und man bewillig-
ihm ſogar, für ſeine Räuberbande 1800 Ct.
et, auch Fleiſch und Wein, ſo viel nur in der
adt vorhanden war. Antonelle der Maire der
anzöſiſchen Stadt Arles, war ein genauer Freund

Jourdans, und er beſuchte ihn zuweilen in ſeinem Lager.

Der Bürgerrath zu Avignon ließ die Einwohner der Stadt zählen, und man fand ihre Anzahl nicht größer als 6000, da doch, noch ein Jahr vorher, über 25,000 Einwohner gezählt worden waren.

Dieſes war der Zuſtand der Stadt und Grafſchaft Avignon, gegen das Ende des Monaths May 1791. Jourdan Kopfabhacker war einer der thätigſten in Avignon, als daſelbſt die Rede davon war, dem Papſte, als rechtmäßigen Oberherrn, den Gehorſam aufzukündigen. Die Einwohner von Avignon und Venaiſſin waren hierzu um ſo weniger aufgelegt, da ſie unter der päpſtlichen Regierung faſt gar keine Abgaben bezahlten und der mildeſten Regierung genoßen; aber Jourdan beſtieg im Junius deſſelben Jahres die Kanzel in der Hauptkirche der Stadt, und erklärte: daß diejenigen, welche für den Papſt und gegen die Vereinigung mit Frankreich ſtimmen würden, ſogleich in die unterirdiſchen Todtengrüfte der Kirche hinab geworfen werden ſollten. Dieß war keine leere Drohung, denn die Grüfte waren, zum großen Schrecken der Einwohner, kurz vorher geöffnet worden und ſtanden offen um die Anhänger ihres rechtmäßigen Oberherrn zu verſchlingen.

Unaufhörlich wüthete der Unmenſch, ungeachtet damahls Franzöſiſche Commiſſarien und Truppen in der Stadt waren, mit ſeinem Räuberhaufen fort. Den 21. Auguſt bemächtigte er ſich

des Rathhauses, plünderte das Archiv und ließ eine Menge Menschen im Karmeliterkloster einsperren. Jourdan und seine Helfershelfer waren gegen das Ende des Augusts unumschränkte Herren der Stadt, und des Lebens und Eigenthums der Einwohner.

Alle Häuser wurden durchsucht und alles Geld und was Geldeswerth hatte, weggenommen; wer dem Kopfabhauer aber nicht einen Theil seiner Beute abgab, mußte Spießruthen laufen. Die Commissarien der Nationalversammlung wollten dem Unwesen nicht steuern, zumahl da einer von ihnen, Verniral, vollkommen mit ihm einverstanden war; alle aber mit dem Chef der Räuberbande auf einen sehr freundlichen Fuß lebten. Der schreckliche Zustand, in welchem sich nunmehr die unglückliche Stadt Avignon befand, war unstreitig die Folge ihres Betragens.

Als endlich die Grafschaft Avignon im September 1791, wider den Willen aller Einwohner von Ehre und Rechtschaffenheit, Frankreich einverleibt worden war, sah sie sich den Räubern und Mördern unter Jourdans Anführung ganz preis gegeben, und diese verübten daselbst eine Reihe von Gräuelthaten aus, bey deren Erzählung die Menschheit zurückschaudert. Sie plünderten Häuser, Kirchen, Stifter, Klöster und andere öffentliche Gebäude. Abbe Mulot, Commissär der Nationalversammlung, sagt selbst: „Verbrechen wurden auf Verbrechen gehäuft und das Morden ward zum Spielwerke; ja sogar zum Zeitvertreibe.“ —

Jourdan, Mainville, Duprat, Lecuyer, waren die Haupträdelsführer; letzterer, einer der Hauptanstifter der Unruhen, fand indessen bey einem gewaltsamen Ausbruche der Verzweiflung der Einwohner seinen Tod in der Kirche vor dem Hochaltare. Die Wuth war so groß, daß die Weiber, die keine andern Waffen bey sich hatten, ihn mit ihren Scheren todt stachen.

So bald der Kopfabhacker das erfuhr, versammelte er die Anführer seiner Räuberbande und ließ sie einen fürchterlichen Eid schwören, daß sie den Tod ihres Raubbruders an den Einwohnern rächen wollten. Es ward Sturm geläutet; die sich zur Wehre setzenden Einwohner und die ihnen zu Hülfe gekommenen Landleute wurden über den Haufen geworfen und nun ging die schrecklichste Periode an; vergebens flehten die Einwohner den Abbe Mulot, vergebens den Französischen General Ferrieres, der mit einem Corps Truppen nicht weit stand, um schleunige Hülfe an.

Joudans Rotte that, was sie wollte. Der Kopfabhacker befahl, sämmtliche Thore der Stadt zuzuschließen. Hierauf begab er sich bey der Nacht mit Fackeln nebst 200 Mann nach dem Gefängnisse, in welchem sich ungefähr 90 Personen beyderley Geschlechtes befanden, die er seit dem 21. August hatte gefangen setzen lassen. Er wolle, rief er aus, der abgeschiedenen Seele seines Freundes Lecuyer ein Hekatombe opfern. Die Mörder schlugen die Thüren der Gefängnisse auf, stürzten hinein und fielen wie Tieger über die Gefan-

genen her. Vergeblich flehten dieſe um Gnade: ſie wurden auf die unmenſchlichſte Weiſe hingerichtet. Der Vater wurde vor den Augen ſeines Sohnes ermordet. Die Mutter ward auf dem Leichname ihrer noch zuckenden Kinder durchbohrt; den Schwangern ward der Leib aufgeſchnitten ꝛc. Alsdann befahl der gräßliche Hekatombenopferer, alle dieſe ermordeten, halb todten und zum Theile nur verwundeten Perſonen in ein tiefes Loch zu werfen, welches nicht weit vom Gefängniſſe war, und die Eisgrube hieß. Die Verwundeten und noch Lebenden wurden in dieſe Grube zuletzt über die Todten hinein geworfen, dann ward der Eingang zu dieſer Höhle zugemauert.

An den folgenden Tagen drangen die Räuber in die Häuſer der Einwohner und ermordeten noch eine große Anzahl derſelben. Ganze Familien wurden in ihren Wohnungen umgebracht. Der ganze klägliche Zuſtand der vormahls ſo blühenden Stadt Avignon am 16. October und den folgenden Tagen läßt ſich mit Worten nicht ſchildern. Ein und zwanzig Tage lang blieb ſie in den Händen Jourdans und ſeiner Räuber. Er verſchanzte ſich daſelbſt und als endlich am 7. November ein Franzöſiſches Corps von 3000 Mann einrückte, flüchtete das Ungeheuer in ſeine Höhle, wo es ſich an den General Choiſy ergab.

Als die neuen Commiſſarien ſich von der Wahrheit der ihnen von den übrig gebliebenen Einwohnern abgeſtatteten Berichte über die Metzeleyen und Erwürgungen der Wütheriche überzeugt hatten, und die Mörder gefangen ſetzen lie-

ſen, entfloh Jourdan, ward aber wieder ergriffen, und allen der Prozeß gemacht. In den Verhören waren ſie aber ſo harmlos, ja oft ſo frech, als wenn ſie nicht das geringſte zu befürchten hätten, und ſie bewieſen durch Briefe von einigen Mitgliedern der Nationalverſammlung, daß ſie auf höhern Befehl ſo gewuthet hätten.

Bey den weitern Proceduren fanden Jourdan und ſeine Mörderbande an den Pariſer Jakobinern mächtige Beſchützer. Briſſot war der erſte, der ihr öffentlicher Vertheidiger ward; Lonturier und Baſſal, Bazire, Saladin, Grangeneuve, Guadet, Merlen, Thuriot, Laſource, Vergniaud, ſämmtlich Mitglieder der Nationalverſammlung folgten Briſſot und ſo gaben die Stellvertreter der wiedergebornen Nation das abſcheuliche, dieſe Verſammlung auf ewig entehrende Decret, durch welches Jourdan und ſeiner Rotte eine gänzliche Amneſtie bewilliget ward!! Der Kopfabhacker verließ nun am 5. April 1792 das Gefängniß, hielt einen feyerlichen Einzug in Arles, kam am 29. im Triumphe in der Uniform eines Franzöſiſchen Generals und mit einer Lorberkrone auf dem Kopfe wieder nach Avignon zurück, und ſetzte ſeine Metzeleyen gegen alle ihm verdächtigen Einwohner wieder fort. Er ritt, von ſeiner Leibwache begleitet, durch die Straßen der Stadt und rief von Zeit zu Zeit aus: Dießmahl ſoll die Eisgrube voll werden!

Es kamen Deputationen nach Paris und flehten um Erbarmen, Deleuze, Moublanc,

Francois ſprachen zu Gunſten der unglücklichen Stadt, wurden aber von Grangeneuve, Merlin, Chabot, Laſource Bergniaud und den meiſten Mitgliedern überſtimmt.

Eine Zeit lang währte dieſer ſchreckliche Zuſtand in dem, dem Papſte geraubten Laude noch fort, bis der Schlachtopfer und die Gegenſtände der Plünderung keine mehr waren. Die Menſchheit ſchaudert zurück vor allen den Scenen des Jammers, der Barbarey und Unmenſchlichkeit, welche darin vorgefallen waren, und ſicherlich ſind es meine Leſer zufrieden, wenn ich hier das Gemählde ende, ſtatt ſie noch ferner von den Gräuelthaten des Kopfabhackers zu unterhalten. Es ſey genug geſagt, daß dieſer Böſewicht im Sommer 1794 von eben den Menſchen, deren Blutdurſt er ſo oft gelabt hatte, aufs Blutgerüſt geführet ward, und da ſeine teufliſche Seele aushauchte.

Barrere.

Barrere war bekanntlich einer der erſten jener Blutmenſchen und Wütheriche, die an Ro-

bespierres Seite ſtanden. Er ſuchte Robespierren ſelbſt an Grauſamkeit zu übertreffen, und endlich half er ſeinen Mordbruder mit ſtürzen. Er wurde nachher ſelbſt wieder geſtürzt. Das alles iſt bekannt. Aber man hat von dieſem ſchlechten Menſchen bisher nur wenig geleſen, was zu ſeiner Schilderung und Lebensgeſchichte gehört. Es werden daher folgende Anekdoten und Züge von dieſem Elenden, noch meiſtens das Intereſſe der Neuheit mit demjenigen, welches groſſe Verbrecher für die Geſchichte haben, verbinden.

Barrere war von alter adelicher Abkunft. Er hieß eigentlich Bertrand von Barrere von Vieux Sac. Vor der Revolution ſuchte er, als ein Mitglied der Akademien zu Paris und zu Toulouſe, durch witzige und elegante Schriften ſich auszuzeichnen. Er wurde ein Lobredner des Despotismus; er überreichte der Akademie zu Toulouſe eine Lobſchrift auf Ludwig den XI. Er wartete dem Cardinal Briene, dem Calonne, und andern Freunden des Despotismus mit ausgeſuchten Schmeicheleyen auf.

Bey der Revolution trieb ihn ſein unbändiger Ehrgeiz zur Wuth, der erſte der Böſewichter in der Revolution zu ſeyn. Nachdem er vorgeſchlagen hatte, man ſolle den unglücklichen Ludwig XVI. ins Gefängniß ſetzen, ſo war er auch einer der erſten, der ſich entſchloß, für ſeinen Tod zu ſtimmen. Deßwegen bekam er den Ruf eines groſſen Patriotismus, welchen ſelbſt die mannigfaltigen Dienſte, die er Orleans und der

ſchö-

ünen Pomela, und der Madame Sillery er-
gte, nicht verringern konnten. Er war ein
ſenfreund von Dümourier, und lebte mit ihm
der größten Vertraulichkeit.

Im Nationalconvent ſagte er unter andern:
mourier allein wäre ſo viel werth, als eine
ze Armee. Er machte ſich eine Ehre daraus,
ihm öffentlich in den Schauſpielhäuſern zu
heinen, und wußte ſich viel damit, in ge-
em Briefwechſel mit ihm zu ſtehen. Seine
ichte Eitelkeit ging ſo weit, daß er, um ſich
Anſehen von Wichtigkeit bey den Unverſtändi-
zu geben, Original-Briefe von Orleans und
mourier, der Geſellſchaft zu Torbes zuſchickte.
Als aber dieſe beyden Conſpiranten nachher
der Revolutionsbühne verſchwanden, gab er
ſehr viel Mühe, ſeine Briefe wieder in ſeine
de zu bekommen.

Barrere war auch ein großer Freund von
ntesquiou und dem ganzen Finanz-Departe-
t, ein Vertrauter von Lavale de Lange, bey
hem er auch ein prächtiges Logis bezogen hat-
Dieſer Freundſchaft wegen war er ſehr über
Beſchuldigungen aufgebracht, welche man dem
ntesquiou zu machen wagte, und ließ ſogar
Decret der National-Verſammlung gegen
n treuloſen, mit der Kriegscaſſe der Alpen-
ee ausgewanderten General, zurück nehmen.
Er verſtand es, ſehr viel ſchöne Rapporte
ſtatten; konnte jeden Ton annehmen und war
iner Sache ganz unbewandern. Unter der
gebenden Verſammlung gab er ſelbſt ein pe-

riodiſches Pamphlet heraus, und nachher declamirte und eiferte er ſo gewaltig gegen die Pamphlets. Er betäubte faſt den Convent mit ſeinem Geſchwätze über die Faction, die Pitt und Coburg in Frankreich haben ſollten, — er konnte dieß, wie es ſchien, vielleicht am beſten wiſſen, weil ſeine Maitreſſe eine Engländerinn war, und er mit mehreren Engländern in vertrauter Bekanntſchaft ſtand. Im Wohlfahrtsausſchuſſe war er ſo ſanft und menſchlich wie Robespierre, Collot und Billaud; er durchwebte ſeine Rapporte mit ſchönen Maximen; man kann aber aus mehreren, von ihm ſelbſt entworfenen Zügen, ſeinen abſcheulichen Charakter bald kennen lernen. Er war leichtſinnig, hart und grauſam gegen die Unglücklichen; er verachtete ſie mit denjenigen, die er ſeine Freunde zu nennen würdigte. Mitten unter dem Blutbade, welches durch den berüchtigten Ausſchuß angerichtet wurde, würzte er ſeine Feſte und Schmauſereyen mit witzigen Einfällen, deren ſich Nero nicht hätte ſchämen dürfen, und die er nicht verachtet haben würde, als er Rom in Brand geſteckt hatte. Seine Späße dieſer Art waren Entſetzen erregend. Bey großen Hinrichtungen durch die Guillotine, die bekanntlich mit der Confiscation des Vermögens der Hingerichteten verbunden waren, pflegte er zu ſagen: „Man ſchlägt Münze auf dem Revolutionsplatze.“ Einſtens, als er benachrichtigt wurde, daß man in dem Departemente de la Meurte viele Greiſe hinrichtete, ſagte er, die Kniee des Demaſis umfaſſend: „Das iſt

ein wahres revolutionairs Schauspiel.“ „Fort Kutscher, in die Oper.“ Und meine Leser! was fühlen sie dabey?

Unter den mannigfaltigen Schriften, welche in Frankreich über die Tyranney des Robespierres erschienen, gibt eine unter dem Titel: Denkwürdigkeiten eines Gefangenen, folgende Schilderung von Barrere: Niederträchtigkeit machte die Hälfte seines Charakters aus, und damit war die unsinnigste, thörichste Eitelkeit und Selbstsucht verbunden. Daher sein Eifer, es andern im Laster zuvorzuthun, sein Bestreben, die Lehren des Lasters mit der Fröhlichkeit eines leichtsinnigen Witzlings vorzutragen, und sie als bewunderungswürdig zu preisen. Diese mörderischen Angriffe auf die Sittlichkeit des Volks, waren strafbarer, als irgend ein anderer, auch haben sie mehr zur Verdorbenheit des Volkes beygetragen, und mehr Bürgerblut fließen lassen, als die abscheulichsten und heftigsten Declamationen des Vallot und Robespierres, und selbst, als die Füsilladen, an welchen Theil zu nehmen Barrere auch Vergnügen hatte. Er gab sich eben so viel Mühe ein verruchter Böſewicht zu scheinen, als Robespierre, um es zu seyn. Es scheint, er habe sich einen Schmuck von Verbrechen machen wollen, da dieser auf seinen Vortheil nur allein bedacht war. Man kann wirklich zweifelhaft ſeyn, ob er mehr durch den Ehrgeiz die oberſte Gewalt in Händen zu haben, oder vielmehr durch eine litterarische Ruhmsucht, wie man ihn wohl den Anacreon der Guillotine genannt hat, oder

den Tacitus der neuen Neronen — zu seinen Grausamkeiten verleitet wurde.

Dieser Unsinn trieb ihn zu allen den Erfindungen, durch welche er sich unter den eifrigsten Republikanern auszeichnen wollte. Er brachte eigentlich das Wort revolutionaire, wodurch man das Volk zu so vielen schrecklichen Irrthümern verleitete, zuerst im Umlauf. Man hat von ihm einen Rapport, der sieben bis acht Seiten lang ist, und worin dieses Wort 43 Mahl vorkommt. Er sprach selbst von einem revolutionairen Auswurfe des Vesuvs, und wollte dieses Wort auch unter die Sterne verpflanzen. So war er auch der Erfinder des Wortes, Muscatin, welches so stark im Gange war, daß auch die Freuenzimmer Muscatinnen genannt wurden, wenn sie nicht nach Knoblauch und Branntwein rochen. Barrere soll auch nebst St. Just, die unglaubliche Unmenschlichkeit gehabt haben, sich Schuhe und Stiefel von Menschenhäuten der Guillotinirten machen zu lassen. Eine durch Zeugnisse bewährte Anecdote des achtzehnten aufgeklärten Jahrhunderts! O! welch ein Beweis der Aufklärung!!

Bey dieser unmenschlichen Grausamkeit, war er doch der feigste, elendeste Schmeichler, als er endlich selbst unter den Händen der Gerechtigkeit darnieder lag; um sein Leben und seine Freyheit zu retten, die er zu nichts anderem als neuen Unthaten würde angewandt haben.

Zuerst hatte er sich vorgenommen, dem Convent einen Urlaub auf acht Dekaden zu erbitten,

und lag mehrere Deputirte ſehr an, ihn dabey zu unterſtützen. Endlich ließ er ſich von zwey Perſonen in alle die Häuſer führen, wo die Deputirten ihren Aufenthalt hatten, um ſie wegen ſeines Schickſals zu erweichen, und die Erlaubniß zu erhalten, wegzureiſen, und ſeine Schande zu begraben, oder ohne Gewiſſensbiſſe bey den feindlichen Mächten die Früchte ſeiner Verrätherey und neronischen Scheuſalthaten zu genießen. Er bemühete ſich eifrig um das Glück, zu ihrer frugalen Tafel zugelaſſen zu werden, die, wie er verſicherte, von ihm einem koſtbaren Abendſchmauſe von Clichy vorgezogen würde. Er bekannte da öffentlich ſeine Vergehungen, er bekannte, — nicht, daß er ein Tyrann geweſen ſey, ſondern der gehorſame Diener der Tyranney, er vergaß dabey nicht, als ein geſchickter Redner, die ſchon von ihm geleiſteten guten Dienſte ins Gedächtniß zu rufen, und diejenigen, die er nun, auf einen guten Weg geleitet, noch würde leiſten können, zu ſchildern. Er ſtrich zwar die Veränderlichkeit ſeiner Talente, und die Biegſamkeit ſeines Charakters nicht geradezu heraus, aber er gab ſeine Meinung deutlich genug zu verſtehen, daß eben dieſe Eigenſchaften ihn zu einem würdigen Gegenſtande der Barmherzigkeit und nicht der Wuth machten. — Die Niederträchtigkeit ſeines Charakters ging ſo weit, daß, um ſeinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, er ſeine beyden Herzensbrüder, Billaud und Collot, ſelbſt anklagen wollte.

Wenn er seine Wanderung bey den Convents-Deputirten geendigt hatte, so ging er auf die öffentlichen Plätze und Oerter, und machte da seine Reue und die sich selbst gemachten Vorwürfe bekannt. Der grausamste Wütherich zeigte sich mit dem feigsten Böswichte in seiner Person vereint. Er ließ keinen Kunstgriff unversucht, seine Mitbürger zu täuschen und zu berücken, daher war er auch der Mäkler aller Parteyen, der kriechende Vertheidiger des Stärkern. Er war es, der die geheimen Zusammenkünfte einleitete, in welchen die Verwüstungen der Vendee verabredet wurden. Aus einer Schrift, die Villate unter dem Titel: Die Geheimnisse der entlarvten Mutter Gottes, herausgab, sieht man auch, daß Barrere, dieser berüchtigten Weibsperson den Nahmen Katharina Theos gegeben hatte, da sie eigentlich Katharina Theot hieß, weil der Nahme viel misteridses hatte, und zu Berückung des Volks gebraucht werden konnte. Sein ganzer Zweck war Despotismus durch Täuschung und Betrug, verbunden mit den schrecklichsten Grausamkeiten. Er wollte daher alle Journale unterdrücken, und nur ein einziges unter der unmittelbaren Leitung des Ausschuße erscheinen lassen.

Die Bevölkerung von Paris war nach seiner Meinung zu groß und schädlich, — er hatte Neros Gedanken, als dieser Rom in Brand steckte; ein würdiges Muster, welches er sich gewählt hatte. Aber er wollte sein großes Muster übertreffen. Er wars, der Robespierren die Idee gab, durch

alle mögliche Mordmittel die Bevölkerung Frankreichs von fünf und zwanzig Millionen auf acht herabzubringen, und lauter arme Sanscülotten im Reiche zu haben, um sie besser zu regieren.

Es war dem Ende des illuminirten achtzehnten Jahrhundertes vorbehalten, einen Barrere und Robespierre zu haben. — Gottlob, daß uns das Ende der Französischen Revolution Männer wieder aufstellt, welche der Menschheit Ehre, und uns zum Theile jene Gräuel wieder vergessen machen, wodurch Frankreichs Ruhm so schrecklich befleckt ward!

Agnes Gräfinn von Orlamünden,

geborne Herzoginn von Meran.

Im 13ten Jahrhunderte erlosch das Haus der Herzoge von Meran, deren Nahmen nun nirgends mehr als in der Geschichte existirt. Eine ansehnliche Menge reicher Ländereyen hatten dieses Haus zu einem der mächtigsten damahliger Zeiten erhoben, und die Reichthümer, die es besaß, machten, daß selbst die Kaiser, welche manches Mahl

eben nicht in den beſten Umſtänden waren, den Beyſtand der Herzoge von Meran ſuchten; wodurch dieſe Gelegenheit fanden, ſich immer mehr Vorzüge zu erwerben, und ihre Größe und Macht immer weiter auszudehnen. Die Herzoge von Meran waren auch Herzoge von Voitland, Markgrafen von Iſtrien, Fürſten von Dalmatien, Grafen von Oberburgund und von Ander, faſt ganz Tyrol, und ein großer Theil von Kärnthen gehörte ihnen zu, und ſie hatten nebſt dem in Baiern, der Oberpfalz und Franken anſehnliche Beſitzungen. Otto der jüngere war der letzte Sprößling aus dieſer großen Familie. Dieſer war ſtolz und eroberungsſüchtig; daher gab es immer Kriege in ſeinen Ländern, und er kam faſt nie aus ſeinem Harniſche. Da ſeine Beſitzungen ſo weitläuftig, und zum Theile ſehr entlegen waren, ſo geſchah es einige Mahl, daß er bey aller ſeiner Macht, den Kürzern zog, und ſich den Verluſt einiger ſeiner Güter gefallen laſſen mußte.

Bey dem kriegeriſchen Geiſte, den er beſaß, war er doch einer von jenen, welche ein ſchönes Geſicht nicht ſehen können, ohne es genießen zu wollen. Nebſt ſeiner Frau Blanka, einer Tochter Theobalds Grafen von Kampanien, hatte er faſt überall auf ſeinen Gütern Beyſchläferinnen, und ſuchte überdieß noch ſo oft er konnte anderwärts den Hang zur Wolluſt zu befriedigen. Dieß war die Urſache ſeines Todes. Unweit Plaßenburg, wo er ſich oft und lang aufzuhalten pflegte, hatte er einen adelichen Vaſallen, Hager oder Hayder genannt, ein wilder ſchwärmeriſcher Kopf, der

les, was er sich einmahl eingebildet hatte, rchsetzen mußte. Hager war entweder im iege, oder er befand sich auf der Jagd; erste- s geschah nur dann, wenn er sich in dem Ge- lge seines Lehnherrn befand, letzteres aber un- nahm er immer allein mit seinen eigenen Leu- n. Er hatte nicht nur auf seinem eigenen Lehn- te ansehnliche Waldungen, sondern Otto be- hnte ihn auch noch mit der Jagdbarkeit vieler derer Güter, um ihm immer mehr Gelegenheit verschaffen, vom Hause abwesend zu seyn.

Hager hatte eine schöne junge Frau, die n dem Herumschwärmen ihres Mannes manches ahl lange Weile empfand. Auf diese ging ei- ntlich Otto aus, und wegen ihr wollte er, ß Hager sich öfters und auf längere Zeit als nst von Haus entfernen sollte. Er machte da- r, wenn sie allein war, wiederhohlte Besuche n ihr, und wußte sich so zu betragen, daß Ha- rs Gattinn nach und nach an ihn gewöhnt wur- , und ihm, da sie mit ihrem Manne ohnehin nzufrieden lebte, immer mehr erlaubte. Ein ter Hausgenoß von Hager wurde über die öf- ren Besuche aufmerksam, und berichtete es sei- m Herrn. Dieser, zu beschäftigt mit seinen ären und Füchsen, kehrte sich Anfangs nicht ran, befahl ihm aber bey wiederhohlter Anzei- , diese Zusammenkünfte zu belauschen, und m alles, was während seiner Abwesenheit ge- ieht, zu hinterbringen. — Bruno, so hieß agers Hausgenoß, erfüllte seinen Auftrag pünct-

lich, und belauschte Hagers Gemahlinn in einer Lage, in welcher sie mit niemanden als mit ihrem Gatten seyn sollte, und gab sogleich seinem Herrn davon Nachricht. Hager aufgebracht über das, was er gehört hatte, schwur sich ohne Verzug zu rächen. Daher gürtete er den schon abgelegten Degen wieder um, bestieg das Pferd, und eilte was er konnte nach Plassenburg. Hier traf er Otten nur von einem Schildknappen begleitet im Freyen an, zog sogleich sein Schwert, und stieß es mit den Worten: „So muß man Ehebrecher bestrafen!“ durch den Leib, daß Otto zu Boden sank. Ohne was weiter gethan und geredet zu haben, eilte er mit eben der Schnelligkeit, mit der er gekommen war, zurück.

Otto war nicht todt, aber doch so stark verwundet, daß er seines Todes gewiß seyn konnte. Er machte daher ein Testament, und starb darauf in wenigen Stunden. Seine Tochter Alysa, welche an den Grafen von Burgund versprochen war, setzte er zwar zum Erben seiner Güter ein, da aber seine Gemahlinn schwanger hinterblieb, so konnte mit der Execution des Testamentes bis nach ihrer Niederkunft nicht vorgeschritten werden. Sie gebar aber noch im nähmlichen Jahre 1248 eine Tochter, welche man fast bey keinem Schriftsteller, als beym Reußner Agnes genannt findet, und diese ist es eigentlich, von welcher gegenwärtige Geschichte handelt.

So war nun das ansehnliche Haus der Herzoge von Meran erloschen. Um alle Wiederhohlungen zu vermeiden, will ich hier in Kürze nach

einigen bewährten Urkunden anführen, wie Ottos weit äuſſige Beſitzungen nach ſeinem Tode zertheilt wurden. Hugo Graf von Oberburgund bekam als Gemahl der Alyſa, den Theil von Oberburgund, Albert Graf von Tyrol und Mannhard Graf von Görz nahmen ſeine Tyroleriſchen Ländereyen in Beſitz; einige ſeiner Beſitzungen in Iſtrien, Dalmatien, Friaul und der Traviſermark wurden den Herzogen von Kärnthen und und nachher den Erzherzogen von Oeſterreich zu Theil. Um das übrige Iſtrien und Dalmatien führten die Venetianer mit Bela dem Könige von Pannonien Krieg. Der Burggraf von Nürnberg, als Gemahl ſeiner Schweſter Eliſabeth, erhielt die Landſchaft Bayreuth und das angrenzende Voigtland. Nachher wurden dieſe Burggrafen Markgrafen von Brandenburg. Das übrige Voigtland fiel den Grafen von Orlamünden als Erbtheil, und darauf dem Markgrafen von Brandenburg durch Kauf zu. Die Lehen, welche dieſe Familie in Franken beſaß, eigneten ſich die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg zu, die übrigen Lehen zog der kaiſerliche Fiskus ein. So viel glaubte ich ſagen zu müſſen, damit man ſo wohl mit der Familie der Agnes, als auch mit den Perſonen, die in dieſer Geſchichte vorkommen, bekannt werde.

Agnes wurde im Jahre 1274. oder 1275 an den Grafen Otto von Orlamünden verheirathet, welcher Anfangs die Beatrix, eine Schweſter des Otto Herzogs von Meran, zur Gemahlinn hatte. Die Grafen von Orlamünden waren

ohnehin schon mächtig; ihr Haus hatte durch die reiche Mitgift der Beatrix so wie auch durch die Erbschaft derselben nach Ottos Tod einen ansehnlichen Zuwachs bekommen, und jetzt wurde seine Größe durch das Eigenthum der Agnes vermehrt. Otto war eigentlich der Agnes Vormund, und durch seine erste Gemahlinn mit ihr so nahe verwandt, daß alle Welt diese Ehe für ungültig gehalten haben würde, wenn man nicht mit allem Fleiße das ganze Factum zu verdunkeln, und den Nahmen so wohl als den Stand derselben zu verbergen gesucht hätte. Niemand wußte genau die Herkunft der Agnes zu bestimmen, *) und erst nachher, da man der Sache genauer nachforschte, kam es an den Tag.

Otto war übrigens ein Mann bey Jahren, von ernstem Charakter, der sich viele Mühe gab, seine weitläuftigen Güter zu kultiviren. Er verbesserte die schon bestehenden Ortschaften, schloß einige derselben mit Mauern ein, legte neue an, und that überhaupt alles, was man für die damahligen Zeiten fordern konnte. Daher reiste er fast immer, und galt überall für einen wohlthätigen und geschäftigen Mann, der mit seiner Thätigkeit und Tapferkeit für seine Zeiten eine ungemeine Geschicklichkeit und Klugheit zu verbinden wußte.

---

*) Wolfgang Lazius, Caspar Peuter, Elias Reußner und mehr andere glaubwürdige Schriftsteller beweisen dieses.

Agnes war gut erzogen, und immer geschäf-
. Da sie von Otto selbst ihre Bildung erhal-
hatte, und er, seinen Hang zur Habsucht ab-
rechnet, von einem guten Charakter war, so
ftebt sichs, daß sie vieles in ihren Eigenschaf-
mit ihm gemein hatte. Sie war scharfsinnig
d klug, konnte (eine Seltenheit in der damahli-
Zeit) lesen und schreiben, und verstand sich
f alle weiblichen Beschäftigungen, welche im
ezehnten Jahrhunderte Mode waren, die aber,
der zum Verderben des weiblichen Geschlechts,
ld bey der vornehmern Classe aus der Mode
men. Schönheit und Gesundheit fehlten ihr nicht,
e blühte wie die Rose, und jeder, der sie sah,
ußte sie bewundern. Sie war munter, zum
cherze geneigt, und zeichnete sich durch Stärke
d Entschlossenheit unter den damahligen Frauen-
nmern aus. Sie warf die Lanze, ritt oft,
d Jagen war ihr Lieblingsvergnügen. Eine
wisse Raschheit, Wärme und ungeheuchelte Auf-
htigkeit im Handeln behielt sie immer bey. Sie
igte sich immer so wie sie selbst war, ohne Falsch
d Tücke, und wenn sie einmahl einen Entschluß
faßt hatte (welches größten Theils schnell ge-
hah) dann ruhte sie nicht, bis er realisirt war.
Wenn gleich Otto schon alt war, so liebte sie ihn
ch. Zum Theile veranlaßte seine zärtliche Va-
rsorgfalt für sie diese Liebe, zum Theile war
uch dieß daran Ursache, daß sie sehr wenig jun-
e Leute von Adel kannte. Sie war fünf Jahre
ng seine Frau, und zeigte mit ihm 2 Kinder.
Der Sohn Leutholdt war 3 und die Tochter Gu-

ia *) 2 Jahre alt, als ihr Vater ſtarb, und Agneſen als eine junge, ſchöne, reiche Witwe hinterließ. Er hatte im nähmlichen Jahre 1280 das Ziſterzienſernonnenkloſter Himmelskron zu Stand gebracht, und wurde der erſte daſelbſt begraben.

Agnes übernahm n[illegible] die Adminiſtration ihrer weitläuftigen Güter, [illegible]d hatte den feſten Vorſatz, obſchon ſie erſt 31 Jahre alt war, ihren Kindern zu Liebe nicht wieder zu heirathen. Sie ſetzte die wohlthätigen Anſtalten ihres Gemahls fort, und that alles, was er gethan hatte, mit ſo viel Klugheit und Einſicht, daß man in dieſem Stücke wenigſtens den verſtorbenen Grafen nicht vermißte. Allein die damahligen Zeiten erforderten nicht nur kluge, ſondern auch tapfere Regenten. Das Fauſtrecht war noch im vollen Gange, und die Befehdungen ſo häufig, daß ungemein viel Muth, und immer fertige Entſchloſſenheit dazu gehörte, ſich in ſeinem Eigenthume zu ſchützen und zu erhalten. Es iſt wahr, Deutſchland hatte dazumahl ſeinen Rudolph von Habſpurg, der ſich ungemein viele Mühe gab die Ruhe und Ordnung im ganzen ſo wohl, als in einzelnen Theilen wieder herzuſtellen, und aufrecht zu erhalten; allein

*) Die Nahmen dieſer Kinder ſind bey keinem Schriftſteller anzutreffen, ſo ſehr auch ihre Exiſtenz hiſtoriſch gewiß iſt. Ein einziges Stammregiſter ohne Jahr und Verfaſſer, welches aber nicht älter als unſer Jahrhundert ſeyn kann, nennt ſie ſo.

eſer hatte noch nicht ganz freye Hände. Seine treitigkeiten mit verſchiedenen auswärtigen Für-en, und die Unbändigkeit mancher Großen in eutſchland ſelbſt machten, daß er um dieſe Zeit ch bey weiten nicht ſo viel thun konnte, als er der Folge that. Agnes mußte daher ſo wie alle mahligen Landesherren immer auf ihrer Huth yn. Sie hatte viele Vaſallen, und auch ſelbſt ne ziemliche Anzahl eigener Kriegsleute; aber eſen fehlte ein Heerführer.

Der Rittergeiſt war im 13ten Jahrhun-rte noch allgemein herrſchend. Es gab eine enge irrender Ritter, die ſichs ohne gerufen zu yn, zur Pflicht machten, der Unſchuld beyzu-ehen, und ſich beſonders der Frauenzimmer nzunehmen. Von dieſen fanden ſich bald meh-re bey unſerer Agnes ein, und bothen ihr ihre ienſte an, welche dieſe um ſo lieber annahm, s ſie wußte, daß ſie von Seite einiger Nach-rn, welchen ihre Größe ungemein in die Augen ach, nicht ganz ſicher wäre. Um dieſe Ritter in ebung zu erhalten, und um zugleich noch meh-re zu ihrer Vertheidigung aufzufordern, veran-ltete ſie, nach den Sitten der Zeiten, ein Tur-er, welches um ſo prächtiger ausfiel, da nebſt ner groſſen Anzahl von Rittern auch der größte heil ihrer Verwandten dabey erſchien.

Friedrich Burggraf von Nürnberg ſchickte inen Sohn Albert, welcher dazumahl 18 Jahre t ſeyn mochte, ein Jüngling von ungemeiner tärke und Lebhaftigkeit. Er nahm es während eſen Ritterübungen mit mehreren berühmten

Kämpfern auf, und alle unterlagen ihm. Agnes sah den schönen und siegreichen Jüngling und ihr Entschluß nicht mehr zu lieben, sank, ungeachtet ihrer sonstigen Lebhaftigkeit, wirklich an zu wanken. Sie verlor ihre vormahlige Lebhaftigkeit, gerieth oft in ernstes und tiefes Nachdenken, wurde öfters unruhig, und suchte, so oft es möglich war, in Alberts Gesellschaft zu seyn, wo sie alle ihre Reitze und Vorzüge aufbot, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Turnierfest endigte sich und die Zeit der Abreise Alberts nahte heran. Agnes wurde immer unruhiger, und wer sie sah, konnte an ihrem Aeußern die Merkmahle einer innern Unzufriedenheit und Gemüthsbewegung nicht verkennen. Unschlüssig, ob sie den Antrag selbst thun, oder ihn von Alberts Seite abwarten sollte, hatte sie mehrere schlaflose Nächte. Das erste schien ihr bedenklich, und das letzte gefährlich und unsicher. Sie wußte noch nicht die bey Liebenden so große Frage: ob Albert sie lieben könne und lieben wolle? Daher ihre Verwirrung und ihre Muthlosigkeit.

Agnes saß eben eines Tages allein auf ihrem Zimmer und hielt über die Angelegenheiten ihres Herzens mit sich selbst Rath, als plötzlich sich Albert melden ließ, und auch sogleich herein trat. Mit einer ungemeinen Freundlichkeit grüßte er sie, und Agnes, die noch etwas mehr bemerken mochte, dankte ihm mit Erröthen. Einige Secunden stumm hub er endlich an: „Der Tag erscheint, meine Gebieterinn, meine Gefährten warten nur auf mich, und ich werde mit ihnen ab-

abreiſen. Sollte ich aber dieſes thun können, ohne vorher meiner hohen Gebieterinn den wärmeſten Dank für ihre zärtliche Sorgfalt, für ihre Aufmerkſamkeit und Güte dargebracht zu haben? Sollte ich dieſes thun können, ohne zuvor meinen tiefeſten Empfindungen über ihren Beyfall, der mir von jeher der angenehmſte war, und der am meiſten mich aufmunterte, auszudrücken.

O ſie wollen mir, fiel Agnes ein, ſie wollen mir eine Lobrede halten, und ich finde mich dadurch beſchämt. Lange noch entſprach meine Sorgfalt ihrer Würde, mein Beyfall ihren Verdienſten nicht. Aber ich übte jene aus, und gab dieſen ſo gut ichs vermochte, thats mit einer innigen Herzensaufrichtigkeit, welche in Rückſicht auf ſie keine Grenzen kennet, und welche immer mehr in warme Freundſchaft überging, je öfter ich ſie zu bewundern Gelegenheit hatte. Allein ſie jetzt ſchon zu entlaſſen, vermag ich nicht. Ich würde untröſtlich ſeyn, wenn ſie von ihrem Vorhaben nicht abgehen wollten.

Albert. Darf ich mich wohl den Glücklichen nennen, der in einem ſo hohen Grade ihre Neigung ſich verdient hat. O könnt ich mich immer noch würdiger machen, könnt ich beſſen gar von ihnen geliebt zu werden, wie ſtolz würde ich dann auf dieſen Vorzug ſeyn. Mein ſchönſte Gebieterinn, ihr Wunſch iſt mir ihr Befehl, dem ich gehorchen muß. Ich will meine Gefährten allein ziehen laſſen, und zu ihrem Dienſte hier bleiben.

Kämpfern auf, und alle unterlagen ihm. Agnes sah den schönen und siegreichen Jüngling und ihr Entschluß nicht mehr zu lieben, fing, ungeachtet ihrer sonstigen Beharrlichkeit, wirklich an zu wanken. Sie verlor ihre vormahlige Lebhaftigkeit, gerieth oft in ernstes und tiefes Nachdenken, wurde öfters unruhig, und suchte, so oft es möglich war, in Alberts Gesellschaft zu seyn, wo sie alle ihre Reitze und Vorzüge aufboth, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Turnierfest endigte sich und die Zeit der Abreise Alberts nahte heran. Agnes wurde immer unruhiger, und wer sie sah, konnte an ihrem Aeußern die Merkmahle einer innern Unzufriedenheit und Gemüthsbewegung nicht verkennen. Unschlüssig, ob sie den Antrag selbst thun, oder ihn von Alberts Seite abwarten sollte, hatte sie mehrere schlaflose Nächte. Das erste schien ihr bedenklich, und das letzte gefährlich und unsicher. Sie wußte noch nicht die bey Liebenden so große Frage entscheidend zu beantworten, ob Albert sie lieben könne und lieben wolle? Daher ihre Verwirrung und ihre Muthlosigkeit.

Agnes saß eben eines Tages allein auf ihrem Zimmer und hielt über die Angelegenheiten ihres Herzens mit sich selbst Rath, als plötzlich sich Albert melden ließ, und auch sogleich herein trat. Mit einer ungemeinen Freundlichkeit grüßte er sie, und Agnes, die noch etwas mehr bemerken mochte, dankte ihm mit Erröthen. Einige Secunden stumm hub er endlich an: „Der Tag erscheint, meine Gebietherinn, meine Gefährten warten nur auf mich, und ich werde mit ihnen ab-

abreiſen. Sollte ich aber dieſes thun können, ohne vorher meiner hohen Gebietherinn den wärmeſten Dank für ihre zärtliche Sorgfalt, für ihre Aufmerkſamkeit und Güte dargebracht zu haben? Sollte ich dieſes thun können, ohne zuvor meinen tiefeſten Empfindungen über ihren Beyfall, der mir von jeher der angenehmſte war, und der am meiſten mich aufmunterte, auszudrücken.

O ſie wollen mir, fiel Agnes ein, ſie wollen mir eine Lobrede halten, und ich finde mich dadurch beſchämt. Lange noch entſprach meine Sorgfalt ihrer Würde, mein Beyfall ihren Verdienſten nicht. Aber ich übte jene aus, und gab dieſen ſo gut ichs vermochte, thats mit einer innigen Herzensaufrichtigkeit, welche in Rückſicht auf ſie keine Grenzen kennet, und welche immer mehr in warme Freundſchaft überging, je öfter ich ſie zu bewundern Gelegenheit hatte. Allein ſie jetzt ſchon zu entlaſſen, vermag ich nicht. Ich würde unrühſtlich ſeyn, wenn ſie von ihrem Vorhaben nicht abgehen wollten.

Albert. Darf ich mich wohl den Glücklichen nennen, der in einem ſo hohen Grade ihre Neigung ſich verdient hat. O könnt ich mich immer noch würdiger machen, könnt ich hoffen gar von ihnen geliebt zu werden, wie ſtolz würde ich dann auf dieſen Vorzug ſeyn. Mein ſchönſte Gebietherinn, ihr Wunſch iſt mir ihr Befehl, dem ich gehorchen muß. Ich will meine Gefährten allein ziehen laſſen, und zu ihrem Dienſte hier bleiben.

Agnes. Albert, Albert, sie kennen die Schwäche eines Weibes, das ein gefühlvolles Herz hat, suchen sie nicht mehr, was sie schon haben, suchen sie nur das Erworbene glücklich zu machen.

Albert. Und wodurch kann ich dieses anders, als durch meine ewige immer gleich warme Liebe für sie, durch mein Herz, welches ich ihnen hier zu Füßen lege, durch meine Hand, die ich immer zu ihren Diensten bereit halten werde! O Gräfinn! ich wagte es nicht, das geheime Feuer, welches vom ersten Augenblicke an mein Busen gegen sie nährte, zu entdecken; allein ich sah von ihrer Seite nur zu deutliche Spuren einer gleichen glücklichen Neigung, als daß ich es länger hätte unterdrücken können.

So sprachen sie noch lange fort, eröffneten einander alle ihre geheimen Triebe, gelobten sich ewige und unzertrennliche Liebe, und setzten in voraus schon den Tag ihrer Trauung fest. Man darf sich nicht etwa daran stoßen, daß sie so nahe Freunde waren, und also ihre Ehe als unerlaubt und gesetzwidrig hätten ansehen sollen. Ehesachen waren damahls Sachen der Geistlichkeit, und von dieser konnte man, wenn man reiche Stiftungen machte, oder ein Kloster, oder Kirche bauen ließ, leicht Dispensation erhalten.

Albert hatte indessen den Vortheil seiner Eroberung im Stillen berechnet. Er sah, daß er bey allen Reichthümern der Gräfinn nicht viel gewinnen würde, da die Kinder der ersten Ehe als rechtmäßige Erben in das ganze Vermögen ihres Vaters folgen

, und ſelbſt das mütterliche nur zum Theile
und ſeine zu hoffenden Kinder ſollen müs-
r bekam daher manche Skrupel, und
aren einige Tage ſeiner neuen Liebſchaft
n, ſo äußerte er ſelbſt gegen Agnes mehr
denklichkeiten.
n ihn einiger Maßen zu beruhigen, zeigte
das Teſtament ihres verſtorbenen Ge-
Hier hatte Otto ſeinen Kindern ſein Ver-
zu beſtimmten Theilen vermacht, hatte
zu ihrer Vormünderinn ernannt, ihr le-
g die Einkünfte einiger Güter angewieſen,
im Falle beyde Kinder ſtürben, zur einzi-
inn alles Vermögens eingeſetzt.
ſtatt ihn zu beruhigen, machte ihn die-
ament noch verwirrter. Agnes liebte ihn
erben, das wußte er, er ſahe es zu deut-
und daher äußerte er öfters, wenn ſie
aren, wie gern er ſie ſehen möchte, wenn
der der Seite geſchafft würden. Agnes
h Anfangs nicht darein verſtehen; allein
langen wurde immer dringender, und die
Verliebte dadurch immer gefügſamer.
aufzubringen und ihn vielleicht ganz zu
, war für ſie ein Gedanke, den ſie ſich
ie die innigſte Herzensbewegung denken
ein Gedanke, der ihr tödtlich ſchien. Sie
ach Rath und Mittel, allein jedes Mahl
t; denn das Mutterherz behielt Anfangs
hand, blieb wenigſtens lange mit der Lieb-
Eiferſucht. — Albert ſah, daß ſein Ende
wer zu erreichen ſeyn würde. Er faßte

daher den Entschluß, die erst vor Kürzem zusammengeknüpften Bande wieder zu zerreissen, und unversehens hinwegzugehen. Agnes erfuhr es, und nun ward ihre Liebe zur Raserey. Sie kannte sich nicht mehr, vergaß ganz daß sie Mutter wäre, und ergriff in der Hitze ihrer Raserey einen Entschluß, den nur eine Medea ergreifen konnte.

Wir haben oben von einem gewissen Hager gehört, welcher den letzten Herzog von Meran, den Vater der Agnes, umgebracht hatte. Dieser mußte es durch seine Macht dahin zu bringen, daß er trotz der Mordthat doch seine Lehen behielt, und nun wieder bey der Fürstinn ungehinderten Zutritt hatte. Mit diesem (denn er war ein wilder unbändiger Mann) kam Agnes überein, daß er ihre Kinder aus dem Wege räumen sollte, jedoch so, damit die Sache wenigstens von ihrer und seiner Seite verborgen bliebe. Sie gab ihm reichliche Geschenke, und begleitete diese mit Verheissungen, welche den ohnehin an Mord gewöhnten Böswicht ganz zu dieser die Menschheit entehrenden That bestimmen mußten. Hager versprach, und Agnes hatte nun nichts weiter zu thun, als die Abreise ihres Alberts zu hintertreiben, welches ihr auch durch einige Kunstgriffe leicht gelang.

Unterdessen ging Hager hin, die schreckliche That zu vollführen. Er traf die Kinder allein mit ihrer Wärterinn, zog ohne weiters sein Schwert, und ermordete erst diese. Zürchterlich war das Geschrey der Unschuldigen bey diesem schauervol-

Anfange. Leuthold 3 Jahre alt, hob die
nde empor, weinte und jammerte, und sprach:

„Lieber Hager laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Und Plassenburg des neuen
Es soll dich nicht gereuen.

Mi Hager parce amabo,
Tibi Orlamündum dabo,
Cum Plassenburgo recenti
Tibi non poenitenti,

Die kleine Guta, welche nur erst zu lallen
ng, wurde ängstlich. Sie ergriff die Docken,
denen sie eben gespielt hatte, und reichte sie
Mörder mit einer Unschuldsmiene, welche
er besänftiget haben würde. In einer Ein-
stammelte sie:

„Lieber Hager laß mich leben!
Ich will dir alle meine Docken geben.

Mi Hager parce amabo!
Tibi crepundia mea dabo. *)

Allein vergebens flehte die Unschuld um
nung. Der Mörder erwürgte sie beyde,

Ich würde mich gehüthet haben, diese Verse hier-
her zu setzen, wenn ich nicht durch einen Schrift-
steller des vorigen Jahrhunderts dazu berechtiget

und kam ohne von jemanden geſehen zu werden davon. Einige Stunden darauf wurde erſt Lärm. Und als die Schreckenpoſt zur Gräfinn kam, fiel ſie in Ohnmacht. Sogleich war Albert, dem die Nachricht eben willkommen war, bey der Hand, um ſie zu tröſten. Denn er ſelbſt wußte nicht, daß ſie die Urheberinn dieſer Mordthat ſey. Lange ließ ſich zwar Agnes nicht beruhigen; aber die Liebe zu Albertn erwachte endlich doch wieder, und wirkte um ſo mehr, da ſie keine Hinderniſſe der Ehe mehr vor ſich hatte. Die entſeelten Leichname der Kinder wurden nach Himmelskron gebracht, und daſelbſt in dem Begräbniſſe ihres Vaters Otto, Grafens von Orlamünden beygeſetzt.

Bey allen dem blieben in dem Herzen der Agnes doch geheime Spuren der Reue und Unruhe zurück. Sie zeigte ſelbe aber nicht, und that

---

worden wäre. Dieſer iſt Chriſtoph von Waldenfels, welcher ſelbe als eine alte Tradition anführt. Herberger in ſeiner Herzpoſtill erzählt das nähmliche, und führt noch bey: Hager, welcher in ſeiner Boßheit verharrte, ſey, nachdem er eine andere Mordthat begangen, gefangen genommen, und zum Tode verurtheilt worden. Im Verhöre geſtand er freywillig den verübten Kindermord, und fügte von innerer Gewiſſensangſt angetrieben noch bey, daß ihm alle Schmerzen Kleinigkeit wären, gegen die Erinnerung an die kleine unſchuldige Gutz, wie ſie ihm, damit er ſie verſchonen möchte, ihre Docken anbot.

ſich allen Zwang an, um die geheimen Qualen ihrer Seele zu verbergen. Sie kam nun mit Albert in allen Stücken überein, der Tag ihrer Trauung wurde feſtgeſetzt, und dieſe wirklich vollzogen. Jetzt hatte Agnes alles, was ſie verlangte; allein, eine ruhige Seele fehlte ihr doch noch, und dieſe zu erhalten, ſuchte ſie ihren geheimen Kummer durch mancherley Vergnügungen zu zerſtreuen. Sie gab große Feſte, und wurden wieder zu großen Feſten geladen, ſie hatte immer Geſellſchaft bey ſich, wohnte bald einer Jagd, bald einem Turniere bey, und brachte es durch ihre Verſuche ſo weit, daß ihr wirklich leichter zu werden anfing. Ihre vorige Lebhaftigkeit, ihr Feuer, ihre Raſchheit kehrte ſchon wieder zurück, und ſie mußte ſich ſo wie ehemahls durch ihre mannigfaltigen Fähigkeiten wieder auszuzeichnen. Allein ſie hatte doch eine ſchwarze gebrandmarkte Seele; und daher konnte ihre erzwungene Ruhe keinen Beſtand haben, durfte ihn nicht haben. Der Himmel wollte den Zeitpunct ihres Ehevergnügens nicht weiter ausdehnen, denn das Laſter ſoll und darf ſchon hier auf Erden nicht glücklich ſeyn.

Albert ritt einſt ſeiner Gewohnheit gemäß am Morgen auf die Jagd, und am Abende noch war er nicht wieder zurückgekehrt. Dieß befremdete die Gräfinn einiger Maßen, allein ſie ließ ſich doch nicht daran. Der zweyte Tag verging, und auch der dritte, und Albert kam noch nicht. Agnes wurde immer unruhiger, ſchickte Boten aus, um ihn zu ſuchen. Alle kehrten ohne etwas

gefunden zu haben zurück. Die ganze Nachbar
schaft wurde durchforscht, und endlich (welch Ent
setzen) endlich fand man in dem abgelegensten Or
te eines Waldes Alberten mit allen seinen Ge
fährten erschlagen. Sie waren aller ihrer Waffen
und Kleidungen beraubt, und ihre Leiber zum
Theile schon von wilden Thieren aufgefressen. De
Schrecken, welcher bey dieser Nachricht wie ein
Blitz durch die Seele der Gräfinn fuhr, läßt sich
mit Worten nicht schildern. Sie sah ihren geliebt
ten Albert, um welchen sie zur Mörderinn gewor
den war, zerfleischt vor sich liegen, raufte ihre
Haare aus, krümmte und warf sich auf der Erde
wie eine Verzweifelnde herum; die Bilder ihrer
gemordeten Kinder stellten sich ihrer Seele nun
von neuem dar, und ihre Raserey ging so weit,
daß sie sich und die Stunde ihrer Geburt mit den
gräulichsten Verwünschungen verfluchte. Sie wür
de in ihrer Raserey das nächste Mittel ergriffen
haben, sich zu entleiben, wenn man minder auf
merksam auf sie gewesen wäre. Aber alle
lief da zu Hülfe. Man brachte Alberts Leich
aus ihrem Gesichte, und beruhigte sie, man rie
einige Geistliche, welche in der Gegend als vor
züglich fromme Männer bekannt waren, und g
sellte sie ihr bey. Allein lange dauerte es, b
diese mit ihren Worten Eingang fanden. Ih
blutenden Kinder standen immer noch vor ihre
Augen, und sie verfiel aus einer Verzweiflun
in die andere. Von innerer Seelenqual war
ihr sonst gesunder Körper so entstellt, daß sie s

in einigen Tagen nicht mehr ähnlich sah. — Endlich erwachte sie aus ihrer Raserey, und begann ihr Erwachen mit einem solchen Abscheu gegen Albertus, daß sie kaum zu beruhigen war. Diesem folgte eine Verwünschung ihrer unseligen Leidenschaft und der daraus entsprungenen Lasterthat. Sie bereuete ihre Verbrechen, und obgleich immer noch ein hoher Grad von Verwirrung in ihrer Seele lag, so war doch diese Reue aufrichtig. „Ich wollte, sagte sie erst zu ihrem Beichtvater, ich wollte, das weiß Gott, gern die Sclavinn des mindesten meiner Knechte seyn, wollte alle meine Güter verlassen, und bis an mein Ende in der äußersten Armuth leben, wenn ich meine Kinder, ach die guten Kinder wieder haben könnte!" — „Kann mir Gott wohl meine unerhörte Grausamkeit vergeben, die mich unter das Vieh herabgewürdigt, und zu einer Wohnung des Teufels gemacht hat?" — „O Gott! kann ich für meine Sünde genug thun, kann ichs mit dem letzten Tropfen meines Bluts, ach er soll fließen für meine Missethat!" So sprach sie erst, und die Reue ihres Herzens wurde immer inniger, je mehr die Verzweiflung abnahm.

Der Geist der damahligen Zeiten brachte es mit sich, daß Leute, die für ihre Sünden recht aus Herzensgrund genug thun wollten, eine Bußreise nach Rom unternahmen. Dort verlangten sie vom Papste Absolution, wofür sie ansehnliche Opfer brachten. Auch Agnes entschloß sich im Geheim zu einer solchen Reise, und machte den Entschluß niemanden weiter, als einer ihrer

Aufwärterinn und den Nonnen im Kloſter Himmelskron bekannt. Es war in der Nacht, als ſie mit jener ihre Reiſe antrat. Sie legte alle ihre Kleider ab, und zog ein Bußkleid an; ſie nahm nichts weiter, als was ſie zum Opfer beſtimmt hatte, mit ſich, und reiſete mit ihrer Gefährtinn zu Fuß, und mit bloßen Füßen. Immer betete ſie, und immer brachen aus ihrer Bruſt Seufzer der Reue hervor. Nie wurden ihre Augen trocken. Sie bettelte unter Wegs das Wenige was ſie zu ihrer Nahrung bedurfte, ſchlief oft unter freyem Himmel, ſtand Froſt und Hitz aus, hungerte und dürſtete oft; aber auf alle die Beſchwerlichkeiten ſchien ſie nicht zu merken, und ſich bloß allein mit dem Gedanken an das Heil ihrer Seele zu beſchäftigen. Wer ſie einhergehen ſah, wurde gerührt, wer ſie beten und ſeufzen hörte, konnte ihr ſein Mitleid nicht verſagen.

Sie kam in Rom an, und erhielt die ſo ſehnlich verlangte Abſolution nach vielem Bitten und Beſuchen. Viele Nächte brachte ſie ganz im Gebethe auf ihren Knieen zu, und gelobte hier ihr ewiges Leben in dem Zitterzienſer Nonnenkloſter Himmelskron zuzubringen. Für ihren Vater, für ihren erſten Gemahl, für Ulrichen und ihre Kinder ließ ſie beten und Meſſe leſen. Letztere verehrte ſie als Märterer, und bate ſie um ihre Fürbitte bey Gott an. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſehr ſie ſich bemühete, ihre Sünde abzubüßen, und wie aufrichtig ihre Reue war.

Sie reiſte von Rom wieder ab, und eilte dem Kloſter Himmelskron zu. Weit größer war

n die Beſchwerlichkeiten ihrer Zurückreiſe, theils
eil ihr Körper nun ſchon ganz geſchwächt und
gehärmt war, theils auch weil faſt beſtändig
haltendes ſtürmiſches Wetter ſie begleitete.
nun hatte ſie noch die Hälfte des Weges zu-
ckgelegt, ſo überfiel ſie ein groſſer Platzregen
einer Gegend, wo ſie gezwungen war, die Nacht
ter freyem Himmel zuzubringen. Die Luft war
r kalt, und dieß verurſachte, daß die Reiſende
mmt ihrer Gefährtinn erkrankte. Hier lagen
n beyde unter freyem Himmel, zitternd vor
lte, ohne trockene Kleider, ohne Speiſe, ob-
alle menſchliche Hülfe. Troſtlos ſchloſſen ſie
ander in ihre Arme; miſchten ihre bittern Thrä-
unter einander, um flehten zum Himmel um
ndhaftigkeit und Hülfe. Die Nacht dauerte
en lang, und als der Tag anbrach, wollen ſie
r ihre Reiſe fortſetzen; aber beyde waren zu
wach. Ein Landmann, welcher mit ſeinem Wa-
vorüberfuhr, ſah ſie, und erbarmte ſich ihrer.
ſtieg ab, half den zwey Verlaſſenen hinauf,
führte ſie mit ſich in ſeine Behauſung. Hier
er ſie, ſo gut es geſchehen konnte, pflegen;
in die Gefährtinn unſerer Agnes wurde im-
elender, und ſtarb endlich. Nach einigen
chen hatte ſich die Gräfinn erholt. Verlaſſen
traurig trat ſie nun allein ihre noch übrige
e an, nachdem ſie vorher ihrem Wohlthäter
einzige, was ſie von einiger Werthſchaft noch
ſich trug, ein ſchönes ganz goldenes Kreuz
enkt hatte, um ihn, wie ſie ſagte, nur einis
Maſſen für ſeine Dienſte zu belohnen.

So anhaltende Betrübniß, wozu sich noch so viele körperliche Beschwerlichkeiten gesellten, mußten ganz natürlich auf das Nervensystem der Gräfinn einen großen Einfluß haben. Sie war zwar durch die päpstliche Absolution einiger Maßen beruhigt; dem ungeachtet kehrte noch oft ihre vorige Verwirrung zurück. Dieß brachte in ihr eine gewisse Art von Wahnsinn hervor, den man periodische Wuth oder Raserey, wo die erhitzte Einbildungskraft das Uebergewicht erhielt, nennen konnte. Sie zerriß in dieser Verwirrung oft ihre Kleider und raufte ihre Haare aus, sie bestreute sich mit Sand und Koth, und zerschlug ihr Gesicht mit Fäusten. So elend wurde Agnes, so wurde sie für ihr Laster bestraft. In manchen Orten, wo sie in diesem Zustande durchreiste, wurde sie verspottet. Die leichtsinnige Jugend trieb ihren Scherz mit ihr, und sie litt alles geduldig. In andern erbarmten sich gutgesinnte Leute über die Elende, gaben ihr Speise, Kleidung und begleiteten sie. So hatte sie ihre Reise zurückgelegt, und war unter diesen Umständen an einem kalten Winterabende bey der Pforte des Klosters Himmelskron angekommen. Hier kniete sie im tiefsten Schnee nieder und bethete lang. Ihr ganzer Körper erstarrte nach und nach. Sie zog die Glocke, und die Pförtnerinn kam an die Thür. Ich bitte euch, sprach Agnes mit wehmüthiger Stimme, erbarmet euch einer Elenden, und nehmet mich unter Dach. Die Pförtnerinn eröffnete ihr die äußere Thür, aber ganz hinein durfte sie selbe ohne ausdrücklicher Erlaubniß der Oberinn

icht laſſen. Dieſe ſaß mit ihren Schweſtern beym
bendeſſen, und ehe die Pförtnerinn die Erlaub-
iß erhielt, verſtrich eine ziemliche Weile. Agnes
ag auf ihren Knieen bey der Thür, zitterte und
ethete. Eine ungewöhnliche Herzensangſt hatte
ch ihrer bemeiſtert, wodurch ſie in den gewöhn-
chen Zuſtand der Sinnenverrückung gerieth. Sie
annte mit dem Kopfe gegen die Mauer der Halle,
ürzte wieder auf das Pflaſter hin, zerkratzte und
erſchlug ihr Angeſicht, und lief zur Thür hin-
uf. Allein ihr Körper war ſchon zu ſehr ge-
chwächt, und vielleicht ſollte ſie auch ſchon ge-
ug gelitten haben. Sie fiel an der Mauer der
irche, gerade an dem Orte, wo ihre Kinder
egraben lagen, zuſammen, und es iſt ungewiß,
b ſie ſich verblutet habe, oder erfroren ſey.

So ſtarb die ſchöne, reiche und ſonſt gut-
eartete Agnes als ein Opfer der verblendeten
iebe. So verging die mächtige Gräfinn von Or-
münden im Elende! O möchte doch ihr Tod
anchen Frauenzimmer zum Muſter dienen, möch-
doch ihr Leben manche belehren, wie leicht
an die Grenze der Liebe überſchreiten, und da-
urch unglücklich werden könne. Man fand ſie
m andern Morgen, erkannte ſie, und ſie wur-
in einer Ecke des Kloſterchors begraben, wo
nge noch ihr Bildniß zu ſehen war.

Anna Boleyn.

Anna, die Tochter eines gemeinen Engliſchen Edelmanns, durfte ſich von Seiten der Mutter, aus dem Hauſe von Norfolk, zum vornehmſten Adel zählen. Daher kams vermuthlich, daß ſie ſchon als Kind gewürdigt ward, die Prinzeſſinn Maria, Schweſter Heinrichs des achten von England, und Gemahlinn Ludwigs des zwölften von Frankreich, nach dieſem Reiche zu begleiten. Maria war nur wenige Monathe mit dem alten Könige vermählt, und kehrte nach ihrem Vaterlande aus den Armen eines Königs in die Arme eines Lords zurück, aber Anna Boleyn blieb in Frankreich, und zwar an dem Hofe der Königinn Claudia, Gemahlinn Franz des erſten, bis ſie ungefähr in einem Alter von fünfzehn Jahren nach England zurück ging.

Ungeachtet Anna in der Folge eine ſo glänzende Rolle geſpielt hat, ſo iſt doch über die erſten Jahre ihres Lebens eine gewiſſe Dunkelheit verbreitet, die man vielleicht mit Fleiß nicht allzu ſehr aufklärte, weils etwa in der Folge ihrem königlichen Liebhaber nicht angenehm war, wenn jedermann wußte, daß ſeine Gemahlinn einſt als

Kammerfräulein bey Prinzeſſinnen gedient hatte. Indeſſen da der Franzöſiſche Hof von jeher der galanteſte war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Anna von Paris einen gewiſſen Geiſt der Eitelkeit mitbrachte, der in der Folge einen Hauptzug ihres Charakters ausmachte. Sie wollte gefallen, gewann durch ihre Tugend und Reitze einen König, genoß eine Zeit lang der höchſten irdiſchen Glückſeligkeit, wurde aber nach wenigen Jahren in ein Labyrinth von unglücklichen Verbindungen verwickelt, deſſen Ausgang der Weg zum Blutgerüſte war.

Nach ihrer Zurückkunft aus Frankreich ſcheint Anna eine Zeit lang auf dem Lande ſich aufgehalten, und an den Schönheiten der Natur ſehr vielen Geſchmack gewonnen zu haben. Ein junges Mädchen, das noch fähig war, das Landleben ſo wünſchenswürdig zu finden, und den einſamen Aufenthalt auf einem Landgute dem Stadtleben und Hofe vorzuziehen, ſollte deren Charakter in Frankreich ſo verdorben worden ſeyn, als die Läſterer Annens ſagen, die ſich nicht ſcheuen, eine Buhldirne aus ihr zu machen? — Doch der Brief ſelbſt, den das Fräulein ſchrieb, iſt zu intereſſant, hat zu viele Naivetät, enthält zu viele Züge der edlen Einfalt der Sitten jener Zeit und des Charakters der Verfaſſerinn, als daß ich ihn meinen Leſern nicht ganz mittheilen ſollte. Noch nicht ſehr lange hat ihn ein Engliſches Journal zuerſt bekannt gemacht. Da ich nun nicht finde, daß der Echtheit deſſelben widerſprochen

werden wäre, ſo glaube ich berechtiget zu ſeyn, ihn für wahr zu halten. Hier iſt er:

Liebe Maria!

Ich bin jetzt faſt ſchon einen ganzen Monath in der Stadt, *) und kann eben nicht ſagen, daß ich hier viel vorzüglich Angenehmes gefunden hätte. Wir ſtehen des Morgens ſehr ſpät auf, ſelten vor 6 Uhr, dabey ſind wir ſpät bis in die Nacht auf, und kommen ſelten vor 10 Uhr ins Bett; ich verſichere Dich, daß ich von dieſer Lebensart ganz krank bin. Wenn ich nicht den ſchönen Sachen zu Gefallen bliebe, die ich faſt jeden Tag geſchenkt erhalte, ſo flöhe ich leicht vor Ungeduld wieder aufs Land. Meine liebe Mutter kaufte mir geſtern ſchöne Leinwand zu 3 Hemden, die Elle zu vierzehn Pence, und bald werde ich zu dem Balle bey Mylord Norfolk ein Paar neue Schuhe von Zeuch bekommen, die wenigſtens 3 Schilling koſten werden. Durch das unordentliche Leben, welches ich hier führen muß, hat mein Appetit, den ich ſonſt hatte, ſehr abgenommen. Du weißt, daß ich ſonſt gewohnt war, ein gut Stück geräuchertes Schweinfleiſch zum Frühſtücke zu nehmen, und einen Krug

*) London.

Krug gutes Bier dazu zu trinken; allein hier genieße ich kaum die Hälfte, ungeachtet wir sehr spät zu Mittage speisen, denn in den vornehmen Häusern wird das Mittagessen vor zwölf Uhr nicht aufgetragen. Gestern Abend spielten wir Plumpsack beym Lord Hincaster; Lord Surrey, ein niedlicher Junggeselle, war dabey; er sang auch ein Liedchen, welches er selbst gedichtet hatte, das uns recht wohl gefiel. Mein Bruder sagte mir dabey ins Ohr, daß hier Lord Surreys Liebste, die schöne Geraldine, das artigste Mädchen sey. Ich wünsche, sie zu sehen, denn sie soll eben so sanft in ihrem Umgange, als schön seyn. Liebe Maria! siehe ja in meiner Abwesenheit auch nach meinen jungen Hühnern. Die armen Küchlein! sonst gab ich ihnen selbst ihr Futter. Wenn Margarethe die scharlachwollenen Handschuhe fertig gestrickt hat, so wird es mir lieb seyn, wenn ich sie mit der ersten Gelegenheit durch dich erhalte. Lebe wohl, meine gute Maria! ich gehe jetzt in die Messe; das versprochene Gebethbuch wirst du bald erhalten. —

Anna Boleyn.

Ungefähr ums Jahr 1528 kam Anna in die Dienste der Königinn Catharina, die etwas älter, als König Heinrich war, und vieles Spanische, d. i. vielen Ernst und Stolz, in ihrem

Charakter zeigte. Da der König ein Wollüstling war, und ihm daher die jungen Hofdamen besser gefielen, als seine Gemahlinn — so war es nicht zu verwundern, wenn die reitzende, lebhafte Anna ihn ganz vorzüglich einzunehmen wußte. Doch war der König in seinen Bewerbungen um ihre Gunst nicht sehr glücklich, und Anna machte die Sprödе, entweder weil sie es wirklich für Unrecht hielt, Beyschläferinn zu seyn, oder weil sie ehrgeitzig genug war, Königinn heissen zu wollen. Letzteres ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, weil sie nach kurzgenossenem Glücke die Krone so gleichmüthig mit dem Henkersbeile vertauschte.

Indessen wurde der König durch Annens Sprödigkeit nur desto begieriger nach ihrem Besitze, und da es ein Zug seines Charakters war, seine Entwürfe durchzusetzen, sollte er gleich die äußersten Mittel gebrauchen, wie dieses aus vielen folgenden Handlungen seines Lebens erhellt, so traf er auch hier gewaltsame Maßregeln. Heinrich wollte von Catharinen geschieden seyn, und trug die Sache seinem Parlamente vor.

England war damahls den Grundsätzen der römischen Kirche noch treu, von der es bekannt ist, daß sie die Ehe für ein Sacrament, und daher für unauflöslich hält. Daher weigerte sich das Parlament Anfangs, die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung zu erkennen, um so mehr, da der Papst, aus Furcht vor Kaiser Carl dem fünften, sie gänzlich mißbilligte. Endlich mußte es sich den Befehlen des Königs unterwerfen, und ihn scheiden. Der Papst that den König in den Kir-

nbann, vermuthlich weil er ihn nicht genug
nte, und nicht für fähig hielt, die Schritte zu
n, die in der Folge den römischen Stuhl so
erschütterten. Denn Heinrich, der ehemahls
en Luther geschrieben hatte, zerriß nun die
nde, die sein Reich bisher an Rom geknüpft
ten, mit Gewalt, erklärte sich für das Haupt
Kirche, zog die Klöster ein, ließ die Bibel
der Englischen Sprache bekannt machen, kein
ld mehr nach Italien senden, die Geistlichen
raihen, und stellte, mit einem Worte diejeni-
Lehrsätze auf, gegen die er zehn Jahr vor-
so heftig zu Felde gezogen war.

So machte ein Frauenzimmer den König
nrich zu einem Reformator, und stieß Grund-
e um, die ihr Liebhaber so fest geglaubt und
theidigt hatte! So brachten die Reitze eines
chens dem Ansehen des römischen Hofs die
ste Wunde bey.

Catharina von Arragonien wurde im May
31 von dem Könige geschieden, und dieser ließ
im November 1532 mit der schönen Anna
uen. Dieser Zwischenraum zwischen Scheidung
Trauung machte ihr, dünkt mich, viele Ehr-
da sie nicht gleich triumphirend von dem
tze Besitz nahm, den ihre Vorgängerinn nun
gelassen hatte. — Die erste und letzte Frucht
ser Ehe war Elisabeth, die im September des
genden Jahrs zur Welt kam, und in der Fol-
eine so glänzende Rolle spielte.

Heinrich war der unbeständigste Liebhaber,
seine Unbeständigkeit war desto gefährlicher,

da die königliche Gewalt ihm leicht Mittel an die Hand gab, den vorher geliebten Gegenstand, nach der Sättigung seiner Lüste, auf die Seite zu schaffen. Er verliebte sich bald in eine andere Hofdame, und suchte nun Ursachen hervor, der Boleyn los zu werden. Ihre Munterkeit und ihr Leichtsinn ließen sie nicht gehörig auf der Huth gegen denjenigen seyn, der Beschuldigungen gegen sie suchte. Man gab ihr daher verschiedene Ausschweifungen und Untreue gegen den König Schuld, welche aber bloß erdichtet waren, um wenigstens nicht ganz ungerecht zu scheinen. Heinrich ließ ihr den Prozeß machen, und die Richter fanden diejenige leicht des Todes würdig, welche ihr Fürst gern auf die Seite schaffen wollte. Anna wurde verdammt, entweder verbrannt zu werden, oder den Kopf zu verlieren. Der König war noch gütig genug, die letztere Todesstrafe zu genehmigen.

Man erzählt, daß sie, während des Prozesses, bald wie untröstlich weinte, bald wieder so lustig war, als ob sie noch auf dem Throne säße. Indessen starb sie mit großer Standhaftigkeit. Wenige Stunden vor der Hinrichtung sagte man ihr: Der Scharfrichter von Calais sey dazu berufen worden. „Das ist gut, sagte sie, denn ich habe einen sehr kurzen Hals" — und fühlte zu gleicher Zeit an denselben. — Als sie niedergekniet war, um das Haupt auf den Block zu legen, bedeckte sie sorgfältig die Füße mit ihrem Gewande, um sittsam zu sterben — ein schöner

ung von einem Frauenzimmer, dem man Un-
eaſchheit Schuld gab — und zugleich ein Zei-
hen von Beſonnenheit in dem letzten Augenblicke.

Kirſchke, der Mordbrenner.

In der Nacht am 11. Sept. des Jahrs 1795
ntſtand zu Schärtendorf bey Grünberg, bey dem
auer Chriſtian Häusler ein Feuer, wodurch 4
ehöfte in Aſche gelegt wurden, viel Vieh ver-
annte, und ein Junge von 13 Jahren, wel-
er auf dem Heuboden geſchlafen, ein Raub der
lammen wurde. Kaum war dieſer Brand ge-
ſcht, als in der gleich darauffolgenden Nacht
ermahl am entgegengeſetzten Ende des Dorfes
uer entſtand, das Haus des Gärtners Seifert
braunte, und ein Schaden von 1423 Thaler
rch dieſe zweymahligen Brände entſtanden war,
a man den Chriſtian Kirſchke, welcher bey ſei-
m Stiefſohne, dem zuerſt abgebrannten Häus-
, im Ausgedinge lebte, bey beyden Feuers-
ünſten gänzlich vermißt hatte, ſo fiel auf ihn
r Verdacht, daß er wohl das Feuer möge an-
legt haben. Man ſchickte alſo athalten hin Leu-

te aus, ihn zu suchen, und fand ihn endlich im hohen Hanfe liegen. Er ward ergriffen, und man sagte ihm geradezu, daß man ihn für den Brandstifter halte. Ohne sein Verbrechen abzuläugnen, gestand er dasselbe vielmehr sogleich; ward, wie gewöhnlich summarisch verhört, und dann zur Special-Inquisition in hiesige Frohnveste gebracht.

Nicht nur der Pastor Stein zu Rothenburg, zu dessen Gemeinde der Kirschke gehört, bezeuget es, daß er immer ein sehr gesitteter und stiller Mann gewesen, welcher sich keines Lasters öffentlich schuldig gemacht, den öffentlichen Gottesdienst sehr fleißig besucht, sich zur Nachtmahlsfeyer ordentlich eingefunden, und daß die sichtbare Aufmerksamkeit und Andacht, welche er hier bewiesen, ihn zu den Ansprüchen auf äußere Religion zu berechtigen geschienen; sondern auch alle, die ihn sonst gekannt haben, und denen er arbeitete, gaben ihm das Zeugniß, daß er immer ein arbeitsamer, dienstfertiger und geschätzter Mann gewesen sey. Mehrere bezeugten ihm das zu seiner großen Freude noch in den letzten Tagen seines Lebens in seinem Gefängnisse. Um so mehr drängt sich gewiß einem jeden, der dieß liest, die Frage auf: Wie kam der unglückliche Mensch zu dem schaudervollen Verbrechen? Diese Frage kann theils aus den Acten, theils aus mehreren mündlichen und offenherzigen Unterredungen des Kirschke, vollkommen zuverlässig beantwortet werden, und die bloße auch nur nackte Geschichtserzählung wird dem philosophischen Beobachter des Men-

chen gewiß Stoff zu vielen, nicht ganz unbe-
deutenden Reflectionen darbiethen, ſo wie nie-
mand den Unglücklichen ohne Ausbeute für Ver-
ſtand und Herz verließ.

Der Kirſchke, 45 Jahre alt, evangeliſcher Religion, mittlerer Statur, von ſehr geſunder Leibesbeſchaffenheit, ſanguiniſch-choleriſchen Temperaments, aus dem Dorfe Schweinitz, wo ſein Vater Schäfer geweſen war, gebürtig, lebte, nachdem ihm ſein Eheweib vor 3 Jahren geſtorben war, bey ſeinem Stiefſohne, dem Bauer Häusler zu Schärtendorf im Ausgedinge, und nährte ſich von Tagarbeit. Bey dieſem Häusler diente eine gewiſſe Anna Eliſabeth Seifert als Magd. In dieſelbe verliebte er ſich, ſeine Liebe ward heftige Leidenſchaft, und er begehrte die Seifertinn zur Ehe. Sie verlobte ſich mit ihm, und er gab ihr die unter Perſonen ſeines Standes in hieſiger Gegend gewöhnlichen Brautgeſchenke. Das geſchah etwa gegen Oſtern und ſollte zu Johannis die Hochzeit ſeyn. Seine Liebe ward immer leidenſchaftlicher, ſie ward ſo ſtark und unüberwindlich, daß auch der Kerker ſie nicht aus ſeinem Herzen vertilgen konnte. So gefaßt auch der Mann in ſeinem Gefängniſſe war, ſo ſchwand alle Faſſung dahin, und er zerfloß in Thränen, ſo bald man von dieſer ſeiner Braut mit ihm ſprach. Ja! noch 14 Tage vor ſeiner Hinrichtung verſicherte er, daß er, wenn er frey werden könnte, die Seifertinn noch heirathen würde, wenn ſie ihn haben wollte.

Doch zur eigentlichen Gerichtserzählung! Der Kirschke glaubte bald nach seiner Versprechung mit der Seifertinn mancherley Veranlassungen zur Eifersucht zu finden. Er stellte sie deßhalb zur Rede; manches Mahl beruhigte sie ihn durch freundliches Zureden, manches Mahl aber gab sie ihm auch durch leichtsinnige Scherze, oder auch wohl etwas rauhe Worte, wenn er sie mit seiner Eifersucht zu sehr plagte, und sie endlich verdrießlich wurde, noch mehr Stoff zur Selbstpeinigung. Sein Stiefsohn, bey dem seine Braut diente, der Bauer Häusler, war der Gegenstand seiner marternden Jalousie, ungeachtet er im Verhöre so wohl, als in Privatgesprächen versicherte, daß er den Häusler nie bey einer unerlaubten Vertraulichkeit mit seiner Braut betroffen: so beredete er sich doch, und blieb im Gefängnisse bey diesem Verdachte, daß seine Braut ihm nicht ganz treu sey, und daß ihre Freundlichkeit gegen ihren Wirth sich auf ein heimliches Liebesverständniß mit demselben gründe.

Manches Mahl befürchtete er doch, daß seine Braut wohl wirklich verführt, und er dann betrogen werden könne. Hiermit vereinigten sich mancherley Klatschereyen, die man ihm zubrachte. Man beredete ihn, daß, wenn er wieder heirathe, er sein Ausgedinge verlieren, ein anders Mahl, daß seiner Braut Vater, der Gärtner und Büttner Seifert, in die Verbindung nicht einwilligen werde. Seine Qualen erstiegen den höchsten Grad, da gedachter Seifert ihm endlich selbst versicherte, daß er es nicht zugebe, daß

ine Tochter vor Beendigung ihres Dienstjahres
irathe, und folglich die Hochzeit nicht zu Jo-
annis, sondern erst zu Weihnachten vor sich ge-
en könne. Nun glaubte er gewiß zu seyn, daß
an ihn hintergehen, und durch diese Verzöge-
ung nur Zeit gewinnen wolle. Er faßte den Ent-
chluß, Schärtendorf zu verlassen, und die 100 Th.
elche er nach und nach erübrigt, und bar da lie-
en hatte, zu nehmen, und sich außerhalb sei-
es Vaterlandes anzubauen, damit er die Sei-
ertinn nur nicht mehr sehen könne, und auf
ieſe Art die Liebe zu ihr los würde. Er bereue-
e es in seinem Gefängnisse mehrmahls, daß er
as nicht wirklich gethan habe; aber, sprach er,
enn ich meine Braut wieder sah, und sie mir
ut zuredete, so konnte ich nicht wieder von ihr
assen. Jetzt ward er wieder etwas ruhiger; und
r faßte den Entschluß, sich in Schärtendorf selbst
in Haus zu bauen, und dann, ohne bey seinem
Stiefsohne ferner wohnen zu dürfen, mit seiner
Beliebten froh und ordentlich zu leben, besprach
ich auch wenige Tage vor der unglücklichen Brand-
ifftung deßhalb mit dem herzogl. General-Päch-
er und Oberamtmanne Herrn Schulz über eine
schickliche Bauſtelle. An dem für ihn unglückli-
chen 10. September geht er früh in die Schär-
tendorfer Walkmühle auf Gartenarbeit, arbeitet
den ganzen Tag über fleißig und mit ziemlicher
Heiterkeit, kommt Abends um 8 Uhr heim, ſin-
det seine Wirthinn mit ihren Kindern, da indeſ-
ſen seine Braut noch nebſt dem Wirthe und übri-
gem Hausgesinde auf dem Felde ißt, und gehet

zum Branntweinbrenner. Dort läßt er ſich ein Quartierchen Branntwein geben, findet daſelbſt einen Viehhändler, mit welchem er ins Geſpräch kommt, trinkt jetzt nach und nach drey Quartierchen Branntwein aus, und läßt ſich in ein bey ſich habendes Fläſchchen noch drey Quartierchen füllen. Um 10 Uhr gehet er nach Hauſe und findet alle ſeine Hausgenoſſen bereits im Bette. Er gehet nun zuförderſt in den Pferdeſtall, an welchen diejenige Kammer anſtößt, in welcher ſeine Braut ſchlief, klopfet bey ihr an die Wand, und ruft: Anna Lieſe biſt du da! ſchlafſt du ſchon? Sie antwortete ihm nach ſeinem Ausdrucke in einem ſchnippiſchen Tone: was ſie denn noch auf ſeyn ſollte, es ſey Zeit zu Bette zu gehen; er ſollte ſie ſchlafen laſſen. Der vom Branntwein erhitzte und eiferſüchtige Mann nahm dieſe Antwort ſehr übel auf, ging voll Rache von ihr weg, durch des Wirths Stube hindurch in ſeine ausgedungene Kammer, um ſich ebenfalls ſchlafen zu legen. Schon hat er ſich entkleidet, und iſt im Begriffe ins Bette zu ſteigen, ſo dünkt ihm, als ob er eine Stimme ihm rufen höre, er ſolle Feuer anlegen. Schnell kleidet er ſich wieder an, ſteiget durch das Fenſter ſeiner ausgedungenen Kammer hindurch, um nicht durch die Stube gehen zu dürfen, knebelt die Hausthür von außen zu, ſchlägt mit einem bey ſich habenden Stahle Feuer an, zündet ein Schwefellicht, welches er ſchon, ehe er auf die Gartenarbeit gegangen, zu ſich geſteckt hatte, um ſich ein Feuer zum Wärmen anzünden zu können, an Tobacksſchwamm

und ſteckt daſſelbe in das Strohdach ſeines
eſſohnes, welches auch ſogleich anfängt zu
nnen; der Kirſchke läuft hierauf, ohne den
deſten Lärm zu machen, zum Dorfe hinaus
en Buſch, 24 Stunden bringt er, ohne et-
s weiter als Branntwein zu genießen, auf
Felde und in der Heide zu! Endlich fällt
der Gedanke auf, daß die Stimme, welche
zugerufen, er ſollte Feuer anlegen, nicht ge-
habe: Wo das eigentlich geſchehen ſollte,
damit auch wohl ſeiner Vater Braut, der
fert, welcher die Heirath verzögert, und wo
Braut, auf welche er jetzt äußerſt aufgebracht
, ihre Sache in Verwahrung hatte, könne ge-
nt ſeyn. Er läuft früh gegen 3 Uhr ins Dorf
zündet auf die vorhin beſchriebene Art des Sei-
s Haus an, welches auch, jedoch dieß Mahl
daſſelbe allein, wirklich abbrennet, worauf er
inen im Buſch gelegenen Teich ſpringet, ſich er-
ſen will, das Waſſer ihn aber umwirft, er her-
ſteigt, ſich in ein Hanffeld verbirgt, ſodann
acht, gefunden, und, wie oben ſchon geſagt
den, gefänglich eingezogen, und verhört wird,
ſogleich alles ohne Rückhalt bekennet.

Sein Urtheil fiel dahin aus, daß er ver-
telſt des Feuers vom Leben zum Tode ſollte
racht werden. Er wurde auf die Publication
bereitet und voll der innigſten Reue über ſein
rbrechen, doch aber auch nicht ganz troſtlos, daß
Urtheil ein Todesurtheil ſeyn werde, ange-
ſen.

Man ſuchte ihn zu überzeugen, daß die Stimme, welche ihm nach ſeinem Bedünken zum Feueranlegen aufgefordert habe, keine andere, als ſeine eigene geweſen, und daß es ſehr gewöhnlich ſey, daß ein Menſch, von ſtarkem Getränke erhitzt, und im Anfalle desjenigen Widerwillens, der jetzt ſeine ganze Seele beherrſcht, mit ſich ſelbſt rede, ohne daß er das wahrnimmt. Es war ſchwer, ihn davon zu überzeugen, und es iſt ungewiß, ob er je davon wirklich überzeugt geweſen iſt. Auf die Frage, für weſſen Stimme er denn dieſen Aufruf zum Feueranlegen gehalten? antwortete er: für einen Aufruf Gottes, der den Häueler und Seifert habe ſtrafen wollen, ob er gleich, wie er verſicherte, dieſer Meinung ſich erſt nach vollbrachter That deutlich bewußt geworden, da er in der Stunde der Vollbringung derſelben faſt außer ſich und keiner Ueberlegung fähig geweſen, und folglich gar nicht eigentlich darüber nachgedacht habe, von wem dieſe Stimme, die doch die nächſte Veranlaſſung ſeines Feueranlegens geweſen, herkommen könne.

Endlich wurde dem Inquiſiten von dem Herrn Director und Inquiſitor Publicus Anders das Todesurtheil publicirt. Die Liebe zum Leben behauptete in ſo fern ihre Rechte, daß er das Remedium ulterioris defensionis ergriff, in etlichen Tagen aber aus eigener Ueberlegung dieſe ſeine Erklärung zurücknahm und ſich gänzlich bey dem ihm bekanntgemachten Urtheilſpruche beruhigte.

Wir beyde hieſige Prediger wurden nunmehr
irirt, ihn zum Tode zu bereiten. Wir tha-
ſolches nach einem ſchriftlich entworfenen und
einſchaftlich verabredeten Plane. Auch ſein
nahliger Prediger, der Herr Paſtor Stein,
dem eine Meile von hier gelegenen Rothen-
, beſuchte ihn nunmehr wöchentlich ein auch
rmahl, und ward von ihm immer mit vieler
lichkeit aufgenommen, wie er denn auch bey
er aller fortdauernden Beſuchen immer viel
merkſamkeit auf das, was mit ihm geſpro-
ward, herzliche Reue über ſein Verbrechen,
die unglücklichen Folgen, welche daſſelbe für
te gehabt, Aeußerungen eines wahehaftig
lichen Sinnes und ſtille Ergebung in ſein trau-
Schickſal zeigte. Nachdem alles Erforder-
berichtigt, ward der 10. Junius zum Tage
Urtheilsvollſtreckung anberaumet, und ſolches
. gedachten Monaths dem Delinquenten be-
gemacht. Seine gute Faſſung verließ ihn auch
da er den Tag ſeines Todes wußte, nicht,
es ward ſehr menſchenfreundlich zur Erleich-
g ſeines mitleidswürdigen Zuſtandes ver-
Die hieſige Bürgerſchaft, welche die nun-
ige Bewachung desſelben unentgeltlich über-
, betrug ſich hierbey auf eine wirklich mu-
afte Art, und der Delinquent erbath es ſich
die letzte Wohlthat, daß, als er den Tag
einer Hinrichtung früh Morgens nach Schär-
rf gebracht ward, 4 hieſige Bürger, die
t ihn bewacht, und ſo viel zu ſeinem Tro-
beygetragen hatten, ihn nach Schärtendorf

begleiten, und bis zu seiner Todesstunde bey ihm bleiben möchten, wozu sich dieselben auch bereit und willig finden ließen.

Am 9. Junius früh empfing er aus den Händen seines bisherigen Beichtvaters, des mehr gedachten Herrn Pastor Stein, das heilige Abendmahl mit vieler Rührung und frohem Hinblick in die Ewigkeit, ward von demselben wenig verlassen und auch von uns hiesigen Predigern dort noch besucht. Der Abschied, welchen er dort von mir nahm, wird mir nie aus dem Andenken kommen. Er blieb auch hier in seiner guten Fassung der Seele, doch lag feyerlicher Ernst auf seinem Gesichte, und er konnte die lächelnde Miene und Freundlichkeit, mit der er mich sonst bewillkommte, dieß Mahl nicht mehr von sich erhalten, welches wohl keinem meiner Leser befremdend seyn wird. Seine Söhne sprach er mehrmahls schon in hiesiger Frohnveste, und ermahnte sie rührend zu christlicher Rechtschaffenheit, und in seinem Schärtendorfer Gewahrsame unterredete er sich auch mit dem Häusler und Seifert, deren Wohnungen er angezündet hatte, und bath sie wehmüthig um Verzeihung. Auch seine Braut kam auf seine Bitte zu ihm. Was das Herz des armen Mannes bey ihrem Anblicke empfunden, kann jeder sich leicht vorstellen. Auch das Mädchen betrug sich hier Beyfalls werth.

Am 10. Juny früh verfügten sich der mehrgedachte Inquisitor Publicus und die vier Criminalschöppen von hier nach Schärtendorf, allwo der dortige Justizarius Herr Justiz-Commissa-

rius

aus Dehmel aus Sagan, nomine Dominii, schon gegenwärtig war, und der Landrath hiesigen Kreises Herr von Stenzeck auf Prittag sich ebenfalls einfand, und welche der Execution mit beywohnten. Das Executions-Commando bestand aus 450 Mann, nähmlich aus 200 Mann mit Ober- und Untergewehr und 2 Tambours, 50 Mann von der Schärtendorfer Gemeinde und 200 Mann Dragoner, die der Herr Major von Studnitz commandirte. Der Deutschen alten Verfassung gemäß, wurde unter freyem Himmel auf einem hinter Schärtendorf gelegenen freyen Platze, das Hochnothpeinliche Halsgericht gehegt, und um das Blutgericht 2 Kreise formirt.

Die Membra des peinliches Gerichts waren schwarz gekleidet und mit Degen versehen, sie setzten sich an den schwarzen Urtheilstisch, auf welchen der Inquisitor das Urtheil, einen weißen Urtheilsstab und seinen entblößten Degen legte. Gegen ¼ auf 8 Uhr ward der Delinquent vorgeführt, ihm von einem hiesigen Gerichtsdiener die Fesseln abgenommen, und er stand bandenfrey mit vieler Fassung da; der Inquisitor gab nun das Zeichen, daß das Hochnothpeinliche Gericht seinen Anfang nehme, worauf von den Tambours des Bürgercommandos drey Mahl die Trommel gerührt, und von den beyden Trompetern des militärischen Commandos drey Mahl in die Trompete gestoßen wurde. Der Inquisitor stand nun auf, nahm seinen Degen in die Hand, hegte das Blutgerichte, examinirte den Delinquenten nochmahls öffentlich über die Hauptumstände seiner

Verbrechens, und hielt, nach Publication des Urtheils und Zerbrechung des Stabs, noch eine kurze sehr zweckmäßige Anrede an die vielen tausend Zuschauer, bey denen eine feyerliche Stille herrschte, und die mit allgemeiner Rührung angehört wurde.

Der Delinquent beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit bejahendem Kopfnicken und schwacher Stimme, und zuckte bey der Frage: ob er nicht vorsätzlich und aus Rache das Feuer angelegt habe, mit einem reuevollen zum Himmel gerichteten Blick die Achseln; der Inquisitor gab das Zeichen, daß das Blutgericht aufgehoben sey, steckte seinen Degen ein, die Trommeln wurden wie Anfangs gerührt, in die Trompeten gestossen, Richter und Schöppen kehrten ihre Schemel um, der Gerichtsdiener legte den Tisch um, der eine Freyknecht hob die Stücke des zerbrochenen Urtheilsstabes auf und band nebst ein Paar Gehülfen, dem Delinquenten die Hände auf den Rücken, welcher auf einen Wagen gesetzt, und auf den Executionsplatz unter einer Begleitungs-Escorte von 20 Bürgern und 20 Bauern hingefahren wurde, wo das militärische und Bürger-Commando auch schon angelangt war, und wohin das peinliche Gericht ebenfalls in einem Wagen gefahren war, wo selbst der Delinquent gegen halb 9 Uhr eintraf. Auch verließ ihn seine gute Seelenfassung nicht, und um halb 9 Uhr wurde er von den Freyknechten in den Scheiterhaufen geführt; der war 4 ½ Ellen hoch, von conischer Form, sahe einen grossen Heuschober ähnlich, und

auf denſelben bis zum Pfahl, wo eine Kammer angebracht war, in welche der Delinquent gebracht ward, führte eine Treppe von Bretern. Nachdem die Freyknechte den Delinquenten an den Pfahl befeſtiget, ward der Scheiterhaufen angezündet, welcher innerhalb 2 Minuten von allen Seiten her in vollen Flammen ſtand. Um 10 Uhr war von dem Delinquenten wenig mehr zu ſehen, um 11 Uhr war er völlig zu Aſche, und um 1 Uhr der ganze Scheiterhaufen zu Kohlen verbrannt.

Acht bis zehn tauſend Menſchen waren Zuſchauer dieſes ſchrecklichen Schauſpiels. Möchte es auf alle einen Eindruck zur Beförderung wahrer Moralität gemacht haben! Was wir Prediger dazu beytragen konnten, haben wir gethan. Ich redete den Sonntag vor der Hinrichtung des Kirſchke in der mich treffenden Amtspredigt von der rechten Anwendung öffentlicher Hinrichtungen, theils zur warnenden Erinnerung, wie tief der mit ſo viel vortrefflichen Anlagen zum Guten von Gott ausgeſtattete Menſch fallen könne, theils zur genauern und richtigern Beurtheilung unſerer ſelbſt, wenn wir den verſchiedenen Wegen nachſpüren, welche zu dieſem jammervollen Ziele hinführen können. Auch Herr Inſpector Burchardi ſuchte am Sonntage nach der Hinrichtung durch einen zweckmäßigen Kanzelvortrag die gute Senſation, welche das traurige Schickſal des armen Kirſchke gemacht hatte, zu erhalten und zu verſtärken, ſo wie auch Herr Paſtor Stein zu ſeiner

Gemeinde auf eine lehrreiche und rührende Art davon geredet hatte.

Die Betrachtungen sind mannigfaltig, und für den Philosophen und Moralisten wichtig, zu welchen die Geschichte des Kirschke Gelegenheit gibt. Sie würden hier zu viel Platz einnehmen, bieten sich auch ohnedem jedem nachdenkenden Leser so sehr von selbst an, daß ihre Entwicklung füglich entbehrt werden kann.

Fatima.

Empörendes Beyspiel weiblicher Eifersucht.

Der Bascha Achmet Bey, der im Jahre 1755 als Statthalter des Großsultans in Aegypten zu Groß-Cairo commandirte, war ein außerordentlich wollüstiger Mann. Er sparte weder Mühe noch Kosten, sein Serail mit den schönsten Frauenzimmern, die er nur in seiner weitläuftigen Statthalterschaft auftreiben konnte, anzufüllen, und außer dem ließ er sie aus Georgien, Circassien, Griechenland und auf den Märkten von Constantinopel mit erstaunlichen Summen für sich aufkau-

ten. Zwar hatten auch ſeine Vorgänger zum Theile einen großen Hang zur Wolluſt, keiner hatte es indeß zu einem ſolchen Grade als er gebracht. Die Anzahl ſeiner Beyſchläferinnen belief ſich, welches man kaum glauben ſollte, auf beynahe zwölf hundert. Unter ihnen war eine ſo außerordentlich ſchön, daß ſie zwey Jahre lange einzig und allein das Herz des Baſcha zu beſitzen und aus ihm, die Menge derer, die nach ſeiner Gunſt ſtrebten, verdrängt zu haben ſchien.

Während daß Fatima, ſo hieß dieſe Favorite, das Herz dieſes mächtigen Baſcha regierte, beneidete Irene, eine liebenswürdige Griechinn, wenn gleich nicht ihre Herrſchaft, doch den Beſitz eines Mannes, den ſie wenigſtens aus Zerſtreuung liebte. Beyder Frauenzimmer Denkungsart war gerade einander entgegen. Fatima war ehrgeizig, hochmüthig und ſtolz; Irene hingegen höflich, beſcheiden und herablaſſend. Dieſe Eigenſchaften zogen des Baſcha Aufmerkſamkeit endlich auf ſie, und er erſtaunte über die Entdeckung, in ſeinem Serail noch eine außerordentliche Schönheit zu beſitzen, deren Herz ihm beſſer als Fatima gefiel. Irene ſiegte, und hier hatten des Baſcha Liebe noch ſtärker, als bey ſeiner erſten Favorite. Fatima ſah es mit unbeſchreiblicher Rachſucht. Plötzlich verwandelte ſich ihre Eiferſucht in Wuth. Ihre erſten böſen Abſichten waren gegen dieſe Perſon ihrer Rivalinn gerichtet. Mehr als ein Mahl ſollte Gift, bald aber auch der Dolch das Mittel, ihre Rache zu ſättigen werden. Beydes wurde aber durch die außer-

ordentliche Vorsicht des Bascha vereitelt; und nun faßte sie den verzweifelten Entschluß, an den 4 Ecken des Serails Feuer anzulegen, und so sich selbst, alle Frauenzimmer, und also, wie sie hoffte, auch die, die ihr Herz, und was ihr noch mehr werth gewesen, ihre Herrschaft über den Bascha geraubt hatte, aufzuopfern.

Um den Erfolg dieses höllischen Unternehmens zu sichern, nahm sie sich vor, es bey Nacht und einem starken Winde auszuführen.

Wirklich legte auch dieses rachsüchtige Frauenzimmer am 2. December 1755 bey einem großen Sturme, an des Bascha Zimmer, worin er sich mit Irenen befand, und von da, als sie den wirklichen Ausbruch desselben gesehen hatte, in eben der Raserey, mit den vorher dazu bereiteten brennbaren Sachen, auch an den 4 Ecken des Serails Feuer an, so, daß in einem Augenblicke alles in Flammen stand. Der Bascha, der zeitig seine Gefahr entdeckte, entfloh mit seiner schönen Irene aus dem Pallaste nach dem Hause eines seiner vornehmsten Officiere. Ungefähr drey hundert Frauenzimmer, retteten sich halb nackend über das Dach des Pallastes, die übrigen nebst der, die dieß Unglück angestiftet hatte, wurden lebendig verbrannt.

Der heftige Wind verbreitete die Flammen nach allen Seiten, so, daß noch vor Tages Anbruch zehn tausend Häuser bis auf den Grund in der Asche lagen; und wären nicht vorsichtiger Weise geschwind zu beyden Seiten einige Häuser niedergerissen worden, so wäre die ganze Stadt

ein Raub der Flammen geworden. Nicht weniger denn 50 Moskeen waren verbrannt, und unter diesen die große Moskee, die als ein Meisterstück Arabischer Baukunst betrachtet wurde. In derselben wurde das Zelt und andere Reliquien Mahomeds des Großen aufbewahret, der diese herrliche Provinz mit dem Ottomanischen Reiche verband, und für den die Türken und Aegyptier eine gewisse religiöse Verehrung hegen.

Verschiedene große Magazine waren zu Grunde gerichtet, und der Schaden aller Güter ward auf 36 Millionen geschätzt.

Neue

Gallerie der Abenteuer,

oder

Gemählde unbegreiflicher, beyspielloser Ereignisse, ergreifender Anecdoten und erstaunlicher Züge aus dem Leben der Menschheit und Unmenschheit.

Sämmtlich aus der wirklichen Welt.

Von Rittgräff.

Zweyter Theil.

Oder

der Gallerie von Abenteuern

vierter Theil.

Grätz,
gedruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.
1819.

Inhalt

des

zweyten Theiles.

Seite.

Die Blutfeſte der Veniner, geſchildert von B. Paliſot Beauvais 1

Das Henkersmahl unter Otto dem Zweyten. 8

Robespierre. 16

Orang Zeb. Kaiſer der Mongolen. 29

Geſchichte und Verfaſſung des Inquiſitions-Gerichts. 41

Seite

Beyſpiel einer faſt unerhörten Verwilderung. 88

Marat. 113

Franz Siegfried Rieche, Mörder ſeines Richters. (Auszug aus Criminal-Acten). 129

Reinhard Choiſeul und Eliſe Dreux. Eine Scene aus dem dreyzehnten Jahrhunderte. 139

Die Blutfeste der Beniner,

geschildert von B. Palisot Beauvais.

Dieser Bericht, welchen wir mit Abkürzungen liegen, wurde dem ehemahligen Nationalinsti- zu Paris, am 15. Nivose des Jahres IX. gelesen. Er hat die grausamen Gebräuche zum enstande, welche im Königreiche Benin, auf Westküste von Afrika herrschen, und dient Nachrichten über Raheme, welche wir im n Bändchen dieses Werkes mitgetheilt haben, nähern Bestätigung.

Niedergedrückt von einem Despotism, der jes Unterthan als seine eigenthümliche Sache be- tet, und begleitet von einem wüthenden Fana- der bloß einen bösen Geist als Gegenstand Verehrung und Anrufung betrachtet, sind die ner, welche einen Theil der Küste Guineas be- en, von dem gräulichsten Aberglauben befangen.

Nicht wenig tragen hierzu die Begriffe bey, welche sie von ihrem Könige haben. Sie betrachten ihn als einen Halbgott, der ohne Essen und Trinken leben könne, der zwar sterben müsse, aber nach Verlauf einiger Zeit wieder auf der Erde erscheine. Nicht bloß sie selbst, sondern auch die benachbarten wilden Völkerschaften sprechen von ihm nur in tiefster Ehrfurcht; sie werfen sich vor ihm auf die Kniee, senken den Blick und verdecken mit der Hand den Mund, damit nicht der unreine Athem bis zu ihm dringe, auch würde die geringste Verletzung der letztern Beweise von Unterwerfung sogleich mit dem Tode bestraft werden. Tausende von Schlachtopfern werden diesem gebiethenden Ungethüme dargebracht, und nach seinem Tode stürzen sich, theils freywillig theils gezwungen, mehrere Menschen in ein tiefes Loch hinab, wo sein Leichnam ruht.

Die Beniner feyern jährliche und Volksfeste, dann noch besondere, außerordentliche. Das eine der jährlichen Feste ist das Korallenfest. Es steht in Verbindung mit dem Gebrauche, daß die vier Classen von Provinzen des Landes, welche Fidors heissen, sich durch ein Korallenhalsband unterscheiden, welches entweder einfach ist, oder aus mehreren Schnuren besteht. Bey diesem Feste, so wie bey jedem andern der Beniner, werden bloß Männer und männliche Thiere geopfert, wahrscheinlich um die Fortpflanzung nicht zu stören. Sodann werden die Halsbänder des Königs, seiner Frauen und jene der Fidors feyerlich in das Blut der Schlachtopfer getaucht, und man

bittet die Gottheit, es ja nie an diesem kostbaren Schmucke fehlen zu lassen.

Das zweyte der jährlichen Feste ist das Yamsfest. Die Yamswurzel ist für die tropischen Afrikaner sehr wichtig, und deßhalb wird ihre Kultur allenthalben betrieben. Um aber die träge Afrikanische Menschenrasse in der so nöthigen Thätigkeit zur hinreichenden Erzeugung dieser Wurzel zu erhalten, benützt man den hier allgemein herrschenden Aberglauben. Dem zu Folge beginnt das Yamsfest mit Schlachtopfern; hierauf bringt man dem Könige ein irdenes Gefäß, etwas Erde und eine Yamswurzel von der Ernte. Im Angesichte des Volkes legt nun der König die Wurzel in das Gefäß und bedeckt sie mit Erde. Tänze und Gesänge beginnen. Indeß aber das Volk sich der Freude überläßt, beseitigen die Fidris das Gefäß, und schieben statt desselben ein anderes unter, worin eine Yamswurzel enthalten ist, die schon in vollem Wachsthume steht. Gläubig erstaunt das Volk über das schnelle Heranwachsen der Wurzel, und je größer sie ist, mit um so lebhafterer Freude verspricht es sich eine reichliche Ernte.

Die besonderen Feste werden gewöhnlich zur Ehre verstorbener Verwandten gefeyert. Allmonathlich begeht der König zwey solche Feste, wobey eine unbestimmte Anzahl von Menschen und Thieren umkommt. Erstere werden seit Einführung des Sclavenhandels weniger geopfert; denn Europäische Producte sind den Beninern zu Gegenständen der Nothwendigkeit geworden. Um

nun den Sclavenhandel mit Vortheil betreiben zu können, ſuchen die Beniner ſelbſt ihre Götter zu betriegen. Dieſe müſſen ſich nämlich mit dem Opfer verſtümmelter und mißgeſtaltener Männer begnügen; denn die geſunden Sclaven, Verbrecher und Kriegsgefangenen werden verkauft.

Minder Reiche, die keine Sclaven beſitzen, opfern Thiere, ganz Arme aber Früchte und Branntwein.

Ich wohnte im Jahre 1787 einem Yamsfeſte und zwey beſonderen Feſten bey. Eines der letzteren wurde vom Könige gegeben, und es wurden dabey Menſchen, Widder, Böcke und Hähne geopfert. Die Zahl der Opfer jeder dieſer Gattungen belief ſich auf 15.

Mit minderem Pompe, aber mit gröſſerer Ordnung gefeyert und folglich für mich leichter zu beobachten, war ein Feſt, welches der Kriegsminiſter Schabuh (Jabou) veranſtaltete. Es verhielt ſich dabey, wie folgt:

Nachdem der Kriegsminiſter ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunden beym Könige verweilt hatte, bey welchem er unter Vorausſetzung von Muſikanten erſchienen war, begab er ſich nach dem zur Feyerlichkeit beſtimmten Platze. Seinen Zug eröffneten die Spielleute, welche zum Theil auf einem verlängerten Horne, zum Theil auf mißtönenden Flöten ſpielten, oder auf kupferne Keſſel ſchlugen. Ihnen folgten Fidors mit ihren Korallenbändern und nach dieſen zeigte ſich der Miniſter. Sein Kopfputz beſtand aus weißen Reiher- und aus Ammerfedern, der Hals war mit einem dreyfachen Ko-

rallenbande, dann anderem Stein- und Glas-
ſchmack geziert. Seine Kleidung beſchränkte ſich
auf verſchiedene Stücke Stoff, die ſich um ſeine
Hüften wanden und etwas über die Kniee hinab-
reichten: in der Hand trug er aber einen breiten,
kurzen, ovalen Säbel, wie ein Durchſchlag durch-
löchert, und am Griffe mit einem ſtarken Ringe
verſehen. An drey verſchiedenen Stellen blieb er
ſtehen, und taumelte dann wie ein Betrunkener,
der jeden Augenblick zu fallen droht, bald auf einer
bald auf der andern Seite unter das verſammelte
Volk, welches ihm aber ſchnell auswich; zugleich
warf er ſeinen Säbel in die Luft, und fing ihn jedes
Mahl geſchickt am Griffe wieder auf. Den Schluß
des Zuges machten zwölf ſeiner Weiber, die wie
man mir ſagte, ſeine Favoriten waren, eine, der
ſeinigen ähnliche Kleidung, und ſo viele Hals-
bänder trugen, daß der Buſen beynahe ganz da-
mit bedeckt war. Die Koketterie, auch hier zu
Hauſe, erfordert, daß die Haare künſtlich ge-
theilt und mit Korallenſtückchen durchflochten wa-
ren, da aber, wo ſie ins Geſicht hingen, waren
ſie mit heißem Eiſen gebrannt, wodurch ſie roth
werden, und mit der ſchwarzen Haut, dann den
übrigen Haaren contraſtiren.

Um an den Ort des Feſtes zu gelangen,
mußte der Zug in einem Saale, im Hauſe des
Miniſters verweilen. Allmählich verſammelten
ſich alle ſeine Weiber, gegen 400 an der Zahl.
Sie waren ganz niedlich, ihre Farbe wechſelte
aber vom Schwarzen in das Schwarzgelbe, wor-
aus ich ſchloß, daß ſie aus verſchiedenen Gegen-

den seyn müßten. Ich bedarf nicht zu sagen, daß sie mich mit derselben Aufmerksamkeit beschauten, mit der ich sie ins Auge faßte.

Hierauf ging der Zug in einen großen Hof, wo das Fest gefeyert werden sollte. Die eine Ecke war mit einem Dache versehen, unter dem ein Altar stand, der nicht viel von einem unserigen abwich, er war an den Vorderecken mit zwey Elephantenzähnen behangen, in welche verschiedene Figuren, als bloße Verzierung, grob eingegraben waren. Die Lieblingsfrauen des Ministers setzten sich auf die Stufen an jeder Seite des Altars. Mich selbst ließ der Minister sich gegenüber nahe an den Stufen einen Platz einnehmen. Vor mir saßen die Fidors auf Bänken, Thiere, zum Opfer bestimmt, und am Ende des Hofs dem Altar gegenüber das Volk, füllten den größten Theil des übrigen Raumes aus.

Auf ein Zeichen, das der Kriegsoberste gab, begann die Feyer mit einem eintönigen, traurigen Gesange, den das Volk anstimmte, wobey es sich die Hände rieb, und selbe gegen einander schlug. Nach Beendigung dieses Gesanges erhob sich ein Geräusch und mit schmerzlichem Schauder sah ich drey Neger herbeybringen, die bloß ein Stück weißen Zeuges um die Hüften geschlungen hatten. Im Munde trugen sie einen Thierknochen, der um den Kopf herum durch einen Bindfaden festgebunden war. Ein langer Neger mit einem Säbel an der Seite, und einen rothen Hüftentuch, hieß sie niederknieen.

Bey der Ankunft dieser Unglücklichen, die keine Verbrecher waren, wurde ein ebenfalls widerlicher Gesang angestimmt. Nach dessen Beendigung traten drey Fidors vor den Kriegsobersten hin, und jeder derselben empfing von ihm einen hohlen Rohrstock. Sie tauchten diese Stöcke 3 Mahl in ein Loch, welches sich in Mitte der Altarstufen befand, und wohinein man die Opfergaben steckte, dann gingen die Fidors auf die Schlachtopfer zu, und jeder derselben gab ihnen 3 leise Schläge auf die Stirn.

Ruhig warteten diese Unglücklichen, und, wie ich bemerkte, fehlerhaft organisirten Opfer ihr Schicksal, das während eines dritten Volksgesanges furchtbar herantrat. Ein gemeiner Neger ging hervor bis auf die Mitte des Platzes, schwang hier seinen Säbel drey Mahl, und nachdem er die Einwilligung des Ministers erhalten hatte, legte er die Schlachtopfer mit dem Bauche auf die Erde, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab. Jeder Kopf wurde dem Volke gezeigt, die Körper aber wurden, den Geyern und den Tiegern zur Beute, auf die Landstraße geworfen.

Ein vierter Gesang begann; er wurde lebhafter und wilder als die vorhergehenden angestimmt, und an selbem nahmen auch die Weiber Antheil, indem sie zugleich mit den Männern sangen. Diese letztern, von Fanatismus und vom Branntwein trunken, trippelten nach dem Tacte auf diesem Schauplatze schändlicher Mordsucht herum. Nachher wurden die Thiere ungefähr auf diesel-

be Art geſchlachtet; einen Theil ihres Fleiſches behielt der Miniſter für ſich, das übrige wurde unter das Volk vertheilt.

Den Beſchluß machten die Gaben der geringeren Claſſe. Nicht Menſchlichkeit, ſondern Armuth machte dieſe Gaben milder. Die Opfernden knieeten, kleine Gebethe murmelnd, an den Altarſtufen nieder, warfen in das für Gaben beſtimmte Loch allerley Früchte, und begoßen ſie mit Palmſaft oder Branntwein.

Das Henkersmahl

unter Otto dem Zweyten.

Schrecklich iſt das Bild eines Menſchen, der mit Mordluſt erfüllt, mit dem Dolche bewaffnet, mit Wuth in allen ſeinen Geberden dem Feinde zueilt, den er Rache ſchnaubend vertilgen will. Weit abſcheulicher erſcheint uns derjenige, der, ſeine böſen Abſichten verbergend, ſich in die Geſtalt des Gaſtfreundes hüllt, und unter dem Scheine der Hoſpitalität den nichts ahnenden zum Tode

führt. Jener trägt doch deutlich auf der Stirn seinen blutigen Vorsatz ausgeprägt, und gibt damit dem Verfolgten, der die Gefahr bemerkt, Gelegenheit, Rettungsmittel zu suchen, die ihm vielleicht noch gelingen. Dieser hingegen lockt den Betrogenen auf einem Blumenwege zu einem verborgenen Abgrunde, an dem er plötzlich seine Larve abreißt, und den Unbefangenen dem Tode opfert, ehe dieser sich von dem Riesenschritte der Freundschaft zum Meuchelmorde erholen kann.

Das ist das Bild des kaiserlichen Otto des Zweyten im zehnten Jahrhunderte, das uns die nichts verschweigende Geschichte, die ihm mit vollem Rechte den Nahmen des Blutdurstigen beylegt, aufbewahrt hat. Die Regierung seines Vaters Otto des Ersten stellte ihm freylich Beyspiele genug von der Unbändigkeit der Italienischen Großen seiner Zeit auf, die mit Verschwörungen umgingen, zu Meutereyen geneigt waren, und nur durch Furcht und Strenge im Zaume gehalten werden konnten. Er schien daher bey der Ermordung derselben, die unter einem Banket geschah, zu dem sie eingeladen waren, nach Staatsgrundsätzen zu handeln. Doch verabscheut das Gefühl die Art und Weise, wie sie der Politik geopfert wurden. Folgende Umstände bereiteten diese That vor, die ein ewiger Schandfleck seiner Regierung bleibt.

Seine Gemahlinn Theophanie, Tochter des Griechischen Kaisers Zimisces, hatte ihm zur Morgengabe alle die Länder zugebracht, welche die

Griechen noch in Italien besaßen. Diese so genannte Morgengabe war eigentlich mehr eine Zusicherung auf ewige Zeiten, weil Otto diese Länder schon durch das Eroberungsrecht besaß. Basilius, Zimisces Nachfolger, forderte sie bey seiner Thronbesteigung, allen Tractaten zuwider, von Otto zurück, und überzog ihn, als er die Zurückgabe verweigerte, so schnell und überraschend mit Krieg, daß Otto, der so geschwind den Einfall der Griechische Völker in die reclamirten Länder nicht verhindern konnte, diese Ueberrumpelung geschehen lassen mußte. Indessen beschleunigte sein Zorn über diese Griechische Untreue die Rüstung. Er both alles auf, was ihm möglich war, um sie zu bestrafen, und fiel die Griechen, die bereits von Dalmatien und Illyrien Besitz genommen hatten, mit solcher Heftigkeit an, daß sie eben so schnell diese Länder wieder verließen, als sie dieselben erobert hatten.

Den Winter, der auf den schnell und glücklich beendigten Krieg folgte, begab sich Otto nach Rom. Als ein aus Schlachten siegreich zurückkehrender Regent wurde er von dem launigten Römischen Volke mit lautem Jubel und den größten Ehrenbezeigungen empfangen. Die Grands von Rom hohlten ihn auf prächtig geschmückten Pferden ein, und statteten ihm noch an demselben Tage ihre Besuche und Glückwünsche ab. Jedoch traute ihnen Otto nicht. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß viele derselben nicht nur um jene Griechische Invasion gewußt,

ſondern auch weſentlich dazu mitgewirkt, und den Griechen die Beſitznehmung erleichtert hatten. Ohne ihre Beyhülfe ließ ſich auch dieſe ſchnelle ungehinderte Occupation gar nicht möglich denken. Otto bezweifelte es eben ſo wenig, daß ſie es noch heimlich mit den Griechen hielten, und nur auf Gelegenheit warteten, ihnen zur nochmahligen Wegnehmung dieſer Länder behülflich zu werden. Die vielen Klagen über Italieniſche Untreue, die ſo oft ſein Vater in ſeinen Schooß geſchüttet hatte, bewirkte daher in Gemeinſchaft der Erfahrung, die er nun ſelbſt davon machte, in ihm den unerſchütterlichen Entſchluß, alle ihm verdächtigen Großen mit einem Streiche zu opfern, und ſo ſich der Beſorgniſſe zu entledigen, die ſeine Regierung beunruhigten. Dieſe Opferung ſollte aber auf eine Art geſchehen, welche ihnen jedes Rettungsmittel abſchnitt, und zugleich die ihm und ſeinem Hauſe Ergebenen von allen dergleichen ungetreuen Unternehmungen abſchreckte.

In Gemäßheit dieſes tief in ſeiner Seele ruhenden Entſchluſſes ſtellte er in den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit zu Rom alle kaiſerliche Herrlichkeit zur Schau, und ließ die ſämmtlichen Großen in Rom und ganz Italien auf einen Tag zur Tafel einladen. Die Herolde flogen von Burg zu Burg, und ſtifteten bey den Italieniſchen Grafen und Edelleuten durch dieſe Einladung große Freude. Denn diejenigen unter ihnen, die es etwa mit Kaiſers Feinden hielten, glaubten, dieſe freundſchaftliche Einladung als einen Beweis anſehen zu dürfen, daß ihre unredlichen Geſinnungen dem

Monarchen gänzlich verborgen wären, und entschloßen sich um desto leichter dazu, sich beym festlichen Mahle einzustellen, um den Kaiser in der guten Meinung zu bestärken.

Die zahlreich und mit dem größten Pompe Erschienenen wurden höchst herablassend im Vaticanischen Pallaste von dem hohen Gastgeber empfangen, und nach vorherigen freundlichen Unterredungen zu einer Tafel geführt, die, mit einem Orientalischen Aufwande von Speisen beladen, mit allem Rechte eine kaiserliche Tafel heissen konnte, an der sie sich sicher den Freuden der Sinne überließen. Unter lautem Trompetenschalle wurden die köstlichsten Trinkgeschirre mit den ausgesuchtesten Weinen zum Munde geführt, und auf das Wohlseyn des Kaisers geleert, der seinen Gästen reichlich kredenzen ließ, und mit eigenem guten Beyspiele vorging.

Fürstliche Gastmähler der Vorzeit wurden nicht mit einer heut zu Tage zur Sitte gewordenen, ängstlichen und feyerlichen Stille gehalten. Laut und fröhlich gings insgemein bey ihnen her. Auch war es nichts seltenes, daß ein Gast im Genusse des edeln Rebensaftes sich so gütlich that, daß sich die Wirkungen des Spiritus bis in sein Oberstübchen erstreckten, in welchem glücklichen Zustande er dann wohl ein derbes Wort zu seiner Zeit dem Landesvater sagte, bey dem es auch nicht immer ganz richtig blieb. Gott mag es wissen, welcher Endzweck eigentlich den Hofmarschällen ehemahls einen Stock in die Hand gab, den nur sie allein vorzugsweise an Hofta-

gen tragen durften. Die Etikette, oder vielmehr das Herkommen, läßt ihn auch jetzt noch den Hofmarschällen; die Bedeutung aber, die schon lange verloren gegangen ist, ist in der Vorzeit zu suchen, wo mancher derber Zecher, der es zu arg an der fürstlichen Tafel machte, auf die Finger geklopft zu werden verdiente.

Auch auf dem vaticanischen Pallaste herrschte großer und lärmender Jubel, in den zuweilen die Trompeten hineinschmetterten. Eine Stunde war schon in Fröhlichkeit verflossen, und hin und wieder fing das Antlitz der Gäste an zu glühen. Es waren bereits viele Schüsseln abgenommen, und neue aufgetragen, und unter den neuen auch Böhmische Fasanen aufgesetzt, welche der Eßlust der Gäste neuen Reitz gaben. Man wollte sie so eben zerlegen, als — Trabanten, die in Begleitung eines Henkers, der ein blank geschliffenes Mordbeil auf der Schulter trug, ins Tafelgemach eintraten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die betroffenen Gäste sahen bald den Kaiser, bald sich unter einander selbst mit Mienen an, die einen Aufschluß forderten. Diesen gab der kaiserliche Kanzler, der gleich nachher in Trauerkleidern mit einem zusammengerollten Papiere in der Hand erschien, und vor sich einen Herold hatte, der bey Leib- und Lebensstrafe allen Anwesenden das Aufstehen vom Sessel und Urtheile über das was sie sehen und hören würden, mit lauter Stimme verbot. Auf diese Ankündigung folgte eine ängstlich feyerliche Stille,

in der alles der nichts Gutes weissagenden Entwicklung entgegen harrte.

Der Kanzler entfaltete langsam sein Papier, welches nichts als Todesurtheile enthielt, und las die Nahmen derer her, die dem Kaiser verdächtig waren, und sogleich zum Tode geführt werden sollten. Schrecklich hallten bey der feyerlichen Stille den Verurtheilten ihre Nahmen in den Ohren. Blässe überzog ihr Gesicht, und ihre herumirrenden Blicke zeigten von der Geistesverwirrung, die sich ihrer bemächtigte. Der, dessen Nahmen zuerst verlesen war, ein reicher Graf, betheuerte seine Reinigkeit von jedem auf ihm ruhenden Verdachte, und flehte mit heissen Thränen die kaiserliche Gerechtigkeit an. Den schon wankenden Trabanten donnerte der Befehl zu: „Ihr thut, wie euch befohlen ist.“ Da ergriffen sie ihn, um ihn dem Henker zu übergeben. Noch auf dem kurzen Todeswege bath er wenigstens um den Aufschub einiger Stunden, die er zur Berichtigung häuslicher Angelegenheiten benutzen wollte. Ohne Gewährung seiner Bitte, wurde er sträubend zum Blocke geführt. Einer nach dem andern, so wie ihre Nahmen verlesen waren, wurde von seinem Sitze durch die Trabanten hervorgezogen, und in dem angrenzenden, mit Steinplatten ausgelegten Zimmer, das mit tiefem Sande überfüllt, und mit einem Hinrichtungs-Blocke in der Mitte versehen war, in Gegenwart aller Gäste, die in das geöffnete Blutzimmer schauen konnten, sogleich enthauptet. Das Fallen des Mordbeils, welches dumpf wie-

verhallte, war das fürchterliche Signal zum Hervorziehen eines anders Opfers, bis alle zwey und zwanzig dem Tode Geweihten ihr Leben ausgehaucht hatten. Einige ließen sich in der Verwirrung ihrer Sinne ruhig und still zur Schlachtbank schleppen. Andere versuchten noch ein Mahl flehentliche Bitten, die aber nicht beantwortet wurden. Nur einer, dessen Nahmen uns die Geschichte verschwiegen hat, zeigte Muth und Fassung. Kurz vorher, als die Trabanten ihn hervorziehen wollten, nahm er einen angefüllten Becher, und leerte ihn unter Fluch und Verwünschungen des kaiserlichen Hauses, ging alsdann, ohne sich antasten zu lassen, trotzig zum Blutzimmer, wo er sich selbst entkleidete, und den Hals auf dem Blocke dem Henker darreichte.

Nach vollzogenen Todesurtheilen wurde das grausame Zimmer verschlossen. Henker und Trabanten verschwanden. Die durch die Blutscenen unterbrochenen Tafelfreuden sollten wieder angehen. Der Kaiser, der auf allen Gesichtern Bestürzung und Todesangst ausgedrückt sah, redete seinen Gästen Muth ein, und beschwor sie, sich weiter um eine That nicht zu entsetzen, die ihm die traurige Nothwendigkeit aufgelegt hätte, beth zugleich seine ganze Laune auf, die er ihnen mit Hülfe frischkredenzter Becher mitzutheilen suchte. Doch schlug nichts an, und alle noch vorhandenen Gäste waren und blieben verstimmt. Den wenigsten wollten die Speisen munden. Kein Wort ertönte von ihren Lippen. Wie arme Sünder vor dem hochnothpeinlichen Gerichte saßen sie

da, und vergebens ward die Versicherung angebracht, daß sie für sich selbst gar nichts zu befürchten hätten. Mit Ungeduld harrten sie der Aufhebung des Bankets entgegen, und fingen, nur erst da wieder an frey zu athmen, als sie den vaticanischen Pallast auf den Rücken hatten. Dieses Henkersmahl stiftete dem Kaiser, der damit allerley Meuterey vom Grunde aus abgeholfen zu haben glaubte, bey den Italienischen Grossen in der Folge nicht wenig Schaden, und häufig traten Gelegenheiten ein, wo er diese Tigerwuth bitter bereute.

Robespierre.

Dieser Mensch, dem es unter den Augen einer auf ihre Freyheit so eifersüchtigen Nation gelang, sich trotz des Vorurtheils, welches gegen seine angeblich mittelmäßigen Talente herrschte, zu einer hohen Stufe von Ansehn, und von dieser zu einer dictatorischen Gewalt hinauf zu schwingen; Maximilian Robespierre, hat die Aufmerksamkeit der Welt so lange und so sehr gefesselt, daß folgende Bemerkungen, die zum Thei-

le aus dem Munde eines Jugendbekannten niedergeschrieben sind, vielleicht auch jetzt noch meinen Lesern nicht unwillkommen seyn werden.

Robespierre war von mittlerer Größe, sein Körper mager, trocken, und Nervenschwächen unterworfen, sein Gesicht fein, und ein lebendiger Spiegel seiner Leidenschaften; er war blaß, aber nicht mißfärbig, und diese Blässe contrastirte mit seinem feurigen Auge, das schön gewesen seyn würde, wenn man nicht lauernde Bosheit darin gelesen hätte.

Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, worin er zu Paris studierte, ward er von den Lehrern immer für einen der eingezogensten und geschicktesten Schüler gehalten. In allen Wissenschaften, die auf katholischen Schulen nach jesuitischem Zuschnitte getrieben worden, that er sich durch Anlagen und Fleiß hervor, und keiner, der ihn bis an sein männliches Alter gekannt hatte, wird ihn einer jener jugendlichen Ausschweifungen zeugen können, deren feurige Gemüther sich nur dann enthalten, wenn äußere und innere Ursachen ihrer ganzen Kraft frühzeitig eine bestimmte und ausschließende Richtung gegeben haben. Wenn er sich aber durch Nüchternheit und Fleiß den Beyfall seiner Vorgesetzten erwarb, so fürchteten und flohen ihn hingegen die besten seiner Mitschüler, entweder aus Erfahrung, oder aus einer dunkeln Ahnung, die jeden offenen, frohsinnigen Menschen von ihm zurückstieß. Sein Charakter war verschlossen, finster und despotisch: seine Hauptleidenschaft ein rastloser Ehrgeitz, der

ſich aber nicht durch emporſtrebenden, unbefangenen Stolz, ſondern gewöhnlich durch feindſeeligen Neid, Schadenfreude und Gallſucht äußerte. Dieſe Plagegeiſter, die zum Theile Folgen ſeiner körperlichen Beſchaffenheit ſeyn mochten, brüteten in ſeinem Innern und drückten ſich in allen ſeinen Zügen und in ſeinen heftigen Geberden ſo deutlich aus, daß jeder muthwillige Zirkel wie auf ein gegebenes Wort aus einander ging, ſo bald der hochmüthige Mar in ſeine Mitte trat. Im Geſpräche war er kurz, entſcheidend, bey den wichtigſten Gegenſtänden gewöhnlich eiskalt, bey den gleichgültigſten oft glühend, heftig, und nur dann ſanft, einſchmeichelnd und zum Bezaubern beredt, wenn er jemand in die Plane ſeiner Ehrſucht oder Argliſt verwickeln wollte.

Aus dieſen Planen und der Art ihrer Ausführung hätte ihm ein mittelmäßiger Menſchenkenner bey ſeinem Eintritte in die erſte Verſammlung ſeine künftige Rolle weisſagen können. Um irgend ein neues Ziel ſeiner Ruhmbegierde zu erreichen, oder einen Knaben, der ſeinen Haß erregt hatte, in Verdrießlichkeit zu ſtürzen, ſchmiedete er oft weitausſehende Intriguen, verfolgte ſie mit männlicher Feſtigkeit, wußte Menſchen jedes Schlages, auch ſolche, deren Gemüthsart der ſeinigen fremd war, in die Maſchinerie ſeiner Entwürfe hineinzuberechnen, und, trotz ſeinem bekannten Charakter wirklich hineinzubringen. Er hatte Macht und Herrſchaft über die Neigungen anderer, und war ſich ihrer bewußt; ſich ihrer

durch neue Proben zu versichern, war seine höchste Freude; die Art der Ausübung galt ihm gleich.

Zu seinem gewöhnlichen Umgange wählte er (und auch hierin zeigt sich seine despotische Sinnesart) entweder Menschen, deren Neigungen und Wünsche mit den seinigen nicht in Widerspruch kommen konnten, oder sehr subordinirte Köpfe; dem ungeachtet aber lernten ihn auch die meisten übrigen Mitschüler, wenn nicht aus dem Gebrauche, den er von ihnen machte, doch aus irgend einem Wortwechsel kennen. Sein Hochmuth, der ihn nicht selten zu Zänkereyen verleitete, verrieth sich in diesen auf verschiedene Weise. Zuweilen behandelte er seine Widersacher mit lächelnder Ruhe, und labte sich daran, sie durch seine Kälte zur Wuth zu bringen; und öfterer gerieth er selbst den Augenblick in Wuth, und dann kam es zu Faustkämpfen, die von seiner Seite und manches Mahl mit wahrer Tollkühnheit angefangen wurden; oft aber auch brach er im heftigsten Zanke ab, verstummte mitten in einer glühenden Periode, warf sich in seine Lieblingsstellung (hintenüber auf einen Stuhl, die Beine über einander geschlagen) und blickte mit unaussprechlich höhnendem Stolze gegen Himmel.

So bewies sich Robespierre als Knabe. Seine hervorstechenden Eigenschaften waren seine Talente, sein hochfahrender Geist und der heimliche Ingrimm, den er zu seiner und anderer Qual mit sich herum trug. Diese zeugten sehr frühzeitig und nährten seine Menschenverachtung.

dieſes ſchreckliche Product des Stolzes und der Kränklichkeit, welches den unentbehrlichen Grundzug zu dem Charakter eines Tyrannen ausmacht.

Als Jüngling lernte er auf einer akademiſchen Laufbahn die Grundſätze der Franzöſiſchen Philoſophie ſo wie das politiſche Syſtem der Weltverbeſſerer kennen, und mit dem ganzen heftigen Feuer ſeines Kopfes umfaßte er die Plane zur Beglückung eines Geſchlechts, deſſen Individuen er nicht lieben konnte, — umfaßte ſie mit deſto lebhafterer Innigkeit, je überſchwänglicher die Nahrung iſt, welche Hochmuth und Gallſucht in jenen Projecten der Menſchenliebe finden. Der arme Sterbliche fühlt ſich ſo groß, wenn er die fehlerhaften Einrichtungen unter dem Monde vor ſein Tribunal citirt; die Höhe des Berges (man erlaube mir dieſes Bild um ſeiner Geläufigkeit willen) die Höhe des Berges, worauf wir uns in Gedanken emporgeſchwungen haben, wächſt unter unſern Füßen in eben dem Verhältniſſe, in welchem dieſe Einrichtungen und alle die Millionen, welche ſie duldeten und dulden, vor unſern Augen in Verachtung herunter ſinken; der Neid endlich, den wir bis dahin gegen die Machthaber und Lenker der alten Ordnung nährten, fühlt ſich zum Entzücken gekitzelt, wenn er ſich durch die Reſultate unſerer Betrachtungen immer mehr autoriſirt, und zuletzt völlig in rechtmäßigen Haß verwandelt ſieht.

Robespierre trat als entſchiedener Demokrat in die National-Verſammlung. Er war auf dem Gipfel der Affairen, während ſeine Nachbarn noch

bey jedem neuen Stoße ſchwindelten, wodurch die Gewalt der Umſtände ſie zu einer höhern Stufe trieb. Dieß bewies er in jeder ſeiner Aeußerungen, die ſelten, aber immer ſo auffallend und heftig, als möglich, waren, weil er ohne das nicht bemerkt zu werden hoffen durfte, wo Barnave und Mirabeau glänzten, — er bewies, wie feſt er damahls ſchon die in der That ſehr einfachen, reinen Grundſätzen des ſublimen Syſtems im Auge hielt, das in den folgenden Conventen, welche man die Senate der Jünglinge genannt hat, ſo allgemein adoptirt wurde. Als z. E., die Frage entſtand: ob man den beſtehenden Tractaten zum Trotze, die Inſel Korſika dem Reiche einverleiben dürfe? antwortete Maximilian nach ſeinen Ideen ſehr conſequent: Korſika will mit uns vereinigt ſeyn, alſo dürfen wir.

Er war Enragé und in ſo weit Mitglied jener Partey, von welcher man geglaubt hat, daß ſie im Solde des Herzogs von Orleans geſtanden habe. Ob er aber durch das Geld dieſes elenden Ehrgeizigen, oder durch die Macht des Factionsgeiſtes verführt ſey, ſich wirklich der Liſte jener angeblichen Verſchwörung einſchreiben zu laſſen, iſt eine Frage, die man bis jetzt verneinend beantworten muß. Die herrſchende Meinung von der Mittelmäßigkeit ſeiner Geiſtesgaben, ſeine Eingezogenheit und die anſcheinende Beſchränktheit ſeiner Wünſche ſchützten ihn vor den Anträgen der Intrigue, und wahrſcheinlich würde er iſolizt geſtanden haben, wenn nicht Gleich-

mäßigkeit der Gesinnungen ihn in die Coalition von Feuerköpfen gezogen hätte, die unter dem Nahmen der Jakobiner zusammen trat. Man hielt ihn für wenig mehr, als einen unbedeutenden Rasenden, indessen er mit mehr Kaltblütigkeit, mit einem schärferen Auge, mit mehr Absicht, als vielleicht die Schlauesten unter den Matadoren der ersten Convention, den Gang der Dinge studierte. Er sah eine Weissagung eintreffen, die Mirabeau vor der ersten Wahl der Repräsentanten an einen seiner Freunde schrieb; daß die Menge nähmlich, eben wegen ihrer Menge, das Spielwerk von höchstens Sechsen, oder Sieben werden dürfte: er sah, daß Männer sich wie Knaben berechnen lassen, und diese Bemerkung weckte bey ihm das Vertrauen auf seine alten Künste, das Vertrauen auf Plane.

Die Schöpfer der Constitution hatten indessen das Ziel ihrer Sendung erreicht, Robespierre mit ihnen. Er war nicht Deputirter mehr, und die Munizipalität, oder der Jakobinerklub also der Wirkungskreis, der ihm für erst noch übrig blieb. In dem letztern aber konnte er jetzt, vorzudringen hoffen, da Mirabeau gestorben, und die bewundertsten Redner von der Bühne getreten waren. Sein Betragen war folgendes:

Im Aeußern zeigte er sich vor der Menge seiner Collegen, die, dem Geiste des überhandnehmenden Sanscülottismus getreu, in schlotternden Stiefeln, abgenützten Kleidern, mit ungekämmten Haaren, sich entweder nachlässig in ih-

Sitze warfen, oder ſchwatzend und polternd
dem Saale des Klubs herumlärmten, durch ei-
ſaubere bürgerliche Kleidung, eine anſtändi-
Friſur, und ein ſtilles imponirendes Betragen
uszuzeichnen. Gewöhnlich ſetzte er ſich in ſei-
r oben bezeichneten Lieblings-Attitüde in dem
ange, der zwiſchen den Sitzen der Mitglieder
ch dem des Präſidenten hinläuft, auf einen
tuhl, was während den Discuſſionen den Prä-
enten, den Redner, die Verſammlung, die Tri-
uen, und nahm ſelber in wenigen Fällen, d.
nur dann das Wort, wenn von ſeinen Vor-
lägen, oder Dingen, die ihn zunächſt betrafen,
e Rede war. Dieſes anmaßende Benehmen hatte
e Miene der Beſcheidenheit, und verſchaffte ihn
n überaus wichtigen Vortheil einer ungewöhnli-
rn Stille. Es gab ihm Autorität über den Troß
r Verſammlung, und hierdurch auch über die
ingezogen ſelbſt, die das Glück ſeiner Anträge
o ſo weniger begriffen, je gewiſſer ſie ſich einer
ätigern Partey und einer größern Beredſamkeit
wußt waren. Robespierre hatte keine bedeu-
nde Faction. Entweder aus Deſpotismus, oder
s Klugheit, oder um ſeine Kräfte zu erproben,
chte er ſich nur ſolche Menſchen, deren Willens-
rmögen leicht und ganz zu beherrſchen iſt, be-
ränkte Köpfe, Jünglinge und Enthuſiaſten bey-
rley Geſchlechts zu gewinnen, die alsdann zer-
reut in den Sitzen des Klubs und auf den Volks-
ibunen aus allen Kräften und mit anſteckend-
em Feuer für ihn wirkten. So bald er hingegen
rch dieſe Vorübungen eine hohe Meinung von

der Uebermacht ſeines Geiſtes erregt hatte, ſchloß er ſich dichter an die andern Machthaber der Volkspartey an, um, ſo weit ihr Weg neben dem ſeinigen fortlief, mit ihnen unter dem Schilde ihrer Kühnheit vorzuſchreiten, und auch über dieſes Ziel hinaus ihre Thatkraft, ſo lange als möglich, zu benutzen, endlich auch jeden ihrer Fehltritte zu belauſchen, um ſich die Ausſicht wieder frey zu machen. Seine langjährige Uebung that ihm hier ſtattlichen Vorſchub, und es kann zum Beleg dienen, welch ein ſeltſames Ding es um das menſchliche Selbſtgefühl iſt, daß dieſer ſteife, ſtarre Menſch die niedrigſten, hämiſchſten Künſte der Verſtellung nicht nur nicht unter ſeiner Würde, ſondern für den Triumph ſeiner Superiorität hielt. Der blutige Marat wüthete für ihn, und bekam, wie er wenigſtens ſelber glaubte, einen Gifttrank zum Lohne. Robespierre, dieſer feindſelige Unmenſch, der nicht fähig war, ein Weſen außer ſich, und am wenigſten Leute von Talent zu lieben, umarmte Danton mit thränender Inbrunſt in dem Augenblicke, als er das Eiſen ſchärfen ließ, das auf den Nacken ſeines Freundes fallen ſollte.

Wenn der gefährliche Ausſpruch in dem geleſendſten unſerer Romane: „Der iſt der größte, der die andern alle nach ſeinen Abſichten zu gebrauchen weiß," wahr iſt, ſo iſt Robespierre einer der größten Menſchen in der Weltgeſchichte. Aus ſeinem Hinterhalte hervor (denn niemahls trat er im Augenblicke der Gefahr an die Spitze) wußte er mit einer Rechenkunſt, die nie ſo hoch

getrieben iſt, auf Koſten anderer, und auf den Leichen aller Parteyen, ſeine dictatoriſche Autorität zu gründen, und ſicher wären ihm auch ſeine Sieger untergelegen, wenn ſich nicht einen Monath vor ſeinem Falle ein plötzlicher Kleinmuth, wie ein Vorbothe des nahen Gerichts, ſeiner Kraft bemeiſtert hätte. Seine Faction im Convente, der Jakobinerklub und die Munizipalität mit ihren Anhängern, das Revolutionsgericht, die Befehlshaber der bewaffneten Macht, und die Vorſtädtler von St. Marceau waren Stützen, durch die er bey weniger Wuth und mehr Entſchloſſenheit ſeinen Gegnern trotzen konnte.

Zwar hat er Dinge begangen, die eben ſo unpolitiſch, als unmoraliſch waren, und die öffentliche Meinung in Rückſicht ſeiner untergraben mußten; es war empörend, daß er allgemein verachtete Verbrecher unterſtützte, weil er glaubte, ſie würden ein Leben, das ſie nur ihm verdankten, ganz ſeinen Abſichten widmen; noch empörender waren die Ströme Bluts, welche ſeiner Eiferſucht und ſeinem Argwohne floßen, die immer reizbarer und heftiger wurden, je mehr er ſeinem Ziele ſich näherte; höchſt unklug war die zu frühe Kriegserklärung gegen Bourdon de l'Oiſe, wodurch er, ohne hinlänglich gerüſtet zu ſeyn, das Signal zu einem Kampfe auf Leben und Tod gab, deſſen Opfer er geworden iſt; — hingegen wird man auch viele Meiſterzüge der Klugheit, und eine gewiſſe Conſequenz in ſeinem ganzen Betragen nicht verkennen, womit er häufig Maßregeln nahm, und ſtrenge befolgte, die

in dem Augenblicke, worin er sie wählte, der herrschenden Stimmung ganz zuwider waren, nachher aber, und oft sehr lange nachher, ihre Richtigkeit auf eine erstaunungswürdige Art bewährten.

Hierher gehört der Charakter von Eingezogenheit, Nüchternheit, Keuschheit, Unbestechlichkeit, von strenger Bürgertugend und einer wenigstens scheinbaren Religiosität, wodurch er gleich bey Uebernehmung seiner Rolle in moralischer Hinsicht eben so sehr, als im Aeußern durch eine saubere Kleidung, gegen seine Mitwerber zu contrastiren suchte. Mochte der Jakobinerklub zischen und lärmen, als er einst mit Begeisterung ausrief: „Die Vorsehung wacht über Frankreich!" Robespierre wiederhohlte seinen Ausruf mit noch gröſserem Pathos; er wuſste, daſs sein Benehmen selbst in den Herzen der Sansculotten, die von der Tribune zischen und lärmen helfen, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen konnte; er sah, daſs Hebert und Consorten sich durch die offene Fehde, welche sie dem Gottesdienste der Offenbarung geschworen hatten, einen fast allgemeinen Unwillen bereiteten, er rechnete im Voraus auf die Dienste, welche der Contrast in dem Augenblicke des Sturzes dieser Elenden ihm leisten sollte, und dieser Augenblick, den er aber auch meisterhaft nutzte, warf wirklich so viel Licht auf den Wiederhersteller der Religionsfreyheit, daſs selbst diejenigen, welche seine Häucheley am tiefsten verachteten, sein weitsehendes Auge bewundern muſsten. Indessen war dieser Theil seiner

Rolle nicht ganz Heucheley. Die Herrſchſucht hatte ſich ſeiner ganzen Seele zu ſehr bemeiſtert, als daß er nicht gegen die Reitze des Goldes und der Wolluſt hätte unempfindlich ſeyn ſollen, und einer der Hauptzüge in ſeinem mürriſchen, ſtrengen Charakter, ſein Hang zur moraliſchen Deſpotie, machte, daß er die Tugend, deren er ſich ſelbſt bewußt war, ohne Rückſicht auch von andern forderte. Den häufige Lobreden, welche er ſeiner Verachtung der Reichthümer, ſeinen Sitten u. ſ. w. hielt, lag eine Wahrheit zum Grunde, die ihm zu Statten kam, um auch den Uebertäubungen ſeiner Eigenliebe die Miene der Wahrheit zu geben. Sein Selbſtgefühl, das ihn unterſtützte, ſtatt ihn Lügen zu ſtrafen, und die Stärke ſeiner Phantaſie machen es erklärlich, daß er in denjenigen ſeiner Vorträge, die Patriotismus, Moralität, Religion zum Gegenſtande hatten, ſich ſelbſt zum höchſten Enthuſiasmus befeuern, und Enthuſiasmus erregen, Thränen vergießen und Thränen erzwingen konnte.

Als Redner gehörte Robespierre in die dritte Claſſe, wenn man Mirabeau und ſeine glücklichſten Nebenbuhler in die erſte, Vergniaud aber, Isnard und die andern vorzüglichſten Wortführer der Gironde in die zweyte rechnet. Züge des Genies, die dem Hörer mit unwiderſtehlicher Macht einen kalten Schauer durch die Glieder jagen, fand man bey ihm ſehr wenig, wenn man nicht die raſche, imponirende Benützung der Umſtände darunter rechnen will, wodurch er oft, wie ein Franzoſe ſich ausdrückte, ſeinen Wider-

sachern mit eisernen Fingern den Kopf umdrehte. Seine ersten Reden waren aus den gewöhnlichen, demagogischen Kraftausdrücken und jenem ohnmächtigen Schwulst zusammengesetzt, womit die römischen Knaben in ihren Schulübungen von Freyheit und Seelengröße declamirten, als bey des aus Rom verschwunden war, und über dieß war ihm sein Körper gar nicht günstig. Er suchte sich aber mit der größten Anstrengung immer mehr zu bilden, und wenn er auch, vielleicht dem herrschenden Geschmacke zu gefallen, die hochtönenden Worte und Phrasen der neuern Französischen Rhetoren niemahls ganz vermied, so bemerkte man doch in seinen neuen Rapports statt jener nervenlosen Aufgedunsenheit, eine treffende Wahl von kühnen, großen und oft wirklich schönen Bildern, sehr viele Präcision und eine psychologische Anordnung, die fest und mit immer wachsender Kraft zum Ziele strebt.

Das größte Hinderniß, was ihm als Redner im Wege stand, war seine wilde, unbeschreibliche Heftigkeit; sie war der Hauptfeind seiner Politik und der böse Dämon, welcher ihn antrieb, der Partey, woran er scheiterte, vor der Zeit den Kampf auf Tod und Leben anzukündigen. Ein unerwarteter Widerspruch konnte die zündbaren Fibern seines Gehirns so in Flammen setzen, daß er, unfähig weiter zu sprechen, am ganzen Leibe zitterte, und mit glühenden Augen Rache schnob, indessen seine Vernunft vergebens arbeitete, das Uebergewicht über die Leidenschaft wieder zu gewinnen, und durch das Gefühl ihres Unvermö-

genug nur noch mehr entnervt wurde. In ſolchen Augenblicken mußten ihn ſeine Champions durch den wiederhohlten Zuruf: fahr fort, Robespierre! die guten Bürger hören dich! wieder ins Gleis bringen. Wenn er hingegen ſeines Gegenſtandes mächtig und eines glücklichen Erfolges ſicher war, ſo äußerte ſich auch in ſeinen improviſirten Reden jener Zufluß von Gedanken und die Gewandtheit im Ausdrucke, wodurch er ſich ſchon als Advocat einen Nahmen erworben hatte.

Orang Zeb,

Kaiſer der Mongolen.

Eine ſeltſame Miſchung von Gröſſe und Kleinheit, von Edelmuth und Laſter zeichnet dieſen Mongolen aus. Der gröſſte Böſewicht und Häuchler war ein mäßiger, tapferer und ſehr arbeitſamer Fürſt, der Schmeicheley haßte und Fürſtenpflichten kannte.

Orang Zeb war ein Sohn des Schach Johann, und im Jahre 1618 geboren. Seit-

äußerte ein Fürſt glücklichere Talente zur Regierung als er. Wenn er auch das majeſtätiſche Anſehen und die vortheilhafte Geſtalt nicht hatte, welche die morgenländiſchen Völker an ihrem Monarchen ſo gern ſehen, ſo ward man doch in ſeiner Miene und Geſichtsbildung einen ſcharfſinnigen und großen Geiſt gewahr. Er hatte feurige Augen, in denen alle Leidenſchaften zu ſehen waren, die ſein Herz erfüllten, wenn er ſie ſehen laſſen wollte. Er war ſo ſehr Herr von ſeinen Reden, als von ſeinem Geſichte, und wußte ſich ſo zu verſtellen, daß man nie ſeine wahre Geſinnung errieth. Man konnte aus ſeinem magern Geſichte die Strenge der Sitten abnehmen, aber ſie hatte keinen Grund in ſeinem Herzen. Er hatte von Natur einen groſſen Hang zu Vergnügungen, und er enthielt ſich derſelben bloß aus Staatsklugheit. Er beobachtete eine ſtrenge Lebensart aus Prahlerey, und kämpfte ohne Unlaß gegen ſeine Neigungen, um den Charakter nicht zu verläugnen, den er angenommen hatte, als er zur Regierung zu gelangen ſuchte.

Die Religion war die Farbe, die er Handlungen anſtrich, welche am meiſten mit der Menſchheit ſtritten. Die Maßregeln, die er aus Klugheit ergriff, waren nie die, zu welchen Menſchen von gemeiner Klugheit würden gegriffen haben; Umſchweife und Kunſtgriffe waren die einzigen Mittel, die er anwandte, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. So grauſam er aber auch war, ſo hatte er doch im Herzen eine Neigung zur

Güte. Er vergoß Blut bloß aus Herrſchſucht. Er würde über das Unglück derer, die von ihm unterdrückt wurden, Thränen vergoſſen haben, wenn ſein Eigennutz nicht ſelbſt die Quelle derſelben vertrocknet hätte. Orang Zeb war argwöhniſch aus Vorſicht und rachgierig aus Furcht. Kurz, der Wunſch zu regieren, und das Verlangen, ſich auf dem Throne zu erhalten, waren bey ihm ſo wohl der Grund der Tugenden, von denen er ſich den Schein gab, als auch der Laſter, die ihn entehrten.

Orang Zeb hatte Brüder, welche alle ein Recht zu haben vermeinten, ihrem Vater auf den Thron zu folgen. Das ſicherſte Mittel, wodurch Orang Zeb nach dem Tode ſeines Vaters zum Throne zu gelangen, oder wenigſtens ſein Leben und ſeine Freyheit zu erhalten ſuchte, wenn das Glück ſich für einen andern erklären ſollte, war, daß er den Schein annahm, als ob er ſein Verlangen nach der Regierung der Religion aufopferte. Er ſeufzte unabläſſig nach dem Augenblicke, wo er von der Sclaverey der weltlichen Hoheit frey, ſeine Tage in beſtändigen Bußübungen beym Grabe Mahomeds zubringen könnte.

In der Provinz Decan, deren Statthalterſchaft ihm der Kaiſer angetragen hatte, verwandte er ſich mit dem lebhafteſten Eifer für die Annahme der Religion. Er baute Moſcheen, und begab ſich in die Geſellſchaft der Faquirs, um den Schein zu haben, daß er die Welt eben ſo wie ſie, verachte. Indeß war doch ſeine Verſtellung nicht groß genug, daß man nicht eine ge-

wisse List und Feinheit selbst in seinen frömmsten Handlungen entdeckt haben sollte.

Eines Tages ließ er alle Faquirs des Landes zusammen kommen, um Almosen unter sie auszutheilen, und das Vergnügen zu haben, wie er es nannte, Reiß und Salz mit ihnen zu essen. Der Platz, auf welchem sie zusammen kamen, war ein weites Feld. Orang Zeb ließ dieser ungeheuern Menge armer Büßenden eine ihrem Stande gemäße Mahlzeit vorsetzen. Als man gegessen hatte, ließ der Vicekönig eine große Menge neuer Kleider bringen, und sagte zu den Faquirs, er könnte sie nicht länger mit alten Lumpen bedeckt sehen. Er wußte nähmlich, daß die meisten von diesen Bettlern Goldstücke in ihren Kleidern verborgen haben, zu denen sie durch Betteln oder Betriegen gelangen. Viele weigerten sich, ihre alten Lumpen abzulegen, und sträubten vor, es gehöre zu ihrem Stande; man hörte sie aber nicht und der Prinz blieb dabey, daß alle Faquirs an seinem Almosen Theil haben müßten. Man zog ihnen die alten Kleider mit Gewalt vom Leibe, und sie mußten dafür neue anziehen. Die alten Lumpen wurden alle über einen Haufen geworfen und angezündet, da man denn eine so beträchtliche Summe in der Asche fand, daß Orang Zeb dadurch am meisten in den Stand gesetzt wurde, gegen seine Brüder einen Krieg zu unternehmen.

Dieser blutige Kampf entschied für Orang Zeb. Er entfernte seine Brüder vom Throne, indem er einen durch den andern überwand, und in-

indem er sich für einen Rächer des Vaterlandes und des Alkorans ausgab, den er mit der einen Hand hielt, während er mit der andern Mord und Blutvergießen befahl. Morad-Bakche, der jüngste Bruder des listigen Orang Zeb, hatte das Meiste zum Glücke seiner Waffen beygetragen. Dieser junge Prinz schmeichelte sich Kaiser zu werden, weil es ihm sein Bruder versprochen hatte, der immer nichts sehnlicher wünschte, als an Mahomeds Grabe zu sterben. Die Krönung war aber das, womit sich der schöne Traum des leichtgläubigen Morad-Bakche endigte, und diente zugleich zur Entwicklung der boßhaften Streiche des vermeinten Faquirs.

Orang Zeb stellte sich krank, und ließ den Morad-Bakche zu sich rufen, um mit den Sterndeutern zu überlegen, ob der zu seiner Krönung angesetzte Tag ein glücklicher Tag seyn würde. Der unglückliche Prinz, der die Warnung seiner Freunde nicht achtete, begab sich in das Lager seines Bruders in Begleitung des Chab-Abas, seines Verschnittenen und einiger Officiere von seiner Armee. Auf dem Wege begegnete ihm Ebrahim-Cham, einer von Orang Zebs Generalen, und gerührt von dem Unglücke, in welches sich ein Prinz stürzte, der seiner Tapferkeit und Großmuth wegen von der ganzen Armee geliebt ward, fiel er dem Pferde in den Zügel. — Wo willst du hin Prinz? sagte er in einem traurigen und gerührten Tone, welches unglückliche Gestirn führt dich zu Orang Zeb — Ich eile auf den Thron, antwortete ihm Morad-Bakche, und ich soll

die Zeichen der kaiserlichen Würde aus den Händen meines Bruders selbst bekommen. Bey diesen Worten ließ Ebrahim den Zügel los, und ging mit Thränen in den Augen fort. Die bald darauf erfolgte Anrede des Casi oder obersten Priesters hätte dem verblendeten Morad-Bakche die Augen öffnen sollen: „Dein Eingang ist glücklich, sagte er, gebe der Allmächtige, daß es dein Ausgang auch sey.“

Morad-Bakche schien damahls unruhig und erschrocken, aber die Erscheinung Orang Zebs, der ihm mit den Vornehmsten der Armee entgegen kam, machte, daß er auf die Anrede des Casi nicht achtete. Die Ehrerbiethung und das unterthänige Bezeigen des vermeinten Faquirs, der sich zur Erde vor ihm niederwarf, machten ihm Muth, und nie hatte man eine zärtlichere Zusammenkunft zwischen zweyen Brüdern gesehen. Orang Zeb, der seinen angenommenen Charakter bis ans Ende behaupten wollte, nahm sich gar sehr in Acht; er nahm den Morad-Bakche bey der Hand, führte ihn in ein prächtiges Zelt, und setzte ihn auf einen Thron, neben welchem er sich auf einem niedrigen Stuhle niederließ. Er ließ sichs sehr angelegen seyn, die Fliegen, die sich auf ihn setzen wollten, zu verjagen, und ihm den Schweiß vom Gesichte zu trocknen. Er wandte alle Liebkosungen, allen Eifer und alle Zärtlichkeit an, um seinen Bruder am Rande des Abgrundes einzuschläfern. In dieser Trunkenheit von Freude und Hoffnung bereitete man für den Morad-Bakche ein großes Gastmahl. Die beyden Brü-

der ſetzten ſich allein an eine Tafel, und um einen ſo feſtlichen Tag noch feſtlicher zu machen, ließ Orang Zeb zum erſten Mahle in ſeinem Leben Wein auftragen.

Morad-Bakche trank ſtark, und ward bald betrunken. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und ſein Verſchnittener der allein bey ihm geblieben war, brachte ihn von der Tafel in ein anderes Zelt, damit er bequemer ſchlafen möchte, und ſetzte ſich zu den Füßen des Bettes. Unruhe, Angſt, und allerley fürchterliche Vorſtellungen machten, daß dieſer getreue Diener kein Auge zuthun konnte. Er ſah bald darauf den Orang Zeb mit einem ſeiner Enkel, der 5, oder 6 Jahre alt war, ins Zelt treten. Der Prinz winkte dem Verſchnittenen mit der Hand, daß er ſchweigen ſollte, gleich als ob er einen Spaß mit dem ſchlafenden Prinzen haben wollte. Er näherte ſich dem Bette und verſprach dem kleinen Knaben ein Geſchenk, wenn er dem Prinzen den Säbel und den Dolch wegnehmen könnte, ohne ihn aufzuwecken. Der Knabe that dieß mit aller Geſchicklichkeit und trug die Waffen ſeines Onkels in ein anderes Zelt. Den Augenblick traten ſechs Soldaten von der Garde des Orang Zeb mit ſilbernen Ketten herein, und weckten mit ihrem Geräuſche den Morad Bakche auf, der Prinz ſuchte ſeinen Säbel, und erſchrak, da er ihn nicht fand.

Man bemächtige ſich ſeiner, rief der häuchleriſche Orang Zeb, man belege dieſen Uebertreter des Geſetzes mit Ketten, der ſich durch ſeine

Unmäßigkeit des Thrones unwürdig gemacht hat. Morad-Bakche, der ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, sagte weiter nichts zu ihm, als die Worte: Sind das die Schwüre, die du mir über den Alkoran geleistet hast? Orang Zeb hielt ihm mit der Hand den Mund zu, daß er nicht weiter reden konnte, und zu gleicher Zeit setzte man ihn auf einen Elephanten, und brachte ihn in eine Festung des Reiches. Die Maßregeln des Orang Zeb waren mit so viel Ueberlegung ergriffen worden, und sie wurden so geheim ausgeführt, daß niemand in den beyden Lagern von dem Vorfalle mit dem Morad-Bakche etwas gewahr ward. Das Fest dauerte die ganze Nacht, die Zelte waren erleuchtet, Concerte und Feuerwerke ließen sich von allen Seiten hören. Die Officiere und Soldaten, die unter einander gemengt waren, schwärmten bis an den folgenden Morgen, da sie sich denn, dem gegebenen Befehle gemäß, auf dem zum Triumphe des Morad-Bakche bestimmten Platze versammelten. Es war keiner von ihnen gewaffnet, außer einige Escadrons des Orang Zeb, die aus seinen Vertrauten bestanden, und den Platz ringsherum einschloßen. Die Soldaten des Morad-Bakche, die an nichts dachten als an die glänzende Ceremonie, warteten mit Ungeduld auf ihren General, damit sie ihn zum Kaiser ausrufen könnten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie statt des Morad-Bakche den Orang Zeb in aller Pracht der kaiserlichen Würde einherziehen und sich auf den

für seinen unglücklichen Bruder bestimmten Thron setzen sahen! Tausend Stimmen erschallten in der Luft und schrieen: Es lebe der fromme Kaiser Orang Zeb! Die Soldaten des Morad-Bakche sahen sich auf allen Seiten eingeschlossen, und folgten dem Beyspiele ihrer Generale, die durch das Geld des Orang Zeb verführt, oder von seiner Gewalt geblendet, sich zu seinen Füßen geworfen hatten. Unter mehr als 40,000, die sich eine Ehre daraus machten, an das Glück und die Person des Morad-Bakche gebunden zu seyn, war nicht ein einziger, der die Stimme zu seinem Besten erhob, oder nur fragte, wo er hingekommen wäre.

Orang Zeb erhielt sich durch eben die Heucheley auf dem Throne, vermittelst deren er sich auf denselben gesetzt hatte. Er ließ sich von den Kindern eines gewissen Sayed eine Bittschrift überreichen, worin der unglückliche Morad-Bakche als ein Mörder ihres Vaters angeklagt ward. Sie verlangten zugleich den Kopf dieses Prinzen, als eine Vergeltung des von ihm vergossenen unschuldigen Blutes.

Orang Zeb nahm diese Klage nicht an, ohne darüber Thränen zu vergießen, er sah sogar die Ankläger mit ergrimmten Augen an; aber nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, sagte er: „Wenn Morad-Bakche strafbar ist, so ist er doch mein Bruder; sollte ich sein Blut vergießen müssen?“ — Ja, antworteten ihm die Sterndeuter seines Hofes, die zu diesem Auftritte schon vorbereitet waren, du mußt das Blut

des Missethäters vergiessen; der Himmel drohet dir mit der unglücklichsten Regierung, wenn du aus Schwachheit das erste Verbrechen, das vor deinen Thron gebracht wird, unbestraft lässest. Orang Zeb schien, als ob er bloß nachgäbe, und unterschrieb das Todesurtheil.

Dieser Wütherich hatte auf gleiche Weise seine andern Brüder seiner Furcht und Eifersucht aufgeopfert. Diese Missethaten waren aber nur Vorbereitungen zu einer weit größeren. Der alte Kaiser Johann lebte noch in dem Winkel eines Gefängnisses. Der gottlose Orang Zeb, der nicht warten wollte, bis Alter und Gram diesen unglücklichen Vater das Leben raubte, beschleunigte den Tod desselben durch Gift. Nach solchen Missethaten, und da seine Hände noch von dem Blute eines Vaters und dreyer Brüder rauchten, rief er aus: „Dir, allmächtigen Gott, habe ich den Thron zu danken. Aus einem armen Faquir hast du den mächtigsten König des Erdbodens gemacht, um alle Menschen zu lehren, daß du die Stolzen erniedrigest und die Demüthigen erhebest" — Gibts eine schrecklichere Art von Heuchelen?

Als ruhiger Besitzer des Thrones glaubte Orang Zeb seine Missethaten dadurch zu büßen, daß er seinen Tisch auf Gerstenbrot, Hülsenfrüchte und Wasser einschränkte. Dieser Bösewicht war übrigens in seinen Unternehmungen glücklich. Er eroberte die Reiche Decan, Visapour, Golconda und Carnate, und fast die ganze große Halbinsel, auf deren Küsten Coromandel und Ma-

labar liegt. Er verdiente dieſes Glück einiger Maßen durch ſeine Mäßigkeit, Tapferkeit und Arbeitſamkeit. Er arbeitete nach einer überſtandenen großen Krankheit mehr als ſeine Kräfte erlaubten, und da ihm einer ſeiner Miniſter vorſtellte, daß ihm dieſe Anſtrengung ſchaden und ſchlimme Folgen haben könnte, ſah ihn Orang Zeb mit verächtlichen und zornigen Augen an, wandte ſich zu ſeinen andern Hofleuten und ſagte die merkwürdigen Worte zu ihnen: „Geſteht ihr nicht, daß es Umſtände gibt, wo ein König ſein Leben wagen, und mit den Waffen in der Hand ſterben muß, um ſein Vaterland zu vertheidigen? und dieſer elende Schmeichler findet nicht für gut, daß ich zum Glücke meiner Unterthanen arbeiten und wachen ſoll. Glaubt er denn, ich wiſſe nicht daß mich die Vorſehung zum Glücke ſo vieler Millionen Menſchen, die ſich mir unterworfen haben, auf den Thron geſetzt habe? Nein, nein! Orang Zeb wird nie den Vers des Zady vergeſſen: Könige, regiert ſelbſt, oder hört auf Könige zu ſeyn; ach! Glück und Hoheit legen uns ohnedem ſchon mehr als zu viel Schlingen! Wir ſind ſo unglücklich, daß uns alles zur Weichlichkeit verführen will, das Frauenzimmer durch ihre Kareſſen, die Wollüſtige durch ihre Reitzungen. Müſſen auch noch Miniſter ihre Stimme erheben, um die ohnedem ſchwache und wankende Tugend der Könige zu beſtreiten, und ſie durch ihre ſchlimmen Rathſchläge ins Verderben zu ſtürzen? —

So ſehr Orang Zeb ſeine Religion zu lieben ſchien, und mit der einen Hand das Schwert mit der andern den Koran hielt, ſo glaubt man doch, daß er ein Indifferentiſte war. Er ſprach einſt mit einem ſehr gelehrten Rabbiner über die verſchiedenen Religionen in der Welt. Welcher kann man den Vorzug geben? ſagte Orang Zeb, der chriſtlichen, der mahomedaniſchen, oder jüdiſchen? Der Jude, dem dieſe Frage verfänglich ſchien, antwortete, durch jenes berühmte Gleichnis von dem Diamante von unſchätzbarem Werthe, das Leſſing in ſeinem Nathan aufnahm. Ein Hausvater erzählte er, hatte einen Diamant von unſchätzbarem Werthe, ein jeder von ſeinen Söhnen, deren er 3 hatte, wünſchte denſelben zu ſeinem Erbtheile zu bekommen. Der Vater ließ daher, um den Streitigkeiten nach ſeinem Tode vorzukommen, ein Paar andere Diamanten ſo künſtlich und dem erſten ſo ähnlich ſchleifen, daß es, ob ſie gleich unecht waren, doch nicht möglich war, ſie von einander zu unterſcheiden. Er theilte ſie alle 3 unter ſeine Söhne aus, und ein jeder von ihnen glaubte den rechten zu haben. So hat auch der Schöpfer der Welt, fuhr der Jude fort, ſeinen Kindern dreyerley Geſetze gegeben; ob zwey davon falſch, und nur eines wahr iſt, das iſt eine Frage, die ſich ſchwer beantworten läßt. Sollte Gott von dem Menſchen verlangen, das zu entſcheiden, was er ſo ſorgfältig vor ihm verborgen hat? — Ich denke eben ſo wie du, antwortete Orang Zeb, man beho

nur den wahren Gott an, ſo iſt nichts daran gelegen, in welcher Religion es ſey.

Orang Zeb erreichte ein Alter von 89 Jahren und ſtarb den 4. März 1707.

Geſchichte und Verfaſſung des Inquiſitions-Gerichts.

Die Inquiſition gewann in Spanien mehr, als ſie in in Deutſchland und Frankreich verloren hatte, die Könige von Arragonien führten ſie in allen ihren Staaten ein, und ungeachtet aller Widerſetzung der übrigen Provinzen, die ſie allgemein verabſcheuten, wurde ſie endlich in ganz Spanien eingeführt. Dieſes war dem Könige Ferdinand von Arragonien und der Königinn Iſabella von Caſtilien vorbehalten, und es war alſo erſt im Jahre 1484 daß Spanien gänzlich dem Joche der Inquiſition unterworfen wurde.

Johann von Torquemada vom Dominikaner-Orden, Beichtvater der Königinn Iſabella und

nachheriger Cardinal war der wahre Urheber derſelben. Dieſe Prinzeſſinn hatte ihn, noch ehe ſie die Krone erhielt, verſprechen müſſen, daß ſie, wenn Gott ſie jemahls den Thron beſteigen ließe, nichts verabſäumen würde, um die Ketzer und Ungläubigen auszurotten. Sie erhielt in der That die Krone von Caſtilien, die ſie dem Könige Ferdinand von Aragonien als ein Heirathsgut zubrachte.

Dieſe Vergrößerung ihrer Macht, flößte beyden den Entſchluß ein, ſich des Königreichs Granada zu bemächtigen, um die Mauren, vor denen Spanien ſo oft gezittert, und die den größten Theil dieſes Reiches erobert hatten, wieder in die Meerenge zurück zu jagen.

Dieſes Vorhaben ward ſo glücklich ausgeführt, daß es alle Hoffnung überſtieg. Die Mauren wurden unterjocht, und endlich, nachdem man ihnen alles, was ſie in Spanien beſaßen, wieder abgenommen hatte, gezwungen, ſich entweder zu unterwerfen, oder nach Afrika zurückzukehren; ſeit dem haben ihre einheimiſchen oder auswärtigen Kriege, ihnen ſtets entweder die Luſt oder die die Mittel zur Rückkehr nach Europa geraubt.

Aber ungeachtet der größte Theil der Mauren vorbeſagter Maßen nach Afrika zurückzukehren gezwungen war, ſo befand ſich doch noch immer eine große Anzahl in Spanien, die daſelbſt theils durch Heirathen, die ſie geſchloſſen hatten, theils durch unbewegliche Güter, theils aber auch durch Handlungsurſachen zurückgehalten wurden.

Ferdinand und Iſabella ſahen nur zu wohl ein, daß ſie dieſen Ueberreſt nicht aus Spanien verjagen konnten, ohne ihre neueroberten Staaten zu entvölkern, und willigten alſo in ihr Dableiben; ſie nöthigten ſie aber am Ende, eben ſo wohl als die Juden, die ſich damahls in Spanien in groſſer Anzahl befanden, ihre Religion abzuſchwören und das Chriſtenthum anzunehmen.

Dieſe Unglücklichen, die ſich dem Geſetze, welches ihnen der Sieger vorſchrieb, nicht entziehen konnten, willigten in alles, ſo man von ihnen forderte, und die Folge davon war, daß der gröſte Theil von ihnen Scheinchriſten wurden, dem ungeachtet aber im Herzen ihrer alten Religion anhingen und die Gebräuche derſelben in geheim aufs ſorgfältigſte beobachteten.

Torquemada, der den Nachtheil, den dieſe Verſtellung, ſo wohl der Religion als dem Staate zuzog, vorherſah, nahm dieſe Gelegenheit wahr, um die Königinn an die Erfüllung ihres Verſprechens zu erinnern. Er ſtellte ihr daher vor, daß politiſche Gründe als auch das Gewiſſen ſie dazu verbände, daß, ſo lange die Mauren und Juden ihrer erſten Religion zugethan wären, ſie auch noch immer ihren alten Herren anhängig würden, daß dieſe geheime Zuneigung in auswärtige Verbindungen, innerliche Verſchwörungen, und endlich in einen öffentlichen von den Afrikaniſchen Mauren unterſtützten Aufruhr ausarten würde, beſonders, da es das Intereſſe dieſer letztern nur zu ſehr erforderte, bey der erſten vortheilhaften Gelegenheit nach Spanien zurück-

zukehren. Die einzige Methode sie zu trennen wäre, daß man die einheimischen Mauren mit Gutem oder Bösem nöthigen müßte, ihre alte Religion gänzlich aufzugeben; da man nun so wenig Hoffnung hatte, daß sie von selbst ihre Irrthümer einzusehen lernen würden, so müßte man sie mit Gewalt dazu nöthigen. Dieses Mittel würde zwar die Zahl der Unterthanen verringern, es wäre aber besser eine kleine Anzahl Unterthanen zu haben, die der Religion und dem Staate ergeben wären, als eine große Menge, auf deren Treue man sich nicht verlassen könnte, und endlich wäre auch die Religion und der Staat durch ein so genaues Band vereiniget, daß man unmöglich dem einen Theile zugethan seyn könnte, wenn man es an Zuneigung zum andern Theile ermangeln ließe.

Diese Gründe machten Eindruck auf die Königinn. Torquemada unterließ nichts, die Einführung der Inquisition, als das beste Mittel zu diesem Zwecke zu gelangen, anzupreisen. Dieses Mittel, sagte er, wäre zwar in der That viel langsamer, als ein öffentlicher Krieg, aber auch dafür um desto sicherer, und man würde es immer als ein Gegenmittel gegen ein Uebel, welches wahrscheinlich nicht so bald aufhören würde, gebrauchen können, einen Beweis gäbe Italien, welches der Inquisition die Reinheit des Glaubens zu verdanken hätte. Endlich setzte er noch hinzu, werde es die ruhmwürdigste Handlung ihrer Regierung seyn, daß sie sich nicht allein die Erhaltung der wahren Religion bey ihrem Leben

hätte angelegen ſeyn laſſen, ſondern auch ihren Nachfolgern die unfehlbaren Mittel, ſie in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten, zurückgelaſſen hätte.

Die durch die Gründe des Torquemada überredete Königinn verſprach ihm, daß ſie nichts unterlaſſen wollte, um den König gleichfalls zur Einführung der Inquiſition in ſeinen Staaten zu bewegen. Torquemadas Gründe machten auf ihn eben den Eindruck, den ſie auf die Königinn gemacht hatten. Beyde begehrten daher einſtimmig im Jahre 1483 vom Papſte Sixtus IV. die Bullen zur Einführung der Inquiſition in allen ihnen unterworfenen Staaten, und erhielten dieſelben. In Portugall wurde ſie erſt im Jahre 1557 durch den König Johann III. eingeführt.

Torquemada hatte zu gute Dienſte geleiſtet, als daß er nicht dafür hätte belohnt werden ſollen. der Papſt machte ihn zum Cardinal, und der König und die Königinn von Spanien ernannten ihn zum General-Inquiſitor, weil man durchgehend glaubte, daß er vor allen andern, die zu einem ſo wichtigen Poſten nöthigen Eigenſchaften beſäße. Er entſprach auch dieſer Hoffnung vollkommen, da er, während den vierzehn Jahren, die er als General-Inquiſitor durchlebte, mehr als 100,000 Menſchen den Prozeß machen ließ, wovon 6000 und mehrere lebendig verbrannt wurden, eine Zahl und That, vor der die ganze Menſchheit erſchüttert, und würde ſchwerlich können geglaubt werden, daß ein einziger Tyrann dergleichen Mord verüben könnte, wenn nicht die klärſten Beweiſe davon vorhanden wären.

Seit dieſer Zeit nahm die Inquiſition an allen Eroberungen Antheil, die von Spanien und Portugall gemacht wurden. Nachdem nun beyde große Beſitzthümer in Oſtindien erlangt hatten, ſo führten ſie daſelbſt dieſes Tribunal auf den nähmlichen Fuß und nach den nähmlichen Geſetzen wie in ihren Europäiſchen Staaten ein.

Nun waren noch England und die Niederlande übrig, wo man die Einführung der Inquiſition noch nicht verſucht hatte. Was England betrifft, ſo ſchien ſich die Gemüthsart der Einwohner dieſer großen Inſel, die heftige Gegenmittel noch mehr anfeindeten, und noch leichter zum Aufruhre zu bewegen waren, als die Franzoſen und Deutſchen, ſo wenig mit der Inquiſition zu vertragen, daß man alle Anſtrengung, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, vergeblich glaubte, ungeachtet der Papſt daſelbſt mehr als in allen andern chriſtlichen Ländern in Anſehen ſtand; man ſah ſich alſo genöthiget, dieſes Unternehmen, in ſo weit es England betraf, gänzlich aufzugeben, ob man gleich von dem Nutzen der Inquiſition bey den Engländern um ſo viel mehr überzeugt war, da die von allen Völkern der Erde das freye Reden und Dogmatiſiren am meiſten liebten.

Aus der Gleichförmigkeit der Gemüthsart der Niederländer mit den Deutſchen und Franzoſen ſchloß man, daß man eben ſo wenig mit ihnen zum Zwecke gelangen würde; die Biſchöfe und Magiſtratsperſonen behielten alſo daſelbſt ihr altes Vorrecht, die Ketzer zu verhören, und ſie

ach bewandten Umſtänden zu verurtheilen und
inrichten zu laſſen.

Da aber zu Anfang der Reformation in
Teutſchland eine groſſe Anzahl Proteſtanten
n dieſen fruchtbaren Provinzen ſich niederlieſſen,
o fürchtete Carl V. der ſie nicht liebte, und eben
o wenig von ihnen geliebt wurde, daß ſie ſich
n ſeinen Erblanden zu ſehr ausbreiten möchten.
Dieſe Furcht und die groſſe Nachläſſigkeit, die die
Magiſtratsperſonen, durch ihre Menge abge-
hr ck, in i ren Verfolgungen zeigten, nöth ate
hn endlich im Jahre 1550 ein Edict ergehen zu
aſſen, vermöge deſſen die Inquiſition in allen
iederlanden ſo wie in Spanien eingeführt wer-
en ſollte.

Dieſes Edict wurde publicirt, da aber Ma-
ia die Schweſter des Kaiſers und Statthalterinn
n dieſen Provinzen ihm vorſtellte, daß bey Voll-
treckung dieſes Edicts nicht allein alle auswärti-
en Kaufleute, ſondern ſogar ein Theil der Ein-
ebornen unfehlbar flüchten würden, um anders
o die ihnen geraubte Gewiſſensfreyheit zu ge-
ieſſen, und daß dieſes die Handlung daſelbſt,
ie die floriſſanteſte von ganz Europa war, zu
Grunde richten würde, ſo machte der Kaiſer zwey
Verordnungen bekannt, vermöge welchen die Frem-
en gänzlich von der Gerichtsbarkeit der Inquiſi-
ion ausgeſchloſſen, und das Verfahren derſelben
egen die Einheimiſchen gemildert wurde.

Dem ungeachtet aber ward das Einführungs-
Edict nicht vollzogen, es ſey nun, daß der Kai-
er, der nicht immer das, was er zu wollen

ſchien, wollte, nicht genug auf die Vollſtreckung deſſelben drang, oder weil das Volk, die Biſchöfe und Magiſtratsperſonen, die das meiſte Intereſſe dabey hatten, beſſer als ſonſt irgend jemand die Folgen davon vorherſahen, und übrigens wußten, daß der Kaiſer nicht vermögend war, ſie mit Gewalt zu dieſem Joche zu zwingen, ſich insgeheim dagegen ſetzten; genug die Inquiſition ward bey Lebzeiten Carl V. in den Niederlanden nicht eingeführt, und alles blieb in Anſehung der Sectirer beym alten.

Nach dem Tode des Kaiſers 1559 vergaß ſein Sohn Philipp II. König von Spanien, den die Niederlande in der Theilung zugefallen waren, nichts, um daſelbſt eine eben ſo ſtrenge Inquiſition als in Spanien einzuführen; die Staaten widerſetzten ſich dieſer Einführung durch Vorſtellungen, die weder ehrfurchtsvoller noch nachdrücklicher ſeyn konnten: aber Philipp II. der Gehorſam verlangte, achtete nicht darauf, und die Niederländer die in einem ſo zärtlichen, viel umfaſſenden Puncte, als die Religion war, nicht gezwungen werden wollten, empörten ſich.

Dieſer Empörung der Niederlande hat die Republik Holland ihren Urſprung zu verdanken. Sie ward ein Aufruhr längere Zeit, noch mit mehr Hartnäckigkeit unterhalten, der Krieg währte länger als ſechszig Jahre, und ward mit einer Erbitterung geführt, die ohne Beyſpiel war; der Erfolg davon war ſehr entſchieden, der König von Spanien ſah ſich oft in den Stand geſetzt, mit weit unumſchränkter Autorität, als irgend einer ſeiner

ner Vorfahren daſelbſt zu herrſchen, die Niederländer hingegen waren gleichfalls ſehr oft nahe dabey, entweder ſich einem andern Herrn zu unterwerfen, oder ihre Freyheit gänzlich wieder zu erlangen, und eine dem Muſter des alten Roms nicht ganz unähnliche Volksregierung zu ſtiften.

Endlich wurden beyde Theile auf gleiche Weiſe an Kräften und Geld erſchöpft, eines ſo langen und grauſamen Krieges müde. Es wurde alſo Friede gemacht; aber dieſer koſtete Spanien den ſchönſten Theil der Niederlande, aus dem die Republik der ſieben vereinigten Provinzen entſtand, welche wir heut zu Tage gemeiniglich mit dem allgemeinen Nahmen Holland zu belegen pflegen. Der König von Spanien ſah ſich genöthigt, ihre Freyheit und Unabhängigkeit anzuerkennen, und konnte auch ſogar die ihm übriggebliebenen Niederländiſchen Provinzen nicht anders als durch Vermehrung und Beſtätigung ihrer Privilegien retten; wobey man noch durchaus verlangte, daß nie von Einführung der Inquiſition die Rede ſeyn, und die Ketzerprozeſſe nach den alten Rechten und nach der gewöhnlichen Weiſe geführt werden ſollten.

So endigte ſich der lange Niederländiſche Krieg, woran die Inquiſition entweder Schuld war, oder wenigſtens doch den Vorwand dazu hergegeben hatte. Seit dieſer Zeit hat die Inquiſition keine neuen Fortſchritte in Europa gemacht, und ihre Herrſchaft ſchränkte ſich heutiges Tages bloß über einen Theil von Italien, über Spa-

nien, Portugall und die ihnen unterworfenen Staaten ein.

Alle Italienischen Inquisitionen hingen vom Papste ab, die Venetianische ausgenommen, von ihm wurden alle Cardinäle ernannt, die die Congregationen des heiligen Gerichts ausmachten, und alle Inquisitoren, der verschiedenen Inquisitionen in Italien und dem Kirchenstaate. Diese Inquisitoren konnten immer, so oft es dem Papste gefiel, abgesetzt werden, ohne daß man verbunden war ihnen den Prozeß zu machen, oder von ihrer Absetzung Rede und Antwort zu geben; dem ungeachtet aber blieben doch diejenigen, die Ränke und Credit besaßen, so lange sie nur selbst wollten, in ihrem Amte.

Das heilige Gericht in Rom hatte die höchste Gewalt über alle einzelnen Inquisitionen, man gab demselben von allen wichtigen Vorfällen Nachricht, fragte es um Rath, und befolgte die Befehle desselben auf das allergenaueste; das gerichtliche Verfahren wurde von demselben angeordnet, es schrieb die Sentenzformale vor, schuf die alten Gesetze ab, und gab neue nach Gutbefinden. Da die Inquisitoren unabhängig von einander waren, so fällte es auch das Urtheil über alle unter ihnen entstehenden Zwistigkeiten, nahm die Klagen an, die gegen sie einliefen, und befahl die Bestrafung derselben, so bald ihre Fehltritte und Ausschweifungen zu sichtbar sind, wobey es ihnen auch zugleich das Endurtheil sprach.

Das heilige Gericht in Rom bestand aus Räthen, die alle canonische Rechtsverständige und

Ordensgeiſtliche waren, und aus Cardinälen, die die Richterſtellen bekleideten. Die Räthe wurden als Advocaten gebraucht, um die Bücher, Lehrſätze, Meinungen und Handlungen der vor das Inquiſitions-Tribunal gezogenen Perſonen zu beurtheilen, nach ihrem Gutachten wurden die Urtheilsſprüche und Befehle der Cardinal-Inquiſitionen abgefaßt, auch waren bey demſelben zwey Secretäre und ein Fiscal befindlich; dieſer letztere war der einzige von allen Anklägern, den die Beklagten zu ſehen bekamen. Die Anzahl der geringern Officianten war ſehr groß, ſie genoßen anſehnliche Privilegien und konnten vor keinem andern als dieſem Tribunale belangt werden.

In Spanien und Portugall war ein hoher Rath der Inquiſition, der in eben demſelben Ansehen, als die Congregation des heiligen Gerichts zu Rom ſtand, alle Inquiſitionen, die ſich in den Staaten dieſer beyden Kronen befanden, hängten von demſelben ab; das Oberhaupt dieſes hohen Raths war der General-Inquiſitor, der von dem Könige von Spanien ernannt und vom Papſte beſtätiget wurde. Dieß war das einzige Vorrecht, welches dieſe letztere über die Spaniſche Inquiſition genoß: denn ſo bald dieſes Oberhaupt beſtätiget war, miſchte er ſich nicht weiter in Sachen die dieſe Inquiſition betrafen. Der ernannte und beſtätigte Generalinquiſitor hat das Recht alle Inquiſitionsbeamten in den Spaniſchen Staaten zu ernennen, und war folglich einer der wichtigſten Staatsbedienten. Die Einrichtung der Portugieſi-

ſchen Inquiſition war im Ganzen genommen die nähmliche.

Außer dem Generalinquiſitor beſtand der hohe Rath noch aus fünf Räthen, wovon einer ein Dominikaner Mönch ſeyn mußte, laut einem von Philipp III. bewilligten Privilegio; die übrigen Beyſitzer desſelben waren, ein Fiscal, ein königlicher Secretär, zwey Rathssecretäre, ein Alguazil oder Obergerichtsdiener, ein Einnehmer, zwey Referenten und zwey Aſſeſſoren; die Anzahl der geringeren Beamten war, ſo wie in Rom ſehr groß, ſie genoßen noch größere Freyheiten, wie die Römiſchen, und waren von der gewöhnlichen Juſtiz, die in Spanien noch weit ſtrenger wie in Italien war, eben ſo ſehr geſichert. Ueberhaupt ſind dieſe Privilegien ſo beträchtlich, daß auch die vornehmſten Spaniſchen Herren ſich eine Ehre daraus machten, Inquiſitionsbeamte zu ſeyn.

Dem hohen Rathe der Spaniſchen Inquiſition waren alle anderen Inquiſitionen dieſes Reichs unterworfen, die ohne deſſen Erlaubniß kein Auto da Fe halten dürften. Dieſes war das einzige von allen Inquiſitions-Tribunalen, bey deſſen Urtheilſpruch keine Apellation Statt fand; es konnte neue Geſetze machen, ſo oft es ihm gut dünkte, die Streitigkeiten der Inquiſitoren, von was für Art ſie auch ſeyn mochten, ſchlichten, und die hohen und niedern Inquiſitionsbeamten beſtrafen: mit einem Worte, die Autorität desſelben war ſo groß, daß alle Spaniſchen Unterthanen ſchon bey dem bloßen Nahmen der Inquiſition zitterten, ſogar der König ſelbſt durfte es nicht wagen ſie zu

beleidigen, und überhaupt hat es bis jetzt noch keiner ungeſtraft thun dürfen.

Die Beyſpiele des Don Carlos, Prinzen von Spanien, des Don Juan von Auſtria, und des Prinzen von Parma zeigen es zur Genüge. Philipp der II. ward, um den Inquiſitoren Genugthuung zu leiſten, genöthiget, dieſe Prinzen auf lange Zeit von ſeinem Hofe zu entfernen, obſchon der eine ſein eigener Sohn und einzige Erbe, der andere ſein Halbbruder, ein natürlicher Sohn Kaiſer Carls V. und der letzte ſein Neffe war; ihr ganzes Verbrechen beſtand indeſſen bloß in einigen hitzigen Worten, die ſie voll gerechten Eifers gegen die Inquiſitoren ausgeſtoßen hatten.

Die einzelnen dem unumſchränkten Spaniſchen Tribunale zu Madrid unterworfenen Inquiſitionen ſind: die von Toledo, von Sevilla, von Granada, Cordua, Cuenza, Valladolid, Murzia, Lerona, Longrona, St. Jago, Saragoſſa, Majorka, Merico, Cartagena, Lina und Manilla. Eine jede beſteht aus drey Inquiſitoren, drey Secretären, einem Alguazil, drey Einnehmern, und Aſſeſſoren, und ſind ſämmtlich nach dem Muſter der einzelnen Italieniſchen Inquiſitionen gebildet, die beynahe die nähmlichen Einrichtungen haben, indem ihre Beamten, ein Inquiſitor, ein Vicar, ein Fiscal, ein Notar, verſchiedene Räthe, ein oder mehrere Kerkermeiſter, und eine große Menge Unterbeamten ſind.

Alle Inquiſitionsbeamten mußten die Probe der Caſa Limpia ausſtehen, d. h., ſie mußten beweiſen, daß ſie von alten Chriſten abſtammen,

und daß keiner von ihren Vorältern wegen Unglauben und Ketzerey von der Inquiſition eingezogen worden; auch mußten ſie ſich zu einem unverbrüchlichen Stillſchweigen anheiſchig machen, nichts zu entdecken, was bey der Inquiſition vorgeht, es ſey auch unter was vor Vorwande es immer wolle. Nichts diente in dieſem Falle zu ihrer Entſchuldigung, und die Offenbarung der Inquiſitionsgeheimniſſen ward auf das ſchärfſte beſtraft.

Dieß wäre alſo die äußere Form der Inquiſition, nun kommen wir auf ihre Proceduren, die man füglich in drey Hauptartikel abtheilen kann: erſtlich in den Fällen und Perſonen, die dem Urtheile der Inquiſition unterworfen ſind, zweytens in dem Verfahren bey ihren Urtheilsſprüchen, und drittens in der Art und Weiſe, wie ſie ſolche vollſtreckten.

Was den erſten Punct betrifft, ſo gab es ſechs Fälle, die vornehmlich dem Urtheile der Inquiſition unterworfen ſind: als erſtlich Ketzerey, zweytens der Verdacht der Ketzerey, drittens die Beſchützung der Ketzerey, viertens ſchwarze Kunſt, Sterndeuterey, Wahrſagerey und Bezauberungen, fünftens Gotteslästerung, die zugleich die Ketzerey, und alles was darauf Bezug hat, in ſich begreift, ſechstens die der Inquiſition oder ihren Mitgliedern und Beamten angethanenen Beleidigungen und jede Widerſetzung gegen die Vollſtreckung ihrer Befehle.

Eben ſo waren auch ſechserley Perſonen der Inquiſition unterworfen; nähmlich erſtlich Ket-

zer, zweytens diejenigen, so sich den Verdacht der Ketzerey zugezogen haben, drittens die Gönner derselben, und diejenigen die diese Verbrecher beschützten, oder auf irgend eine Art begünstigten, viertens alle Arten von Schwarzkünstlern und Herenmeistern, deßgleichen alle die so sich mit dergleichen Künsten abgaben, fünftens die Gotteslästerer, sechstens diejenigen so den Inquisitionsbeamten Widerstand leisteten, oder ihre Gerichtsbarkeit auf irgend eine Weise beunruhigten.

Im Anfange durfte die Inquisition nur über die sechs Gattungen von Personen ihr Urtheil fällen, seit dem aber hat Gregorius XIII., Pius V., Clemens VIII. und Gregorius XIV. ihre Jurisdiction erweitert, und die Juden, Mahomedaner, alle Arten von Ungläubigen, und alle diejenigen ihr unterworfen, die den Mitgliedern und Beamten des heiligen Gerichts irgend einen Schaden zufügten.

Diese der Inquisition unterworfenen Fälle, waren nicht so umschränkt, als man vielleicht denken mochte: denn erstlich was die Ketzerey betrift, so werden unter diesem Nahmen alle diejenigen verstanden, die irgend etwas gesagt, geschrieben, gelehrt oder gepredigt haben, so der heiligen Schrift, der Auslegung derselben, den Glaubensartikeln, oder den Traditionen der Kirche zuwider wäre; deßgleichen diejenigen, die die christliche Religion abgeschworen haben, um irgend eine andere anzunehmen, oder die so ohne die Religion zu verändern, die Gebräuche und Ceremo-

nien lobten und ausübten, oder auch überzeugt waren, daß man in jeder Religion selig werden könnte.

Wenn die Inquisition es bloß hierbey hätte bewenden lassen, so würde man eben nichts außerordentliches bemerken; sie verstand aber auch noch unter dem Nahmen Ketzer alle diejenigen, die irgend eine Ceremonie, Gewohnheit oder Kirchengebrauch der katholischen Religion mißbilligten: so wenig man auch nach den Grundsätzen der wahren Theologie dergleichen Leute zu Ketzern machen kann, so waren sie doch bey dem heil. Gerichte der Ketzerey verdächtig. Auch begriff man unter dem Nahmen alle diejenigen, die das geringste wider die in Rom und Italien angenommenen Meinungen der höchsten und unumschränkten Autorität, dem Papste und ihrer Superiorität, über alle selbst der General-Concilien, und der weltlichen Angelegenheiten der Fürsten, wie auch wider die päpstlichen Entscheidungen aller Arten handeln, reden, lehrten, oder schreiben würden. Wenn man aber die Sachen auf diesen Fuß nehmen wollte, so würde man überall Ketzer genug angetroffen haben. Auch wurden in der That der größte Theil der katholischen Franzosen und Deutschen, in den der Inquisition unterworfenen Ländern für Lutheraner und folglich für Ketzer gehalten.

Der Verdacht der Ketzer ward im weitläuftigen Verstande genommen, denn, um sich denselben zuzuziehen, durfte man nur den geringsten, Aergerniß gebenden Ausdruck von sich hören

laſſen, oder auch nur diejenigen nicht angeben, ſo ſich dergleichen ſchuldig machten: auch war man dieſem Verdachte ausgeſetzt, wenn man die Sacramente oder andere heilige Dinge mißbrauchte, verachtete und läſterte; deßgleichen wenn man die Bilder der Heiligen zerriß, und Bücher, die von der Inquiſition verdammt waren, las, bey ſich führte, oder andern mittheilte.

Man kam deßgleichen in dieſen Verdacht, wenn man ſich von dem bey den Katholiken üblichen Gottesdienſte entfernte, und ein ganzes Jahr verſtreichen ließ, ohne zu beichten, und das Abendmahl zu empfangen, an den Faſttagen Fleiſch aß, oder an den von der Kirche eingeſetzten Tagen die Meſſe verſäumte.

Dieſer Verdacht erſtreckte ſich auch noch auf diejenigen, die ohne Prieſter zu ſeyn, Meſſe halten und Beichte hören ſollten, oder wenn ſie es waren, die Worte der Einſetzung beym Meßhalten nicht anführten, und die Sacramente öfterer als es ſeyn ſoll, gebrauchten; deßgleichen über die Geiſtlichen, die ungeachtet ihres Gelübdes ſich zu verheirathen wagten, und über alle verheiratheten Perſonen, die ſich der Vielweiberey ſchuldig machten.

Endlich ſetzte man ſich noch dieſem Verdachte aus, wenn man, geſetzt es wäre auch nur ein einziges Mahl, ketzeriſche Predigten, oder irgend einer Art vom Gottesdienſte beygewohnt, der mit dem römiſch-katholiſchen nicht übereinſtimmte; wenn man auf die Vorladung der Inquiſition nicht erſchien, oder ſich in dem Jahre, da man

excommunicirt gewesen ist, nicht los sprechen liess; desgleichen wenn man irgend einen Ketzer zum Freunde hatte, ihn beherbergte, bey sich wohnen liess, ihm Geschenke machte, oder auch nur einen Besuch bey ihm abstattete: vor allen andern aber, wenn man seine Einziehung zu verhindern suchte, und ihm Mittel sich zu retten an die Hand gab, es sey auch, dass Freundschaft, Pflicht, Erkenntlichkeit, Mitleiden, Verbindungen und Verwandtschaft es von ihm heischten. In der That trieb man es in diesem Betrachte bey der Inquisition so weit, dass nicht allein die Errettung eines Ketzers erlaubt war, sondern man war gezwungen, ihn anzugeben, gesetzt, es wäre auch ein leiblicher Vater, Bruder, Ehemann oder Frau, und dieses bey Strafe der Excommunication, wobey man sich auch zugleich den Verdacht der Ketzerey zuzog, und als ein Beförderer derselben, der ganzen Strenge dieses fürchterlichen Tribunals sich aussetzte.

Unter die im dritten Puncte Benannten, verstand man alle diejenigen, welche die Verbrecher, gegen die das heilige Gericht zu procediren anfing, begünstigten, vertheidigten, und ihnen auf irgend eine Weise mit Rath und That an die Hand gingen; desgleichen diejenigen, die da wussten, dass dieser oder jener ein Ketzer, ein Flüchtling aus den Gefängnissen der Inquisition, oder ein von ihr vorgeladener und nicht erschienener war, und ihn dennoch bey sich aufnahmen, versteckten und durch Rath und Hülfe ihren Verfolgungen entzogen, oder wenn er sich bereits im Ge-

fängniſſe befand, ihm zur Erbrechung deſſelben behülflich waren, und ihm ein Inſtrument zu dieſem Behufe verſchafften; desgleichen die, ſo durch Drohungen oder auf irgend eine andere Weiſe die Inquiſitionsbeamten in ihren Geſchäften hinderten, oder auch nur denjenigen, ſo ſich ihnen widerſetzten, forthalfen, und ſie begünſtigten.

Auch begriff man unter dem Nahmen der Ketzerbeförderer diejenigen, die mit den Gefangenen der Inquiſition ohne Erlaubniß ſprachen, oder an ſie ſchrieben, es ſey nun, um ihnen Rath zu ertheilen oder bloß ſie zu tröſten; desgleichen diejenigen, die durch Geld, oder irgend auf eine andere Weiſe die Zeugen zum Schweigen nöthigten, oder ſie wenigſtens dadurch bewegten, die Ketzer in ihrer Ausſage zu begünſtigen. Oder auch die, welche Inquiſitions-Angelegenheiten betreffende Papiere verſteckten, entwendeten, verbrannten, oder ſich ihrer bemächtigten. Das außerordentliche dabey war noch, daß man mit keinem Ketzer Umgang haben durfte, und wenn es auch nur Handlungsgeſchäfte betreffen ſollte, ohne ſich den Verdacht der Ketzerey zuzuziehen; man durfte ihnen weder Waren, Geld noch irgend eine andere Sache ſchicken, ihnen ſchreiben, oder auch nur Briefe von ihnen annehmen, ohne in dieſen Verdacht zu fallen; auch konnte man ihn nicht entgehen, wofern man Ketzer, die man kannte, oder auch nur bloß verdächtige Perſonen bey dem heiligen Gerichte nicht angeben ſollte, unter was für Vorwande es auch ſeyn möchte.

Der vierte Punct enthält die Zauberer, Wahrſager und dergleichen Leute. Es wäre zu weitläuftig ins Detail dieſer Prozeſſe zu gehen, weil ſie, einige Boßheiten ausgenommen, die unter dem Deckmantel der Hexerey verübt werden, und die aller Orten genugſam bekannt ſind, nichts als lächerlichen Aberglauben enthalten, der in der That mehr aus einer verletzten Einbildungskraft und einer niedrigen Leichtgläubigkeit, als aus einem unordentlichen Verlangen und verderbtem Herzen entſpringt. Genug, daß keiner von allen der Inquiſition unterworfenen Fällen mit einer größern Anzahl Verbrechern, beſonders mit Frauenzimmern von allen Ständen, ihre Kerker anfüllt. Auch war die Steindeuterey ein Verbrechen, wofern man ſich ihrer bediente, um zukünftige Dinge vorher zu ſagen.

Obgleich der fünfte Punct, die Gotteslästerung, ſehr gemein und ſtrafbar war, ſo ſah doch die Inquiſition bloß hierbey auf die Ketzer, alle übrigen Verbrecher dieſer Art waren von ihr ſicher, wofern ſie ſonſt nur die Gebothe der katholiſchen Kirche erfüllten.

Die Juden, Mahomedaner und alle andern Ungläubigen, wenn ſie gleich tolerirt wurden, hingen dennoch, in Betracht aller Verbrechen, ſo die chriſtliche Religion beleidigten, von der Inquiſition ab. Dieſe Verbrechen beſtanden erſtlich aus allen denjenigen, die auch Chriſten begehen konnten, als Ketzerey, Gotteslästerung, Zauberey, Widerſetzung gegen die Befehle der Inquiſition, und wurden bey ihnen eben ſo wenig, als

y den Chriſten geduldet; deßgleichen wenn ſie gend etwas gegen die Glaubensartikel, die die riſtliche Religion mit der ihrigen gemein hatte, ſentlich herausgegeben, ſchrieben oder auch nur gten. Wenn z. E. ein Jude oder Mahomeda- er die Einheit oder Vorſehung Gottes läugnete, würde die Inquiſition ihn als einen Ketzer ein- ehen und beſtrafen laſſen. Sie ſtanden auch unter er Inquiſition, wofern ſie einen von ihrer Sec- e einen Chriſt zu werden verhinderten, oder irgend inen Chriſten zur Verlaſſung ſeiner Religion und Annehmung der ihrigen überredeten oder nöthig- en, und ihn bey dieſer Veränderung begünſtig- en. Eben ſo wenig war ihnen erlaubt, den Tall- mud und andere verbothene Bücher, ſo die hriſtliche Religion mit Verachtung widerlegten und behandelten, zu verkaufen, herauszugeben, oder ſogar nur für ſich zu behalten; auch durften ſie weder chriſtliche Säugammen halten, noch irgend etwas, ſo der chriſtlichen Religion zur Ver- achtung gereichte, unternehmen. Die Inquiſition unterſuchte alle dieſe Fälle und beſtrafte ſie um ſo viel ſchärfer, da das Verlangen einer ſchimpf- lichen Hinrichtung zu entgehen, oft ein Bewe- gungsgrund zur Religionsveränderung dieſer Un- glücklichen ward.

Da es eine der vornehmſten Maximen der Inquiſition war, Schrecken um ſich her zu ver- breiten, und ſich furchtbar zu machen, ſo beſtraf- te ſie diejenigen ſehr ſtrenge, die auf irgend eine Art ihre Gerichtsbedienten oder Beamten beleidig- ten. Man kannte in dieſem Betrachte keine leichte

Beleidigung, alles war Hauptverbrechen, und weder Geburt noch Charakter, Bedienung, Rang oder Würde konnte jemand in diesem Falle sichern; die kleinsten Beschimpfungen, so man den geringsten ihrer Beamten, oder auch nur ihren Spionen und Zeugen anthun wollte, wurden mit der äußersten Strenge bestraft.

Dieß waren also die sämmtlichen Fälle, die zu der Gerichtsbarkeit der Inquisition gehörten. Gewöhnlich gelangten sie auf vielerley von einander verschiedene Arten zur Kenntniß derselben: nähmlich durch öffentliches Gericht, welches einen oder mehrern obenbesagten Verbrechen bestraft hat, oder durch Aussagen der angegebenen Zeichen, oder weil es die Inquisitoren durch die Spionen, die sie überall hielten, selbst entdeckt haben, oder auch durch die Aussagen der Verbrecher selbst, die in Hoffnung gelinder behandelt, oder in Furcht von andern angegeben zu werden, sich manches Mahl selbst Dinge beschuldigten, deren man sie, wie sie wohl wußten, leicht überführen konnte.

Wenn die Inquisitoren auf eine von den ersten drey obenbeschriebenen Arten irgend einen Strafbaren entdeckten, gesetzt auch, daß sie nur einen leichten Verdacht auf ihm geworfen hatten, so wurde er förmlich zu drey verschiedenen Mahlen vorgeladen; so bald dieses geschehen war, und er nicht erschien, so ward er vorläufig excommunicirt, und zu einer großen Geldstrafe verdammt, wobey man sich noch eine härtere Züchtigung vorbehielt, der er, wenn er in ihre Hän-

ffel, nicht entgehen konnte. Das ſicherſte war, die erſte Vorladung ſogleich zu erſcheinen; länger man es aufſchob, je ſtrafbarer machte man ſich. Schon der Ungehorſam gegen Befehle der Inquiſition ward für ein Verbrechen gehalten, wenn man auch ſonſt noch ſo unſchuldig war. Der Aufſchub und Verzug diente nur die ungünſtigen Vorurtheile, die man gegen den Beſchuldigten hegte, zu vermehren, ja man brauchte in dieſem Falle keine fernern Beweiſe nöthig zu haben, weil der Angeklagte ſich ſcheute, ſeinem Richter zu erſcheinen. War man einmahl ſo unglücklich, ſo konnte nichts als eine freywillige Verbannung auf ewig den Unglücklichen retten. Die Inquiſition vergaß nicht das längſte, die Zeit konnte kein Verbrechen tilgen, und keine Verjährung fand hierbey Statt.

Indeſſen war kein Unternehmen ſchwerer, ſich der Verfolgung dieſes Tribunals zu entziehen. Kaum war ein Angeklagter flüchtig geworden, ſo war die Inquiſition von ſeiner Entweichung benachrichtiget, er ward ſodann überall verfolgt, und gemeiniglich eingeholt. Eben ſo verfuhr man gegen diejenigen, die aus den Gefängnissen der Inquiſition entflohen waren; ſie waren, im Falle ſie ertappt wurden, ohne Rettung verloren, und ein ewiges Gefängniß war ihre geringſte Strafe.

In Spanien ward die Flucht noch mehr erſchwert, denn, außer dem daß die Inquiſition daſelbſt noch weit ſtrenger und ſorgfältiger als ſonſt irgendwo war, ſo verfolgte auch die heilige Hermandad dieſe Unglücklichen mit einer Hartnäckig-

keit, der nichts so leicht entgehen konnte. Dieß war eine durch ganz Spanien vertheilte Gesellschaft, alle Städte, Flecken und Dörfer waren von ihr angefüllt, sie waren die unermüdetsten Spione, die auf alles hörten und Acht gaben, um Bericht davon abzustatten; ihre vorzüglichste Beschäftigung aber bestand in Verfolgung der Verbrecher die der Gerechtigkeit entflohen waren, und in der Zurückbringung derselben wurden weder Sorgen, Mühe noch Unkosten gesparet; sie verfolgten den Strafbaren überall, und wo sie ihn fanden, wandten sie, im Falle sie sich seiner nicht mit Gewalt bemächtigen konnten, alle Kunstgriffe an, um ihn in ihre Hände zu bekommen; sie machten daher Freundschaft mit ihm, luden ihm oft zum Essen ein, machten ihm Geschenke und liehen ihm Geld, auch unterstützten sie ihn in seinen Krankheiten und allem, was bey ihm nöthig seyn mochte, verstellten ihre Gesinnungen, nahmen eine der seinigen gleichförmige Denkungsart an, und gaben ihm am Ende noch tausend Versicherungen der aufrichtigsten Freundschaft. So bald sie ihn nun sicher genug gemacht zu haben glaubten, so suchten sie ihn an irgend einen abgelegenen Ort hinzulocken, wo sie ihn durch ihre Helfershelfer ergriffen, und fortführen ließen. Sollte ja irgend einer von denen, so auf diese Art verfolgt wurden, ein zu großes Mißtrauen geäußert haben, so wußten sie die Mittel schon zu finden, ihn unmerkbar zu irgend einer Spazierfahrt zu Wasser oder zu Lande zu bereden, wo er sodann, wenn er sich es am wenig-

nigsten versah zu ergreifen, und nach Spanien gebracht; man hatte auf diese Weise sogar schon Leute bis nach Constantinopel entführt.

Obgleich die heilige Hermandad kein Mitglied der Inquisition war, so bediente sie sich doch ihrer mit großem Nutzen, wenn irgend jemand sich ihren Urtheilen zu unterwerfen weigerte, oder durch die Flucht sich derselben zu entziehen suchte. Da sie nun von allen Spanischen Tribunalen am meisten geschätzt und geehrt war, so war ihr auch die heilige Hermandad mehr als irgend einer andern ergeben.

Die Cruciata war eine andere Spanische Brüderschaft, aus der die Inquisition nicht weniger Vortheile zog; sie war nicht, wie die erstere bloß zur Verfolgung der Verbrecher gestiftet, sondern lediglich nur über das sittliche Betragen der Katholiken Acht zu haben, und solche, so bald sie ihre Pflichten vergessen sollten, anzugeben. Diese Brüderschaft war außerordentlich reich, und ihre Macht entsprach ihren Reichthümern, weil die Bischöfe, Erzbischöfe und fast alle Grands von Spanien zu derselben gehörten. Es war eine andere Art von Spionen, die man überall antraf, die sich in alles mischten, und denen nicht das geringste entging. Die Spanier sind, wie sie sagen, überzeugt, daß sie es bloß der Inquisition und der Cruciata zu verdanken haben, daß Spanien von Ketzern befreyt geblieben, während daß sich diese der andern Europäischen Reiche und Staaten bemächtiget haben.

So ſchwer es alſo war, der Inquiſition zu entkommen, eben ſo gewiß war es auch, daß eine vernünftige Perſon es nie unternommen haben wird, ohne vorher ſeine Maßregeln wohl genommen zu haben; überhaupt aber konnte man nichts beſſeres thun, als auf die erſte Vorladung ſogleich zu erſcheinen.

Es geſchah oft, daß die Inquiſitoren, es ſey nun daß ſie hinreichende Zeugniſſe zu haben glaubten, oder weil die Verbrechen des Beſchuldigten zu ungeheuer waren, oder auch weil ſie befürchteten, daß er ihnen entfliehen könnte, ohne vorher die gewöhnlichen Vorladungsformalitäten zu brauchen, die Befehle zu ſeiner Einziehung ertheilten, und ſelbe aller Orten wo er ſich befand, an ihn vollſtrecken ließen; weder Freyſtatt noch irgend ein Privilegium konnte ihn bey dergleichen Fällen ſchützen, nichts konnte ihn verbergen, noch einen Augenblick dem Verfahren gegen ihn Einhalt thun, und die Strenge deſſelben mildern.

Es iſt zum erſtaunen, wie ſehr eine Perſon, die ſich dieſes Unglück zugezogen, von allen Menſchen verlaſſen ward. Man bemächtigte ſich ihrer mitten unter ihren Freunden, ja ſelbſt im Schooße der Familie; der Vater ward von der Seite ſeines Sohnes, und die Frau aus den Armen ihres Mannes geriſſen, ohne daß man den kleinſten Widerſtand wagen, oder ſich nur im geringſten Zeit nehmen durfte, um Befehle wegen ſeiner dringendſten Angelegenheiten zu geben, oder auch nur ein einziges Wort zum Vortheile des Beklagten zu ſagen.

Wenn er ſich einmahl erſt in den Händen der Inquiſition befand, ſo ward er noch mit gröſſerer Strenge behandelt; es war alsdann weder erlaubt, Beſuche bey ihm abzulegen, noch ihm Rath zu ertheilen, an ihm zu ſchreiben, Fürbitten für ihm einzulegen, oder auch nur ſich zu bemühen, ſeine Unſchuld zu beweiſen.

Aller Umgang mit ihm hörte in einem Augenblicke auf, und dieſer Unglückliche ſah ſich mit einem Mahle ohne Freunde, Aeltern, Rath, Hülfe und Troſt, ſeinen Richtern, ſich ſelbſt und oft ſeinen gröſten Feinden überlaſſen, ohne die geringſte Ausſicht in die Zukunft. Sogar die Unſchuld iſt bey dergleichen Vorfällen eine ſehr ohnmächtige Hülfe geweſen, weil nichts leichter war, als einen Unſchuldigen zu Grunde zu richten, wie man es weiter unten mit mehreren erſehen wird.

Der Angeklagte ward ſogleich nach ſeiner Einziehung, die, auſſer in oben erwähntem Falle, gemeiniglich um Mitternacht vollzogen zu werden pflegte, mit der äuſerſten Genauigkeit durchſucht, um zu ſehen, ob man nicht irgend etwas bey ihm finden möchte, ſo zu ſeiner Ueberführung gereichen, oder ihm auch ſelbſt dienen könnte, ſich umzubringen, und folglich durch einen freywilligen Tod den Martern der Inquiſition zu entgehen. Dergleichen raſche Entſchlüſſe waren nicht ohne Beyſpiel. Man hat oft Gefangene der Inquiſition geſehen, die durch Verzweiflung bewegt wurden, ſich ſelbſt zu vergiften, oder mit kleinen Skilets zu tödten, die ſie entweder in ihren Haa-

ren, oder andern dergleichen Orten ihres Körpers verborgen hatten, oder auch in Ermanglung dieser Mittel sich die Köpfe an den Mauern zerschmettert haben.

So bald dieses geschehen war, begab sich der Inquisitor zu dem Beklagten in Gesellschaft seiner Gehülfen. Man setzte sodann ein genaues Verzeichniß auf, von des Eingezogenen Büchern, Papieren, Effecten, und überhaupt von allem was man bey ihm fand, und that es zu demjenigen, so man bey seiner ersten Untersuchung bereits aufgenommen hatte. Niemand durfte so verwegen seyn, und das geringste verhehlen, oder sich widersetzen. Zu diesem Verzeichnisse fügte man öfters noch die Einziehung aller Güter des Verbrechers, oder wenigstens einen Theil derselben, um sich im Nothfalle wegen den Unkösten, oder der Geldstrafe zu sichern, zu der der Angeklagte verurtheilt worden: denn sehr selten schickte die Inquisition ihre Schlachtopfer, sie mußten denn außerordentlich reich gewesen seyn, anders als halb zu Grunde gerichtet, zurück.

Wenn dieses abgemacht war, wurde der Prozeß angefangen, der aber sehr langsam betrieben wurde. Ein Angeklagter befand sich oft Monathe lang in dem Gefängnisse, ohne daß man ihn im geringsten zu verhören suchte.

Diese Kerker waren abscheulich. Nichts war fähiger die Seele der Gefangenen mit mehr Schrecken zu erfüllen, und sie zur Erscheinung vor dem fürchterlichsten Tribunale in der Welt besser vorzubereiten, als diese traurigen Wohnungen, wo

man die unglücklichen Schlachtopfer der Inquiſition ſogleich einſchloß. Es waren unterirdiſche, unflätige, und von allen Menſchen entfernte Oerter, man ſtieg durch viele Umwege dahin hinab, aus Furcht, daß das Geſchrey und Wehklagen dieſer Unglücklichen gehört werde, oder jemanden zum Mitleiden bewegen möchte; nie drang ein Lichtſtrahl in dieſe dunkeln Oerter, die unglücklichen Bewohner derſelben, konnten weder leſen, noch ſich mit ſonſt irgend einer andern Sache als ihren Leiden und den Gedanken an die ihnen noch bevorſtehenden Qualen beſchäftigen. Sie durften in dieſem Zuſtande weder einander ſehen noch ſprechen, und wenn die Nähe eines Kerkers an den andern, ihnen irgend eine Unterhaltung mit den andern Gefangenen erlaubte, ſo ward ihnen ſogleich alle Gemeinſchaft unterſagt, und im Falle ſie dieſes Geboth übertraten, und man ſie allein oder mit einem andern reden hörte, ſo wurden ſie ſogleich auf das grauſamſte gepeitſcht.

Man ſagt, daß dieſe Unglücklichen, die ſich beſagter Maßen mit ihren Nachbarn nicht zu reden erkühnen durften, auf die Erfindung einer andern Art von Unterhaltung, vermittelſt ihrer Hände gekommen ſind, indem ſie eine groſſe Anzahl Schläge an die Mauer thaten, nach der ihnen nöthigen Anzahl der Buchſtaben, um das Wort, welches ſie ausdrücken wollten, einander begreiflichen zu machen; z. B., wenn ſie das Wort Brot ausdrücken wollten, ſo thaten ſie, weil der erſte Buchſtabe dieſes Wortes B, der zweyte des Alphabets iſt, zwey Schläge, bey dem folgenden

als den siebenzehnten schlugen sie siebenzehn Mahl an, und so fort. Durch dieses Mittel vertrieben sie sich einiger Maßen die lange Weile, denn die Unterhaltung konnte mit solchen Organen nicht schnell fortgehen, und man brauchte viel Zeit, wenn man auch nur wenig sagen wollte. So wenig Unterhaltung ihnen dieses auch gewähren konnte, so versichert man doch, daß ihre Kerkermeister ihnen auch diesen traurigen Trost rauben würden, wenn es nur in ihrem Vermögen gestanden wäre.

Wenn nun ein Gefangener auf diese Art verschiedene Tage, ohne weder sein Verbrechen noch seine Angeber zu kennen, zugebracht hatte, so ließ man ihm durch den Kerkermeister sagen, daß er ein Verhör verlangen kann; der Kerkermeister mußte sich aber stellen, als wenn er es aus eigener Bewegung, von Mitleiden bewogen, und ohne richterlichem Befehle thäte: denn es ist eine beständige Maxime dieses Tribunals, daß der Angeklagte immer auch zugleich derjenige seyn mußte, der zuerst auf ein Verhör drang.

Wenn nun der Beklagte zum ersten Mahle vor seinen Richtern erschien, so fragte man ihn gleichsam, als wenn man ihn gar nicht kannte, oder das geringste von seinen Verbrechen wußte, wer er ist? was er verlangt? und ob er etwas zu sagen hat? Das sicherste, oder doch am wenigsten gefährliche war: alles was man zu wissen verlangte, zu bekennen; gesetzt, daß man sich auch unschuldig befand, denn kein Angeklagter ward nach seiner ersten Einziehung hingerich-

tet, indessen wurden seine sämmtlichen Anverwandten durch dieses Bekenntniß verunehrt und allen Kirchen- und Staatsbedienungen unfähig gemacht.

Ein anderes Mittel sich der Inquisition zu entziehen, war: wenn man standhaft bey der ersten Einziehung behauptete, daß man nichts zu sagen wüßte, und sich nicht das geringste schuldig gemacht habe; weil man hierauf gemeiniglich den Beschuldigten, wenn man nicht zu starke Beweise gegen ihn hatte, loszulassen pflegte. Aber die mehreste Zeit genoß er in diesem Falle seine Freyheit nicht lange; die Inquisitoren schickten ihm einige Spione, die man gemeiniglich Famulen (Familiares) der Inquisition zu nennen pflegte über den Hals, die ihm überall verfolgen mußten. Sie beobachteten alle seine Schritte, und alles was er sagte und that, nichts entging ihnen; denn mehrentheils gaben sie sich für Freunde desselben aus, und suchten sich seines Vertrauens immer mehr und mehr zu bemeistern, manches Mahl waren es sogar seine eigenen Bedienten, oder die Bedienung seiner nächsten Anverwandten.

Auf die geringste Anzeige, sogar auf den leichtesten Verdacht, ward er gleich von neuem eingezogen, man verfuhr gegen ihn so wie das erste Mahl, außer daß man sich noch mehr Genauigkeit und Schärfe bediente. In diesem Falle pflegte der Unglückliche gemeiniglich ohne Rettung verloren zu seyn, denn Verzeihung zum zweyten Mahle, war bey der Inquisition eine gänzlich unbekannte Sache.

Die Geſchichte des Marco Antonio de Dominis gibt hiervon ein äußerſt merkwürdiges Beyſpiel. Er war von einer ſehr vornehmen Venetianiſchen Familie, war Jeſuit geweſen, und nachher Biſchof von Segni, endlich aber Erzbiſchof von Spalatro und Primas von Dalmatien geworden. So groß indeſſen dieſe Würde auch immer war, ſo war ſie es doch nicht allein, die ihm von der Welt und der Kirche die meiſte Achtung zuzog. Marc Anton von Dominis wurde für den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit in allen Wiſſenſchaften gehalten, beſonders aber in der Theologie und der heiligen ſo wohl als der Profanſchrift. Er ward über alle Materien zu Rathe gezogen, und beantwortete eine jede ſo, als wenn ſie allein ſein Hauptſtudium geweſen wäre. Bey dieſer großen Gelehrſamkeit war er zugleich den proteſtantiſchen Meinungen ergeben, und behauptete ſolche mit aller Stärke, deren er nur fähig war, in ſeinem großen Werke: Von der geiſtlichen Republik. Er that es aber mit einer ſo großen Bitterkeit gegen den Papſt und den Römiſchen Hof, als es noch keiner ihrer größten Feinde bisher gethan hatte.

Die Begierde, ſein Werk noch bey ſeinen Lebzeiten bekannt zu machen, und die wenige Wahrſcheinlichkeit die er haben konnte, in Italien, wenn er dieſes thun ſollte, zu bleiben, bewog ihn, ſich nach Deutſchland und nachher nach England zu begeben, wohin ihn die vortheilhafteſten Anerbiethungen König Jakob I. lockten. Dieſer gelehrte Prinz ſparte nichts, um gelehrte

Leute an seinen Hof zu ziehen. Dominis ward auf die verbindlichste Art von der Welt von ihm empfangen, er ertheilte ihm einen ehrenvollen Gehalt, der seiner Würde, die er bekleidet hatte, angemessen war, und sparte nichts, um ihn gänzlich zum Bruche mit Rom und der katholischen Kirche zu vermögen.

Der Römische Hof strengte seiner Seits gleichsam alle Kräfte an, um ihn wieder an sich zu ziehen, da er seinen Feinden eine Person von diesem Charakter nicht überlassen und ihre Zahl nicht durch einen so furchtbaren Mann gestärkt wissen wollte. Er bewog daher alle Freunde und Verwandte desselben, an ihn zu schreiben, um ihn wieder zur Rückkehr in den Schooß der Kirche zu bereden. Endlich gelang es dem Don Diego Sarmiento de Arouna, Spanischen Gesandten am Englischen Hofe, ihn durch die vortheilhaftesten Anerbiethungen und Versprechungen erstlich zu blenden, und endlich gar dahin zu vermögen.

Ungeachtet der Widersetzung seiner Englischen Freunde, welche ihm sein Unglück, das er selbst besser als sonst irgend einer hätte vorhersehen können, weissageten, reiste er nach Rom ab. Bey seiner Ankunft daselbst, sah er, obschon zu spät, seinen gemachten Fehler ein. Es wurde ihm nicht das geringste von dem, so man ihm versprochen hatte, gehalten, und er sah sich endlich genöthiget, alle ketzerischen Lehrsätze, die er in seinen Werken verbreitet hatte, öffentlich abzuschwören; zwar ließ man ihm den Anschein der Freyheit, es mußten ihm aber immer dazu bestellte Leute auf allen

seinen Schritten nachfolgen, und ihn so genau beobachten, daß man endlich entdeckte, oder doch wenigstens es gethan zu haben vorgab, daß er in genauen Verbindungen mit den Engländern stehe, und einen geheimen Briefwechsel mit ihnen unterhielte.

Kaum hatte man diese Nachricht eingezogen, als sich sogleich die Inquisition seiner bemächtigte. Da man aber an seinem Prozesse mit der gewöhnlichen Langsamkeit arbeitete, so starb dieser gelehrte Prälat während demselben im Gefängnisse, es sey nun aus Kummer über seine falschen Maßregeln, oder aus Furcht vor einer schimpflichen und grausamen Hinrichtung, der er, wie er wohl wußte, nicht würde entgehen können. Viele haben sogar vorgegeben, daß irgend ein Freund oder dienstfertiger Anverwandte ihm Gift beygebracht hätte; weil sie aus guten Gründen seinen Untergang für unvermeidlich hielten, und ihm also den Schimpf und der Qual seiner Strafe entziehen wollten, von welcher die Ehrlosigkeit zugleich auf seine vornehme Familie zurückgefallen wäre.

Wenn irgend einer zum zweyten Mahle in die Hände der Inquisition fiel, so ließ ihn diese, nachdem er verschiedene Monathe in den Gefängnissen unter den nähmlichen oben beschriebenen Drangsalen und Umständen schmachten müssen, heimlich zu verstehen geben, so, wie das erste Mahl ein Verhör zu verlangen, und einige Tage darauf ließ sie ihn vor sich kommen.

Obgleich die Häuser der Inquisition alle sehr prächtig und weder Marmor noch Verzierungen der Baukunst daran gespart waren, so zeigte man doch dem Angeklagten nichts anders, als was ihm Schrecken einflößen mußte. Alles war an den Orten, wo sie erschienen, mit Trauer angefüllt, sogar die Inquisitoren und ihre Beamten nahmen eine betrübte und ernsthafte Miene an, die dem Unglücklichen weder Güte noch Mitleiden von seinen Richtern hoffen ließ.

Sobald der Gefangene vor ihnen erschienen war, so sagten ihm die Inquisitoren, daß sie von dem Kerkermeister vernommen hätten, daß er ein Verhör verlange. Der Gefangene antwortete hierauf, daß er daß Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, zu wissen wünschte, damit er, wenn er unschuldig wäre, sich rechtfertigen könnte.

Die Inquisitoren vermahnten ihn hierauf aufs nachdrücklichste seine Schuld zu bekennen, und schickten ihn, im Falle er nichts gestehen wollte, wieder in seinen Kerker zurück, indem sie zu ihm sagten, daß sie ihm Zeit lassen wollen, darüber nachzudenken und sein Gedächtniß zu Hülfe zu rufen.

Nachdem man ihn nun lange genug daselbst gelassen hatte, und er dem ungeachtet nichts bekennen wollte, so mußte er aufs Crucifix und aufs Evangelienbuch schwören, daß er über alles, so man ihm fragen würde, die Wahrheit gestehen wolle.

Wenn er sich zu schwören weigerte, so verdammte man ihn ohne weitern Prozeß, weil man

ſodann urtheilte, daß er entweder kein Chriſt ſeyn müſſe, da er ſich zu einer ſo geſetzmäßigen und von rechtmäßigen Richtern von ihm geforderten Handlung nicht verſtehen wolle, oder ſich auch einen Meineid zu thun fürchtet, und alſo in der That ſich ſchuldig befinde.

Legte er hingegen den Eid ab, ſo fragte man ihn um alle ſeine Lebensumſtände vom Anfange bis zum Ende, und ſogar über ſeiner Voreltern ihre, um zu erfahren, ob nicht einer von ihnen durch die Inquiſition jemahls eingezogen worden wäre. So wenig nun die Fehltritte ſeiner Aeltern auch auf ihn Bezug haben mochten, ſo dienten ſie doch zu einem ungünſtigen Vorurtheile gegen den Beklagten, weil man die Wahrſcheinlichkeit vorausſetzte, daß er vielleicht eben ſo viel von den Geſinnungen ſeiner Väter, als von ihrem Blute geerbt haben möchte, und daß dieſe ihn zugleich mit der Erziehung ihre Irrthümer eingeflößt hätten.

Bis dahin wurde ihm weder ſein Verbrechen noch die Ankläger und Zeugen gegen ihm bekannt gemacht, hingegen ſuchte man durch tauſend Umwege etwas von ihm ſelbſt herauszulocken, ſo ſeine Verdammung bewirken könnte. Dieſe Schlinge war eben ſo geſchickt angelegt, als es ſchwer war, ihr zu entgehen, denn weil man manches Mahl Perſonen bloß auf einen blinden Lärm und ohne hinlängliche Beweiſe in Händen zu haben, einzog, ſo wären die Richter öfters in nicht geringer Verlegenheit geweſen, wenn ihnen die Beklagten nicht ſelbſt dadurch, daß ſie zu viel ausſagten,

die Mittel zu ihrer Verdammung an die Hand gegeben hätten.

Oft versprachen ihnen die Inquisitoren auch eine gelinde Behandlung, und manches Mahl gar Gnade widerfahren zu lassen, wenn sie von selbst, ohne auf Ueberführung zu warten, ihr Verbrechen bekennen, und dadurch das wahre Zeichen einer aufrichtigen Reue von sich blicken lassen würden.

Diese Unglücklichen, die nicht wußten ob man wahrhafte Beweise gegen sie habe oder nicht, und die sich noch dazu mit der Hoffnung einer nahen Freyheit geschmeichelt sahen, bekannte öfters mehr, als ihre Richter selbst wußten, und ohne dieses unvernünftige und übereilte Geständniß wissen konnten.

Wenn der Angeklagte entweder unschuldig, oder zu geschickt war, in diese Schlinge zu fallen, und im Läugnen verharrte, so wurde ihm die Anklage schriftlich übergeben. Es war das Werk der Inquisitoren, die gemeiniglich in dieser Schrift Verbrechen von der abscheulichsten Art zu erdichten, und solche mit den ihm wirklich schuld gegebenen zu vermengen pflegten.

Dieses Gemisch von Wahrheit und Lügen war ein neuer Fallstrick, welchen man dem Unglücklichen legte: denn da er sich gewöhnlicher Weise über die schrecklichen Verbrechen, die man ihm unrechtmäßiger Weise schuld gab, zu beschweren pflegte, so schloß man, daß diejenigen wahr sind, gegen die er die wenigste Empfindlichkeit äußerte. Dieser Beweis, so wenig zweydeutig er

auch war, veranlaßte doch immer ein ungünstiges Vorurtheil gegen den Beschuldigten.

So bald man einen Angeklagten seine Anklage überliefert hatte, so gab man ihm einen Advocaten, d. h., man nannte ihm einige Personen, von denen er sich eine zu seinem Sachwalter erwählen konnte. Dieser Advocat diente ihm nur zu einer schwachen Hülfe, denn es war demselben nicht nur untersagt, dem Beschuldigten mit seinem Rathe an die Hand zu gehen; sondern er durfte auch nicht anders mit ihm, als in Gegenwart der Inquisitoren sich besprechen. Zu seiner Vertheidigung aber war er ihm ganz unnütze; denn da der Vorgeladene in Person, und nie durch einen Bevollmächtigten erscheinen mußte, so mußte er sich auch selbst gegen seine Ankläger vertheidigen, die man ihm eben so wenig, wie ihre Zeugen zu nennen pflegte. Sein Gegenpart war einzig und allein der Inquisitions-Fiscal. Die Angeber hingegen durften nie als Gegenparten erscheinen, weil man sich ihrer als Zeugen bediente.

Einige Tage nachher, da man dem Angeklagten die Abschrift seiner Anklage übergeben hatte, ließ man ihm nebst seinem Advocate verkommen. Es war aber für ihn eben so viel, als wenn er allein gekommen, weil dem Advocaten nicht zu reden erlaubt war, oder er wenigstens nicht anders, als worüber er vorher mit den Inquisitoren zu Rathe gegangen war, sprechen durfte, und dieß bloß darauf abzweckte, den Beschuldigten zum Geständnisse seines Verbrechens, wor-

au er oft unſchuldig war, auf das dringendſte an-
zumahnen.

Umſonſt drang er darauf, die Zeugen, die gegen ihn ausgeſagt haben, zu wiſſen, man verhehlte ſie beſtändig für ihn, es war ihm nur erlaubt, ſie zu errathen und zu fragen ob es nicht dieſe oder jene von ſeinen Feinden ſind. Man antwortete ihm hierauf entweder gar nicht, oder doch nur was man wollte, ohne indeſſen zu geſtehen, daß er recht gerathen habe; man fuhr hierauf fort, ihn auszufragen, und wenn er im Läugnen beharrte, ſo ließ man ihn wieder in den Kerker führen.

Endlich, nachdem man einen Unglücklichen auf dieſe Art etliche Mahl, während verſchiedenen Jahren aus dem Kerker ins Verhör und aus dem Verhöre wieder in den Kerker geführt hatte, fing man an, ernſtlich ſeine Sache vorzunehmen, ließ ihn wieder vorkommen, und gab ihm zum erſten Mahle die wahren Ausſagen der Zeugen in Abſchrift; (denn die ihm vorher mitgetheilte Anklage war, wie ſchon oben gedacht, bloß eine von den Richtern ſelbſt aufgeſetzte Schrift, welche wahre und falſche Verbrechen darin unter einander vermengt hatten.) Man ließ ihn aber nur bloß Bruchſtücke davon ſehen, von welchen man alles getrennt hatte, was ihm diejenigen, ſo wider ihn ausgeſagt haben, kenntlich machen konnte. Hatten die Zeugen ja etwas in ihrer Anzeige einfließen laſſen, ſo dem Verklagten zum Nutzen gereichen konnte, ſo ward dieſes in der ihm gegebenen Abſchrift ausgelaſſen; alſo dienten dieſe

Anzeigen, so wahrhaft sie auch immer waren, oft nur den Angeklagten zu verwirren und unschlüssig zu machen.

Wenn die Anzeige seines Verbrechens ihm dergestalt übergeben war, und der Angeklagte sie auf der Stelle nicht verwarf oder beantwortete, so ließ man ihn wieder in seinen Kerker bringen.

Nun mußte er sein Gedächtniß auffordern, und zugleich seine Ankläger und Feinde zu erraten suchen, denn man weigerte sich beständig sie ihn sehen zu lassen, oder auch bloß dem Nahmen nach bekannt zu machen. So bald die ihm zum Nachdenken gegebene Zeit verflossen war, ließ man ihn wieder rufen, und hörte alle Vorwürfe an, die er gegen seine ihm unbekannten Ankläger zu machen hatte; errieth er sie nun von ungefähr, und konnte ihnen selbst etwas von Wichtigkeit vorwerfen, so war es sein Glück, und die Richter ließen seine Gegenbeschuldigungen in dem Urtheil des Prozesses, in so weit es ihnen gefiel, gelten. Oft aber geschah auch dieses nicht einmahl, so gut sie auch immer seyn mochten, und eigentlich dienten sie nur bloß zum Beweise, daß seine Ankläger seine erklärten Feinde waren. Zwar vernichteten diese Gegengründe nicht das Zeugniß gegen ihn, sie milderten es aber wenigstens, denn als Vorwürfe von offenbarem Verbrechen und Ehrlosigkeit, dienten sie zu nichts.

In Betracht der Zeugen wird es nicht undienlich seyn, gewisse besondere von der Inquisition befolgte und sonst nirgends gebräuchliche Regeln anzuführen.

Erst-

Erſtlich. Würden dem Angeklagten niemahls oder doch nur äußerſt ſelten, die Nahmen der Zeugen, ſo gegen ihn ausgeſagt hatten, bekannt gemacht; es ſey nun, um ihn zu verhindern, ſie zu gewinnen, oder ihn um deſto mehr zu ſchrecken, oder ihm nicht Anlaß zu Vorwürfen zu geben, oder auch, weil es die Anklagen beförderte, wenn die Zeugen vergewiſſert waren, unbekannt zu bleiben.

Zweytens. Aus den nähmlichen Urſachen nöthigte man die Zeugen nicht, ihre Ausſagen zu beweiſen.

Drittens. Confrontirte man deßhalb die Zeugen niemahls, oder doch wenigſtens äußerſt ſelten mit einander.

Viertens. Nahm dieſes Tribunal, wegen des Verbrechens der Ketzerey alle Zeugen an, von wo ſie auch herkamen, und ſo ehrlos und verwerflich ſie auch immer ſeyn möchten; ſelbſt Ketzer, Juden, Mahomedaner, Meineidige, Nichtswürdige und Ehrloſe, alle waren ihnen gleich willkommen, und das unzuverläſſige Zeugniß dieſer Leute war hinlänglich, einen Menſchen zu Grunde zu richten und ihm zum Scheiterhaufen zu verdammen.

Fünftens. Zwey Zeugen von Hörenſagen, galten für einen, der ſelbſt geſehen und gehöret hatte, und waren hinlänglich, um die Inquiſition zur Folter zu bewegen, die ſehr ſtrafbar zu ſeyn pflegte.

Sechstens. Galten die Angeber selbst für Zeugen, und wurden daher nicht als Gegenparten angenommen. Endlich:

Siebentens. Konnte sogar ein Sohn gegen seinen Vater, ein Vater gegen seinen Sohn, ein Diener gegen seinen Herrn, ein Mann gegen seine Frau, und eine Frau gegen ihren Mann zeugen. Dieses verursachte aber auch, daß alle Gesetze über den Haufen geworfen worden, und öffnete der Verrätherey und Rachsucht ein freyes Feld.

Wenn nun also ein Angeklagter seine Einwendungen und Verantwortungen übergeben hatte, und diese nicht für hinlänglich befunden worden, das Verbrechen auch sonst noch nicht hinlänglich bewiesen war, so wurde er zur Tortur verdammt.

Die Menschheit zittert und erschrickt nur bey den Gedanken, daß es solche Unmenschen, solche ungerechte Richter und zwar noch dazu unter einer Maske der Heiligkeit gab, welche verabscheuungswürdigsten Werke der Finsterniß an ihren Mitmenschen trieben.

Es gab drey Arten von Tortur, die äußerst strenge waren, und immer eine die andere an Härte und Unmenschlichkeit übertraf. Die erste geschah durch einen Strick, die zweyte durchs Wasser, und die dritte durchs Feuer.

Bey der Strickfolter wurden dem Verbrecher die Hände auf den Rücken gebunden, hierauf wurde er vermittelst einer Rolle in die Höhe gewunden, nachdem er nun einige Zeit in freyer Luft hat schweben müssen, so ließ man ihn wie-

der bis auf einen halben Fuß von der Erde her-
unter fallen, wobey er solche Stöße bekam, die
ihm alle Gelenke ausreckten und das entsetzlichste
Geschrey auspreßten. Diese Tortur währte eine
Stunde und manches Mahl noch länger, nachdem
es die dabey gegenwärtigen Richter für gut be-
fanden, oder die Kräfte des Leidenden erlaubten.

War dieß noch nicht genug, so brauchte
man die Wassertortur. Man ließ dem Verbre-
cher eine Menge Wasser einschlucken, worauf man
ihn in eine hohle Bank legte, die den Körper so
viel als man wollte, zusammenpreßte, quer durch
diese Bank ging ein Stock, der den Körper des
Verbrechers schwebend erhielt, und ihn mit un-
glaublichen Schmerzen den Rückgrath zermalmte.

Die Feuertortur war die strengste von allen.
Man zündete ein großes Feuer an, und rieb hier-
auf die Fußsohlen des Verbrechers mit Speck,
oder andern durchdringenden leicht feuerfangenden
Materien; dann wurde er auf die Erde hinge-
streckt, die Füße gegen das Feuer gekehrt, die man
ihm so lange verbrannte, bis er alles bekannt
hat, was man wissen wollte. Diese beyden letz-
tern Folterarten dauerten so wie die erste eine
Stunde, und noch länger.

Wenn nun ein Verbrecher zur Tortur ver-
dammt war, so führte man ihn an den dazu be-
stimmten Ort, den man den Marterort nannte.
Dieses war eine unterirdische Grotte, zu welcher
man durch zahlenlose Krümmungen herabstieg, da-
mit das schreckliche Geschrey dieser Unglücklichen
nicht gehört werden konnte. Es waren daselbst

nur für die Inquiſitoren, die ſtets bey der Tortur zugegen waren, Sitze befindlich, deßgleichen für den Biſchof des Orts, ſeinen oberſten Vicar, oder ſonſt einen von ihm dazu Abgeſchickten. Zwey dunkel brennende Fackeln erleuchteten dieſe mehr als Mörderhöhle, und warfen nur ein ſchwaches Licht über dieſelbe, das aber hinreichend war, dem Verbrecher die Tortur-Inſtrumente und ſeine Henker zu zeigen; dieſe Henker waren beynahe ſo wie die Leidenden gekleidet, in einem langen Rock von ſchwarzem Zwillich, wobey ſie den Kopf und das Geſicht mit einer Art von einer ſchwarzen Kappe bedeckt hatten, in welcher ſich vor den Augen, der Naſe und dem Munde Löcher befanden.

Dieſe Geſpenſter bemächtigten ſich des Angeklagten mit ganz kaltem Blute, zogen ihn ganz nackend aus, nur die Schamtheile allein blieben bekleidet. Ehe man ihm die Tortur gab, ermahnten ihn die Inquiſitoren aufs Beſte, das ihm Schuldgegebene zu bekennen. Wenn dieſe Ermahnung nichts half, und er im Läugnen beharrte, ſo ward er auf eine, von den obenbeſchriebenen Arten, auf die Folter geſpannt, welche viel Mahl ſo heftig war, daß dem Leidenden Herz und Kräfte fehlten, und man ſich genöthiget ſah, den Arzt der Inquiſition hineinkommen zu laſſen, um zu erfahren, ob der Verbrecher es noch länger ohne zu ſterben ertragen kann.

Sollten dieſe ungerechten Richter wohl Menſchen geweſen ſeyn? Nein Barbaren, ja ärger als Barbaren waren ſie: denn wo hört man un-

ter den wildeſten Nationen dergleichen Schandthaten an der gekränkten Unſchuld verüben? Abſcheu der Menſchen! was wird dereinſt der gerechte Richter aller Welten zu euch ſagen, wenn die Menge der Tauſenden, die ihr unſchuldig erwürget habt, wider euch zeugen, und um Rache rufen werden?

Wenn man nun alles, was man verlangte, durch die heftigſten Martern den Angeklagten zu geſtehen gezwungen hatte, nähmlich dasjenige, woran er unſchuldig war ſo wohl, als das, was ihn wirklich ſchuldig machte, ſo war der Unglückliche deßhalb noch nicht von ſeiner Qual befreyt; er mußte alsdann noch eine zweyte Tortur aushalten, in Anſehung der Abſichten und Bewegungsgründe ſeines geſtandenen Verbrechens. Z. B. Wenn ein Mann zwey Weiber, oder eine Frau zwey Männer geheirathet hatte, oder auch ein Mönch oder Nonne, nachdem ſie ihr Gelübde abgelegt, ſich verheirathete, und in der Tortur es geſtanden hatten, ſo mußten ſie, wenn es gleich den Anſchein hatte, als ob bloß die Begierde, eine heftige Leidenſchaft oder ihr Intereſſe zu befriedigen, die einzigen Bewegungsgründe zu dieſen unerlaubten Handlungen geweſen wären, dennoch eine zweyte Tortur ausſtehen, um von ihnen das Geſtändniß zu erpreſſen, ob ſie nicht vielleicht glaubten, daß die Ehe kein Sacrament wäre; ob ſie ſich nicht durch ihre Gelübde gewiſſenhalber gebunden fühlten, oder ob es ihnen unmöglich geweſen wäre, ihren Leidenſchaften Maß und Ziel zu ſetzen. Wenn nun dieſe Unglücklichen, die die

mehreste Zeit mehr von ihren Empfindungen, als durch Vernunftschlüsse zu ihren Handlungen verleitet worden, mehr noch, als man zu wissen verlangte, bekannt hatten, so mußten sie noch eine dritte Tortur erdulden, um ihre Mitschuldigen, oder diejenigen, so ihnen in ihren Handlungen beygestanden, oder sie begünstiget haben, zu entdecken. Hatte man nun alles, was man zu wissen verlangte, von ihnen ausgepreßt, so bestand ihre ganze Erquickung darin, daß man sie wieder in ihren oben beschriebenen scheußlichen Kerker zurück führte, wo diese Unglücklichen, welche mit der Verzweiflung rangen, den empfindlichsten Schmerzen ihrer ausgestandenen Marter gänzlich überlassen waren.

Konnte man sie aber dem ungeachtet nicht zum Geständnisse bringen, so wurden sie wieder in ihre Kerker zurückgeführt, wo man alle Kunstgriffe, um zu diesem Endzwecke zu gelangen, anwendete; man ließ Leute, die man dazu erkauft hatte, zu ihnen, die ihnen verstellter Weise Trost und Hülfe anbothen, oder sich auch für Gefangene und ähnliche Verbrecher ausgaben, auf die Inquisition schimpften, ihr die unerträglichste Tyrannen schuld gaben, solche für die größten aller Geißeln hielten, deren sich Gott jemahls zur Züchtigung der Menschen bedient hatte, und folglich diese Unglücklichen in Schlingen zu fallen nöthigten, die um so viel unvermeidlicher waren, je schwerer es war, gegen Freundschaft, Mitleid und Dienstleistungen in seinem äußersten Unglücke auf der Hut zu seyn.

Die Inquiſitoren unterſtützten ſelbſt aus allen ihren Kräften dieſe Kunſtgriffe, ſie tröſteten dieſe Unglücklichen, betheuerten ihnen, daß ſie von ihrem Unglücke gerührt, nicht ihren Untergang, ſondern bloß ihre Bekehrung verlangte, daß das geringſte Geſtändniß ſo ſie ihnen ins beſondere ablegen würden, und deſſen unverbrüchlichſte Geheimhaltung ſie ihnen verſprechen, hinlänglich wäre, ſo vielen Leiden ein Ende zu machen, und ihre Freyheit wieder zu verſchaffen. Der Ausgang von allen dieſen aber war, daß, wenn der Beſchuldigte, durch das Urtheil der Inquiſitoren, durch das gegen ihn abgelegte Zeugniß, oder auch durch ſein eigenes Geſtändniß nach ihrer Art unumſtößlich überführt worden, er nach der Größe ſeiner Verbrechen, entweder zum Tode, zum ewigen Gefängniſſe, auf die Galeeren, zum Staupebeſen, oder auch zu einer ſonſt ähnliche Züchtigung verdammt worden.

Beyſpiel

einer faſt unerhörten Verwilderung.

Franz Joſeph Güttler, aus Großhartmannsdorf bey Bunzlau, 14 ein halb Jahre alt, der als Schafhirt bey dem Bauer Quäqwer zu Oberthomaswaldau, Bunzlauer Kreiſes, diente, hatte eines Tages ſeine Herde gegen Sonnenuntergang eingetrieben und trieb nun die Ochſen des Bauern auf eine Brache des Liebichauer Hofſeldes zur Weide. Auf dem Grenzwege nicht weit von dem Knaben läßt zu eben der Zeit die eilfjährige Tochter des Freybäuslers Sachſe aus Liebichau — mit welcher der Güttler ſchon einige Tage vorher beym Hüten Streit gehabt, und ſie auch ſchon auf dem Wege nach der Kirche einmahl mit Steinen zurückgetrieben hatte — eine Kuh ihrer Aeltern an einem Stricke weiden. Nach des Knaben Ausſage kommt das Mädchen mit ihrer Kuh der Brache ſeines Bauers zu nahe; er rufte ihr zu, daß er ſie prügeln werde; das Mädchen läßt ſich mit dem Knaben in einen Wortwechſel ein und ſchimpft ihn; darüber wird er ſo erbost, daß er ſie rückwärts überfällt und mit dem Kopfe gerade auf

den vorragenden Grenzſtein wirft. Schon durch dieſen Fall kommt das Mädchen von Sinnen. Dem Jungen wird bange, er fürchtet ſich vor der Strafe des Vaters und nimmt, um dieſer zu entgehen, ein ſcharfes Meſſer, womit er der Sachſinn die Luft und Speiſeröhre bis zu den Halswirbeln durſchneidet. Hiermit noch nicht zufrieden, ſtoßet der Unmenſch (nach ſeiner eigenen Ausſage, ohne Erbarmen zu fühlen,) um das thieriſche Leben, das noch in den Gliedern der Ermordeten zuckte, vollends zu vernichten, das Mordmeſſer der Armen vier Mahl bis an die Hälfte der Klinge in die Hirnſchale, die auch mehrere Löcher hatte, und bis an die Schläfe herab geſprengt war. Dann erſt ſticht er dem Mädchen das Meſſer tief in die Herzgrube, und ſchneidet ihr den Unterleib der Länge und Breite nach, auf. Nach dieſer ſchrecklichen That dachte der Mörder nun auf Mittel, ſie zu verbergen, und trug den entſeelten Körper des Mädchens in das hohe daben ſtehende Korn, zertrat die Spuren von Blute mit Füßen, und ſcharrte Erde darauf. Nun trieb er ruhig ſeine Ochſen ein, führte ſie zur Tränke am Bache, welche Gelegenheit er benutzte, ſeine blutigen Hände zu waſchen, und die Blutflecken am Hemde zu tilgen. Dann ging er nach Hauſe, aß ruhig ſein Abendbrot mit dem andern Geſinde, und legte ſich ſchlafen.

Die Kuh, als ſie das vom Mädchen ſtrömende Blut ſah, entfernte ſich tobend und brüllend vom Schauplatze des Mordes. Der Vater der Sachſinn bemerkt ſie im Dorfe und erſchrickt an-

ſänglich, denkt aber dann, daß ſeine Tochter wohl eingeſchlafen ſeyn könne. Da ſie aber bey einbrechender Nacht ſich noch nicht einfindet, wird die Mutter ängſtlich, eilt mit ihrer Schweſter dem Grenzwege zu, ruft bebend den Nahmen ihrer Tochter, geht über den Mordplatz und bey der Stätte, wo die Gemordete lag, in der Verwirrung und im Halbdunkel vorüber. In der Hoffnung, daß das Mädchen vielleicht bey Anverwandten im benachbarten Martinswaldau ſeyn könne, eilt ſie auch dorthin und findet ſie nicht. Am folgenden Morgen bey Sonnenaufgang kommt die Mutter auf dem Wege ihrer martervollen Unterſuchung wieder an jene Stelle, und erblickt nun im Lichte des Tages die todte Tochter im Korne, deckt ſie auf (denn der Böſewicht hatte alle blutigen Stellen zugedeckt) und wird die Spuren des ſchrecklichen Mordes gewahr.

Kaum war die Nachricht von dieſer Gräuelthat im Dorfe ruchbar geworden, als ſogleich mehrere Einwohner des Dorfes auf den Güttler, als den Urheber derſelben, riethen. Der Beſitzer von Liebichau, Herr von Arleben, kam mit den Gerichten an den Ort und beſuchte die Stelle der That. Güttler, welcher in der Nähe hütete, kam, um ſich gegen allen Verdacht ſicher zu ſtellen, in die Nähe der Forſchenden, und fragte ſie nach der Urſache ihres Suchens. „Blut ſuchen wir,“ ſagte tiefgerührt der erwähnte Herr von Arleben, und befahl dem Jungen, den der allgemeine Verdacht des Mordes traf, ſeinen Rock auszuziehen, ob ſich etwa Blut an ſeinem Hemde fände. Man

fand wirklich einen etwas ausgewaschenen Blutfleck, den aber Güttler einem den Tag vorher gehabten Nasenbluten zuschrieb, und die Mägde des Bauers zu Zeugen aufrief. Diese wußten aber bey der Nachfrage nichts davon. Der Verdacht wurde immer stärker, bis der Mörder die That selbst eingestand, sie aber wieder darauf mehrmahls läugnete. Als die gerichtliche Untersuchung des todten Körpers in Gegenwart des Justizarius und Kreisphysikus geschah, läugnete der Knabe hartnäckig die böse That, weinte keine Thräne während der Section, schlug auch keines seiner tückischen Augen auf; aber bey Oeffnung der Hirnschale verlor sein Gesicht auf ein Mahl die Farbe, und der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Nach der Section wurde Güttler auf den Platz des Mordes geführt, betheuerte aber wiederhohlt seine Unschuld, ob er sich gleich zu seiner Aussage oft widersprach. Auf dem Heimwege von dem Platze endlich gestand er die That freywillig dem Herrn Bürgermeister Wecker aus Harnau, wurde nochmahls an Ort und Stelle geführt, wo er alles genau zeigte, wie er es beym Morde gemacht habe. Noch denselben Abend wurde er im herrschaftlichen Schlosse zu Liebichau, wo er seit dem ersten Geständnisse verwahrt worden war, gerichtlich verhört, und unterschrieb eigenhändig das Protokoll. Hierauf wurde er am 12. Juny zur weitern Inquisition nach Jauer abgeführt.

Aber, wird man fragen, wie ist es möglich, daß ein 14 jähriger Knabe ein solcher Böse-

wicht werden, ſo kalt, ſo unerhört morden konnte? — — — Mit drey Jahren verlor der Knabe einen übel berüchtigten Vater, und ward mit ſechs Jahren auch mutterloſe Waiſe. Nun kam er von ſeinem Geburtsorte, Großhartmannsdorf, nach Mittlau zu einem Anverwandten, wo er von ſeinem achten bis in ſein zwölftes Jahr, freylich nur einen kleinen Theil des Jahres, die dortige evangeliſche Schule beſuchte, leſen und ſchreiben lernte, und alsdann in den nähern Religionsunterricht des katholiſchen Pfarrers zu Thomaswaldau kam. Schon als Knabe zeigte er viele Widerſpenſtigkeit, und hatte eine groſe Fertigkeit im Läugnen und Verhehlen erlangt; er peitſchte ſeine Mitſchüler gern mit Neſſeln und warf ſie mit Steinen; auch war er Meiſter im Fluchen und Läſtern, und wie das Gerücht ſagt, ſoll er ſchon in ſeiner frühеſten Jugend die gröſten Grauſamkeiten an wehrloſen Thieren verübt haben, wodurch ſein Herz verhärtet, das Gefühl des Mitleids abgeſtumpft, und er alsdann zum Menſchenquäler und Mörder herangereift iſt; — — — ein Wink für Aeltern und Erzieher, alle Quälereyen und Martern der Kinder an Thieren ſcharf zu ahnen, um künftigen Grauſamkeiten und Verwilderungen des Herzens vorzubeugen.

Blaubart der Zweyte,

oder

Rütgerodt in Einbeck.

— Blaubarts ſieben Weiber hingen wie Gewehre da.

Hätte der Held dieſer Geſchichte ſeine Mörder-grube in London gehabt, ich wette, unſere Deutſchen Zeitungsſchreiber würden uns auch die kleinſte Anekdote davon aus dem Engliſchen abgeſchrieben haben. Manche unſerer Landsleute, welche dieſe Nation ſelbſt in ihren Verbrechen bewundern und in den Helden von Tyburn eben die gigantiſche Geiſteskraft, eben die Originalität zu bemerken glauben, welche bey einer andern metaliſchen Richtung, Thaten der Ewigkeit würdig, hervorgebracht hat, würden mit Erſtaunen ausgerufen haben: ſolche Abſcheulichkeiten können nur in England geſchehen! Da ſie aber in unſerem Vaterlande ſich zutrugen, ſo verbreitete ſich ihr Gerücht nicht viel weiter, als etwa eine Tagreiſe vom Executionsplatze ab, und von einem Ungeheuer, das ſo wohl für den Pſychologen, als den Geſetzgeber und Criminaliſten eben ſo merkwür-

dig iſt, wie etwa für den Naturforſcher der Giftbaum oder die fürchterliche Klapperſchlange, würde noch keine Zeile gedruckt ſeyn, wenn es nicht durch ein zufälliges phyſiognomiſches Mißverſtändniß geſchehen wäre. Die Erzählung davon findet ſich in Lavaters Phyſiognomie Bd. 2. S. 194. und da ſie vielleicht die beſte Einleitung der Rützerodtſchen Geſchichte ſeyn möchte, ſo ſetze ich ſie wörtlich hierher.

„Zerſtörte menſchliche Natur. Rützerodt. Herr Leibarzt Zimmermann ſandte mir die vorüberſtehende Silhouette von einem Menſchen, deſſen Möglichkeit ich mir nie gedacht hätte, und erwartete mit Ungeduld mein Urtheil.“

Das war „das gröſte, ſchöpferiſche Urgenie; dabey drollig und boßhaft witzreich.“ — Und ſeine Berichtigung: „die Phyſiognomie eines Unmenſchen; eines eingefleiſchten Teufels.“ „Dieſen äußerſten Grad der Teufeley hatte ich Anfangs, ich geſtehe es, an dem bloßen Schattenprofile nicht bemerkt, ehe ich den Umriß beſah. — So bald ich den ſah, bebte ich zurück, und wer bebt nicht mit mir vor einer Geſtalt zurück, die nur für den entſetzlichſten Unmenſchen ſchlimm genug iſt.“

Den entſetzlichſten Unmenſchen! Ja! Seys der einzige in ſeiner Art! Ein lebendiger Satan! Ein unaufhörlicher Mörder! Stiller in ſich grabender Bosheit voll. Ein Hurer ohne Maß; ein Dieb ohne alle Nothdurf; ein Mädchenmörder, Frauenmörder, Muttermörder; ein Geiſtbals wie kein Moraliſt ſich einen dachte, kein Schauſpieler vorſtellte, kein Poet dichtete — der in den

letzten Lebenstagen nur Waſſer und keinen Wein trank — aus Geitz. — Er weidete ſich am Schatten der Nacht; ſchuf ſich durchs Verſchließen ſeiner Fenſterladen den Mittag in Mitternacht um; verriegelte ſein Haus, einen Abgrund von Diebſtahl und Mord, Mordgewehren, Diebswerkzeugen. — Lichtſcheu, Menſchenſcheu, allein in ſich ſelbſt vermauert, grub er in die Erde, in tiefe Kellermauern, in Dielen und Feldern ſeine erſtohlenen und erworbenen Schätze; beſchaute und zählte ſie in einſamen Mitternächten, wo ihn der Schlaf floh, das Gewiſſen die letzten Warnungen vergeblich noch verſuchte. Mit dem Blute der Unſchuld beſpritzt, tanzte und lachte er am Hochzeittage der Frau, die er nachher am Grabe, das ſie ſich ſelbſt auf ſein Geheiß in ſeiner Gegenwart unwiſſend bereitete, todt ſchlug. Er blieb gelaſſen bey den ſchrecklichſten Erwartungen, und lächelte über die Poſſheiten, um deren Willen er ſein verruchtes Leben auf dem Rade endigen mußte.

Alles dieſes iſt auf dem Bilde zum Theile wahr in dem lebenden Geſichte ganz zu leſen. Sein Auge nichts anſehend, an nichts theilnehmend, zitterte hin und her, ſtarrte ins Schattenreich ſeiner Diebſtähle, ſpuckte unter den Geſtalten der Erſchlagenen. Sein Rachen glich einem offenen Grabe, und ſeine entſetzlichen Zähne waren Pforten der Hölle.

Es iſt keiner meiner Leſer, der in dem ſchwachen Umriſſe nicht mehr oder weniger Gräuel entdeckte, keiner, der im Blicke, im Munde, im

Ganzen einen edeln, offenen, uneigennützigen Menſchenfreund vermuthe; ſich dem Menſchen nähern, ſich ihm mittheilen, ſich an ihn anſchlieſſen möchte; keiner, der ſagen muß: Ein liebenswürdiger Mann!

Daß es kein liebenswürdiger Mann ſey, dieß zeigt der untere Theil der Silhouette.

Aber warum ſah ich Anfangs nur lachenden, drolligten Witz, nur das in ſeiner Art einzige Urgenie darin? warum verdrängte der Eindruck von Selbſtſtändigkeit und Originalität des Kopfes beynahe alle andern, mir jetzt nicht weniger auffallenden Züge von kalter, trockener, abſcheulicher Boßheit? —

Der Umriß der Stirn und beſonders der Naſe verführte mich. Güte, Bonhomie, — daran kam mir kein Gedanke — — aber dennoch, ich geſtehe es, vermuthete ich Anfangs in der Naſe etwas Edles und Großes — und es iſt nicht Eigenſinn und Rechthaberey, wenn ich jetzt noch behaupte: Dieſe Stirn und Naſe überzeugen mich aufs neue von der großen tröſtenden Wahrheit: „Es iſt kein Menſch ſo verrucht, kein Menſch ſo abſcheulich, in dem nicht noch ſtehende Züge, unaustilgbarer Spuren, wenigſtens mit geborner Trefflichkeit übrig bleiben.“

Hier in dem verruchteſten Menſchen ſind ſie noch auffallend, in dem obern Theile des Profils vom Angeſichte. Dieſer Verſtand, dieſe Stärke des Geiſtes, dieſe in ſich ſelbſt ſtehende, aus ſich ſelbſt ſtill herausarbeitende planvolle Thätigkeit, die ſich darin ſo ſehr auszeichnet — Iſt ſie nicht im Grun-

de

de dieſelbe Kraft in der Tiefe einer Mördergrube — und im Cabinette des Königs? —

Rütgerodt war ein Bürger in Einbeck, einer Stadt im Hannövriſchen, der ſich vom Ackerbaue nährte. Sein Vermögen ſchien für ſeinen Stand nicht unbeträchtlich geweſen zu ſeyn, und mag nach dem Verzeichniſſe der liegenden Gründe, die er beſaß, leicht einige tauſend Thaler am Werthe enthalten haben.

Schon im 10. Jahre hatte er ſeinen Vater, der von dem nähmlichen Betriebe lebte, verloren; ſeine Mutter hatte nachmahls wieder geheirathet. Um Unterricht hatte es ihm nicht gefehlt; er war ſelbſt in der Lateiniſchen Schule ſo weit gekommen, daß er noch einige Wörter Latein zuſammenſetzen konnte. Nach ſeines Stiefvaters Tode (er war damahls etwa 18 Jahre alt) ſetzte er bis in ſein 40ſtes Jahr die Wirthſchaft mit ſeiner Mutter fort, und verheirathete ſich etwa erſt ein halbes Jahr nach ihrem Abſterben.

Von ſeinem moraliſchen Charakter ſcheint man weder Gutes noch Böſes gewußt zu haben; nur lebte er äußerſt eingezogen, war Menſchenſcheu und hatte ein etwas verdächtiges Geſicht. Wirklich hat ehemahls die practiſche Phyſiognomik einer Frauensperſon das Leben gerettet; denn ein Mädchen aus Einbeck, den er ſeine Hand antrug, ſchlug ſie, ſeiner guten Umſtände ungeachtet, aus keiner andern Urſache aus, als weil es ihn nach ſeinem Geſichte, (wie es ſich ausdrückte) für einen Tückmäuſer hielt. Seine ehemahlige Frau (die Tochter eines Landmanns zu Salz der Hel-

den, der vorher im Kriege gedient hatte,) erzürnte sich auch einmahl mit ihm in ihrem Brautstande bloß deßwegen, weil er so wenig selbst das Tanzen lernen, als ihr zu einer Gelegenheit zum Tanzen beförderlich seyn wollte; und wir dürfen ihn also wohl von der obigen Lavaterischen Anschuldigung, als wenn er mit dem Blute der Unschuld bespritzt lachend an seinem Hochzeitstage getanzt hätte, freysprechen. Seine Ehe mit dieser Person schien äußerlich nicht unglücklich zu seyn; nur gegen vertraute Freunde beschwerte sie sich zu Zeiten, daß er äußerst geitzig wäre, ihr das Essen nicht gönne, und im Hause das nöthige nicht wolle bauen lassen. So verginnen beynahe 2 Jahre; ein Kind, die Frucht ihrer Ehe, war schon ein viertel Jahr alt, als unvermuthet die Mutter unsichtbar ward. Sie hatte mit diesem Kinde, welches sie selbst säugte, in einer untern Stube allein geschlafen, unterdessen der Mann so wohl als die Magd in einem obern Stockwerke in verschiedenen Kammern ihre Schlafstellen gehabt hatten. Die Frau war noch am Tage vorher, welcher ein Sonntag war, in der Kirche gewesen, und die Magd hatte sie am Abende im Bette gesehen.

Jetzt fehlte nicht allein ihre Person, sondern auch ihre Sonntagskleider, die sie am vorigen Tage getragen hatte, wurden vermißt. Die erste Entdeckung davon geschah, als am Montage Morgens die Magd die Fensterladen öffnete. Der Mann, der während der Zeit in die Stube trat, rief ihr zu: daß das Kind allein im Bette liege,

die Mutter aber nicht vorhanden sey. Er erkun-
dete sich darauf bey seinen Nachbarn, ging selbst
nach Salz der Helden zu den Aeltern, und äu-
ßerte gegen seine Bekannten die Vermuthung, daß
die Frau vielleicht zu ihren Aeltern hätte gehen
wollen, bey damahligen hohem Wasser aber möch-
te ertrunken seyn. Allein, war es nun entwe-
der sein verdächtiges Gesicht, oder ein zweydeuti-
ger Credit seines Charakters, oder nur bloß die
Unwahrscheinlichkeit, daß die Mutter ihr Kind,
das sie an der Brust hatte, verlassen sollte; man
glaubte seiner Erzählung nicht; die Schwieger-
mutter selbst äußerte: er mögte die Frau wohl über
die Seite gebracht haben, und allmählich rannte
man sich die Vermuthung einander ins Ohr. Der
Magistrat erkundigte sich auf diese Rüge bey ihm,
und unter dem Vorwande, daß die Frau viel-
leicht im Hause irgendwo zu Unglück gekommen
sey, oder sich selbst möge Leides gethan haben,
visitirte man das Haus durch, fand aber nichts,
und ließ ihn noch in Freyheit. Als jedoch ferner
der Schwiegervater vorgenommen wurde, und
dieser gleichfalls Verdacht äußerte, auch dabey
den Umstand anführte, daß sein Schwiegersohn,
als er zu ihm gekommen, eine frisch gekollerte
Hose getragen hätte, die er an dem Tage der De-
nunciation nicht mehr trüge; so begab sich aber-
mahls eine Gerichtsdeputation nach seinem Hause.
Diese forderte die gekollerten Beinkleider von ihm.
Er lieferte darauf eine Hose ein, welche aber sein
Schwiegervater nicht für die rechte erkannte, und
erstand endlich, daß er die letztere mit einem Ueber-

zuge am Leibe habe. Auf den Befehl, dieſen Ueberzug auszuziehen, ging er, wie man glaubte, zu dieſem Endzwecke aus dem Zimmer, kam aber nicht wieder. Man durchſuchte das ganze Haus und fand ihn nicht. Nun war die Sache allgemein ruchbar geworden; eine Menge Menſchen ſtürmten ins Haus hinein. Jeder machte ſich ein Verdienſt daraus, entweder den Flüchtling oder auch deſſen Frau, ſie ſey nun todt oder lebend, zu finden. Einer aus dieſer Menge glaubte irgendwo den Boden des Kellers, indem er darauf trat, weich und elaſtiſch zu finden. Er ſuchte alſo mit ſeinem Stocke das Erdreich ein wenig aufzuſcharren und entdeckte ein menſchliches Knie. Man räumte das darüber befindliche Erdreich völlig weg, und fand einen ausgeſtreckten nackenden weiblichen Körper, nähmlich den der vermißten Frau, an welchem man auch ſo fort eine tödtliche Wunde am Kopfe entdeckten. Indeſſen ward nach vielem Nachſuchen der entwichene Rütgerodt in dem Keller eines benachbarten Hauſes entdeckt, und in Arreſt geführt.

Er erkannte den Körper ſeiner Frau, und geſtand die That, obwohl mit einigen ſehr unwahrſcheinlichen Lügen. Bey der Viſitation ſeiner Perſon fand man in ſeinen Taſchen eine Tüte mit Arſenik.

Schon war er einige Tage im Arreſte, als ſich der Bruder einer vormahligen Rütgerodtiſchen Dienſtmagd bey dem Gerichte einfand, und anzeigte, daß ſeine Schweſter, die bey dem Inquiſiten vor ſeiner Heirath in Dienſten geweſen, ſich

einige Zeit vor der Vollziehung derſelben aus Einbeck entfernt habe, ohne ihren nächſten Verwandten davon Nachricht zu geben, da ſie doch vorher einem derſelben geklagt hätte, daß ſie von ihrem Brotherrn ſchwanger ſey. Rütgerodt habe zwar damahls wiſſen wollen, daß ſie ſich im Hildesheimiſchen verheirathet habe, auch dabey zu verſtehen gegeben, daß er ſie reichlich abgefunden hätte; allein die von Rütgerodt an ſeiner Frau verübte That berechtigte doch zu ähnlichen Vermuthungen in Anſehung der Dienſtmagd.

Das Gericht beſchloß darauf, alle Keller des Hauſes aufgraben zu laſſen. Als nun ſolches auch mit einem Keller, der mit Früchten, Kartoffeln und dergleichen beſchüttet war, nach geſchehener Ausräumung derſelben geſchah, fand man einige Fuß unter der Erde einen weiblichen krumm zuſammengebogenen Körper, der zum Theile ſchon bis auf die Knochen verweſet war. Rütgerodt bekannte, daß dieß die vermißte Magd ſey, und er auch dieſe erſchlagen habe.

Aus dem nach vielen Umſchweifen und Unwahrheiten endlich herausgebrachten Bekenntniſſe kam dann die folgende abſcheuliche Geſchichte zum Vorſcheine.

Noch vor dem Abſterben ſeiner Mutter, etwa um Martini 1773, war dieſe Magd ins Haus gekommen; ein junges, munteres nicht übel gebildetes Mädchen. Er hatte ſie bald unter dem Verſprechen der Ehe verführt, und nach dem im Anfange des Jahrs 1773 erfolgten Tode ſeiner Mutter alle Nächte mit ihr in einem Bette geſchla-

ſen. Es kam ihm jedoch, nachdem er dieſen Umgang einige Monathe fortgeſetzt hatte, in den Sinn zu heirathen; theils vielleicht aus körperlicher Wolluſt, und des Reitzes der Neuheit wegen, theils auch wohl aus Geiz, weil die Perſon, worauf ſeine Abſichten gerichtet waren, noch einige hundert Thaler im Vermögen hatte. Dieſe gab ihm auch das Jawort, entdeckte aber einſt bey einem Beſuche, den ſie ihrem Bräutigame abſtattete, daß zwey Küſſen in ſeinem Bette lagen, und drang nun auf die Abſchaffung des Mädchens. Letzteres wollte, obgleich es nach Ausweiſung der nachherigen Section nicht ſchwanger war, doch wegen des Eheverſprechens ohne Abfindung nicht aus dem Hauſe weichen, und drohte widrigen Falls durch Einſpruch ſeine Heirath rückgängig machen zu können und zu wollen. Sie forderte 100 Reichsthaler, er wollte ihr aber nur 50 geben. Vielleicht war es auch damit ſein Ernſt nicht; genug er entſchloß ſich, ſie auf eine andere Weiſe ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Nach verſchiedenen Anzeigen hatte er zu Anfange einen Verſuch gemacht, ſie zu vergiften, und erſt, nachdem dieſer mißlungen war, ſich entſchloſſen, ſie todt zu ſchlagen. Der abſcheuliche Menſch hatte noch die Nacht vor der That bey ihr geſchlafen, ging nun mit ihr unter dem Vorwande, daß ſie ein Loch für Kartoffel graben ſollte, in den Keller hinunter, ließ ſie ſo unwiſſend ihr eigenes Grab bereiten, und erſchlug ſie am Rande deſſelben mit einer Wagenrunde. Nach dem Todtſchlage bemächtigte er ſich noch ihrer we-

nigen Kleider, die er auch zum Theile nachmahls verkauft hat; band den Körper, weil das Loch nicht weit genug war, mit dem Saume ihres Rockes krumm zusammen und verscharrte ihn. Niemand hatte etwas Verdächtiges an ihm bemerkt; nur sein nachmahliger Schwiegervater, den er an dem nähmlichen Tage besucht hatte, wollte einige Unruhe in seinem Betragen wahrgenommen haben. Nun stand seiner Heirath nichts mehr im Wege, und sie ward zum Unglücke der armen Braut vollzogen.

Doch bald erregte Wollust und Geitz in ihm den Wunsch, eine andere Frau zu besitzen und sich der gegenwärtigen zu entledigen. Lange machte er Versuche dazu. Schon sechs Wochen vor ihrem Tode hatte er ihr Gift gegeben; denn sie hatte einer Freundinn geklagt, daß ihr Mann einst aus Geitz bey dem Abendessen kein Licht habe gestatten wollen, und sie in der Suppe eine Fliege müsse hinuntergeschluckt haben, weil sie ein heftiges Erbrechen bekommen habe. Auch hatte sie ihrer Mutter erzählt, daß ihr Mann des Nachts keine Ruhe habe, oft von seiner Kammer herab mit Licht in ihre Stube komme, und daß sie einige Mahl, wenn sie erwacht wäre, bemerkt hätte, daß er sich über ihr Gesicht gelehnt gehabt, als wenn er hätte forschen wollen, ob sie auch schliefe. Schon damahls hatte ihr die Mutter den Rath gegeben, die Dienstmagd bey sich ins Bett zu nehmen. Dieß hatte er jedoch nicht zugeben wollen, und die Frau, welche sich ihrer körperlichen Größe (sie war 6 Fuß 4 ½ Zoll lang) be-

wußt war, und öfter im Scherze die Probe gemacht hatte, daß sie ihn zwingen könne, war auch vielleicht dadurch zu sorglos geworden, und hatte den Rath vernachlässiget. An dem Sonnabende vor der That versuchte er es abermahls mit Gift und nahm den Zeitpunct wahr, da die Frau des Abends vom Tische aufstand und einen Teller mit Grütze, worin ein Löffel stecke, stehen ließ. Er ging hinaus, hohlte einen Löffel mit Arsenik, den er dazu schon in Bereitschaft hatte, und steckte denselben statt des bisherigen Löffels hinter dem Rücken der Frau in die Grütze. Allein ihre Todesstunde hatte noch nicht geschlagen. Etwas von dem weißen Arsenik hatte sich in die Höhe gehoben; die Frau bemerkte es und schob ihm den Teller zu mit den Worten: Wenn er ihr etwas in die Grütze gegeben habe, so möge er sie auch selbst aufessen.

Ohne ein Wort zu erwiedern, trug er die Grütze hinaus, unter dem Vorwande, sie der Katze zu geben, goß sie aber draußen weg. Unbegreiflich ist die Sicherheit der Frau, die nach diesem Vorfalle mit einer solchen Schlange noch unter einem Dache wohnen konnte. Er ließ sich so wenig durch diesen mißlungenen Versuch abschrecken, daß er vielmehr den Entschluß faßte, noch in der nähmlichen Nacht die Frau todt zu schlagen; allein das Kind hinderte ihn dieses Mahl daran, weil es unruhig war und die Mutter im Wachen hielt. Er verschob es also auf die folgende Nacht. In dieser vom Sonntage auf den Montag, stand er nun um 1 ½ Uhr auf, ging

in die Stube ſeiner Frau, und nun glückte es ihm vermuthlich, ſie ſchlafend zu finden. Er erſchlug ſie mit einem Beile; mit dem er ihr mehrere Streiche verſetzte. Nachdem er ſie getödtet hatte, ſuchte er das Kind, welches wach geworden war, zur Ruhe zu bringen; trug darauf den blutigen großen Körper allein in den Keller hinunter, grub dort ein Loch, und ſcharrte ihn ein. Der entſetzliche Geitzhals nahm ſich hier noch die Zeit, der Frau das blutige Hemd auszuziehen. Dieſes nebſt dem Ueberzuge des Bettes, und ein blutig gewordenes Küſſen verſteckte er in den Kamin, und hierbey will er einige blutige Flecken an den Beinkleidern bekommen haben, die er deſswegen färbte, und dadurch nachmahls die Entdeckung ſeines Verbrechens beförderte. Hiernächſt ſuchte er die Sonntagskleider der Erſchlagenen zuſammen, ging damit in eine Scheune und verbarg ſie im Gipfel des Daches, welchen er im Dunkel erklettern mußte. In Zeit von einer halben Stunde war alles dieß gethan; er ging nun wieder nach ſeiner Kammer und legte ſich bis 5 ein halb Uhr zu Bette, um welche Zeit er aufſtand, als er merkte, daß ſich die Dienſtmagd im Hauſe rege, und jetzt war er es, der ihr zuerſt die Neuigkeit erzählte, daß die Frau im Bette fehle. Nachher nahm er es wahr, während der Zeit, da die Magd ausgegangen war, das blutige Zeug in der Küche ſelbſt auszuwaſchen, und ſteckte ſolches ins Stroh, um es zu trocknen. Auch den Körper hatte er noch ein Mahl wieder aufgeſcharrt und ihn in eine andere Lage gebracht.

So gräßlich dieſe Thaten ſind, ſo darf man doch annehmen, daß er deren noch mehrere verübt habe. Seine eigenen im Gefängniſſe geführten Reden (denn in der Angſt entfuhr ihm oft ein verdächtiges Wort, das der Inquiſition weiter auf die Spur half,) führen ſelbſt auf den Verdacht, daß noch mehrere Körper irgendwo verſcharrt geweſen ſind; und wenn gleich ſeine Keller ungegraben waren, ſo blieb doch ſolches bey dem Beſitze eines Gartens und mehrerer Ländereyen noch immer möglich. Unter ſeinen Sachen ward eine ſorgfältig verſteckte zinnerne Doſe gefunden, worin ſich ein kleines Klümpchen Arſenik, mit Brotkrumen durch einander geknetet, befand, und ohne Zweifel für irgend ein ſchon auserſehenes Opfer beſtimmt geweſen war. Was aber den treffendſten Verdacht gibt, daß noch ein ganzer Abgrund von Abſcheulichkeiten unentdeckt geblieben ſind, waren ſeine Schießgewehre. Er hatte, ungeachtet er kein Jäger war, 2 Flinten und 6 bis 8 Piſtolen, wovon eine mit 2 Kugeln geladen, ſich in ſeinem Bettſtrohe verſteckt fand. Eine andere lag oben auf einem Schranke mit einem alten Schuſſe, worin gebacktes Bley und Nägel waren. Er wußte ſchlechterdings keine Abſicht anzugeben, wozu dieſes alles beſtimmt geweſen wäre. Wahrſcheinlich war er bey allem Anſcheine eines ſtillen ruhigen Bürgers, ein Räuber, der entweder des Nachts einzeln wie ein Raubthier auf ſeine Beute ausging; oder er gehörte auch zu einer Räuberbande, mit der er zu Zeiten Excurſionen machte.

Nicht allein gewisse, ihm entfallene Reden, daß er noch Hülfe zu erwarten hätte, machten dieß wahrscheinlich; sondern auch sein Geständniß, daß er einst, als er früh Morgens in der Dämmerung zu einem Förster habe gehen wollen, unter eine Räuberbande gerathen sey, die aber von einem damahls in Einbeck geschehenen Diebstahle zurückgekommen wäre; daß diese ihn sehr gut behandelt, dabey aber einen Eid der Verschwiegenheit abgenommen habe. Noch wahrscheinlicher wird diese Vermuthung dadurch, daß er, seiner guten Vermögensumstände ungeachtet, verschiedene andere kleine Diebstähle begangen und, z. B., eine zinnerne Kaffehkanne, einen kupferuen Kessel und dergleichen unbeträchtliche Dinge seinen Bekannten gestohlen hatte. Die Gewehre wollte er zum Theile im 7jährigen Kriege von Französischen Soldaten, die bey ihm einquartiert gewesen und desertirt wären, bekommen haben. Vielleicht hatte er, wie man mehrere dergleichen Beyspiele findet, an den einquartierten Franzosen die ersten Probestücke seines Mordhandwerks gemacht; der Gedanke, daß es Feinde wären, erleichterte vielleicht dem Gewissen des angehenden Bösewichts die ersten Schritte. Uebrigens finde ich nicht, daß in den Acten etwas vorkomme, wodurch er den Nahmen eines Muttermörders, den ihm Lavater gibt, auch nur der Vermuthung nach, verdient hätte; doch möchte ich, da die Mutter bis in sein 40stes Jahr gelebt hat, für nichts gut seyn, in so fern sie ihn etwa dadurch lästig gefallen wäre. Das Einbeckische Gericht überließ mit

Recht dieſe Abſcheulichkeiten der Nacht eines ewigen Geheimniſſes, weil ſie die beſchwerliche Inquiſition nur würden verlängert haben, und es abzuſehen war, daß ſchon nach den eingeſtandenen Verbrechen eine der peinlichſten Strafen, vor der die Menſchheit ſchaudert, ſein ſchreckliches Loos ſeyn würde.

Der am ſtärkſten ausgezeichnete Zug ſeines Charakters war ein lichtſcheues, verſtecktes Weſen. Selbſt wenn es ſich zu eröffnen ſchien, hatte doch ſeine Seele, des Tages ungewohnt, wie ein Nachtvogel, einen Hinterhalt nach dem andern, in welchen ſie ſich verkroch. Er verriegelte ſein Haus ſelbſt beym Tage; ſein Geld und ſeine wenigen Koſtbarkeiten, ſogar ganz gleichgültige Documenten, die ſeine Ländereyen betrafen, hatte er in Pfeilern hinter den Dielen und den Verkleidungen der Wände verſteckt. Doch war gemeiniglich etwas darunter, das nicht zum Vorſcheine kommen ſollte; etwa Gift oder ein geſtohlenes Geräth. Nachdem er ſeine Documente dem Gerichte ungern nachgewieſen und ſeine Ländereyen angezeigt, die Anzeige aber nachmahls als fehlerhaft wieder berichtet hatte, entdeckte er doch noch der Wache im Vertrauen einige Stücke, die er verſchwiegen hatte, um einen Verwandten damit zu beſtechen, der ihm zu ſeiner Befreyung behülflich ſeyn ſollte. Zu Zeiten ſuchte er auch die Wache mit falſchen Hoffnungen, daß ſie hier oder da im Hauſe Schätze finden würde, zu betriegen und dadurch ihre Einwilligung zu ſeiner Entweichung zu erhalten; denn an einigen Orten,

wo er ihr im engſten Vertrauen Reichthümer nachgewieſen hatte, fand ſie bey der Nachſuchung nichts.

Seine Koffer ſogar hatten eine falſche Verkleidung, zwiſchen welcher, und dem wahren Boden, er Sachen verſteckt hatte; ja ſelbſt in den Beinkleidern, waren verborgene Taſchen. Sein Geſtändniß kam nie rein aus dem Herzen, ward nie in einer aufwallenden Gemüthsbewegung vollaus hervorgebracht, ſo wie ſolches ſonſt gemeiniglich bey einem Inquiſiten, der ohnehin ſchon überzeugt und zum Tode reif iſt, zu geſchehen pflegt. Er iſt gewiß mit einer Menge Unwahrheiten belaſtet in die Ewigkeit übergegangen. Nur durch ſein Geſchwätz gegen die Wache verrieth er ſich ſelbſt zu Zeiten; allein dieß geſchah nur, wenn er in der Herzensangſt über ſein künftiges Schickſal ins Radotiren überging, und man ertappte ihn gleichſam, indem ſeine Seele in der Verwirrung, ihrer ſelbſt unbewußt, zu weit aus ihrer Höhle hervorguckte. Feigherzig war er in einem hohen Grade; wer ihm bey offenem Tageslichte ins Auge ſchaute, war gewiß ſein Meiſter. Daher ſein baldiges Bekenntniß bey Conſcontationen.

In ſeinen Tod ergab er ſich zuletzt; aber die Angſt von der Strafe des Rades konnte er nicht überwinden. Er hatte einige Zeit vorher einen andern Verbrecher auf dieſe Weiſe hinrichten ſehen; das abſcheuliche Schauſpiel ſtand ihm nun immer vor Augen und trieb ihn zur Verzweiflung.

Ungeachtet man ihn möglichſt auſſer Stand geſetzt hatte, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, ſo hatte er ſich doch ſchon zeitig eine Schnur zu verſchaffen gewußt, um ſich bey guter Gelegenheit zu erhenken. Auch fand man Fenſterglas bey ihm, welches gleichfalls zu ſeiner Entleibung beſtimmt war. In Ermanglung anderer Hülfsmittel ſuchte er ſich durch Verhaltung natürlicher Bedürfniſſe zu tödten. Es iſt phyſiſch merkwürdig, daß er dieſe einſt 7 Tage hat zurückhalten können, ungeachtet er wie ein geſunder Menſch aß und trank. Als nichts helfen wollte, ſchluckte er ein abgeriſſenes Kleidungsſtück hinunter.

Ich erzähle hier ſeinen Abſcheu vor dem Rade beſonders in Rückſicht auf diejenigen, welche dafür halten, daß auch für das ärgſte Verbrechen es mit dem Tode allein ſchon genug ſey, und daß, wo dieſer nicht abſchrecke, das geringe Plus oder Minus, womit man ihn erſchwert oder erleichtert, keinen Eindruck machen werde. Man beziehe ſich dabey auf die Engliſche Criminalverfaſſung — die uns doch gewiß für kein Muſter gelten ſollte, — und declamirt für die Sache der Menſchheit. Allein, wenn ſelbſt das Rädern von unten auf, bey der peinlichſten Vollziehung mit einer ſo erbarmenden Schnelligkeit, wie bey Rütgerodt, geſchieht: wenn das Ganze etwa nur vier Sekunden dauert, ſo leidet der Verbrecher nicht mehr, als bey der leichteſten Todesart, und dann darf doch wohl der Geſetzgeber das ſcheußliche Spectakel der Zurüſtung nutzen, um auch bey den des Todes würdigen Verbrechen durch

(wenigſtens anſcheinend) höhere Grade der Strafe einen mindern Grad des Verbrechens zu bewirken.

Nicht leicht wird man Criminalacten leſen, worin der Inquiſit nicht wenigſtens gegen das Ende einen oder den andern guten Zug äuſſerte, durch den er das Mitleiden des Leſers an ſich zieht. In den gegenwärtigen findet ſich aber auch nicht das mindeſte. Man möchte den einzigen Umſtand dafür gelten laſſen, daß er ſehr beſorgt geweſen, für die Unſchuld ſeiner Dienſtmagd zu ſprechen; denn dieſe war wegen des auf ihr ruhenden Verdachts einer Mitwiſſenſchaft gleichfalls in Verhaft gerathen. Allein wenn man die Perſon auch für unſchuldig hält (die rechtliche Anzeige hat ſie freylich von ſich abgewälzt) ſo iſt doch zu glauben, daß zu ſeinen Bemühungen, ſie alſo darzuſtellen, nicht ſo wohl Gutmüthigkeit die Triebfeder war, als vielmehr Beſorgniß, daß ſie etwa mehrere Uebelthaten, von denen ſie Wiſſenſchaft oder Vermuthung haben konnte, entdecken möge. Er mußte wohl ſeine Urſachen haben, ihrer beſonders zu ſchonen, weil er vor ſeiner Arretirung ihr nächtliche Zuſammenkünfte mit ihrem Bräutigame, einen Soldaten, in ſeinem Hauſe geſtattet hatte. Wohlwollen war es wenigſtens nicht; denn mehrmahls machte er ſchon Miene, ſie zu beſchuldigen, zog aber bald wieder zurück; und da er einſt glaubte, daß ihr Bräutigam deſertirt wäre, gab er denſelben als den eigentlichen Thäter an, widerrief jedoch, ſo bald er vernahm, daß der Menſch noch vorhanden ſey.

Sonst schien er in Ansehen des ganzen menschlichen Geschlechts isolirt gewesen zu seyn; man bemerkte keine Zuneigung, die er gegen irgend einen Freund geäußert hätte. Kein reuevolles Herz gegen seinen Sohn, dessen von ihm ermordete Mutter er vielleicht noch im Grabe einer Untreue anklagte, und nachmahls einer vorsätzlichen Lüge überführt ward. Sonst pflegt bey den äußersten Extremen der menschlichen Verbrechen noch dieß für den Thäter zu reden, daß dabey eine viehische Rohheit, ein Mangel alles moralischen Gefühls zum Grunde liege; die Menschenfresser waren gewöhnlich so sehr Vieh, daß es zweifelhaft blieb, ob bey ihnen mehr Imputation Statt fände, als gegen einen Wolf oder Bären.

Dieß war aber nicht bey Rütgerodt. Von seinem moralischen Gefühle zeugen seine Bemühungen, die beyden Mordthaten als Folgen vorhergegangener Zänkereyen, als Wirkungen des Hasses und eines aufbrausenden Jähzornes darzustellen, und noch eine andere Erdichtung beweiset für einen Menschen von seinen Kenntnissen einen ganz feinen richtigen Verstand. Der vom Gerichte ihm ins Gefängniß zugeschickte Arzt fragte ihn um seinen vorherigen Gesundheitszustand. Er verstand gleich die Absicht dieser Frage, und erzählte, daß er sich einst durch einen Fall am Kopfe beschädiget habe. Bey angestellter Untersuchung fand sich dieß unwahr, und es ergab sich daraus, daß er richtige Begriffe von der Imputation gehabt hatte. Bey ihm ging also der Mensch in seiner äußersten Ausartung nicht ins Thier, sondern

dern in einen Teufel über, und es iſt Schade, daß die Acten, die freylich für den Richter nicht für den Pſychologen geſchrieben worden, uns ſeine vorherige Lebensgeſchichte nicht ſo umſtändlich aufbehalten haben, daß wir daraus ſehen könnten, durch welche Verbindungen und in welcher Progreſſion ein Menſch ſo allmählig diaboliſirt werden könne. —

Rütgerodts Ende war, wie geſagt, das Rad.

Marat.

Bey dem bloßen Nahmen dieſes anarchiſchen, blutgierigen, grauſamen Dämagogen muß den Menſchenfreund ein Schauder überfallen; denn er ragt neben Robespierre, Carrier und Jourdan Kopfabhacker, vielleicht über alle andern Ungeheuer, welche ſich in der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution einen Nahmen gemacht haben, hervor. Nur in Revolutionen, wie die Franzöſiſche iſt, war es möglich, daß eben der Mann, welcher mit ſo vielem Grunde als das gröſte Scheuſal verſchrieen worden iſt, von tau-

ſenden ein Freund des Volks genannt, und noch eine Zeit lang nach ſeinem Tode von einem Theile ſeiner Landsleute, als ein Freund der Menſchheit, bis in den Himmel erhoben wurde.

Mit der größten Verwunderung wird man es einſt in den Annalen von Frankreich leſen, daß Marat von tauſenden verabſcheuet, und von tauſenden wieder angebethet, daß Marat, von einer der edelſten ihres Geſchlechts, in der Ueberzeugung, der Welt und ihrem Vaterlande dadurch den wichtigſten Dienſt geleiſtet zu haben, hingerichtet, und zugleich von unzähligen betrauert und beweint wurde. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß Menſchen bey ſo unläugbaren Thatſachen ſo widerſprechend denken können. Einen Mann, der hunderttauſende auf einen bloßen Verdacht hinzuopfern räth, der wirklich die Schuld an dem Morde vieler tauſende trägt und ſein Vaterland in das fürchterlichſte aller Uebel — Anarchie — zu ſtürzen eifrig bemüht war, für den aufrichtigen Freund des Volkes zu halten? Wie verdorben, oder mißleitet, verführt und verſchroben muß das Volk ſeyn, das dieſe Meinung haben und ſo lange noch hegen kann! — Doch trifft auch hier jener ſo bekannte und wahre Satz ein: nichts geſchieht ohne einen zureichenden Grund.

Was uns nähmlich in Marats und anderer wüthigen Dämagogen Geſchichte ſo ſelten, ſo auffallend, ſo unerklärbar zu ſeyn ſcheint: daß Scheuſale der erſten Größe, von der Nation, wenig-

ſtens von einem ſehr groſſen Theile derſelben, als Weſen der edelſten Art, als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, verehret wurden, liegt, wenn man auf den ganzen Zuſammenhang ſieht, ſehr am Tage, und es kommt hierbey nur auf die jedesmahligen Umſtände, oft auf einen ſehr geringfügige an. Ich bin überzeugt, wäre der vorgebliche Mordvorſatz, der hingerichteten Renaut, an Robespierre wirklich gelungen, ſo würde der jetzt von ſeiner Nation allgemein verabſcheute, als der ärgſte Böſewicht durchaus verſchrieene und unter die hölliſchen Geiſter verſetzte Robespierre nach ſeinem Tode zuverläſſig allgemeine Verehrung, allgemeines Lobpreiſen und allgemeine Vergötterung eingeerntet haben, und eben ſo wahrſcheinlich möchte es wohl ſeyn, daß Marat, hätte ihn nicht das heldenmüthige Mädchen aus Saturnin le Bigneur ein Ende gemacht, unter den ſteten Stürmen der Parteyen, ſeit jener Zeit längſt zur Guillotine reif geworden, und auch in den Augen des Janhagels bald zum Gegenſtande der allgemeinen Verwünſchung herabgeſunken wäre.

Daß Marat in Frankreich noch lange ſo allgemein verehrt wurde, hat wohl zunächſt ſeinen Grund darin, daß er, noch im wirklichen Beſitze der Volksgunſt ſtarb; dann aber auch darin, daß ſeine Conſorten, um das Volk in ſeinem Wahne von ihm und zugleich in ſeinem Irrthume über die Wohlthätigkeit der Revolution zu erhalten, alles hervorſuchten, um die Vergötterung des ermordeten Ungeheuers zu betreiben; daß er

ſich aber einen ſo außerordentlichen Werth in den Augen des irregeführten Pöbels erwarb, hatte er vorzüglich ſeinem ſteten Bemühen zu verdanken, ſich in allem nach dem Wunſche der Menge zu richten.

Er kannte dieſe Wünſche, und that daher immer Vorſchläge, führte ſtets Anſchläge aus, welche den unedlen Leidenſchaften des Volks ſchmeichelten; gleichgültig, ob er, verbunden mit andern eben ſo großen Böſewichtern, eben das Volk, das ihn anbethete und als ſeinen Vater ehrte, in unabſehliches Elend ſtürzte, oder es dem Verderben entriſſe. Froh, wenn er nur ſeine Abſichten erreichte, war ihm kein Mittel zu ſchändlich, kein Unternehmen abſcheulich genug; denn es iſt ſo erweislich, als irgend ein hiſtoriſches Factum nur ſeyn kann, daß Marat vor allen andern Revolutions-Geſellen jenen Blutdurſt, jene gefühlloſe Grauſamkeit bey dem Franzöſiſchen Volke rege gemacht hatte, an deſſen Ausbrüche man nur mit Entſetzen und Schauder zurückdenkt, und es iſt wohl auſſer Zweifel, daß er, um ſeine Feinde niederzudrücken, um ſeine Abſichten auszuführen, mit kaltem Blute ganz Frankreich hätte zertrümmern können.

Marat iſt ein würdiges Gegenſtück zu dem ſcheußlichen Jourdan Kopfabhacker. Er iſt hauptſächlich Urſache, das Ludwig der XVI. das Schaffot beſteigen mußte, und man darf dreiſt behaupten, hätte der Convent dem unglücklichen Könige nicht das Todesurtheil geſpro-

chen, der Monarch würde durch Marats Anhang eines schmählichen Todes gestorben seyn.

Dieser berüchtigte Mensch wurde in einem kleinen Dorfe im Fürstenthume Neufchatel geboren, und war, als Charlottens Hand ihn den Dolch ins Herz stieß, im fünfzigsten Jahre seines Lebens. Schon in seinem Kindesalter zeichnete er sich durch ein seltsames Betragen, vorzüglich aber durch seine Wuth in Vertheidigung seiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer sonderbar und höchst übertrieben waren. Nach Girtanners Bemerkung führte er in seiner Jugend den Nahmen Champion, und wurde, als er aus seinem Vaterlande nach Frankreich kam und hier eine Zeit lang gewesen war, beschuldiget, falsche Disconto Billets fabricirt zu haben, die damahls in großer Menge den echten, von Necker eingeführten nachgemacht wurden.

Um seinen Verfolgern zu entgehen, soll er den Nahmen Marat angenommen haben und nach England gegangen seyn, wo er sich als Sprachmeister ernährte.

Viele ziehen diese Bemerkung in Zweifel, und behaupten, daß Marat weder jenes Verbrechen begangen, noch nach England gegangen sey, sondern sich vielmehr den Wissenschaften gewidmet und vorzüglich in der Medicin und Physik ziemlich viele Kenntnisse gesammelt habe. Dieß gab ihm wenigstens Gelegenheit, auf viele Thorheiten und lächerliche Hypothesen zu verfallen, die ihn in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelten. H. v. Archenholz, welcher Marat per-

ſchulich kannte, liefert in ſeiner beliebten Minerva folgende Nachrichten von ihm, die hier einen Platz verdienen.

„Marat, ſagt Herr v. Archenholz, war Leibarzt des Grafen d' Artois, und machte ſich in der Medicin durch Marktſchreiereyſtreiche, in der Phyſik durch lächerliche Hypotheſen berüchtigt, die er beydes mit Liſt und Gewalt zu behaupten ſich bemühete. So ſuchte er einigen Journaliſten Prozeſſe an den Hals zu werfen, weil ſie ſeine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen ſich weigerten, und zog eines Tages beym Herausgehen aus einer Vorleſung des Profeſſors Charles, der ſeine phyſikaliſchen Abgeſchmackheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn. Die Scene fiel zu Paris in der Straße l' arbre sec vor. Profeſſor Charles, auf dieſe Provocation keineswegs gefaßt, hatte von allen phyſiſchen Inſtrumenten gerade nur das ſimpelſte zur Hand; indeß, da er keinen großen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, ſo gab er es ihm zwiſchen die Ohren mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit, daß Marat wahrſcheinlich da auf ſeine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte, Newton überwunden zu haben. Dem zu Folge übergab er zwey Preiſe, jeden von fünfzig Louisder, einen der Akademie von Lion, den andern der von Rouen."

„Die Akademiker von Rouen, weil keiner von ihnen Phyſik verſtand, und auf die vorgelegte äußerſt extravagante Frage niemand als Ma-

rat ſelbſt geantwortet hatte, ſtanden ihm den Preis zu, womit er nicht ermangelte, ſich in allen aus- und inländiſchen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lion hingegen, beſſer mit der Materie bekannt, gab die fünfzig Louisdor einem andern, dergeſtalt, daß Marat nicht einmahl Acceſſit bekam."

„Choleriſch, wie der kleine Mann iſt, ergrimmte er nothwendig darüber; er beſchuldigte die Akademie, nach Gunſt gehandelt zu haben, um ſeine neue Theorie zu unterdrücken, und forderte gerichtlich ſein Geld zurück, welches ihm aber von den lachenden Richtern abgeſchlagen wurde. Für dieſen Verluſt hielt ihn eine Waſſerkur, ſeine Erfindung, ſchadlos, mit welcher er bey den Damen von Verſailles ſein Glück machte. Die Kur beſaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und koſtete ſechs bis acht hundert Livres während der drey Wochen, da ſie dauerte. Das Waſſer diente nicht nur zum Trinken und Baden, ſondern Gabeln, Meſſer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tiſch- und Betttücher mußten damit gewaſchen, und die Speiſen darin gekocht werden. Eine Dame, bey der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als letzterer ſchon bey allen übrigen zu ſinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerſt ihren Gemahl, nachher ſich ſelbſt, vertreiben zu laſſen."

„Doctor Seffert erzählt eine Anecdote, welche, wenn ſie auch eben keine hohen Begriffe von den mediciniſchen Talenten Marats gibt, wenig-

ſtens beweiſet, daß die leidende Schönheit ein kannibaliſches Herz, wie ſeines, zu erweichen vermag. Doctor Seffert und er wurden aus Krankheit der Madame Tournon berufen, einer der ſchönſten und angebetheſten Frauen von Paris. Marat, von ihrem bejammernswerthen Zuſtande gerührt, ſagte zu Seffert: Wäre es nicht möglich ſie zu retten? Ihr verſteht euch am beſten auf Bruſt- ich mich auf Leberkrankheiten; behandelt die Bruſt, ich will die Leber behandelt, vielleicht bringen wir ſie wieder auf."

„Marat, dieſes ſeltſam organiſirte Unthier, beſitzte eine unerhörte Stärke, phyſiſchen Schmerz zu ertragen. In der Epoche im März 1792, da ihm die Häſcher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weiſe zu ertappen, und er jede Nacht ſein Lager wechſelte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hauſete, wurde ein Katalaniſcher Dentiſte zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der ſich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab; er fand ihn mit einem aufs Scheußlichſte angefaulten Kinnbacken, und ſah ſich genöthiget, eine Operation vorzunehmen, deren unſäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht ſelten Knochen zerſägt hat, mit Bewunderung redet. Seine Maitreſſe, die Baroninn, denn es gibt hier zu Lande keinen Scharlatan, der nicht ein Weibsbild dieſes Titels mit ſich ſchleppt, glich ihrem Liebhaber von dieſer Seite des Charakters vollkommen, und hat ihn dadurch einer angetrauten abſpenſtig gemacht."

„Während der Revolution iſt Marats Einfluß nicht, aber wohl ſeine Exiſtenz zweifelhaft geweſen. Seine Stimme, aus unterirdiſchen Gewölben ertönend, hat zu dem Sinnbilde einer aus dem Boden reifenden federführenden Hand Anlaß gegeben, und am beſten vergleicht man ihn mit dem Geſpenſte in den Odiſſen, das nur mit Blute evocirt werden konnte; denn erſt ſeit dem blutriefenden 2. Sept. 1792 iſt ſein Daſeyn nicht mehr zweifelhaft. Ich habe ihn oft geſehen. Er iſt eine kleine, breite aber auch magere Figur, zwiſchen deren Geſicht und einer Gattung Engliſcher Bullenbeiſſer eine Dame ſehr richtig viel Aehnlichkeit fand; ſein ſchwarzes Auge ſprüht Feuerfunken, und iſt der Termometer des ſiedenden Queckſilbers, das in ſeinen Adern rollt, und Kopf und Glieder die Regſamkeit des Schwanzes einer Bachſtelze gibt. Die Erſcheinung dieſes Vampyrs wird jedes Mahl beklatſcht und belacht; allein die lächerliche Seite, weit entfernt, ihn bey ſeinem Volke zu ſchaden, ſcheint ihm vielleicht beym Pöbel alle Vortheile der Familiarität zu verſchaffen, mit deren Hülfe ſich wagen läßt, was dem Credite des erprobteſten Patriotismus nicht erlaubt wäre. Das Volk, durch die Familiarität mit ſeinem vorgeblichen Freunde gleichſam identificirt, hört ihn, ſo bald der erſte Spaß vorübergegangen iſt, mit einer Aufmerkſamkeit an, mit einer Geiſtesſammlung, die ſchon mehr als einmahl Robespierres Eiferſucht rege gemacht haben ſoll, und ſein Tagesblatt, das ſich mit vieler Geſchicklichkeit in dem Wörterbuche der

Fiſchweiber rekrutirt, bleibt immer noch der Liebling und das Orakel der Vorſtädte. Laßt doch ſehen, was heute Marat heult, ſagt der Kohlenſchlepper, ſagt der Sackträger, ſagt die Fleiſchkocherinn, wenn ſie in die Schenke treten. Marat wird gebracht, es findet ſich ein Vorleſer, alles hört Mäuschenſtille zu. Dann fährt einer auf: Hund, du lügſt! wer weiß, wer weiß, ſagt ein anderer, dem verfluchten Kerl entgeht nichts! o! der B....! er iſt, glaub ich, toll. Wie? 250.000 Köpfe? hört nur, hört! er wird mit ſich handeln laſſen. — Ein anderes Mahl ſind Marats Wahrſagungen eingetroffen, und immer gilt, daß er unter allen Journaliſten am meiſten auf die Pariſer Vorſtädte wirkt."

So weit Archenholz. — Im Anfange der Revolution machte Marat wenig Aufſehen, ob er ſich gleich bald durch phantaſtiſche Revolutionsſyſteme auszeichnete. Aber zur Zeit der conſtituirenden Verſammlung hielt man ſie für zu toll, als daß ſie auf irgend einen vernünftigen Menſchen Eindruck machen konnten; darüber zu lachen, glaubte man, ſey das beſte Mittel, um ſie unwirkſam zu machen.

In der That fand auch damahls Marat ſelbſt unter der gemeinen Volksclaſſe noch nicht vielen Beyfall; je mehr aber die Nation und beſonders das gemeine Volk erhitzt wurde, deſto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar, ſeine Verleumdungen und grauſamen Rathſchläge zu unterlaſſen, ja mehr als

ein Mahl wurde er ſelbſt deßwegen gerichtlich belangt, und ſollte gefangen genommen werden, aber er wußte immer ſeinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreyheit nicht einſchränken, und ſo ſchrieb Marat ſeinen Volksfreund (l' ami du peuple) mit einer gröſſern Unverſchämtheit fort, je mehr ſich ſein Anhang vergrößerte. Sein groſſer Einfluß wurde nun bald ſichtbar.

Er war von der wüthenden Secte der Cordeliers, die ſich nach und nach ſogar eine Zeit lang der Oberhand im Jakobinerklub zu bemeiſtern wußten.

Eben dieſe Robespierriſche oder die eigentliche Sanscülottenpartey unter den Jakobinern, ſuchte Marat als einen Mann, den ſie zu ihren Abſichten brauchen konnten, auf ihre Seite zu bringen. Dieß koſtete auch wenig Mühe, da ihre Plane und Geſinnungen ſo ziemlich mit den ſeinigen übereinſtimmten, und er ihrer Unterſtützung ebenfalls gegen ſeine zahlreichen Feinde bedurfte. Er leiſtete auch wirklich dieſer Partey vortreffliche Dienſte, und es iſt gewiß, daß ſie ohne ihn, ſo wie Marat ohne ſie, verloren geweſen wären; daher auch ihre Dankbarkeit und Verehrung gegen Marat nach ſeinem Tode, die ſich bey jeder Gelegenheit auf eine auffallende Weiſe zeigte.

Erſt mit dem Jahre 1792 machte ſich Marat in der Geſchichte der Revolution berühmt. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sanscülotten-Partey unterſtützt, ſuchte

er anfänglich den von Briſſot und ſeinem Anhange gegen Oeſtreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er beſſte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, ſondern er mußte auch befürchten, durch den wahrſcheinlichen Zug des größten Theils ſeiner Anhänger in den Krieg, ſeine Partey zu ſehr geſchwächt zu ſehen, und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterſtützung entbehren zu müſſen.

Ein beſonderes Geſchäft machte er ſich um dieſe Zeit daraus, den edlen la Fayette zu verleumden, den Mann, der durch ſeine Talente und Tugenden vielleicht Frankreich zu retten vermocht hätte, wäre es anders damahls noch möglich geweſen. La Fayette hatte noch als Generalcommandant der Pariſer Nationalgarde im Jahre 1791 auf einen Haufen Rottirer ſchießen laſſen, die im Marsfelde eine von den Jakobinern verfaßte Petition um Abſetzung des Königs unterſchreiben wollten. Er, der zu redlich dachte, als daß er ſich nach den Abſichten der Jakobiner hätte bequemen ſollen, mußte endlich das Opfer der Anarchie werden; und keiner verfolgte ihn wüthender, als Marat.

Als General Dillon und einige andere Officiere zu Anfang des Krieges von ihren eigenen Soldaten zu Lille ſo ſchändlicher Weiſe niedergemacht wurden, und dieſe That in Frankreich allgemeinen Abſcheu erregte, war Marat der erſte, der dieſen Mord nicht entſchuldigte, ſondern vielmehr lobte.

Er war es, der öffentlich rieth, den größten Theil der National-Verſammlung aus dem

Wege zu räumen. Als er dafür gestraft werden sollte, hielten ihn seine Freunde versteckt, und er schrieb noch wie vor seinen Volksfreund und bereitete dadurch die Scenen des 10. Augusts vor.

Er veranlaßte als Mitglied des Aufsichts-Ausschusses der Stadt Paris jene nächtlichen Haussuchungen, bey welcher Gelegenheit eine ungeheuere Menge Menschen gefänglich eingezogen wurde; und als die abscheulichen Septembertage, die in der Geschichte ewig unvergeßlich bleiben und der Französischen Nation ins besondere auf immer einen Schandfleck anhängen werden, erschienen, als von einigen hundert gedungenen und bezahlten Mördern mehrere tausend Menschen mit kaltem Blute erwürgt wurden, da spielte das Ungeheuer Marat, in Verbindung mit Robespierre, Danton und Pethion eine wichtige Rolle. Man kann ihn nach allen Nachrichten als einen der Haupturheber dieser Gräuelscenen ansehen, er schäumte vor Wuth darüber, daß man endlich dem Niedermetzeln ein Ende machte.

Indessen erhob sich eine mächtige Parten gegen Marat und seinen Anhang, die Brissotiner. Diese hatten bald das Glück, so wohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen. Nicht so gut aber gelang es ihnen in Pa[illegible], wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Municipalität, die Oberhand

erhielten und es endlich dahin brachten, daß die Brissottiner größten Theils das Blutgerüst besteigen mußten.

Den Prozeß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit größerem Eifer und stärkerer Wuth, als Marat. Er konnte seine teuflische Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Convente zum Verhöre erscheinen mußte. Die Hinrichtung dieses Monarchen lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich mit seinen Genossen verschwor, falls der Convent ihm nicht das Todesurtheil spräche, die Ermordung desselben mit Gewalt durchzusetzen. „Der Tag, sagte er öfters, da der Tyrann sterben wird, soll ein Festtag seyn für mich und die Republik! Sein, über den König ausgesprochenes Bluturtheil zeigt es zur Genüge, daß die Bemerkung wahr ist, welche damahls oft gemacht ward, daß Marat alle die Frevel, deren man ihn mit so vielem Grunde beschuldigte, auf seine Gegner zurück schob.

Als über den Aufschub der Hinrichtung des verurtheilten Königs debattirt wurde, trat Marat auf und sagte: Die Republik wird nur ein Kartenhaus seyn, so lange der Kopf des Tyrannen nicht abgeschlagen ist. Ludwig muß in 24 Stunden sterben! Bey dem nahmentlichen Aufrufe ging Marats Vorschlag durch, und Frankreichs Ehre war dahin!

Seit dieser schrecklichen Katastrophe wüthete Marat, so wohl vermöge seines Einflußes in

die Berathſchlagungen des Conventé, als auch durch ſeine ſcheußlichen Broſchüren, in denen er einſt unter andern die Hinrichtung von noch wenigſtens 200,000 Menſchen verlangte, unaufhörlich fort. Seinen fluchwürdigen Bemühungen vorzüglich ſchrieb man die, am 23. Februar 1793 vorgefallene ſchreckliche Plünderung der Warenlager und Kramladen in Paris zu; er erregte im Convente oft die entehrendſten Auftritte, und als die Verſammlung es wagte, ein Arreſtdecret gegen ihn zu geben, war ſein Gang zum Gefängniſſe und zum Verhöre von da, ein wahrer Triumphzug, und der Pöbeljubel wurde allgemein, als Marat freygeſprochen wurde.

Schwerlich ſah man je einen auſſerordentlichern und poſſirlicheren Aufzug, als den, da Marat mit einer Eichenkrone geſchmückt, von einem unzählbaren Haufen echter Sansculotten, als „der unſterbliche Vertheidiger der Volksrechte" im lauteſten Jubel und Freudengeſchrey, unter dem Spiele der Pfeifen, Schalmeyen, Flöten und Trommeln, nach dem Conventsſaale gebracht, und hier von neuem gleichſam inſtallirt wurde.

Durch ſeine Behauptung: „Wir müſſen den Reichen nicht ſo viel übrig laſſen, daß ſie ſich den Hintern bedecken können" trug Marat nicht wenig zu den abſcheulichen allgemeinen Plünderungen aller wohlhabenden Leute in Frankreich bey. Daß er an der Verurtheilung der Briſſotiner oder Girondiſten

thätigen Antheil genommen habe, iſt ſchon oben erwähnt worden.

Endlich aber kam die Stunde dieſes Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31. May, brachte viele Departements, beſonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Convent auf; ſie beſchloßen eine bewaffnete Macht nach Paris zu ſenden, und die Stadt Caen im Calvados-Departement ſollte der Mittelpunct ihrer Vereinigung ſeyn.

Charlotte Corday war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Mannſchaft, gegen die Anarchiſten in Paris loszubrechen; ſie bebte zurück vor dem Gedanken des nahen Bürgerkriegs, traurige, bange Betrachtungen erfüllten ihre Seele über das ungewiſſe Schickſal, ſo mancher wackern Jünglinge und Männer; ihr Unwille gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, ſtieg aufs höchſte, ſie nahm ſich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwenden, reiſete nach Paris, und, — es war am 13. July 1793 — machte dem Unmenſchen durch einen, mit wahrem Heldenmuthe ausgeführten Meſſerſtiche ins Herz, ein Ende.

Wenn nun gleich dieſer nichtswürdige, verabſcheuungswürdige Menſch nach ſeinem Tode von ſeinen Anhängern mit dem ehrenvollen Nahmen: Freund der Menſchheit, Vertheidiger der Rechte des Volks, Vater des Vaterlands, oder Apoſtel der Revolution.

Mär-

Märterer und Bollwerk der Freyheit ꝛc. ꝛc. belegt, wenn er gleich allgemein betrauert, nachher vergöttert, und unter die neuen Heiligen versetzt wurde, so bleibt es immer klare unumstößliche Wahrheit: Marat war eins der größten moralischen Ungeheuer, welches die ganze Geschichte aufzuweisen hat. Die Einwohner Frankreichs scheinen auch, nachdem sie durch die kostbarste aller Erfahrungen, durch Schaden, durch unaussprechlichen nie zu berechnenden Schaden, belehrt worden sind, hiervon überzeugt zu seyn, da man jetzt nichts hassenswürdigeres kennt, als den Terrorismus, dessen schrecklichster Prediger Marat, fluchwürdigen Andenkens war.

Franz Siegfried Riecke,

Mörder seines Richters.

(Auszug aus Criminal-Acten.)

Franz Siegfried Georg Riecke, ward im Jahre 1742 zu Salzgitter, im Hildesheimi-

ſchen geboren, wo ſein Vater, ein Preuſſiſcher Soldat, ſich damahls auf Werbung befand.

Von dieſem, welcher zugleich Bürger, und Bleicher zu Halberſtadt war, ward er in der proteſtantiſchen Religion erzogen, und blieb bis ins 16te Jahr im väterlichen Hauſe, mußte aber darauf, während des ſiebenjährigen Krieges unter den königl. Preußiſchen Truppen Dienſte nehmen.

Nach hergeſtelltem Frieden diente er noch 5 oder 6 Jahre fort, erheirathete ſich eine Bleiche mit einer aus Halberſtadt gebürtigen Witwe, mit welcher er mehrere Jahre ganz zufrieden lebte.

Im Jahre 1769 verlangte er ſeinen Abſchied, konnte ihn aber nicht ſogleich erhalten, und ging daher heimlich, mit Zurücklaſſung ſeiner Frau und ſeines Kindes, nach Amſterdam.

Hier arbeitete er ein halbes Jahr in einer Zuckerfabrik, begab ſich darauf ins Hannövriſche, und ließ ſich am 19. Februar 1770 bey dem 10ten Infanterieregimente zu Hannover als Grenadier anwerben.

In den fünftehalb Jahren, die er im Dienſte zubrachte, betrug er ſich gut, und zur Zufriedenheit ſeines Hauptmannes, doch gab er ſchon damahls Proben ſeiner Heftigkeit und Widerſetzlichkeit, wegen welcher er zwey Mahl eine Regimentsſtrafe erdulden mußte.

Im Jahre 1774 nahm er ſeinen Abſchied, betrieb einen kleinen Handel mit Porcellain, Citronen u. dgl., welchen er ſchon als Soldat an-

gefangen hatte, eifriger, und ließ ſeine Frau von Halberſtadt kommen.

Als dieſe nach etwa zwey Jahren, ihrer ſchwächlichen Geſundheitsumſtände wegen, nach ihrer Vaterſtadt zurück kehrte, und bald darauf ſtarb, ließ Rieche ſich 1777 in Linden, einem Dorfe, dicht vor Hannover, welches unter gräflich Platenſcher Gerichtsbarkeit ſtehet, nieder, und verheirathete ſich da im folgenden Jahre mit einer Witwe, die zwölf Jahre älter war, als er, und ihm zwey Söhne zubrachte.

Anfangs lebte er mit ihr gut und zufrieden, beſorgte ſeinen Handel, zu deſſen glücklichem Fortgange ein Paar vortheilhaft lautende Zeugniſſe des Gerichtshalters Bündell ſchon vieles beygetragen hatten, fleißig und ordentlich, und erwarb ſich durch denſelben ein für ihn anſehnliches Vermögen. Kaum aber waren die Stiefſöhne herangewachſen, als der Argwohn des Vaters, die Mutter wende ihren Kindern heimlich etwas zu, und mache aus Liebe zu ihnen unnöthige Ausgaben, zu unzähligen Mißhelligkeiten und Zänkereyen Anlaß gab.

Rieche fing jetzt an, unordentlich zu leben, verſäumte den Gottesdienſt, ging nicht mehr zum Abendmahle, vernachläſſigte ſeinen Handel, und begegnete ſeiner Frau ſo wohl, als den Stiefſöhnen, mit einer ſolchen Härte, daß ſie ſich verſchiedene Mahle von ihm zu entfernen genöthiget ſahen, und einmahl nur durch die Vorſtellungen und Vermittelung des Gerichtshalters Bündell zu ihm zurück zu kehren vermocht wurden.

Eine im Jahre 1784 an einem Sonntage vollzogene grauſame Züchtigung eines ſeiner Stiefſöhne, bey welcher er durch ſein wüthendes Betragen einen Auflauf veranlaßte, brachte ihn in Arreſt und zu dreytägigem Gefängniſſe.

So gerecht dieſe Strafe war, ſo wenig konnte ſich der, von ſeiner vorgefaßten Meinung, daß ihm ein unbeſchränktes Recht, ſeine Kinder zu beſtrafen, zuſtehe, verblendete Riecke, davon überzeugen. Ihm ſchien vielmehr das Verfahren des Gerichtshalters ungerecht zu ſeyn. Er nahm daher zum Gerichtsherrn ſeine Zuflucht, und verlangte zugleich, daß ſeine Ehefrau, welche nach dem Arreſte ihn wiederum verlaſſen hatte, angehalten werden ſollte, unverzüglich zurück zu kehren.

Allein, auch der Gerichtsherr überzeugte ſich bald, daß das Verfahren des Gerichtshalters den Umſtänden ſo wie die erkannte Strafe, dem Vergehen angemeſſer ſey, und Riecke ward in einem, von erſterem mit unterſchriebenen Beſcheide dahin bedeutet, daß bey fernerer Widerſetzlichkeit ihm, als einem unruhigen Unterthanen, der weitere Aufenthalt in Linden unterſagt werden ſollte. Da auch die Rieckeſche Ehefrau angezeigt hatte, daß ſie es bey ihrem Ehemanne nicht länger aushalten könne, und von ihm getrennt zu werden wünſche; ſo veranlaßte dieſes, daß zugleich beyde Theile, indem es dem Gerichte Linden, hierüber zu entſcheiden, nicht zukam, damit an das k. Conſiſtorium verwieſen wurden.

Auf das von der Ehefrau vor dieſem Gerichte angebrachte Geſuch um Trennung der Ehe, um

Bestimmung wöchentlicher Alimentengelder, und um Sequestrirung ihrer Habseligkeiten, erfolgte von dem Consistorio eine Entscheidung, durch welche für die Sicherheit ihres Eingebrachten gesorgt, sie aber auf weitere Vorstellung des Mannes, wieder zu ihm zurück zu kehren, angewiesen wurde.

Allein nach der Zurückkunft derselben, gerieth Rieche, der abermahls ungerecht behandelt zu seyn glaubte, und das Betragen des Gerichtshalters so auslegte, als habe derselbe seine Frau gegen ihn beym königl. Consistorio aufgehetzt, und ihm sein Vermögen geraubt, von neuem mit ihr in Streit, wodurch sie bewogen wurde, ihn so fort wieder zu verlassen. Er verfolgte sie bis auf die Straße, und gerieth bey dieser Gelegenheit, im Jahre 1785 mit seinen Stiefsöhnen und mehreren herbey eilenden Leuten in eine heftige Schlägerey. Diese hatte nun, da die angestellten Versuche, ihn mit seiner Frau wieder auszusöhnen, vergebens gewesen waren, die Folge, daß, zu Vermeidung mehreren Unheils, eine einstweilige Trennung beyder Eheleute vom Tische und Bette erkannt, auch der Ehefrau ihre vorhin schon auf Befehl des königl. Consistoriums in gerichtlichen Verwahrsam genommenen Effecten ausgeliefert wurden.

Rieche erhob darauf gegen mehrere in der Schlägerey verwickelt gewesene Leute beym Gerichtshalter Bündell verschiedene Beschwerden, welche seine Unschuld und das von andern ihm widerfahrne Unrecht darthun sollten, konnte sie

aber nicht beweiſen. Vielmehr lernte man bey dieſer, ſo wie auch bald darauf bey einer andern Gelegenheit, da er nähmlich nach abgelaufener Miethszeit ſeine Wohnung nicht räumen wollte, ſondern erſt durch gerichtliche Hülfe dazu angehalten werden mußte, nur noch mehr ſeine unbiegſame und beſtitze Gemüthsart kennen. — Von nun an ſtieß auch Rieche die fürchterlichſten Läſterungen und Drohungen öffentlich gegen den Gerichtshalter aus, betrug ſich ſogar im Gerichte empörend, und widerſetzte ſich wörtlich und thätlich der Wache, welche ihn auf Befehl des Gerichts arretiren ſollte.

Hierdurch brachte er es denn endlich dahin, daß er bey dem Amte Kalenberg in Criminalunterſuchung gerieth, und die königl. Juſtizkanzley, mit Einſtimmung der königl. Landesregierung, um das Anſehen des Gerichts Linden aufrecht zu erhalten, ihn ſelbſt aber, wo möglich auf beſſere Wege zu leiten, ſich genöthigt ſah, denſelben im Sommer 1786 auf ſechs Monathe zum Feſtungsbaue nach Nienburg zu verurtheilen.

Seine Vermögensumſtände waren vorhin ſchon durch ſeine unordentliche Lebensart, bey welcher ſein Handel liegen blieb, zerrüttet, und als er nach ausgeſtandener Strafe von Nienburg zurück kam, fand er ſie noch mehr in Verfall gerathen. — Je mehr ſein Unglück zunahm, deſto weniger konnte er ſich überzeugen, daß Er allein die Urſache deſſelben ſey; er ſuchte ſie lediglich in ſeiner Frau und dem Gerichtshalter, und

reitzte ſeine Rachſucht unaufhörlich durch dieſen Gedanken.

Im Jahre 1788 gab er, theils bey der Juſtizkanzley, theils beym Conſiſtorio mehrere Klagen gegen den Gerichtshalter ein, in welchen er dieſen beſchuldigte, daß er ihn unrecht gerichtet, ihn um ſein Vermögen, um Geſundheit und Ehre gebracht, ſeine Frau verführt, und ſeinen Klagen kein Gehör gegeben habe; richtete aber, da man den Ungrund ſeiner Beſchwerden, die man ſchon vorhin unterſucht hatte, kannte, nichts damit aus, und kam nun auf den ſchrecklichen Gedanken, durch Rache an ſeiner Ehefrau oder dem Gerichtshalter, den er jedoch mehr als jene ſchuldig hielt, ſich ſelbſt die eingebildete Gerechtigkeit zu verſchaffen.

In dieſer Abſicht entwendete er im Jahre 1789 aus einem Wirthshauſe, in welchem er übernachtete, ein über ſeiner Schlafſtelle hängendes Piſtol, und verbarg es mit ſolcher Sorgfalt, daß niemand, ſelbſt ſeine Magd nicht, die beſtändig um ihn war, erfuhr, daß er dasſelbe beſaß.

Mit dieſer Perſon, die er auch verſchiedentlich für ſeine Frau ausgab, hatte er, nachdem er nach ſeiner Zurückkunft von Nieuburg noch etwa ein Jahr lang in Linden ſich aufgehalten haben mochte, bisher kümmerlich auf einem Garten von Hannover gelebt, begab ſich aber nunmehr nach Döhren und zuletzt nach Graſtorf, wo er, auf alle gute Zeugniſſe, die er noch vom Ge-

richtshalter Bündell hatte, bey einem dortigen Einwohner ein Quartier erhielt.

Sein Elend wuchs täglich, er verkaufte die ihm noch übrigen Waren, zog darauf mit selbst verfertigten Pfeifenkapseln und Knittelstricken, deren Verkauf ihn kaum ernährte, umher, bettelte auch, jedoch aus Ehrgeiz nie im Hannöverischen und an Orten, wo man ihn kannte, ward seines Lebens überdrüßig, und indem er dabey den Gedanken an Rache beständig nährte, so gedieh sein fürchterlicher Vorsatz, den Gerichtshalter zu ermorden, zur Reife.

Wie indeß hierbey seine Absicht, außer der Befriedigung seiner Rache, zugleich auch die war, daß er die Obrigkeit von dem ihm vermeintlich widerfahrnen Unrechte überzeugen wollte, so trug er alle seine Beschwerden, welche jedoch bey nachheriger Untersuchung sämmtlich ungegründet und unglaublich befunden worden, in ein Buch zusammen, versiegelte es, und legte es mit einer Aufschrift an die Obrigkeit, auf den Fall seiner künftigen Arretirung, in seiner Wohnung nieder.

Nunmehr suchte er, durch Einklagung einer kleinen Forderung, die er noch in Linden auszustehen hatte, von welcher er aber selbst wohl einsah, daß dabey nichts zu erhalten sey, dem Gerichtshalter beyzukommen, ging mit einem geladenen Pistol zu ihm, ließ sogar seinen Gegner nicht zum Eide, um in einem zweyten Termine eine sicherere Gelegenheit dazu zu finden, ward aber auch in diesem Termine noch wegen der Gegenw. ? einiger Personen von dem Verbrechen ab-

gehalten. — Doch selbst diese hielt ihn endlich nicht mehr von der Ausführung seines verruchten Zweckes ab.

Am 30. Nov. 1790 sagte er des Morgens zu seiner Magd, er gehe jetzt nach Linden; wenn er am Abende nicht zu Hause komme, so sey er mit dem Gerichtshalter in Wortwechsel gerathen, und an das Amt Kalenberg geliefert worden. Dahin möge sie ihm seinen Rock bringen, damit er im Gefängnisse keinen Frost leide. Er ging darauf nach Linden zu, probierte unter Wegs sein Pistol, und lug es wieder von neuem. Um 1 Uhr kam er ins Haus des Gerichtshalters, und verlangte diesen, nunmehr unter dem Vorwande, daß er ihm Gerichtsporteln, (welche derselbe ihm verschiedentlich creditirt hatte) bringen wolle, zu sprechen. Da die Magd versicherte, der Gerichtshalter sey nicht zu Hause, sie wolle aber das Geld richtig überliefern, so entfernte er sich mit der Antwort, daß er ihn selbst sprechen müsse, und nach dem Mittagessen wieder kommen wollte. Um halb drey Uhr fand er sich wieder ein. So bald der Gerichtshalter zu ihm auf die Diele kam, übergab er demselben ein versiegeltes Papier, statt des Geldes, das er sorgfältig eingewickelt hatte, und indem jener mit der Eröffnung des Papiers beschäftiget war, erschoß er ihn mit dem schon längst zu dieser Absicht entwendeten Pistol, in Gegenwart der beyden Mägde des Gerichtshalters.

Nach vollendeter That ging er, mit der Pistole unter dem Arme, über die Straße, ließ sich auf entstandenen Lärm ganz gelassen greifen, und

ins Gefängniß führen. Hier zeigte er anfänglich nicht die mindeste Reue über sein begangenes Verbrechen. Die erste Rührung schien er beym Anblicke des entseelten Körpers zu empfinden, wobey er äußerte, daß es ihm nicht zugestanden habe, die That zu begehen, und daß er wünsche, sie ungeschehen machen zu können. Auch hat er nachher die Abscheulichkeit der That selbst zu wiederhohlten Mahlen erkannt, ohne jedoch im Geringsten von seinen handgreiflich ungegründeten Beschuldigungen gegen den Gerichtshalter und andere Personen, die er für seine boßhaften Feinde hielt, etwas zurück zu nehmen.

Am 23. Februar 1791 ward er wegen der verübten vorsetzlichen und hinterlistigen Mordthat mit eisernen Keulen, durch Zerschmetterung seiner Glieder von oben herab, hingerichtet, und sein entseelter Körper aufs Rad geflochten.

Reinhard Choiſeul und Eliſe Dreux. *)

Eine Scene aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Der Graf von Dreux, ein Sohn des wackern Roberts von Frankreich, der den nähmlichen Titel und den Beynahmen des Großen trug, und der Ritter von Choiſeul, den ſeine Heldenthaten und ſeine edlen Sitten noch mehr, als ſeine Geburt zu einer Zierde des Hofes Philipp Auguſts machten, waren von Jugend auf ſo warme und biedere Freunde, daß man ſie überall als Muſter einer ſeltenen Freundſchaft anführte. Beyde hatten an einem Tage Hochzeit und verſprachen ſich, wenn ſie Kinder von verſchiedenem Geſchlechte bekommen ſollten, ſie mit einander zu vermählen, um ihren heiligen Bund auch auf ihre Nachkommen fortzupflanzen.

Ritter Choiſeul bekam einen Sohn, welcher Reinhard genannt wurde, und der Graf von Dreux

*) Der Titel der Franzöſiſchen Ueberſchrift iſt: Histoire veritable de la plus tragique et jamais assez deplor des tant loyales et honnestes amours de Raynard de Choiseul et d' Alice de Dreux, advenues par la grande mauvaiseté et de loyauté d' Valeran de Corbie. Auch ſehe man: Dieces inedites et peu connues pour servir a l' historie. Tom. II.

eine Tochter, der man den Nahmen Eliſe beylegte, dieſe Kinder wurden mit einander erzogen und entſprachen ſo ganz den Abſichten ihrer Aeltern, daß ſie bereits, als ſie kaum lallen konnten, immer beyſammen ſeyn wollten, ſich überall aufſuchten und einander herzlich zu lieben begonnen.

Beyde nahmen an Vorzügen jeder Art zu, und mit ihnen wuchs ihre Liebe. Der junge Reinhard kündigte ſchon alle Talente und Verdienſte ſeines Vaters an. Eliſe war ein Wunder der Natur, mit allen Reitzen und Tugenden ihres Geſchlechts begabet. Mit gleicher Fertigkeit wußte ſie einen Wurfſpieß und ein Reitpferd zu regieren, und von ihren Fräulein begleitet, bekämpfte ſie an der Seite ihres jungen Liebhabers die Thiere des Waldes. Bloß um ihn nicht zu verlaſſen, hatte ſie ſich auf dieſe Uebungen gelegt, und ſich ſogar oft mit ihm im Ringen und Fechten verſucht; auch ſah man ſie ſtets beyſammen, ohne daß es Aufſehen machte. Die beyderſeitigen Aeltern kannten die Ehrliebe Reinhards und die Tugend ſeiner Verlobten zu wohl, um ihre Vertraulichkeit zu ſtören; ſo bald ſie aber das mannbare Alter erreicht hatten, beſchloßen ſie ihre Vermählung, um bald Enkel von ihnen umarmen zu können.

Indeſſen hatte Eliſe das Unglück gehabt, die Blicke des Ritters Valeran von Corbie zu feſſeln, den keine von Reinhards Vollkommenheiten, wohl aber alle ihnen entgegengeſetzten Untugenden auszeichneten.

Die Nachricht von der Verbindung verſetzte ihn in die äußerſte Wuth; und da ſeine wiederhohlten

An-

Anwerbungen von Eliſens Vater immer mit Glimpf abgewieſen wurden, ſo glaubte er, dieſe Ehe auf keine andere Art hintertreiben zu können, als wenn er Reinharden bey ſeiner Geliebten durch die Anſchuldigung verleumdete, daß er die ihr geſchworne Treue gebrochen, und ſein Herz einer andern zugewendet habe.

Ob er aber gleich ſeinen Plan mit aller Vorſicht und Argliſt angelegt hatte, ſo ließ Eliſe ſich dadurch doch nicht irre machen, und wollte nicht einmahl zugeben, daß ihr Geliebter ſich rechtfertige. Es war aber Reinharden nicht genug, daß ſeine Braut ſeiner unverbrüchlichen Treue Gerechtigkeit erwies, er wollte auch den Verräther, der es gewagt hatte, ihn anzuſchwärzen, zum Widerruf zwingen; er forderte ihm zum Zweykampfe heraus, entwaffnete ihn, und ſchleppte ihn zu Eliſens Füßen, wo er ſeine Boßheit bekennen mußte. Valeran bath um Gnade, und beſchwor ſie, ihn durch Bekanntmachung ſeines Verbrechens nicht öffentlich zu beſchimpfen. Die ſchöne Eliſe, deren Herz eben ſo edel als mitleidig war, willigte darein, und ein Gleiches verſprach ihm Reinhard, der gegen ſeinen Ueberwundenen eben ſo wenig Groll hegen konnte, er ſetzte gar keine Bedingungen darauf, wozu ihn doch die Kampfgeſetze berechtigten. Wie viel beſſer hätte er gethan, wenn er dieſes unſelige Verſprechen nicht geleiſtet, und ſeinen niederträchtigen Gegner durch die Offenbarung ſeines Frevels außer Stand ge-

sehr hätte, fernerhin am Hofe zu erscheinen, und ihm durch neue Verbrechen zu schaden.

Valeran, der sich nicht entschließen konnte, bey der Hochzeit des jungen Paares, welche mit prächtigen Ritterspielen und andern herrlichen Festen gefeyert wurde, zugegen zu seyn, machte sich voll Verzweiflung des Nachts auf den Weg, um in fremden Landen sich im Kriege herum zu tummeln.

Nach fünf Jahren kam er zurück, ohne daß die Abwesenheit fähig war, das Bild Elisens aus seiner Seele zu vertilgen; er glaubte sie vielmehr noch weit schöner und weit zärtlicher gegen den glücklichen Reinhard zu finden. Er konnte die Seligkeit des jungen Paares nicht ansehen, ohne zu knirrschen; die Wuth bemächtigte sich seiner Seele, und, der Sanftmuth uneingedenk, womit sie ihm begegnet waren, benutzte der niederträchtige Böſewicht die Zeit, da Reinhard abwesend war, um einige rebellische Vasallen zu bändigen, und beschloß, alles zu wagen, um seine Rache zu befriedigen.

Zu diesem Ende wendete er sich an die Königinn, welche als Elisens Base, die Aufsicht über sie führte, und beschuldigte sie, daß sie ihre Ehre verletzt habe. Zur Unterstützung seiner Aussage erdichtete er so viele Umstände, daß die Königinn, ob sie gleich Elisens Keuschheit kannte, und Valerans Anklage sehr verdächtig fand, sie dennoch rufen ließ, und ihr des Verräthers Anbringen mit dem Beysatze eröffnete, daß sie sich gegen seine Auf-

bürdungen rechtfertigen ſollte; inzwiſchen aber dem Valeran ein ſtrenges Stillſchweigen auferlegte.

Grenzenlos war Eliſens Kummer, nicht über das Vorbringen der Königinn, ſie wußte ſich unſchuldig; ſondern über die Gefahr, die ihrem Gemahle ihretwegen drohete. In der Ueberzeugung, daß Valeran nicht ſchweigen, und dadurch zwiſchen beyden einen Zweykampf auf Tod und Leben veranlaſſen würde, konnte die Unglückliche ihre Augen keine Minute ſchließen, ohne ihren geliebten Reinhard, in vollem Gefechte mit ſeinem Blute bedeckt, zu erblicken.

Dieſes ſchreckliche Bild quälte ſie unabläſſig ſo, daß ſie endlich glaubte, ſie könne und müſſe ſich auf keine Art davon befreyen, als wenn ſie ſich entſchlöße, ihr Unrecht ſelbſt zu rächen, ehe ihr Gemahl, den ſie ſtündlich erwartete, zurück käme, und ſich gegen den ſchändlichen Verleumder in den Kampf wagte.

In dieſer Abſicht ſchrieb ſie in Reinhards Nahmen an den König und meldete ihm, daß er heimgekommen ſey, um die Ehre ſeiner Gattinn in den Schranken zu vertheidigen; und um ſie nicht in Schrecken zu ſetzen, noch ungerochen vor ihr zu erſcheinen, erſuchte ſie ihn um die Gnade, den Tag des Kampfes ohne die Benennung der Kämpfer, anzuberaumen. Der König willigte in ihr Begehren.

Als der furchtbare Tag erſchien, zog Eliſe eine von ihres Gemahls Rüſtungen an, faßte ih-

ren Sohn, die einzige Frucht ihrer Ehe, in ihre Arme, küßte ihn tausend Mahl, benetzte ihn mit ihren Thränen, und verließ ihn mit brechendem Herzen.

So bald der König, die Königinn und der ganze Hof auf den zu diesem Ende errichteten Bühnen ihre Plätze eingenommen und die Kampfrichter die Streiter aufgerufen hatten, ließ der König durch einen Herold ihre Nahmen, ihren Stand und die Ursache ihres Zweykampfes auskündigen. Kaum war das Zeichen des Angriffes durch den Schall der Trompeten gegeben, so rannten die beyden Kämpfer wüthend auf einander los, und versetzten sich so schreckliche Hiebe, daß der Ausgang lange zweifelhaft blieb. Allein Elise, die den Tod verachtete, wenn sie nur ihre Ehre rächte, stürzte plötzlich und mit zurückgeworfenem Schilde auf ihren erstaunten Feind ein, und versetzte ihm eine so tiefe Wunde, daß er in seinem Blute schwimmend zu Boden fiel. Jetzt sprang die Amazone auf ihn zu, und drohete ihm das Garaus zu machen, wenn er nicht öffentlich seine schwarze Verleumdung gestände. „Ja sagte der Verräther, die Wuth allein hat mich bewogen, Elisen zu verunglimpfen . . . und noch jetzt bewegt sie mich zur Rache an ihrem Manne.“ Bey diesen Worten sammelte der Barbar seine übrigen Kräfte, und stieß seinen Ueberwinder, den er für Reinharden hielt, einen verborgenen Dolch in die Brust. Die unglückliche Elise stürzte zur Erde; aber indem sie hinfiel, zerriß ein Riemen ihres

Helmes, und deckte ein verborgenes Geſicht auf, in welchem die ſchaudernden Zuſchauer die Züge dieſer bewundernswürdigen Heldinn erkannten.

Der König, die Königinn und alle Hofleute flogen ihr zu Hülfe. Der König verwünſchte den Augenblick, da er dieſen Kampf erlaubte; die Königinn die Stunde, da ſie den Läſterungen des abſcheulichen Valeraus Gehör gab.

Was aber die Grauen dieſer Scene vollendete, war Reinhard, der in dieſem Momente anlangte, bey Erblickung ſeiner ſterbenden Eliſe einen entſetzlichen Schrey ausſtieß, und zu den Füßen des edlen Weibes niederſtürzte. Er kam nur ins Leben zurück, um ihm ein Ende zu machen, indem er ſich mit ſeinem Schwerte das Herz durchſtoßen wollte. Seine Freunde hinderten ihn daran, und während ſie ſeinen Arm aufhielten, warf Eliſe ihm einen zärtlichen Blick zu, und ſagte mit erlöſchender Stimme: „Reinhard, mein Reinhard!“ halt ein! Du weißt, wie ſehr ich dich immer liebte ..... Du hätteſt meine angetaſtete Ehre mit Gefahr deines Lebens vertheidigt ..... dieſes fürchtete ich. Ich habe ſie gerächt und ſterbe deiner würdig ..... Du kannſt mir aber meinen Tod verſüßen ..... gib mir deine Hand darauf. — Rede, Eliſe, ich ſchwöre es Gott, ich ſchwöre es dem Könige, daß ich dein Verlangen erfüllen werde. — Lebe mein Freund ..... lebe für unſer Kind ..... Sey ihm Mutter und Vater ..... laß mich dieſe Gewißheit mit ins Grab nehmen .....

Aechzend und ſchluchzend wiederhohlte Reinhard ſeinen Schwur; der König both ſich zu ſeinen Bürgen an: und als ob die gute Eliſe nur noch dieſen Troſt erwartet hätte, verſchied ſie einen Augenblick darauf in den Armen ihres jammernden Gatten.

In eben dieſer Buchhandlung ſind auch zu haben:

Anſichten, neue, merkwürdiger Erſcheinungen der Natur, der Länder- und Völkerkunde aus allen Welttheilen, und beſonders aus der Oeſterreichiſchen Kaiſerthume. Nach den neueſten Werken, Humboldts, Bonplands, Pallas, Buchs, Azara's, Perins, Kruſenſterns, Lichtenſteins, Chateaubriands, Zimmermanns und Flörkes unterhaltende und lehrreiche Lectüre für gebildete Leſer. 2 Th. mit 2 Kupf. 8.

Eiſenſchmieds (Leonh.) eines Oeſterreichiſchen Unthans, merkwürdige Land- und Seereiſen durch Europa, Afrika und Aſien. Eine wahre Geſchichte aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Mit einer getreuen Beſchreibung verſchiedener Länder, Inſeln, Völker, ihrer Sitten und Gebräuche. Zweyte Aufl. 2. Th. 8.

Frühlingsblüthen. Eine Sammlung der auserleſenſten Erzählungen. Ein Geſchenk für gebildete Leſer. 12.

Galeerenſclave, der, oder die traurigen Schickſale meines Lebens. Von mir ſelbſt geſchrieben. 2. Aufl. 8.

Geſchichte von Miß Lony, und der ſchöne Bund, von Sophie Witwe von La Roche. 8.

Gullivers Reiſen zu verſchiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens. Von neuem aus dem Engliſchen überſetzt. 4 Bände. Mit Titelkupfern. 8.

Herbſtblumen. Eine Sammlung der auserleſenſten Erzählungen. Ein Geſchenk für gebildete Leſer. Mit Kupf. 8.

Lichtenbergs (G. C.) witzige und launige Sittengemählde nach Hogarth, für gebildete Leſer bearbeitet und herausgegeben von J. Schwinghamer. Mit 2 groſſen in Kupfer geſtochenen Hogarthiſchen Abbildungen. 2 Th 8.

Macht, die, des Vorurtheils, oder Haus Kilian Saſafras abenteuerliche Wanderſchaft. 8.

Menſch, der, ohne Maske. Eine Roman. Nach dem Engliſchen, eines hinterlaſſenen Manuſcripts, vom Verfaſſer vom Yoricks empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Mit Titelkupfer, Vignette und geſtochenem Titel. 2. Bd. 8.

Orpheus der Zweyte. Oder: Dominik Koloſons Abenteuer. Von ihm ſelbſt geſchrieben 8.

Oſt- und Weſtindienfahrer, der, oder Geſchichte Chriſtian Claus Ewald. Eine Robinſonade. 8.

Riſor (Demokritus) Neueſte Sammlung auserleſener ſcherzhafter Anecdoten, witziger Einfälle und Lächerlichkeiten, zur Aufheiterung des Geiſtes, und angenehmer Unterhaltung geſellſchaftlicher Zirkel. 8.

Sommerroſen. Eine Sammlung der auserleſenſten Erzählungen. Ein Geſchenk für gebildete Leſer. Erſter Anhang zu den Frühlingsblüthen. 12.

Wagner (S. C.) Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten. Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und ſchädlicher Romane. 6 Theile mit Kupfern 8.